







Donat Agor

II. 82

Fürich





Hermann Kutter in seinen Briefen 1883-1931

Hermann  
Kutter  
in seinen  
Briefen  
1883-1931

Herausgegeben von  
Max Geyer und Arthur Lind  
unter Mitwirkung von Dr. Rudolf  
und Frieda Geyer

Chr. Kaiser



# Hermann Kutter in seinen Briefen 1883–1931

Herausgegeben von  
Max Geiger † und Andreas Lindt  
unter Mitarbeit von Uli Hasler  
und Frieder Furler

Chr. Kaiser



Publiziert mit Unterstützung des  
Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der  
wissenschaftlichen Forschung.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Kutter, Hermann:**

Hermann Kutter in seinen Briefen : 1883 – 1931 /  
hrsg. von Max Geiger u. Andreas Lindt.

Unter Mitarb. von Uli Hasler u. Frieder Furler.

NE: Kutter, Hermann: [Sammlung]

– München : Kaiser

ISBN 3-459-01514-4

© 1983 Chr. Kaiser Verlag, München

Alle Rechte vorbehalten, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der  
fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung; Fotokopieren nicht  
gestattet. –

Umschlag: Ingeborg Geith, München. Gesamtherstellung: Buch-  
und Offsetdruckerei Georg Wagner, Nördlingen.

---

## INHALT

---

Vorwort . . . . .	7
Einleitung . . . . .	9
Die Briefe 1883-1931 . . . . .	29
Korrespondenten und Adressaten der Briefe . . . . .	613
Gesamtverzeichnis der erhaltenen Briefe von und an Hermann Kutter . . . . .	627
Personenregister . . . . .	679
Bildernachweis . . . . .	689





---

## VORWORT

---

Schon 1964 kündigte Hermann Kutter junior im Vorwort des Buches über seinen Vater die baldige Publikation einer Auswahl von dessen Briefen an. Wenn seither bis zum Erscheinen dieses Bandes fast zwei Jahrzehnte verstrichen sind, so hat dies verschiedene Gründe.

Zunächst hatte der Basler Kirchenhistoriker Max Geiger es übernommen, die wissenschaftliche Edition der Briefe Hermann Kutters vorzubereiten und zu betreuen. Er hat aus dem umfangreichen Gesamtbestand die zu publizierenden Briefe ausgewählt. Seine Assistenten Uli Hasler und Frieder Furler haben im wesentlichen den Anmerkungsapparat erstellt. Ihnen gebührt für ihre langjährige und entsagungsvolle Arbeit Dank und Anerkennung.

Max Geigers Erkrankung und sein Tod am 2. Dezember 1978 verzögerten und gefährdeten dann den Fortgang des Editionsvorhabens. In der Folge habe ich es übernommen, das begonnene Werk zum Abschluß zu bringen. Das war für mich die Erfüllung einer Freundschaftspflicht gegenüber dem schmerzlich früh verstorbenen Kollegen, zugleich aber auch ein gern geleisteter Dienst am Andenken Hermann Kutters. Ich habe Text und Anmerkungen für die Publikation nochmals überarbeitet und die Einleitung geschrieben. Frau Renate Lochmann in Berlin besorgte freundlicherweise die Betreuung der Reinschrift.

Der noch lebende Sohn Hermann Kutters, Dr. h. c. Heinrich Kutter in Egg (Kt. Zürich) hat mir im persönlichen Gespräch vieles aus seinen eigenen Erinnerungen an seinen Vater erzählt. Aus seiner Sammlung stammen die meisten Photographien, mit deren Reproduktion wir Persönlichkeit, Briefpartner und Umwelt Kutters dem Leser auch optisch näher bringen können. Ich danke ihm und allen Nachfahren Kutters, die durch ihre Mitarbeit und ihr Interesse mitgeholfen haben, daß diese Edition fertiggestellt werden konnte.

Im Einverständnis mit der Familie Kutter, insbesondere mit Ursula Geiger-Kutter wird der gesamte handschriftliche Nachlaß Hermann Kutters in der Zentralbibliothek Zürich deponiert. Ein Verzeichnis

aller erhalten gebliebenen Briefe von und an Kutter, soweit sie uns bekannt sind, findet sich im Anhang dieses Bandes. In der vorliegenden Ausgabe sind nicht nur Briefe von Kutter, sondern auch Briefe an ihn enthalten. So wird es möglich, das briefliche Gespräch mit manchen seiner Partner ganz mitzuverfolgen. Wir danken allen, die uns bereitwillig das Recht zur Publikation dieser Briefe erteilt haben.

Der Chr. Kaiser Verlag in München, der seinerzeit die letzten Bücher Hermann Kutters herausbrachte und der in der Frühgeschichte der dialektischen Theologie (die sich in Kutters Briefwechsel mannigfach spiegelt) eine so bedeutsame Rolle spielte, hat diesen Briefband schon vor längerer Zeit in sein Verlagsprogramm aufgenommen. Für die gute Zusammenarbeit habe ich sehr zu danken.

Ebenso danke ich meinen Assistenten Simon Kuert und Hermann Kocher wie auch den Hilfsassistenten Benedetg Michael und Lorenz Schilt für alle Hilfeleistungen.

Schließlich wäre die Publikation dieses Bandes nicht möglich gewesen ohne die großzügige Förderung durch den Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Den zuständigen Instanzen und Persönlichkeiten gilt unser aufrichtiger Dank.

Ittigen/Bern, im Juni 1983

Andreas Lindt

---

## EINLEITUNG

von Andreas Lindt

---

Von Hermann Kutter weiß man heute meist nur noch, daß er zu Anfang unseres Jahrhunderts als einer der Väter des religiösen Sozialismus berühmt und berüchtigt war. Kenner erinnern sich, daß er in der Frühgeschichte der dialektischen Theologie, in der Biographie von Karl Barth, Eduard Thurneysen und Emil Brunner eine bedeutsame Rolle spielte. Aber auch das ist im einzelnen kaum geklärt. Während über den anderen Begründer der schweizerischen religiös-sozialen Bewegung, Leonhard Ragaz, eine mehrbändige Biographie<sup>1</sup> und zahlreiche theologische Monographien<sup>2</sup> vorliegen, einige seiner Bücher neu aufgelegt wurden<sup>3</sup> und zwei Bände einer wissenschaftlichen Briefedition erschienen sind<sup>4</sup>, fehlt für Kutter bis heute eine sein umfangreiches Schrifttum, seinen Nachlaß und die biographischen, zeitgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Zusammenhänge auslotende Darstellung seines Lebenswerks. Das von seinem Sohn geschriebene Buch bleibt eine pietätvolle Aneinanderreihung von Lebensdaten und Zitaten<sup>5</sup>.

1 M. Mattmüller: Leonhard Ragaz und der religiöse Sozialismus. Eine Biographie. Band 1 (1957), Band 2 (1968). Ein dritter Band ist in Vorbereitung.

2 A. Lindt: Leonhard Ragaz. Eine Studie zur Geschichte und Theologie des religiösen Sozialismus (1957). – U. Teuscher: Gottesreichserleben und Geschichtsdeologie bei Leonhard Ragaz, in: *EvTh* 23/1963, 62 ff. – H.-U. Jäger: Ethik und Eschatologie bei Leonhard Ragaz (1971). – M. Stähli: Reich Gottes und Revolution (1976). – Cristina Laurenzi: Il »socialismo religioso« svizzero: Leonhard Ragaz (1976). – Silvia Herkenrath: Politik und Gottesreich (1977).

3 Die Gleichnisse Jesu, mit Nachwort von A. Lindt (1971). – Die Bergpredigt Jesu, mit Nachwort von W. Deresch (1971). – Von Christus zu Marx – von Marx zu Christus, mit Nachwort von R. Breipohl (1972).

4 Leonhard Ragaz in seinen Briefen. 1. Band: 1887–1914, mit einer theologischen Einführung von A. Rich (1966), 2. Band: 1914–1932 (1982).

5 Hermann Kutter jun.: Hermann Kutters Lebenswerk (1965). – Ältere theologische Deutungsversuche: E. Steinbach: Konkrete Christologie.



In dieser Einleitung kann – schon aus Raumgründen – Kutters Lebensgeschichte im Umfeld seiner Zeit nicht breit und umfassend dargestellt werden. Wir beschränken uns darauf, das zum Verständnis der Briefe für den heutigen Leser Notwendige über Leben und Werk Kutters zur Kenntnis zu bringen.

Hermann Kutter wuchs in einer vom Neupietismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts geprägten Umwelt auf. Seine denkerische Entwicklung, wie auch Form und Inhalt seines Schrifttums blieben dem Erbe des Pietismus auch in der polemischen Abgrenzung zeitlebens verhaftet.

Die Familie Kutter war im süddeutschen Ravensburg seit vielen Generationen zu Wohlstand und Ansehen gekommen und hatte auch schon mannigfache familiäre Beziehungen zur Schweiz angeknüpft. Hermann Kutters Vater war schon in früher Jugend zu Verwandten am bernischen Bielersee gekommen. Er ist dann ganz in der Schweiz heimisch geworden und hat sich als Geometer und Ingenieur, dann als Sekretär der kantonalen Baudirektion in Bern um den Straßenbau und die Urbarmachung des bernischen Seelands große Verdienste erworben. Seine Frau entstammte einem bernischen Pfarrhaus. Wilhelm Rudolf Kutter hat selber eine autobiographische Skizze hinterlassen, wo er dankbar Rückblick hält auf die Führungen Gottes in seinem Leben<sup>6</sup>.

Die Eltern Kutter gehörten der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Bern an, einer seit 1831 bestehenden Gemeinschaft, die innerhalb der reformierten Landeskirche das Erbe der Erweckungsbewegung hochhielt. Je mehr in der Kirche der theologische Liberalismus das Feld beherrschte, desto intensiver wurde hier im engen Kreis der Gläubigen die eigene Frömmigkeit gepflegt<sup>7</sup>.

Eine Gründung aus den Kreisen der Evangelischen Gesellschaft war

Die Aufnahme des Natürlichen in die Christologie bei Hermann Kutter (1934). – W. Nigg: Hermann Kutters Vermächtnis (1941).

6 Wilhelm Rudolf Kutter: Nachweis der göttlichen Führung in meinem äußeren Lebenslauf (verfaßt 1885). Manuskript im Besitz von Dr. Heinrich Kutter.

7 Vgl. R. Dellsperger / M. Nägeli / H. Ramser: Auf dein Wort. Beiträge zur Geschichte und Theologie der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Bern im 19. Jahrhundert (1981). – A. Lindt: Die »Evangelische Gesellschaft« in der bernischen Gesellschaft und Geschichte des 19. Jahrhunderts, in: Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift für U. Im Hof (1982), 409 ff.

auch die Lerberschule, ein Privatschulwesen, wo im betonten Gegensatz zur freisinnigen Ideologie der Staatsschulen strenge christlich-konservative Prinzipien Schulprogramm und Erziehungspraxis prägten<sup>8</sup>. Hermann Kutter durchlief diese Schule und bestand 1882 die Maturitätsprüfung (Abitur).

Es war die Zeit, wo die angelsächsische Heiligungsbewegung das Gemeinschaftschristentum auch auf dem Kontinent in lebhaftere Bewegung brachte. Gerade unter den bernischen Pietisten führte dies zu neuen Aufbrüchen, aber auch zu heftigen inneren Krisen und Auseinandersetzungen<sup>9</sup>.

Zur geistigen Atmosphäre, in der Hermann Kutter (geb. 1863) aufwuchs, gehörten so die Kritik am landläufigen Kirchenchristentum, der Wille zu völligem Ernstmachen mit dem biblischen Evangelium, das ständige Arbeiten an sich selber und die Neigung, sich tunlichst abzugrenzen, um sich selber und dem eigenen Auftrag treu zu bleiben.

Für den jungen Hermann Kutter ergaben sich wohl schon früh innere Konflikte mit dem Pietismus seiner Umwelt, die mit seinen weitgespannten philosophischen und literarischen Neigungen zusammenhingen. Aber der Anspruch des Evangeliums, gerade in der Unbedingtheit, wie er vom Pietismus vertreten wurde, blieb für ihn immer wieder letzter Maßstab.

Nach kurzem Schwanken (im ersten Semester immatrikulierte er sich in der philosophischen Fakultät) entschloß er sich für das Theologiestudium. Keiner seiner theologischen Lehrer in Bern, Basel und Berlin hat ihm offenbar einen nachhaltig prägenden Eindruck gemacht. Die Liebe zur Philosophie, besonders zu Plato und Kant, blieb eine der Konstanten seines Denkens und Lebens. Zugleich hat er sich als eifriges Mitglied des Schweizerischen Zofingervereins patriotischem Idealismus und studentischer Lebensfreude hingegen. Eine Reihe von romantisch-überschwenglichen Gedichten aus seiner Zeit, die im Zentralblatt des Zofingervereins gedruckt wurden, geben davon Zeugnis<sup>10</sup>.

8 Vgl. F. Graf: 100 Jahre Freies Gymnasium Bern 1859–1959 (1959). – R. v. Tavel: Theodorich von Lerber (1911).

9 Vgl. M. Nägeli: Die Evangelische Gesellschaft des Kantons Bern in der Auseinandersetzung mit der Heiligungsbewegung (in: R. Dellsperger u. a., Auf dein Wort, s. oben, Anm. 7, 223 ff).

10 Zentralblatt des Zofingervereins, Jahrgänge 1883 und 1884.

Bester Freund Kutters in seinen Studienjahren war der Berner Germanist Otto v. Greyerz<sup>11</sup>. Mit ihm hat er sich über die tiefsten Lebensfragen ausgetauscht. Schon in dem Brief, der am Anfang unserer Edition steht, klingen die Themen auf, die für Kutter lebenslänglich bestimmend blieben. Schon hier äußert Kutter Kritik an einem subjektivistischen Religionsverständnis. Religion ist »reale Macht«, »Wahrheit«, nicht »bloßes Gefühl«. Da ist ein Akkord angeschlagen, der bei Kutter später, geklärt und vertieft, immer wieder erklingen wird. Es kündigt sich schon die Lösung vom neupietistischen Glaubensverständnis an, verbunden auch mit dem Willen, Christentum und idealistische Philosophie nicht als feindliche Größen, sondern in innerster Beziehung zu sehen. Dennoch bleibt »das Heil in Christo« für Kutters Denken unverrückbares Zentrum. Im gleichen Brief aus Berlin, in dem er dem Freund das bezeugt, teilt er ihm auch mit, daß er sich entschlossen hat, ins Pfarramt zu gehen.

Die Kirchgemeinde Vinelz am Bielersee, wo Kutters Vater durch seine berufliche Tätigkeit bekannt und beliebt war, trug ihm – für ihn selber ganz überraschend – die dortige Pfarrstelle an. Im Frühling 1887 ist Kutter 24jährig ins Pfarrhaus von Vinelz eingezogen. Die Briefe aus der Vinelzer Zeit zeigen, wie sehr der Pietismus auch jetzt noch sein Selbstverständnis und seine Amtsauffassung prägte. Da ist die Frage nach dem eigenen Bekehrteisein, der Wille zu immer besserem »Ernstmachen«, die Ausschau nach einem »neuen Pfingsten«. Da ist das freudige Erleben von »neuem Frühlings-Geisteswehen«, als es (in der früher ganz vom kirchlichen Liberalismus geprägten Gemeinde) zu Bibelstunden mit jungen Männern kommt. Charakteristisch sind auch bedrängend- bekehrerische Briefe an den Freund Otto v. Greyerz (der schließlich den Briefwechsel bis 1902 abbrach!).

Entscheidend wurde für Kutter dann die Begegnung mit Christoph Blumhardt<sup>12</sup>. 1889 kam er zum erstenmal nach Bad Boll. Kutter hat

11 Vgl. (wie auch zu den in der Einleitung weiter genannten Briefpartnern Kutters) das Verzeichnis der Adressaten und Autoren der Briefe am Schluß des Bandes.

12 Vgl. die Blumhardt-Ausgaben von R. Lejeune (4 Bände, 1925 ff) und J. Harder (3 Bände, 1978), sowie A. Rich (Hg.), Christus in der Welt. Christoph Blumhardts Briefe an Richard Wilhelm (1958). Neuere Arbeiten über Chr. Blumhardt: G. Sauter, Die Theologie des Reiches Gottes beim älteren und jüngeren Blumhardt (1962). – Kl.-J. Meier, Christoph Blumhardt, Christ-Sozialist-Theologe (1979).

Blumhardt später immer wieder als seinen eigentlichen geistlichen Vater bezeichnet. Öfters hat er diesen »Durchbruch« so formuliert: bei Blumhardt sei ihm aufgegangen, wie im Christusglauben alles auf die rechte Priorität, die rechte Akzentsetzung ankomme: nicht Christus *in mir*, sondern *Christus* in mir. Das bedeutete für Kutter von jetzt an die entschiedene Absage an den religiösen Subjektivismus pietistischer Tradition. Manches, was den jungen Kutter schon vorher umgetrieben hatte, wurde ihm jetzt durch Blumhardt hell und klar. Gerade weil Blumhardt selber auch von pietistischen Voraussetzungen her kam, konnte er auf Kutter so befreiend wirken. Es war Blumhardts Geist, wenn der kontinuierliche Grundtenor von Kutters Verkündigung von jetzt an hieß: nicht »das fromme Ich«, sondern »der lebendige Gott«.

Ein Briefwechsel zwischen Blumhardt und Kutter hat nicht stattgefunden, jedenfalls ist nichts davon erhalten geblieben. Um so kostbarer sind darum die ausführlichen brieflichen Berichte, die Kutter von seinen Aufenthalten in Bad Boll an seine Braut und Gattin schrieb. Eben damals hatte Kutter in Lydia Rohner seine Lebensgefährtin gefunden. In den vielen Briefen an sie, die in der vorliegenden Sammlung zum Abdruck kommen, äußern sich besonders deutlich die spontane Wärme, die Gefühlsstärke und der innere Reichtum seiner Persönlichkeit.

Kutters Pfarramtsstil ist durch Blumhardts Einfluß anders geworden. Zum Erstaunen seiner Nächsten verzichtete er jetzt bewußt etwa auf Jünglingsverein und Bibelstunden. Das schien ihm jetzt nur noch »frommer Betrieb« zu sein. Mit der gleichen Radikalität, mit der er vorher solches angestrebt hatte, verwarf er es jetzt. Auch der Heidelberger Katechismus schien ihm das Christentum zur »Seligkeitsanstalt« zu verdrehen. Er nahm sich vor, seine Konfirmanden jetzt schlicht nach dem Römerbrief zu unterrichten.

Kutter hat in jenen Jahren viele Aufsätze im »Kirchenfreund« (der Zeitschrift der kirchlich Konservativen, der »Positiven«) und anderen Blättern veröffentlicht<sup>13</sup>. Er galt als ein vielversprechender, origineller Nachwuchsmann der bernischen Positiven. Gerade darum war es für ihn und seine Berater naheliegend, an eine akademische Laufbahn zu denken. Zugleich aber hatte dies eben deshalb in der damaligen theo-

13 Vgl. die Bibliographie von H. Kutter jun. in dem in Anm. 5 genannten Buch.



logischen und kirchenpolitischen Landschaft seine Schwierigkeiten. Eine neutestamentliche Licentiatenarbeit Kutters (»Die Natur des hochpriesterlichen Amtes Christi nach dem Hebräerbrief«) ist 1893 von der liberalen Mehrheit der Berner Fakultät (mit 3:2 Stimmen) abgelehnt worden. Erst 1896 glückte im zweiten Anlauf die Promotion zum Licentiaten der Theologie. Die Dissertation über »Clemens Alexandrinus und das Neue Testament« ist 1897 im Druck erschienen.

Blumhardts Rat allerdings ging dahin, Kutter sei nicht zum Professor, sondern zum »Mann des Zeugnisses« bestimmt. Kutter selber aber hat offenbar, solange er in Vinelz war, immer noch die wissenschaftliche Arbeit als Lebensaufgabe vor sich gesehen. Er publizierte ein zweites Buch (über den mittelalterlichen Theologen Wilhelm von Thierry). Die Briefe an Franz Overbeck, die erhalten geblieben sind, zeigen, wie er sich von dem Basler Patristiker über Fachliteratur beraten ließ. Dann bricht aber dieser Kontakt ab mit der Übersiedlung von Vinelz nach Zürich. Als Kutter den Ruf der Zürcher Neumünster-Gemeinde annahm, fiel für ihn praktisch die Entscheidung, daß er nicht ein Mann der Wissenschaft, sondern nun eben in ganz besonderer Weise, wie Blumhardt es von ihm erwartet hatte, ein »Mann des Zeugnisses« wurde.

Aus der ländlichen Idylle am Bielersee kam er nun in der großen städtischen Gemeinde in eine ganz neue anspruchsvolle Umgebung voller Aufgaben und Herausforderungen. Hier war er mitten drin in den drängenden Fragen, den Krisensymptomen, den Stürmen der Zeit. Hier mußte er sich selber und seiner Gemeinde Rechenschaft geben darüber, was es heißen konnte und heißen sollte, in dieser Zeit Christ, Theologe und Pfarrer zu sein. Hier drängte alles, was er bis dahin erlebt, erkannt und innerlich errungen hatte, jetzt zum Durchbruch an die Öffentlichkeit.

Zunächst wirkte Kutter in Zürich vor allem als wortmächtiger Prediger, der schnell eine große Hörergemeinde um sich sammelte. Ein Predigtband »Die Welt des Vaters« erschien 1901.

Dann aber war es, wie wenn Schleusen sich öffneten. Kutter veröffentlichte in rascher Folge ein Buch nach dem anderen: »Das Unmittelbare« 1902, »Sie müssen« 1903, »Gerechtigkeit« 1905, »Wir Pfarrer« 1907, »Die Revolution des Christentums« 1908. Kutter predigte jetzt nicht mehr nur von der Kanzel des Zürcher Neumünsters. Er predigte durch seine Bücher zu den Zeitgenossen im ganzen deut-

schen Sprachraum und darüber hinaus (manche seiner Bücher wurden in viele Fremdsprachen übersetzt<sup>14</sup>).

Es sind vor allem die Bücher dieser seiner kämpferischen Lebensperiode, die Kutter ins Rampenlicht der kirchlichen und politischen Bühne stellten. Durch sie kam er, wie sich auch im vorliegenden Briefband zeigt, ins Kreuzfeuer heftigster Auseinandersetzungen. Die drei wichtigsten dieser Bücher sollen hier kurz vorgestellt werden.

In »*Das Unmittelbare*« entwickelt Kutter die Grundlagen seines philosophischen und theologischen Denkens. Was er in den darauffolgenden Büchern direkter in die konkrete Situation von Kirche und Gesellschaft hinein mit dem Pathos des Propheten verkündete, hatte hier seine denkerische Basis und seine theologischen Wurzeln. Kutter kann im Eigentlichsten seiner Aussagen nicht verstanden werden ohne ernsthaftes Hinhören auf diesen seinen Ausgangspunkt.

»Die Geschichte der Menschheit ist die Rückkehr zum unmittelbaren Leben.« Die Existenz dieses »wahrhaftigen Lebens« ergibt sich schlüssig schon daraus, daß wir Menschen gar nicht sein können, ohne es zu wollen und herbeizusehnen. Der große Feind des wahren, unmittelbaren Lebens ist der Intellekt, das begriffliche Denken, die Abstraktion. Nicht im »Erkennen«, sondern im »Leben« findet das menschliche Dasein Sinn und Erfüllung. Das eigentliche Leben ist »Spiel«, das unreflektiert seinen Zweck in sich selber trägt. Gerade im »spielenden« Leben, in der unmittelbaren Liebe und Hingabe nähern wir uns wieder der Ewigkeit, aus der wir gefallen sind. Denn eben Intellektualismus und Reflexion bezeichnen den »Fall« aus der Unmittelbarkeit heraus. Leben und Tod sind die eigentlichen polaren Grundkräfte. Gut und Böse sind die schon daraus abgeleiteten Reflexionsbegriffe. Das eigentliche Leben gestaltet sich im Wollen und nicht im Denken. Der Wille allein schlägt die Brücke vom Begriff zum Leben, vom Allgemeinen des Gedankens zum Allgemeinen des Unmittelbaren. Er strebt zum Unmittelbaren zurück und ist selbst ein Element der Unmittelbarkeit. Er ist seinem Wesen nach Bewegung, während der abstrahierende Intellekt statisch bleibt. Indem der Wille sich vom Bösen als der verkehrten Unmittelbarkeit löst, kommt er zur wahren Unmittelbarkeit. Das zeigt sich im Gewissen, im Recht, in der Moral.

Es ist deutlich, wie Kutter hier anknüpft an die zeitgenössische Le-

14 Vgl. das Verzeichnis in der Bibliographie von H. Kutter jun.

bensphilosophie und zugleich unverkennbar an die großen Traditionen des deutschen Idealismus, an Kant, Fichte und Schelling. In Kants »Autonomie des Sittengesetzes« sieht Kutter den abschließenden Ausdruck jener Selbsterfassung des Willens. Damit beginnt die »Ära der Persönlichkeit«. Der Mensch hat sich wieder gefunden. Von da her deutet nun Kutter die Sozialdemokratie als besonders bedeutsame Ausdrucksform der gegenwärtigen geschichtlichen Wende. Er nennt Fichte ihren eigentlichen Inaugurator. Im Kampf für die wahre Würde des Menschen sieht Kutter das tiefste Anliegen von Marx und Engels. Er will zeigen, wie berechtigt ihre Anliegen sind und wie es der Sozialdemokratie letztlich um die Schaffung einer neuen Welt und einer neuen Gemeinschaft geht, in der der Mensch erst recht zu sich selber kommen soll. So sind es gerade die »radikalsten und kühnsten Postulate« der Sozialdemokraten, die Kutter ins Zentrum rückt. Eben dieser hohe Schwung, dieser Glaube an die letzten, großen Ziele scheint ihm im Revisionismus verloren, gegangen zu sein, so sehr Eduard Bernstein oder etwa der amerikanische Bodenreformer Henry George hinsichtlich der praktischen Ausführbarkeit ihrer Reformvorschläge Marx gegenüber im Recht sind. Der Marxismus ist die Revolution des Menschen gegenüber der Tyrannei der Sachen. Hier lebt ein unbändiger Glaube an eine neue Welt. »Die Besitzfrage soll gelöst werden, damit die Menschheit zu sich selber komme, aus langem schwerem Traum endlich erwache, die Illusionen und Täuschungen alle von sich werfe, und das Leben, ihr eigenes köstliches Wesen, wieder begrüße.«

Diese Rückkehr zur Unmittelbarkeit ist zugleich aber auch Sinn und Ziel des Christentums. »Das unmittelbare Leben ist der lebendige Gott, geoffenbart in Jesu Christo.« In der neuzeitlichen Emanzipation von alten Autoritäten sieht Kutter »den Fortschritt nach dem lebendigen Gott«. Wo der Mensch sich selbst ganz erfaßt, vermag er auch den lebendigen Gott zu ergreifen. Alles vollendet sich in dieser letzten Unmittelbarkeit zwischen den beiden Polen des Daseins: der Persönlichkeit Gottes und der Persönlichkeit des Menschen.

In diesem ersten seiner großen Bücher zur Sinndeutung der Gegenwart hat Kutter die Ernte seiner philosophischen Wahrheitssuche im Gespräch mit den Denkern, denen er sich besonders verpflichtet wußte, verbunden mit der neuen Sicht der biblischen Botschaft, wie sie vor allem durch Blumhardt bei ihm zum Durchbruch gekommen war. Die »Unmittelbarkeit« des Lebens selber im Gegensatz zu allem

bloß Gedachten und Abgeleiteten verband sich für ihn mit der alles tragenden, befreienden Wahrheit des lebendigen Gottes im Gegensatz zu allen menschlichen Gottesbegriffen, allen religiösen Gefühlen und Krämpfen. Hier wie dort ging es Kutter um Letztes, Unableitbares, und darum konnte er auch beides zusammensehen und das »unmittelbare Leben« mit dem »lebendigen Gott« gleichsetzen.

Dazu kam nun noch das, was von allen seinen tiefen Gedanken am meisten Aufsehen erregte und einschlug: die besondere Auszeichnung der Sozialdemokratie als Bannerträger der Zukunft, als Herold sowohl der höchsten Menschheitsziele wie der Ziele Gottes mit der Welt.

In »Das Unmittelbare« brodeln und gären Kutters Gedanken. Es mischen sich Impulse und Motive verschiedenster Art. Was hier noch in einer nur wenigen zugänglichen philosophischen Sprache daher kam und darum nicht weite Kreise erreichen konnte, das ist dann ein Jahr später wie ein Trompetenstoß laut geworden in dem Buch »*Sie müssen*«, das mit Kutters Namen verbunden geblieben ist wie keine seiner vielen anderen Schriften. Hier geht es von Anfang bis zum Ende um die in der Art einer prophetischen Vision vorgetragene These, daß die Sozialdemokraten heute nichts Geringeres sind als die Werkzeuge des lebendigen Gottes und die Träger und Künder der göttlichen Wahrheit in dieser unsrer Zeit. Es ist ein unerbittliches Gericht über die Kirche, das sich bei Kutter vollzieht, indem er Punkt für Punkt nachweist, wie die selbstgerechten Anklagen der Christenheit gegen die Sozialdemokraten in Wirklichkeit auf die Kirche selber zurückfallen.

»Die Sozialdemokratie leugnet das Dasein Gottes« – tatsächlich aber sind es die nach ihrer eigenen Theorie wohl atheistischen Sozialdemokraten, die heute wie die biblischen Propheten den Kampf des lebendigen Gottes gegen den Mammon führen, während die Kirche nur noch an einen toten Gott glaubt und sich deshalb mit der bestehenden Welt abfindet. »Die Sozialdemokraten untergraben und zerstören die christliche Wahrheit« – tatsächlich aber hat die Kirche die Botschaft Jesu zu einer harmlosen »Innerlichkeit« verfälscht, während die Sozialdemokraten für ein neues Leben und eine neue Welt kämpfen, wie Jesus gekommen ist, um alles neu zu machen. »Die Sozialdemokratie ist eine revolutionäre Partei« – aber tatsächlich verkündet auch das Neue Testament auf jeder Seite die große Revolution der Welt, und es ist die Kirche in ihrer konservativen Ängstlichkeit, die von Gott ab-



gefallen ist (»Die Sozialdemokraten sind revolutionär, weil Gott es ist. Sie müssen vorwärts, weil Gottes Reich vorwärts muß. Sie sind Männer des Umsturzes, weil Gott der große Umstürzler ist«). »Die Sozialdemokratie anerkennt die Sünde nicht« – in Wirklichkeit ist es die Kirche, die den lebendigen Gott, der die Sünde bekämpft und überwindet, verrät, indem sie es zu einem Glaubenssatz macht, daß man die Sünde »anerkennen« und »ernstnehmen« müsse, während die Sozialdemokraten mit aller Energie gegen das Böse ankämpfen. »Die Sozialdemokratie glaubt nur an die Materie« – in Wirklichkeit hat das Christentum, in scheinbarer Geistigkeit die Materie verachtend, sich nur um so tiefer in die Abhängigkeit von der Welt und in praktischen Materialismus verstrickt. »Die Sozialdemokratie verneint die absolute Bedeutung von Recht und Moral« – in Wirklichkeit setzt sie gegen landläufiges Recht, das so oft Unrecht ist, das wahre, ewige Menschenrecht und gegen die bürgerliche Scheinmoral eine neue, gesunde Sittlichkeit. »Die Sozialdemokratie kennt und anerkennt kein Vaterland« – aber gerade ihre internationale Einstellung zeugt von der großen christlichen Hoffnung auf den wahren Völkerfrieden.

Auch hinter Kutters emphatischem Bekenntnis zur Sozialdemokratie steht unverkennbar Christoph Blumhardt. Blumhardts 1899 erfolgter spektakulärer Beitritt zur SPD, der auf viele seiner Freunde und Anhänger konsternierend gewirkt hatte, war für Kutter offensichtlich ein Zeichen, das ihn selber umgetrieben und in Bewegung gesetzt hat. Wohl ist Kutter nie in die Partei eingetreten und hat (im Unterschied zu Blumhardt, der bekanntlich die SPD eine Wahlperiode lang im württembergischen Landtag vertrat) erst recht nie sich aktiv politisch betätigt. Umgekehrt hatte auch Blumhardt seinerseits (wie aus seinem noch unveröffentlichten Briefwechsel mit dem Ostschweizer Theologen und Politiker Howard Eugster-Züst hervorgeht) Bedenken gegenüber »Sie müssen«<sup>15</sup>. Aber gerade diese so ganz Kutters Handschrift tragende, Differenzierungen und Vorbehalte verachtende Inanspruchnahme der Sozialdemokraten für Gottes Wirken in der Welt wurde eben in ihrer provokativen Radikalität zum wirkungsmächtigsten Dokument der religiös-sozialistischen Bewegung. Dieses Buch hat vor allem in der Schweiz sehr große Wirkungen gehabt. Für Kutter selber war »Sie müssen« in erster Linie ein Bußruf an die Kirche. Innerhalb der Kirche richtete er sich in erster Linie an die

<sup>15</sup> Vgl. K.-J. Meier, aaO. 112 ff.

Pfarrer. Ganz deutlich war dies in dem Buch »*Wir Pfarrer*« (1908). Hier geht es Kutter darum, seinen Amtskollegen zu zeigen, welche Konsequenzen sich für sie ergeben aus dem Bewußtsein, den Anbruch einer neuen Zeit mitzuerleben. Gerade im Gefolge von »Sie müssen« und im Zusammenhang der sich entwickelnden religiös-sozialen Bewegung stellte Kutter jetzt fest, daß die »soziale Frage« bei den Pfarrern gleichsam Mode geworden war. Alle möglichen sozialpolitischen Aktivitäten wurden nun dem traditionellen pfarramtlichen Betrieb auch noch aufgepfropft. Hier setzte Kutters Warnung ein. Kutter will nichts von dem zurücknehmen, was er früher, vor allem in »Sie müssen« gesagt hatte. Aber es darf nun nicht die religiöse Betriebsamkeit von ehemals durch soziale Betriebsamkeit ergänzt oder ersetzt werden. Eines tut vielmehr not: die Predigt des lebendigen Gottes. Wo Pfarrer sich in Vielgeschäftigkeit flüchten, verraten sie ihre zentrale Aufgabe. Die übliche Kasualpraxis in der Volkskirche wird in »*Wir Pfarrer*« einer unerbittlichen Kritik unterzogen. Daß die Kirche so sehr ihren Dienst ausrichtet auf die »religiösen Bedürfnisse« der Einzelnen und die Pfarrer sich dazu brauchen lassen, ist in den Augen Kutters Verrat am eigentlichen Auftrag. Wohl hält er nicht dafür, daß mit dem bloßen Niederreißen alter Formen viel gewonnen sei. Aber gegenüber »offenbaren Lügen« seien doch Zeichen nötig. »Jeder handle in diesen Dingen nach seinem Gewissen.« Entscheidend aber ist, daß die Wahrheit Gottes im Zentrum alles dessen steht, was Kirche und Pfarrer tun. »Jedes Christentum ist bankrott, das nicht aus dem Leben Gottes selber geboren ist, sondern Gott nur als fromme Aufdringlichkeit eines bekehrungssüchtigen Glaubenssystems kennt.« Wo der lebendige Gott verkündigt wird, geht es immer auch um Protest gegen »Mammonismus« und gesellschaftliches Unrecht. »Unsere Predigt muß ganz und ohne Einschränkungen, ohne klerikale Bedenklichkeiten und gesellschaftliche Rücksichten für die großen Ziele des Sozialismus eintreten.« Aller Fatalismus gegenüber Sünde und Elend ist zutiefst gottlos. Sowohl der Zustand der Gesellschaft wie der Zustand der Kirche waren für Kutter im höchsten Grad bedenklich und verwerflich. Hier wie dort mußte um der Wahrheit Gottes willen kompromißlos für die kommende, andere, neue Welt gestritten werden.

Kutter hat in diesen Jahren seiner »Kampfzeit« viele Anfeindungen auf sich genommen. Er hat es gerade seiner eigenen Gemeinde nicht leicht gemacht. Er verstand es als notwendiges Alarmsignal gegenüber

unreflektiertem volkskirchlichem Schlendrian, daß er sich weigerte, Trauungen zu halten, Haus- und Nottaufen vorzunehmen, staatlichen Religionsunterricht zu erteilen. Konfirmationsgelübde und Konfirmationsfeiern baute er ab. Sowohl die Neumünstergemeinde wie die Zürcher Landeskirche haben ihm nach anfänglichen harten Kämpfen die Freiheit dazu gelassen. War das ein Stück Narrenfreiheit für den berühmten Autor vieldiskutierter Bücher, oder auch ein Zeichen dafür, wie das Gewicht dessen, was Kutter vortrug, so stark war, daß man ihn guten Gewissens nicht mehr überhören konnte?

Gerade in diesen für Kutter kämpferisch bewegten Jahren, wo er durch seine Bücher und seine Predigten für das schweizerische Bürgertum zum verschrieenen roten Buhmann wurde, sammelte sich aber auch eine immer größere Schar vor allem junger Menschen, denen gerade die Botschaft Kutters befreiender und aufrüttelnder Weckruf geworden war. Die Sehnsucht nach neuen Horizonten, nach echten großen Zielen, nach einer verpflichtenden Zukunftshoffnung war in einer Zeit, die nach dem Eindruck vieler Junger in satter Selbstzufriedenheit zu ersticken drohte, in vielfältigen Formen da. Zugleich fanden harte Kritiker der herrschenden bürgerlich-optimistischen Kulturfreudigkeit, wenn sie auch zunächst Außenseiter blieben, bei wachen und hellhörigen Zeitgenossen aufmerksames Gehör. Nietzsche und Kierkegaard, Ibsen und Tolstoi wirkten auf viele, die sich nicht einfach blenden ließen von der glänzenden Fassade des wilhelminischen Zeitalters, als Sturmvoegel kommender Krisen und notwendiger Entscheidungen und Aufbrüche. Kleinere und größere, originelle und triviale Geister boten sich als Propheten einer neuen Zeit an. Die meisten von ihnen sind mit Recht längst vergessen. Es gehört aber zum Verständnis der Zeitstimmung, das Schrifttum Kutters und sein Echo auch in dieser Umgebung zu sehen.

Gerade in Deutschland wirkten Kutters Kampfschriften offenbar stark als Ausdruck jugendbewegten Rebellentums: fulminant, aufregend, aber doch auch schnell wieder verraucht wie ein sprühendes, staunenerregendes Feuerwerk. Es mögen einzelne in der Stille von Kutters Büchern tiefer gepackt und dauernd beeinflusst worden sein. Im ganzen aber blieben im Deutschland vor 1914 Kutters Wirkungen im literarischen Bereich: man ließ sich seine beschwingte, leidenschaftliche Sprache gern gefallen. Die Strukturen des Denkens und erst recht die Strukturen von Kirche und Gesellschaft aber wurden davon nicht ernstlich berührt.

Anders war dies in der Schweiz. Das hängt nicht nur damit zusammen, daß Kutter selber Schweizer war, sondern auch damit, daß im schweizerischen reformierten Protestantismus seit Zwingli die prophetische Aufgabe christlicher Verkündigung gegenüber verfestigten Formen der Amtskirche wie gegenüber Gesellschaft und Staat immer stärker lebendig geblieben war als in der deutsch-lutherischen Tradition. Besonders aber war es entscheidend wichtig, daß Kutter, als er seit 1903 seine Kampfschriften veröffentlichte, nicht ein einsamer Streiter blieb. Es entstand in der Schweiz in jenem Jahrzehnt zwischen 1904 und 1914 eine Kampfgemeinschaft, die religiös-soziale Bewegung, die sich bei allen Unterschieden der Herkunft, der Temperamente und auch der konkreten Zielsetzungen doch darin einig war, daß mit vereinten Kräften an einer gründlichen Erneuerung des kirchlichen und des gesellschaftlich-politischen Lebens gearbeitet werden müsse<sup>16</sup>.

Diese Kampfgemeinschaft stand von Anfang an im Zeichen des spannungsreichen Nebeneinander von Hermann Kutter und Leonhard Ragaz. In unserer Briefedition lassen sich die Peripetien in den persönlichen Beziehungen zwischen den beiden eindrücklich verfolgen.

Leonhard Ragaz, einige Jahre jünger als Kutter, kam von ganz anderen Voraussetzungen her. Der Bündner Bauernsohn war in der liberalen Theologie groß geworden und war auf ganz eigenen Wegen in der Anfangszeit seines Pfarramts am Basler Münster (seit 1902) seinerseits offen geworden für die Zukunftshoffnung und Zukunftsbedeutung der sozialistischen Arbeiterbewegung. Dahinter standen bei ihm ein ethischer Rigorismus und viel intensive Denkarbeit, in der auch er mit der Philosophie des deutschen Idealismus und mit der zeitgenössischen Theologie ehrlich und hartnäckig gerungen hatte. Auch er hatte es sich mit dem eigenen Glauben und mit dem Auftrag des Pfarramts nie leicht gemacht. Gerade in den für seine innere Entwicklung entscheidend wichtigen Wochen im Frühjahr 1903 (die er

16 Vgl. dazu Bd. 1 der Ragaz-Biographie von M. Mattmüller, 117 ff, sowie die Autobiographie von Ragaz (Mein Weg, Bd. I, 1952). – M. Mattmüller, Der Einfluß Christoph Blumhardts auf schweizerische Theologen des 20. Jahrhunderts, in: ZEE 12/1968, 233 ff. – W. R. Ward, Theology, Sociology and Politics. The German Protestant Social Conscience 1890–1933 (1979), 123 ff. – Christine Nöthiger-Strahm, Der deutschschweizerische Protestantismus und der Landesstreik von 1918 (1981).



selber in seinen Tagebüchern und im späteren Rückblick als eigentlichen Durchbruch bezeichnet hat), als er nach einem großen Streik in Basel von der Münsterkanzel Evangelium und soziale Bewegung klar und deutlich miteinander verknüpfte, hat Ragaz »Das Unmittelbare« gelesen. Hier fand er hilfreiche Aufmunterung und Bestätigung.

Die persönliche Beziehung zwischen Kutter und Ragaz beginnt dann mit dem begeistert-dankbaren Brief, mit dem Ragaz auf »Sie müssen« reagierte. Die weiteren Briefe zeigen, wie diese Beziehung zur Freundschaft wird und wie diese Freundschaft dann doch den Belastungen durch beidseitige Empfindlichkeit, aber auch durch sachliche Differenzen nicht standzuhalten vermag.

Ragaz ist, bei aller Gemeinsamkeit in der Zielrichtung und in der Deutung der »Zeichen der Zeit«, von Anfang an mehr auf konkrete Aufgaben ausgerichtet: Sammlung Gleichgesinnter, Gründung der Zeitschrift »Neue Wege«, Beschäftigung gerade auch mit den wirtschaftlichen und sozialpolitischen Einzelfragen. Kutters Anliegen war und blieb es, die Realität des lebendigen Gottes, seine Verheißungen und Gebote in den Mittelpunkt zu rücken und nicht wieder durch menschliche Aktivitäten faktisch zuzudecken. Was er im religiösen Aktivismus der Pietisten erlebt und überwunden hatte, schien sich ihm jetzt im sozialen Aktivismus neu breit zu machen. Hier war Kutter allergisch. Darum wollte er alles konzentrieren auf den Appell an die Pfarrer, den Appell zur »Predigt des lebendigen Gottes« als dem Einen, was jetzt not tue. »Wir Pfarrer« spricht hier deutlich genug. Aber gerade der Brief von Ragaz an Kutter vom 9. 5. 1907, in dem er zu »Wir Pfarrer« Stellung nimmt, zeigt, wie Ragaz sich bei aller hohen Anerkennung für den besonderen Auftrag Kutters nicht mit Kutters Parolen begnügen konnte.

Es dürfte unbestreitbar sein, daß die nachhaltige Wirkung des religiösen Sozialismus in der Schweiz nur dadurch möglich wurde, daß vor allem durch Ragaz und seine engeren Freunde breite Kreise sensibilisiert wurden für die konkreten sozialen und politischen Aufgaben und für das Umdenken innerhalb der Kirche, das eine aktive christliche Mitarbeit in allen diesen Aufgaben erst ermöglichen konnte. Dieses Umdenken wieder ist durch Kutters Paukenschläge und durch sein unerbittliches prophetisches Reden bei vielen erst in Gang gebracht und auch wesentlich vertieft worden. Karl Barth hat im Rückblick auf jene Zeit sagen können: »Jeder nicht schlafende oder sonst irgendwie hinter dem Monde lebende oder aus irgendeinem Grund verbockte

jüngere Schweizer Pfarrer war damals im engeren oder weiteren Sinn »religiös-sozial«.«<sup>17</sup> Das konnte bei den einen mehr im Sinn von Kutter, bei den anderen mehr im Sinn von Ragaz sich auswirken. Es konnte aber auch beides zugleich zum Zuge kommen. Gerade beim jungen Karl Barth ist in den zwölf Jahren seines Pfarramts im aargauischen Industriedorf Safenwil eindrücklich, wie ihn wohl theologisch Kutter sehr stark beeindruckte und prägte, wie er aber in seiner pfarramtlichen Praxis sich nicht, wie Kutter es wollte, ganz auf die Predigt konzentrierte, sondern zugleich, durchaus im Sinn von Ragaz, die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter in die Wege leitete, Arbeiterbildung betrieb, 1915 in die sozialdemokratische Partei eintrat und dort sehr aktiv mitwirkte.

Kutter selber ist, im Unterschied zu Blumhardt und im Unterschied zu Ragaz, nie in die Partei eingetreten. Er blieb der einsame Prophet, der wohl in den höchsten Tönen »von Gott her« über die Sozialdemokraten hatte reden können, der aber nie in die Niederungen der praktischen Politik hinuntersteigen wollte. Kutter ist auch innerhalb der religiös-sozialen Bewegung immer mehr zum einsamen, unbequemen Mahner geworden. Die öffentlichen Auseinandersetzungen mit Ragaz 1910 und 1912<sup>18</sup> endeten in viel Bitterkeit auf beiden Seiten und verschärfen sich nach 1914, als im Krieg Ragaz mit seinen Sympathien ganz auf Seiten der Westmächte stand, während Kutters Herz ebenso deutlich für Deutschland schlug.

Kutters Korrespondenz zeigt, wie seine Kampfbücher ihm zunächst auch ein starkes Echo in Amerika einbrachten. Dort erlebte in der gleichen Zeit die Bewegung des »social gospel« ihren Höhepunkt. Gerade bei diesen Amerikanern, die ihn freudig als »Genossen« begrüßten, ist er in seinen tiefsten Intentionen wohl nie recht verstanden worden.

Es zeigte sich aber auch, wie verschiedenartig die Menschen waren, die in irgendeiner Weise sich von Kutter angesprochen fühlten und mit ihm freundschaftlichen Kontakt suchten und fanden. Oft waren es, wie es gerade Kutters Briefwechsel miterleben läßt, Menschen, die in ihrem Denken und Handeln ganz andere Wege gingen als er, die aber wie er sich als einsame Rufer und Streiter verstanden und sich

17 In: Das Wort sie sollen lassen stahn. Festschrift für A. Schädelin (1950), 3.

18 Vgl. M. Mattmüller, Ragaz I, 177 ff und 189 f.

gerade darin von Kutter verstanden fühlten oder doch um sein Verständnis warben.

Die jahrelange freundschaftliche Verbindung Kutters etwa mit Houston Stewart Chamberlain, dem Schwiegersohn Richard Wagners und damals vielgelesenen und einflußreichen Propheten eines rassebewußten Pangermanismus gehört hierher, ebenso der intensive Briefkontakt, den Wilhelm Stapel, der Redaktor der Zeitschrift »Deutsches Volkstum« und ideologische Vorläufer der späteren »Deutschen Christen«, mit Kutter immer neu aufnahm und weiterzuführen suchte.

Es waren die »Reden an die deutsche Nation«, die Kutter 1916 bei Diederichs veröffentlichte, die Männern wie Chamberlain und Stapel guten Grund zu geben schienen, Kutter – im Zeichen Fichtes! – als einen der ihren zu begrüßen. Kutter selber hat bald gerade von diesem seinem eigenen Buch recht unwirsch reden können. Es war auch durch den Gang der Geschichte schon kurz nach seinem Erscheinen eindeutig überholt und desavouiert.

Als Kutter das Manuskript dieses Buches (wie er an Otto v. Greyerz schrieb) »schnell in wenigen Wochen aufs Papier warf« (so sind Kutters Bücher immer entstanden!), war er überzeugt, das Ende des Weltkrieges mit dem Sieg der deutschen Waffen stehe unmittelbar bevor. So beginnt denn auch die »Erste Rede«: »Der Tag des Deutschen bricht an. Es ist keine Frage mehr: Deutschland wird die führende Macht im europäischen Staatengebilde. Der deutsche Geist fängt an, die Welt zu bestimmen.« Schon im Titel (zu dem der Verleger Eugen Diederichs Kutter offenbar überredet hat) wird Fichte aufgenommen. Aus dem ganzen, schwungvoll geschriebenen Buch spricht nicht nur der Glaube an den deutschen Geist und die deutsche Zukunft, sondern auch Kutters eigenes starkes Sendungsbewußtsein. Das Buch ist ein flammender Appell für eine »Politik des guten Willens«, zu der er »die besten Söhne Deutschlands« (»allen voran sein hochgemuter Kaiser«) aufruft. Mit dem Glauben an Gott, mit der »Menschlichkeit Jesu«, mit der Abkehr von Materialismus und Mammonismus sollen die Deutschen eine neue Welt gestalten. Der Schlußsatz des Buches lautet: »Deutsches Volk! Sei du der Pfortner und reiße der Welt die Türe auf – zum Leben.«

Man wundert sich rückblickend nicht nur darüber, wie vieles Kutter sich selber, den angeredeten Deutschen und der Welt hier an überschwänglichem Idealismus zugetraut und zugemutet hat, sondern

auch, wie wenig er sich dabei offenbar um die politischen Realitäten gekümmert hat. Es war denn auch ein gehöriger Dämpfer, als ausgerechnet die deutsche Militärzensur die Auslieferung des Buches zunächst verbieten wollte – wegen des Bekenntnisses zu einem zukünftigen, idealen Sozialismus in den beiden letzten »Reden«.

Der Pfarrer von Safenwil, in diesen Jahren in regem menschlichem Kontakt mit dem väterlichen Freund, hat Kutter bei aller Anerkennung für die hochgemuten Gedankenflüge der »Reden« nicht verhehlt, daß Kutter zu »Mißverständnissen« selber offensichtlich die Hand biete. Die meisten könnten ja nicht ahnen, »daß auch diesmal das Vergängliche ein Gleichnis sein könnte« (Brief vom 5. 11. 1916). Damit weist Barth darauf hin, daß Kutter »eigentlich« immer Letztes und Tiefstes, Gottes Wahrheit bezeugen wollte, dann aber auch dort, wo er Stellung bezog in den Kämpfen der Zeit, gern ebenso absolut und eingleisig wertete und urteilte.

Kutter ist allerdings nach den »Reden« damit vorsichtiger geworden. Die stürmischen Jahre lagen nun hinter ihm. Seine Schriftstellerei blieb zwar nicht weniger intensiv und produktiv, wurde aber ruhiger und besinnlicher. Eben in diesen Jahren beginnt seine Brieffreundschaft mit dem Dichter Heinrich Federer. Federer war katholischer Priester, hatte sich aber schon seit Jahren ganz dem literarischen Schaffen gewidmet. Der Briefwechsel zwischen Kutter und Federer läßt uns teilnehmen am geistigen Austausch zweier tiefempfindender Geister, die zueinander so sehr Vertrauen faßten, daß sie einander ihre innersten Fragen, Freuden und Sorgen mitteilen konnten.

Eine bedeutende Rolle im Briefwechsel Kutters spielte in den zwanziger Jahren dann vor allem auch das Auf und Ab seiner Beziehungen zur jungen dialektischen Theologie<sup>19</sup>. Sowohl Karl Barth wie Eduard Thurneysen wie Emil Brunner waren in ihrem denkerischen Neuaufbruch ganz wesentlich angeregt durch Kutter. Das haben sie ihm auch immer wieder bezeugt. Kutter hat zunächst mit großem Wohlwollen diese seine »jungen Freunde« auf ihren Wegen begleitet. Während sein Kontakt zu Ragaz ganz abgebrochen war, fühlte sich Kutter hier, bei den Jungen, verstanden. Dann brachen aber bei ihm auch starke Bedenken auf: Ging der Weg Barths, Brunners, Thurneysens nicht doch

<sup>19</sup> Vgl. dazu auch Karl Barth / Eduard Thurneysen, Briefwechsel I (1913–1921), 1973, II (1921–1930), 1974. – E. Busch, Karl Barths Lebenslauf, 1978<sup>3</sup>.



wieder in Richtung neuer theologischer Denksysteme, statt bei dem Einen und Entscheidenden, dem Ruf zu Gott, zu Gott allein zu bleiben?

Es ist auffallend, wie Kutter im gleichen Jahr 1925 zuerst in einem langen Brief an Eduard Thurneysen sich alle seine schweren Bedenken gegen die »neue Theologie« vom Herzen schreibt – und wenig später alle Hebel in Bewegung setzt, um Barth aus seiner Göttinger Professur zurückzuholen ins Pfarramt als seinen eigenen Nachfolger am Zürcher Neumünster. Wollte Kutter damit Barth als seinen »Schüler« aus der akademischen Sphäre zurückrufen in »die eigentliche Arena des Reiches Gottes« (so im Brief vom 16. 6. 1925) und damit äußerlich und innerlich als seinen Nachfolger im Sinn einer echten successio verpflichten auf die Prioritäten, die für ihn selber gültig waren? Barth hat sich anders entschieden, und Kutter hat dies respektiert. Er hat in seinen späten Schriften (»Wo ist Gott?«, »Not und Gewißheit«) durchwegs positiv, wenn auch mit kritischen Untertönen, über die Theologie Barths und seiner Freunde geurteilt. Es zeugt umgekehrt davon, wie Barth auch gegenüber seinen deutschen Studenten von Kutter als einem seiner Lehrmeister redete, daß die Münsteraner Studenten Kutter 1929 für einen Vortrag nach Münster einluden.

Kutter war auch im letzten Jahrzehnt seines Lebens literarisch sehr produktiv. Noch im letzten Kriegsjahr hatte er das aus Konfirmandenunterricht und Kinderlehre herausgewachsene, volkstümlich geschriebene »Bilderbuch Gottes für Groß und Klein« herausgebracht. Dann folgten die beiden Bücher, in denen er seine alte Liebe zu Kant und Plato umsetzte in den Versuch, die beiden großen Philosophen der eigenen Gegenwart unmittelbar nahe zu bringen.

Weder das Kant-Buch (»Im Anfang war die Tat. Versuch einer Orientierung in der Philosophie Kants und den von ihm angeregten höchsten Fragen. Für die denkende Jugend«, 1924) noch das Plato-Buch (»Plato und wir«, 1927) wollten den Anspruch erheben, philosophisches Fachwissen zu vermitteln. Kutter interpretiert sowohl Kant wie Plato bewußt eigenwillig. Er will von ihnen her, die ihm zeitlebens viel bedeuteten und deren Hauptwerke ihn ständig begleiteten und beschäftigten, auch anderen den Weg zeigen zu der Grundwahrheit, die nach Kutters Überzeugung allem Leben und Denken zugrunde liegt, der Wahrheit Gottes, dem letztlich alles Leben und alles Denken entstammt.

Gleichzeitig hat Kutter in seinen späten Jahren nochmals sein theolo-

gisches Hauptanliegen entfaltet: die Überwindung einer »anthropozentrischen« durch eine »theozentrische« Glaubenshaltung und Verkündigung. Darum geht es sowohl in der kleinen Schrift »Wo ist Gott?« (1926) wie in dem umfangreichen Band »Not und Gewißheit« (1927). »Not und Gewißheit« ist wohl das persönlichste Buch Kutters. Es ist geschrieben in der Form eines fingierten Briefwechsels, wobei die Briefpartner die Namen von Kutters ältesten Enkeln tragen – wie wenn er damit andeuten wollte, daß es um ein Gespräch geht, das gleichsam Teile seines eigenen Ichs miteinander führen. Nochmals ist hier die Auseinandersetzung mit dem pietistischen Erbe explizit Kutters Thema.

Dieses Thema ist auch in Kutters Briefwechsel am Ende seines Lebens wieder höchst bedeutsam, wie es seine jungen Jahre bestimmt hatte. Gewiß hängt dies auch damit zusammen, daß er in diesen letzten Jahren einen besonders lebhaften und fruchtbaren brieflichen Austausch hatte mit einer fernen Verehrerin und Briefpartnerin, die selber ganz aus dem Pietismus kam. Maria Pilder, in Siebenbürgen als Evangelistin und in der kirchlichen Jugendarbeit tätig, hat in Kutter den väterlichen Mentor gefunden, der ihr in theologischen, beruflichen und menschlichen Problemen und Aufgaben aus der eigenen Erfahrung und Erkenntnis hilfreich raten und beistehen konnte. Umgekehrt hat er ihr in der Stille seines Ruhestandes manches mitgeteilt, was ihn im Rückblick auf sein Leben und Wirken beschäftigte. Sein letztes Buch, eine Vergegenwärtigung des Propheten Jeremia (»Mein Volk«, 1929) ist durch das Briefgespräch mit der fernen Gesinnungsgenossin mitgeprägt worden. 1931 ist Kutter gestorben.

Sein Lebensweg ist äußerlich sehr einfach und ohne harte Zäsuren verlaufen. Auch die bleibende Botschaft seines großen Schrifttums, seiner Bücher und seiner Predigten, hat er selber immer wieder auf den einen knappen Nenner gebracht: Gott, Gott allein, Gott ganz ernst nehmen, um Gottes willen kompromißlos einstehen für eine neue, bessere, auf Gottes kommendes Reich hin ausgerichtete Welt. Kritiker haben Kutters Denken und Kutters Verkündigung deshalb »monoman« genannt. Er selber und manche seiner Zeitgenossen, die ihm entscheidende Impulse verdankten, verstanden die Wirkung, die von ihm ausging, als einen immer wieder notwendigen Ordnungsruf an die christliche Kirche. Seine Botschaft läßt sich kaum besser zusammenfassen als in dem einprägsamen Satz aus seinem letzten Buch: »Christ sein heißt die Welt als Werkstatt Gottes bejahen.«



---

BRIEFE 1883-1931

---





---

Brief 1      An Otto von Greyerz  
Basel<sup>1</sup>, Donnerstag, den 27. Dezember 1883

---

Mein lieber Freund!<sup>2</sup>

Es mag Dir wunderlich vorkommen, wenn Du plötzlich einen Brief von mir in Deinen Händen siehst; der unмотivierte Bruch meines Stillschweigens ist Dir vielleicht jetzt ebenso unbegreiflich wie früher das hartnäckige Stillschweigen selbst. Doch mich hat's gedrängt, die Verbindungen mit meinen Freunden wiederherzustellen, und wenn deren Unterbrechung hauptsächlich mir zur Last fällt, so soll meine Hand die erste sein, welche die Brücke über die entstandene Kluft zu bauen anfängt. Übrigens, wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf mich<sup>3</sup>; im Geheimen mag auch euch das Herz ein wenig schlagen, daß ihr mich meinen Fehler in so wahrhaft menschlicher Weise empfinden lasset. Vergebens hoffte ich, das Feuer glühender Kohlen auf meinem Haupte zu verspüren<sup>3</sup>, mögen sie euch dafür die Schädelhaut ein wenig verbrennen.

Wie ein lieblicher, neckischer Traum grüßen mich dann und wann in glücklichen Augenblicken die freundlichen Gestalten meiner Berner Freunde, um bald – wie Heine sagen würde – im Nebel quirlend zu verschwinden<sup>4</sup>.

Wie ein Bächlein unter Sträuchern verborgen dahinmurmelt und nur gelegentlich frei heraustretend, die Sonne glitzernd widerstrahlt, so rauscht auch mir der Born der Erinnerung nur gedämpft und schwach, nur zuweilen in hellem Glanze strahlend. – Ein reiches und schönes Leben ist's, das ich hier führe, ein Leben der frischen Begeisterung<sup>5</sup>, die das rollende Rad wissensdurstigen Strebens stets in sausendem Schwunge erhält, ein Leben hinwiederum, das im bangen Wechselstreit der beiden Waagschalen des Wollens und des Vollbringens seine schwere Hand auf die Schale des Wollens drückt, so daß die andere, die des Vollbringens, gewöhnlich federleicht in die Höhe schnellte. Alle Gebiete stehen einem offen, man möchte stets dürstend aus der Quelle schöpfen, aus dem klaren Born der Erkenntnis, der

Durst bleibt wohl, aber die Erkenntnis ist verborgen. Meine man nur nie, das sei der Born, der alle Tage aus dem Munde der Professoren fließt und vom Katheder herab in die Feder des Schülers sich ergießt, welcher mit der Hast des Verzweifelnden, als könnte ihm ein Wörtlein entfallen, über das Papier mit der Feder dahinfiebert, »als dictiert ihm der Heilig Geist«, das ist kein klarer Born, das ist abgestandenes Regenwasser, das mühsam ausgeschöpft wird und dann erst noch verdorben ist. Die Professoren haben's selbst aus 4. Hand, und wir sollten dann noch beglückt sein, wenn wir die Weisheit aus 5. Hand getrost schwarz auf weiß nach Hause tragen dürfen? Da gehen sie hin die armen, verkauften Sklaven ihrer Collegienhefte, stoppeln ihre Hefte voll und meinen dann noch wunder wie weit auf den im Dunkel ringenden, titanisch mühsam kämpfenden Geist herabblicken zu dürfen, der allerdings nichts paragraphenmäßig ausstudiert hat, der nicht weiß, was Sokrates für Gift getrunken, oder ob die Nase Karls des Großen gerade oder krumm gewesen sei, der aber dafür in des Wesens Kern zu dringen sucht. Ihm sollten sie billig den Saum seiner Schuhriemen küssen, geschweige denn sie auflösen. – Wir beiden gehen ja auch hin und wärmen, wenn's sein muß einen ganzen Morgen lang die Collegienbänke, aber wir meinen's doch anders. Ich fühle schon Deinen zustimmenden Händedruck in meiner Rechten brennen. Wenn Du wüßtest, mein Lieber, welche Freude ich empfinde beim selbststeigenden Lesen von Calvin's institutiones<sup>6</sup>, wie sich mir da der gewaltige Geist dieses herrlichen Mannes Seite für Seite mehr enthüllt, Du würdest mir Glück wünschen. Ich könnte in irgendeinem dogmatischen Lehrbuch aufs allergenaueste binnen 5 Minuten erfahren, was Calvin eigentlich wollte, und wäre dann in unendlich kürzerer Zeit ans Ziel gelangt – aber wie? Auf den Flügeln eines Anderen – aber nein, endlich mal etwas selbst errungen zu haben, das ist ein Genuß, von dem sich der Schüler nichts träumen läßt. Examen-Theologisches kommt daher auch nur dann und wann zur Sprache. »Mich befällt ein leises Frieren, denk ich der Examina.«<sup>7</sup> Du sollst mir, wenn ich einmal wieder in Bern unter den Meinen bin, redlich streben helfen, schwärmen, genießen und lieben. Siehst Du, mich drängt eben, solchen, die gleich denken wie ich, meine stürmischen Gefühle – auch auf Kosten der Bescheidenheit! – vorzutragen. Hier in Basel kann ich's nimmer! Die Leute sind mir zu fremd oder dann viel zu gemessen und nüchtern. Letzthin habe ich nach einer Reformerpredigt<sup>8</sup> meine schmerzliche Erregtheit in einem Briefe an Herrn Schlatter<sup>9</sup> aufs Papier gewühlt; es

nimmt mich gewaltig wunder, was er mir – wie er zuversichtlich versprochen – antworten wird.

Was macht Ihr auch alle? Mich verlangt's herzlich, wieder einmal etwas von Bern, von meinem Freundeskreis zu vernehmen! Hätt' ich nur über die Ferien zu Euch herüber gekonnt, welche Wonne wäre das gewesen! Doch im Frühling wird's um so schöner sein. Wir im Alumneum führen ein gar gemütliches, oft aber auch monotones Leben.

Nicht wahr, das hättest Du auch nie gedacht, daß ich 21 Confüxe in den Grund gesoffen hätte! Ich war mir selber ein Rätsel, als ich auf einmal ein Brandfux<sup>10</sup> wurde<sup>11</sup>.

Dein Mutzli<sup>12</sup>

1 Nach abgeschlossenem propädeutischem Studium verbrachte Kutter zwei Semester in Basel (Frühjahr 1883 bis Frühjahr 1884) und wohnte im Studentenheim »Alumneum« an der Hebelstraße, damals geleitet von Pfr. Arnold Jordi.

2 Kutter und Greyerz kannten sich bereits von der Lerberschule in Bern her. Nach der Matur (1881) begann von Greyerz das Germanistikstudium. Kutter immatrikulierte sich zuerst an der phil.-hist. Fakultät, wechselte aber nach einem Semester zur Theologie. Während dieser Berner Semester kamen sich die beiden Studenten in der Zofingia (schweizerische Studentenverbindung, 1819 gegründet) näher.

3 Vgl. Joh 8,7 und Röm 12,20.

4 Siehe Heinrich Heine: Buch der Lieder, *Lyrisches Intermezzo* (1822–1823) Nr. 54 (zitiert nach der Goldmann-Ausgabe, München 1971, 5, 74). Die 2. und 3. Strophe heißen:

»Ich sitze und sinne und träume  
Und denke an die Liebste mein.  
Da grüßen drei Schattengestalten  
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und schneiden Gesichter  
So spöttisch und doch so scheu  
und quirlen wie Nebel zusammen  
und kichern und huschen vorbei.«

5 Am 5. 8. 1891 schrieb Kutter an seine Braut: »In Basel setzte ich nun meine Studien fort, unterbrochen durch den hellen Klang studentischer Freuden im Zofinger-Verein. »Fürige«(!) Gedichte in den Zofingerblättern zeugen noch von meiner damaligen Jugendlust und Begeisterung.« (Bibliographische Angaben zu den Gedichten in: H. Kutter jun.: Hermann Kutters Lebenswerk, 238)

6 Institutio Christianae Religionis. Calvins systematisches Hauptwerk. Letzte lateinische Fassung: Genf 1559.



- 7 Zitat aus dem Studentenlied:  
»Ach, das Exmatrikulieren/ ist ein böses Ding, ja ja!/ Mich befällt ein  
leises Frieren,/ denk ich der Examina./ Mir wird bang und immer bänger,/  
denn die schöne Zeit ist aus!/ Zögern darf ich nun nicht länger,/ muß  
zurück ins Vaterhaus.«  
(Vgl. Zofinger-Liederbuch 1926, 600).
- 8 »Reformer« nannten sich in der Schweiz die liberalen Theologen.
- 9 Der Theologe Adolf Schlatter (1852–1938) war 1880–1888 PD für Neues  
Testament in Bern, wo Kutter ihn gehört hatte. 1888 wurde er a. o. Pro-  
fessor, und im selben Jahr erreichte ihn ein Ruf nach Greifswald, 1893 nach  
Berlin, 1898 schließlich nach Tübingen. Schlatter war wegen seiner der  
modernen, liberalen Bibelwissenschaft gegenüber eigenständigen Textaus-  
legung damals in Bern heftig umstritten. Ob Kutter Schlatter persönlich  
näher kannte, wissen wir nicht.
- 10 Verbindungsstudent im 2. Semester.
- 11 Die nächsten Sätze und die letzten beiden Abschnitte sind weggelassen.
- 12 Kutters Spitzname in der Zofingia.

---

Brief 2      An Otto von Greyerz  
Basel, Montag, den 3. März 1884

---

Mein liebster Freund!

Du hättest mir keinen lieberrn Brief schreiben können als denjenigen,  
den zu besitzen ich mich glücklich schätze<sup>1</sup>. Das tiefe Weh, das Deine  
Seele spaltet, es ließ mich einen Blick tun in ein Herz, das nun einmal  
Ernst gemacht hat mit dem Größten, was überhaupt ein Menschen-  
herz bewegen kann, das sich furchtlos der ungeheuren Frage gegen-  
überstellt, was ist Wahrheit! Freilich nicht, ohne im stürmischen Un-  
mut an der verhängnisvollen Klippe zu scheitern. Offen gestehe ich  
Dir, Deine antichristliche Philosophie ließ mich bis jetzt ziemlich kalt,  
indem ich sie auf den Säulen der Ästhetik aufgebaut glaubte. Auch Du

– so meinte ich – glaubtest nur deshalb nicht an einen Gott, um eine Folie für allerhand schöne Gefühle, die ein selbstgefälliges Märtyrium hervorruft, zu haben. Es ist ästhetisch interessant, an keinen Gott zu glauben; man bekommt dadurch den Anschein des unglücklich-strebenden, aber nie und nimmer findenden Geistes, aber in Wahrheit ist's nur eine ideale Aufstützung des gegnerischen Gottesbegriffes, durch dessen Abweisung man umso interessanter erscheint. Viele Gegner des Christentums, die dasselbe stets als die beseligendste Macht preisen hören, fassen es gern in Bausch und Bogen zusammen, indem sie es mystisch personifizieren, dann diese Personifizierung unberechtigt idealisieren, nur um dann dieser Karikatur mit umso grimmigerem Hohnlächeln den Kopf abschlagen zu können.

Aber dieser Zug ist Dir, so wie ich Dich nun kenne, ferne geblieben. Du willst Ernst machen mit den brennenden Fragen der Menschheit, Du willst Dich entscheiden, Du möchtest Klarheit haben. Das danke ich Dir aus dem tiefsten Grund meiner Seele. Du hast die philosophischen Beweisgründe für das Christentum von Dir gewiesen, gerade so wie Du auch für Deinen Glaubensstandpunkt keine logischen Gründe anführten wolltest. Genug, daß Du in Deiner Entwicklung zum Determinismus gebracht worden bist – ich bin tolerant geworden gegen solche Standpunkte. Ich habe das Gegenteilige anerkennen zu lernen in diesem Semester Gelegenheit genug gehabt. Es ist ungemein schwer für den Christen, sich gegen die Angriffe des Skeptizismus zu verteidigen. Denn das Feld der skeptischen Kritik hat einen ungeheuren Spielraum, auf welchem alle Arten des Zweifels etc. nebeneinander aufkeimen können, während ja auf den ersten Blick das Christentum so einseitig ist, so abgeschlossen, so in sich fertig, daß gewiß die weite und volle Wahrheit nicht in ihm niedergelegt sein kann! Ich könnte Dir mit begeisterten Worten meinen eigenen, noch durchaus nicht fertigen Standpunkt schildern – ich könnte Dich hineinführen in die geheimen Werkstätten des strebenden, noch vielfach zerrissenen Herzens, um Dir zu zeigen, daß ich noch lange nicht der glaubensselige Theolog bin, wie Du glaubst. Aber, mein Freund, und hiermit appelliere ich an Deinen ganzen sittlichen Ernst – wir wollen uns nicht über das bunte Strauchwerk, das unsere jugendliche Sentimentalität über der Perle der Wahrheit aufsprossen läßt, unterhalten – wir wollen nach der Perle selber suchen. Leider hast Du mir, wie Du offen gestandest, über Deine innere Entwicklung nichts gesagt, Du hast mir die Frucht angeboten, ohne zu sagen, wie Du den Baum groß gezo-

gen. Verzeih mir, wenn ich nicht bei der Sache bleibe. Glaube ja nicht, die Religion sei ihrem Wesen nach etwas durchaus Subjektives; so daß man, ohne dabei etwas Auffallendes zu sagen, diesem Menschen Religion zusprechen, jenem so ohne weiteres absprechen könne. Das hat uns Kant gebracht und nach ihm Schleiermacher. Sie haben durch einseitige Betonung des Praktischen und Gefühlsmäßigen in der Religion den religiösen Standpunkt darin alteriert, daß die Religion sich der Öffentlichkeit zu schämen anfängt und sich in das stille Gebetskämmerlein zurückzieht. Kein Wunder, wenn da die Gebildeten sich ebenfalls der unvernünftigen Religion zu schämen anfangen und sie als einen Altweiberwahn verlachen. Und unvernünftig ist die Religion allerdings, wenn man sich, um sie zu erfassen, ganz der Vernunft begeben muß, um nur wandelbare Gefühle spielen zu lassen. Die Religion ist nicht Sache der guten oder schlechten Laune. Glaubst Du, wenn der Grundsatz richtig wäre, daß man eben glauben müsse, um selig zu werden, daß der Glaube aber nur ein Gefühl sei, glaubst Du wirklich, daß dann die Religion immer und immer wieder Tausende von Herzen ergreifen und umändern könnte? Gewiß nicht. Sie wäre schon längst unter dem Toben der menschlichen Leidenschaft zugrunde gegangen. Die Religion und vor allem die christliche, ist eine reale Macht, die man nicht ignorieren kann, noch viel weniger ungestraft belächeln.

Präge Dir doch diese geschichtliche Tatsache ein, die Religion ist eine Wahrheit, kein bloßes Gefühl, dessen Besitz allerdings glücklich machen kann, dessen Verlust sich an den unglücklichen Herzen rächt. Es gibt keinen unglückseligeren Satz als der von Theologen selbst vorgebrachte – man müsse eben glauben. Für eine solche Religion, die mich nur auf Kosten meines Verstandes glücklich macht, danke ich sehr, eine solche Religion ist keinen Schuß Pulver wert. Lächeln wirst Du allerdings und sagen, ich rede wieder vom nun einmal eingenommenen Standpunkt aus, wenn ich Dir bekenne, daß das Christentum doch schließlich der Schlußstein jeglicher Philosophie ist. Nicht so, daß man in stummer Resignation in Verzweiflung über den Unglauben der Philosophie sich im Christentum zu erholen sucht und nun eben blindlings glaubt, sondern so, daß bei vernünftiger Gedankenentwicklung man sich sagen muß – vom religions-philosophischen Standpunkt aus – das Christentum ist der vernunftmäßige Abschluß der treibenden Geistesbewegungen in der Menschheit. Doch darüber lieber mündlich. Wir wollen uns nicht immer das Herz leeren über

das, was uns bewegt, nein, wir wollen nämlich bei der Sache bleiben und ihr nicht auf dem blumigen Fußweg sprudelnder Sentimentalität aus dem Wege gehen.

Du machst dir keinen Begriff, wie ich mich auf Bern freue. Du sollst an mir den Freund finden, den Du kennst. Ich werde Dir, wenn Du Trost bedarfst, mein Bestes zum Opfer bringen. Wir wollen einander nicht verlieren.

Ich komme aus der Fastnachtstaumelei hier in Basel und bin entsetzlich müde.

In alter Liebe Dein  
Mutzli<sup>2</sup>.

---

<sup>1</sup> Dieser Brief von Greyerz an Kutter ist nicht mehr auffindbar.

<sup>2</sup> Ein Post-Scriptum ist weggelassen.

---

Brief 3      An Otto von Greyerz  
Berlin<sup>1</sup>, den 22. Februar 1887

---

Lieber Freund!

Im letzten Augenblick meines Hierseins schicke ich Dir noch ein paar Zeilen zu, mehr, ich gestehe es offen, um mein Versprechen nicht ganz zu Schanden werden zu lassen, als um Deine Erwartung eines tüchtigen Briefes zu erfüllen. Es war keine Ausflucht, wenn ich in meiner Karte den angekündigten Brief auf den Augenblick größerer Sammlung und geistiger Ruhe verschob. Denn um Dir alles das zu schreiben, was mich eigentlich bewegt, wenn ich unser gegenseitiges Verhältnis reiflicher überdenke, dazu wären jene Bedingungen durchaus



nötig gewesen. Sie sind nicht eingetroffen, und so sind es bloße Worte, die Du hiermit zu lesen bekommst, Worte, deren Mangelhaftigkeit vielleicht bald einmal durch mündlichen Geistesaustausch bedeckt werden kann.

Berlin verdanke ich unendlich viel. Alle die neuen Elemente, die sich »um meinen Scheitel häuften«, waren ganz dazu angetan, den Blick von der finsternen, unfruchtbaren Jammerwelt auf eine lichtvolle Außenwelt zu richten, die ganze Denkungsart abzulenken von allem, dabei so vielfach bloß eingebildeten Sturm und Drang in meiner Brust und hinzulenken auf das tatsächliche frische Leben. Dieser ganze Prozeß ist während dieses Winters in mir vorgegangen und sollte ich künftig, ich will nicht sagen wesentlich anders sein (denn ein Träumer werde ich immer bleiben), so doch mit mehr Elastizität und Selbstlosigkeit eingreifen in das nüchterne Treiben der praktischen Welt, so wäre es nicht zum mindesten Berlin mit seinem die empfängliche Seele gewaltsam und heilsam aufrüttelnden Leben zu verdanken. Und wenn ich auch anfangs glaubte, es werde mir sehr schwer, ja vielleicht unmöglich sein, eine Pfarrstelle anzunehmen, ich werde namentlich durch das durchaus antipfarrherrliche Treiben in der Großstadt noch vollends in diesem Gedanken bestärkt, so ist auch das falsch gewesen<sup>2</sup>, und Berlin hat mir dazu gedient, meinen realen Kern auch in religiöser Beziehung, der umspinnen war von allerhand Hirngespinnsten, klarzulegen, und dieser Kern bedeutet nichts anderes als die feste Überzeugung, daß allein in Christo Heil ist. Eben weil ich das hier so deutlich erkannte, wurde es mir auch so schwer, Dir zu schreiben, da ich ja Deine Überzeugung kenne und bis dato immer eine Strecke weit mit Dir geschwommen bin. Der Differenzpunkt, der zwischen uns beiden ist, wie ich das auch wiederholt vor Herrn M . . .<sup>3</sup> ausgesprochen habe, liegt nunmehr deutlich zutage. Du bleibst, wenigstens was mich betrifft, mein Freund, ich werde Dich achten und lieben, aber wir stehen am Scheidewege. Wir wollen das, um möglichste Klarheit in unser Verhältnis zu bringen, nie vergessen. – Von allem, was ich hier gesehen und gehört, erzähle ich Dir bald mündlich. Morgen reise ich von hier nach Dresden. Die Schrader<sup>4</sup> sind sehr feine Leute. Nochmals Dank für Deine Adresse. Du bist dort sehr gut angeschrieben.

Verzeih die flüchtigen Worte nebst der fl. Schrift.

In der größten Eile Dein  
Hermann Kutter.

- 1 Kutter schloß im Herbst 1886 in Bern das zweite theologische Examen ab. Am 5. 8. 1891 schrieb er an Lydia Rohner über die darauf folgende Zeit: »Ich entrann nach Berlin, um hier in den Kunstschatzen mein ›verfehltes Leben‹ zu vergessen und nach irgendeinem Ausweg zu fahnden.«
- 2 Noch in Berlin erhielt Kutter eine Anfrage aus Vinelz, dort Pfarrer zu werden.
- 3 Der Name ist unleserlich. Vielleicht Herr Markens.
- 4 Vermutlich die Familie, bei der Greyerz während seines Berliner Studienaufenthaltes wohnte (1885/86).

---

Brief 4      An Frau von Speyr-Müller  
Vinelz, Dienstag, den 24. Mai 1887

---

Verehrte Cousine!<sup>1</sup>

Vor allem meinen herzlichsten Dank für Ihre schönen und reichen Geschenke, womit Sie das Ihrige dazu beigetragen haben, mein neuangetretenes Pfarrhaus zu einem angenehmen, mit allem Nötigen versehenen zu machen.

Mit der größten Freude sehe ich dem Augenblick entgegen, wo Sie Ihr Wanderstab auch einmal durch das bescheidene Dörflein Vinelz führt und in dem wirklich stattlichen Pfarrhaus münden läßt. Denn das muß ich allerdings sagen, einen herrlicheren, großartigeren Sitz hätte mir Gott nicht bereiten können, als diese reiche Pfrund<sup>2</sup> ist. Wir werden nicht müde, den im ersten Frühlingsschmuck prangenden Garten mit jenen verlangenden Augen des Städters zu bewundern, der so was sonst nur durchs Gitter sieht, wenn es ihm aber zu eigen beschert wird, wonnetrunken all das Schöne einsaugt. Dieser Garten, von einer starken Mauer eingefaßt, dehnt sich unmittelbar vor dem Hause in ansehnlicher Größe aus und birgt in seinem reichen Schoße nicht nur die Feige neben dem Lorbeer, die seltene Rose neben dem duftenden

Schneeball, sondern auch die prosaischesten Küchengemüse, an denen meine Magd ihre wohlbegreifliche Herzensfreude haben wird. Die Räume des Hauses selbst sind beinahe endlos, Zimmer reiht sich an Zimmer, von denen man zum Teil eine wunderschöne Aussicht auf den Bielersee genießt. Wir haben uns indessen fein von Anfang auf die nächstliegenden im Parterre beschränkt, die Ausfüllung aller 11 Zimmer einer gütigen Vorsehung überlassend. Von dem Baumgarten, der hinter dem Hause sich – ein wahrer Gottessegen – ausbreitet, will ich lieber schweigen, damit ich nicht, obschon innerhalb der Grenzen der Wahrheit, Unglaubliches zu berichten scheine.

Letzten Sonntag<sup>3</sup> installierte mich hier Herr Pfr. Rohr<sup>4</sup>. Die ganze Feier war höchst würdig und schön und an der reichen Bekränzung der Kirche mit Blumen und Kränzen aller Art ließ sich die Liebe und das Wohlwollen der neuen Gemeinde<sup>5</sup> ihrem neuen und ach! so jungen Seelsorger gegenüber auf das deutlichste erkennen. In meiner kurzen Ansprache an die Gemeinde übergab ich alles der Hand Gottes selber, ohne dessen Hilfe ich mich zur Ausübung meines Amtes durchaus untüchtig fühle. Ich erfahre dies täglich mehr und hoffe, der Herr selber wolle durch mich das schwere Amt selber übernehmen. – Papa<sup>6</sup> und Hanna<sup>7</sup>, die bei der Installation anwesend waren, sind nun schon wieder abgereist, während Mama<sup>8</sup>, unsere frühere Magd und ich zurückgeblieben sind. Mama hat sich gestern auf unserem Gange durchs Dorf recht ordentlich erkältet, ihre Freundlichkeit und Leutseligkeit veranlaßte sie, da und dort länger als gut war stehenzubleiben, wodurch sie sich dann auch bei der rauen Temperatur die Erkältung zugezogen hat. Sie ist meine treue Beraterin auf Schritt und Tritt, die den unbekannten, vielfach noch so scheuen und wortkargen Pfarrer an der Hand einer langjährigen eigenen Erfahrung ins Leben mit den Leuten einführt, so daß ich ohne sie wirklich fast ratlos wäre. Gebe Gott nur, daß sie sich bald von ihrem Unwohlsein erholt.

Es ist mir bange vor der nächstliegenden Zukunft. Die Leute sind so zuvorkommend und erwartungsvoll, daß ich ernstlich befürchten muß, ihren stillen Anforderungen nicht genügen zu können. Bis jetzt waren sie in den Händen von entschiedenen Reformern<sup>9</sup> und nun hat sich unter ihnen allen ein Verlangen nach der ganzen Wahrheit eingestellt, dem der junge, unerfahrene und namentlich noch im Gottvertrauen so wenig gestählte Anfänger unmöglich genügen kann. Gott muß die Sache selber in die Hand nehmen, denn es ist seine Sache. Ihm befehle ich diesen neuen schweren Anfang.

Ich verbleibe mit den höflichsten Empfehlungen an Herrn von Speyr wie Ihre ganze Familie und mit der Versicherung meines herzlichsten Dankes für Ihre Güte

Ihr ergebener  
Hermann Kutter.

- 1 Julie von Speyr-Müller (1827–1897), Taufpatin Kutters, Kusine seines Vaters Wilhelm Kutter (1818–1888).
- 2 = Pfründe.
- 3 22. 5. 1887.
- 4 Karl Emanuel Rohr (1827–1910), 1856–1867 Pfarrer in Rohrbach, dann bis 1873 am Burgerspital und der Mädchenschule in Bern, dann bis 1902 Münsterpfarrer in Bern.
- 5 Am Bielersee, Amtsbezirk Erlach. Zur Kirchgemeinde Vinelz gehört auch das Nachbardorf Lüscherz. Kutter versah die Gemeinde bis 1898.
- 6 Wilhelm Kutter-König (1818–1888), Ingenieur und Sekretär des öffentlichen Dienstes in Bern. 1860 verheiratet mit Maria Albertina geb. König.
- 7 Kutters älteste Schwester, später verheiratet mit Pfarrer Albert Wenger, siehe dazu: Briefe vom 8. 8. 1896/13 und vom 16. 4. 1903/1.
- 8 Siehe Adr./Korr.-Liste: Marie Kutter-König.
- 9 = »freisinnige«, »liberale« Pfarrer, im Richtungsstreit mit den »positiven«.



Teure Mama!

Ich weiß nie recht, was ich eigentlich schreiben soll, und doch verlangst Du, daß ich Dir regelmäßig schreibe! Meine Gedanken wollen sich nicht ordnen lassen, mein ganzes Wesen ist noch zu sehr in Gärung; soviel weiß ich allerdings – es muß vorwärts gehen – aufwärts: Andern predigen und selber verwerflich werden, ist das Allerärgste. Aber solange noch das ganze Leben nicht durchdrungen ist von Christi Wesen, solange man seinen Geist nicht völlig machen läßt, sondern noch eigene Gebäude aufrichten will, solange ist man noch kein Licht, sondern ein Mietling. Aber da fehlt es eben; bei allem, was ich predige, höre ich stets die bange Frage: Bist denn du eigentlich schon so weit, oder sagst du etwas, was du persönlich nicht vertreten kannst? Was soll ich nun tun, den Leuten predigen bloß nach dem Maße eigener Erkenntnis, aber da wäre die Kirche bald gänzlich leer – oder aber Dinge sagen, die weit über die eigene Fassungskraft hinausgehen und dabei in Gefahr geraten, selbst verwerflich zu werden? Je mehr ich mich prüfe, desto tiefere Unlauterkeiten öffnen sich mir. Man will geistlich sein vor den Leuten und ist es nicht in Wahrheit vor Gott, man will den guten Geruch der Frömmigkeit davontragen, aber man heuchelt im Grund nur. Ich glaube wohl, daß bei so verstellten Worten Leute angefaßt werden können; sie wissen ja nicht, wie es im Pfarrer aussieht, aber daß der Segen Gottes auf der Arbeit ruhen könne, ist unmöglich. Da gilt es vor allem selber durchleuchtet sein; aber solange die Sünde noch die Oberhand hat, ist man nicht Christi Eigentum. Wer ist aber los von der Sünde, innerlich los? Es heißt immer, man muß wachsen in der Heiligung – aber das ist oft nichts anderes als ein Faulbette –: Ich bin noch nicht vollkommen, ich muß wachsen, etc. und nun läßt man sich gehen, nun empfindet man keinen Schrecken darüber, daß man noch nicht vollkommen ist, ganz entgegen dem Gebote: Ich bin vollkommen und ihr sollt auch vollkommen

sein!<sup>1</sup> Mit dem fluchwürdigen Worte: Ich muß wachsen, etc. fährt man meist trotz Christus in die Hölle. Wie kann einer wachsen, der nicht gepflanzt ist? Wie kann einer in Jesu Wesen zunehmen, der noch gar nicht in dasselbe gestellt ist, und, so frage ich, wie kann einer in Jesu Wesen gestellt sein, der noch keinen *wirklichen*, nicht bloß eingebildeten Schrecken vor der Sünde empfindet, sondern dieselbe auf diese oder jene Weise noch großzieht? Wie kann einer Christi Eigentum sein, der nicht ein gebrochener Mann ist? Aber wo findet sich dieser völlige Bruch mit der Sünde? Und wenn er sich nicht findet, wäre da das landläufige Christentum nicht pure Heuchelei? Eben dahin möchte ich gelangen, daß »ich der Sünde tot bin und die Sünde mir«<sup>2</sup>. Dafür bete ich täglich. Ich bin nicht bekehrt, ich weiß es wohl, aber das Wort: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde<sup>3</sup>, über das ich heute predigte, ist mir auch in seinem ganzen Ernst gegenwärtig – ich glaube, dazu braucht man nicht besonders zerknirscht zu sein, sein Sündenelend besonders zu fühlen – das ist methodistisch, aber Ernst machen muß man, und anstatt in Sündenelends-Duselei zu versinken, brechen mit der Sünde, und gerade mit der, die einem bekannt ist. Dann wird schon nach und nach der Herr selber einem die Augen öffnen, daß man immer mehr brechen lernt, bis der alte Mensch gänzlich zerstoßen ist. Von meiner heutigen Predigt sage ich Dir nichts. Wir wollen uns gewöhnen, das eitle Betrachten fahren zu lassen und alles umsonst zu tun, nicht einmal um den Ruhm des nachherigen Geredes. Jede gehaltene Predigt sollte vom Pfarrer augenblicklich vergessen sein. Dann könnte *Jesus* wirken und solange nur der Pfarrer wirkt, – gehts nicht<sup>4</sup>.

Wir haben heute herrliches Wetter. Sollte ich etwas vergessen haben zu schreiben, so sage es. – Jesus sei mit uns allen.

Euer Hermann.

<sup>1</sup> Vgl. Mt 5,48.

<sup>2</sup> Vgl. Röm 7,1 ff.

<sup>3</sup> Vgl. Joh 3,3.

<sup>4</sup> Der letzte Abschnitt (mit der Bitte an die Mutter, im November nach Vinelz zu kommen) ist weggelassen.

Teure Mama!

Heute bin ich ganz besonders zum Dank gegen Gott gestimmt, ja zum ersten Male beinah klingt etwas von Jubel in meiner ledernen, dünnen Seele nach! Soeben nämlich verließen mich 5 junge Männer, mit denen ich eine erste Bibelstunde gehalten habe. Ist das nicht etwas Großes? Die Sache wird nun regelmäßig betrieben werden – nächsten Freitag kommen sie wieder. Wir haben eine liebliche Stunde miteinander verlebt, und ich muß sagen: Jetzt erst komme ich in mein Element hinein, unmittelbare Wirkung auf die Seelen der Einzelnen, das schwebte mir ja schon lange als der eigentliche Nerv der ganzen Tätigkeit vor – und nun schenkt mir Gott ganz ungesucht wahrheitsliebende junge Leute, mit denen es sich so recht von Herzensgrund reden läßt. Dieselben haben mich schon nach Lüscherz<sup>1</sup> in die Kinderlehre (die letzte) begleitet, wo ich den Leuten im Anschluß an 2. Kor. 5 Schluß zusammenfassend die Heilsbotschaft noch einmal ans Herz legte. Es ist viel gegangen diesen Winter, Gott hat gerade, wo man es am allerwenigsten erwartete, liebliche Früchte gezeitigt. In der Unterweisungs Jugend, wie auch unter den Großen regt sich etwas wie neues Frühlings-Geisteswehen – wer hier nicht Gottes Hand erkennt, ist blind, denn ich entbehre geradezu alles, was irgendein christliches Leben oder christliche Wärme heißen könnte. Es ist erschrecklich, in welcher Herzensverfassung ich mich befinde und namentlich komme ich mir für die Dauer völlig unfähig vor, hier Tüchtiges zu schaffen. Aber so ist's eben gerade heilsam, damit die Erfolge, die doch, wenn auch im Kleinen, augenscheinlich sind, nicht im fleischlichen Rühmen verderben. Wenn ich auf mich blicke, so ist's nichts. Nicht, daß ich meinem Fleisch nicht schmeichelte und Anlagen zur Überhebung verspürte, aber etwas von jenem inneren lauterer Menschen, von dem Paulus Römer 7 spricht, erfahre ich auch an mir in der sicheren und klaren Erkenntnis, die sich mitten durch den Hochmut hindurch doch ener-

gisch geltend macht, daß es mit der eigenen Kraft nichts sei. Wenn ich mich genau prüfe, so steht die eigene Schwäche unzweideutig vor Augen, und ich muß bekennen, der innerste Kern meines Herzens meint es doch ehrlich, trotz des vielen jetzt noch unwahren Wesens, das aus mir spricht. Ich gleiche dem kleinen Knaben, der sich in den Rock des Vaters begräbt, dessen Ärmel ihm einhalb Fuß über die Arme hinausragen, je größer der Knabe wird, desto mehr paßt ihm auch das Kleid. Jetzt sind die Worte – ist meine ganze evangelische Verkündigung noch das übergroße Kleid, hinter welches sich das eigene Glaubensleben vergräbt, aber ich wachse auch von innen heraus, und gewiß kommt auch der Tag noch heran, da ich zum »Maße des vollkommenen Alters Christi«<sup>2</sup> werde herangewachsen sein, wo dann die Verkündigung des Heils meinem eigenen Wuchse angepaßt ist.

Es sind noch drangvolle Tage vor mir, hoffentlich auch gesegnete. Es gilt nun noch die ganze Kraft zusammennehmen, und dann kann ich in eurer Mitte ausruhen, worauf ich mich herzlich freue. Zwar darfst Du Dir keinen fröhlichen, durchgedrungenen Christen vorstellen mit neuem ungewohnten Glaubensleben; nein, derselbe melancholisch vielleicht nicht mehr gestimmte, aber jedenfalls angehauchte Mensch wird Dir entgegentreten, der ich stets war, namentlich in Sachen des Glaubens noch schüchtern und verschämt. Du wirst manche auf das Amt bezügliche Klage zu hören bekommen. Indessen sollen doch die Tage des kurzen Zusammenseins nicht leer vorübergehen<sup>3</sup>.

Viele Grüße an Papa und Geschwister  
Dein Hermann.

1 Siehe Brief vom 24. 5. 1887/5.

2 Vgl. Eph 4,13.

3 Die letzten beiden Abschnitte sind nur teilweise abgedruckt.



Lieber Freund!

Du hast mir mit Deinem Briefe eine große und unerwartete Freude gemacht. Daß es doch noch Bande gibt, die uns aneinander fesseln trotz großen fundamentalen Differenzen, diese Überzeugung ist auch die meine, wenn ich vielleicht auch vermöge meines Temperaments mehr als Du geneigt bin, das Trennende anstatt das Gemeinsame hervorzuheben. Wie könnten aber Freunde, die eine so reich bewegte, gemeinsam so tief gekostete und genossene Gymnasial- und Studienzeit hinter sich haben, in bleibender Weise getrennt werden? Wir haben uns früher aus dem Gesicht verloren gehabt und wiedergefunden, so auch jetzt – unsere Wege sind bis jetzt ganz andere, und wir werden wohl daran tun, die Überzeugungstreue nicht dem Götzen der Freundschaftsduselei zum Opfer zu bringen; aber eine echte, wahre, ehrliche Freundschaft kann dabei ganz wohl fortbestehen, wenn nur jeder mit völliger Wahrheitsliebe an sich arbeiten will. Denn der Adel lauterer Absichten verbindet mehr als Gemeinsamkeit der Überzeugung.

Mit großem Interesse und mit Teilnahme werde ich nun Deine künftigen Schicksale verfolgen, da es Dir, wie Du schreibst, in Paris<sup>1</sup> nicht nach Wunsch ergangen ist. Was hast Du für Absichten, für Pläne, für Ziele? Eine bewegte, vielleicht schmerzliche Zeit wird es jedenfalls für Dich sein, die nun im Anzuge ist und ich wünsche von Herzen eine für Deine Familie und für Dich gleich glückliche Lösung des Knotens. Daß Du in Paris nicht würdest finden können, was Du suchtest, mußte ich mir mit einiger Besorgnis gleich von vornherein sagen; denn es ist ja nirgends schwerer als gerade in einer Großstadt, ein befriedigendes Unterkommen zu finden. Und die Besorgnis, daß Du in Paris Dein Glück versuchen wolltest, hat auch noch darin bei mir ihren Grund, daß gerade Paris eine leichtsinnige, frivole, lasterhafte Stadt ist, die dem jungen Manne in jeder Form Versuchungen die

Menge bietet, denen nicht jeder gewachsen ist. Ich mußte mir sagen, keine Stadt wie Paris werde so geeignet sein, diejenigen Eigenschaften an Dir auszubilden, die gerade Deine schwache Seite ausmachen, und die Dich nicht sowohl von mir – wie Du schreibst –, sondern vom Weg des Wahren und wahrhaft Edlen und Großen abzubringen geeignet sind. Eine rauschende Vergnügungsstadt muß nach meiner Überzeugung Deinem Naturell aufs empfindlichste schaden – denn Du hast Neigung zu weltförmiger, salontüchtiger, aber daneben windiger Fläche, eine Neigung, die in Paris ja starke Nahrung finden mußte. Du hast aber auch tiefe, im Grunde nach dem einzig Wahren strebende Eigenschaften, und Du kannst es als eine Bewahrung Gottes ansehen, wenn sie in Paris noch frisch und lebendig geblieben sind. – Was hast Du alles für Tage hinter Dir? Wieviel gute und wieviel böse? Hast Du die fleischlichen, so tief entwürdigenden Versuchungen mannhaft überwunden? Sieh, das sind alles Fragen eines Freundes. Sie sind Dir vielleicht in Paris nie gestellt worden. Aber da wirst Du auch kaum einen Freund gefunden haben. Ich habe hier in meinem Amte gelernt, frischweg zu reden, ohne Furcht, jemanden zu verletzen, und, was ich anderen, unbekannten Menschen schuldig bin, das darf ich meinem Jugendfreund nicht vorenthalten.

»Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme«, so sagt Christus<sup>2</sup>. Du hast seine Stimme bis jetzt – soweit ich Dich kenne – nicht vernommen. Hast Du auch schon die Bedingung bedacht, die er an das Vernehmen knüpft: »Wer aus der Wahrheit ist.« Bist Du aus der Wahrheit, oder sind es krumme Wege, die Du liebst? Stelle Dir nicht vor, daß ich schulmeistern wolle. Aber ich kenne an mir selber die Schändlichkeit des menschlichen Herzens und denke vor allem an mich selber, wenn ich so schreibe – das muß ich sagen. Jeder, dem Christus auf diesem oder jenem Wege gleichgültig geworden ist, strebt auf von vornherein falscher Basis, denn Christus ist Maßstab nicht nur des religiösen, sondern auch des sittlichen Lebens, und jeder, der ruhig an Christo vorbeigehen kann, ohne auf diese oder jene Weise von ihm angezogen und festgehalten zu werden, strebt überhaupt nicht im Ernst, sondern tändelt nur. Denn Christus ist schon, nur äußerlich betrachtet, das größte Welträtsel, das tiefste Menschenproblem. Wie stehst Du zu ihm? Wer ihn nicht lieben kann, der steht unter seiner Gegnerschaft. Was schlummert in Dir? Liebe oder Haß gegen ihn?

Auf diese Fragen alle, die mich mehr als alles andere interessieren,

hätte ich so gerne Antwort. Jedenfalls besuchst Du mich einmal von Bern aus.

Entschuldige noch die schlechte Schrift und stilistische Verrenktheit, ich bin nämlich sehr angegriffen, während ich dies schreibe u. bringe m. Gedanken in keinen richtigen Fluß. Doch der Inhalt ist ja die Hauptsache.

In treuer Freundschaft Dein

Hermann Kutter.

Für die Kondolation danke herzlich<sup>3</sup>. Mein Vater ist jetzt daheim.

<sup>1</sup> Greyerz verbrachte sein letztes Studiensemester 1887/88 in Paris. Noch im gleichen Jahr zog er nach der Promotion nach Konstantinopel als Lehrer der dortigen deutschen Schule.

<sup>2</sup> Joh 18,37.

<sup>3</sup> Kutters Vater starb mit 67 Jahren am 5. 5. 1888.

---

Brief 8      An Otto von Greyerz  
Vinelz, den 27. Mai 1888

---

Mein lieber Freund!

Der orthodoxe, stolze, eingebildec, selbtherrliche Pfarrherr – er hat doch noch ein warmes, weiches Herz für seinen verletzten, empörten Freund, den seine giftigen Pfeile so grausam und ungerechterweise getroffen haben! Du mußt ein eigentümliches Bild Deines Freundes aus meinen Zeilen gelesen haben<sup>1</sup>, ein Bild, dessen Zeichnung von Deiner Hand mir schmerzlich weh getan hat, indem ich sehen mußte, daß Du nicht fein und edel genug bist, um hinter diesen Worten eine Überzeugung zu finden, die nur Dein Bestes möchte. Es ist unnütz,

hiervon länger Worte zu machen; ich habe Dir mein ganzes Freundesherz öffnen wollen, ich habe Dich aufmerksam machen wollen auf etwas, das mir nun als das Heiligste gilt – aber mit giftiger – o mein Lieber – und mit welchem Stolze begleiteter suffisance schleuderst Du mir meine Worte ins Gesicht zurück. Hier ist nichts mehr zu machen. Ich kann Dir sagen, oft habe ich für Dich gebetet – immer denke ich an Dich, Dein Lebensgang ist mir sehr am Herzen, u. wenn ich im Drange meines Ungestüms meine Feder vielleicht zu sehr in schwarz getaucht habe – witterst Du hinter mir orthodoxen Größenwahn u. viel Schlimmeres. Gott allein weiß, daß es das nicht ist, Du glaubst mir sowieso nicht mehr. Ein solcher Brief, wie der Deine, schlägt auch die intimsten Beziehungen, die wir untereinander hatten, darnieder. Ich will Dir nicht sagen, wie schmerzlich Du mich verwundet hast durch Dein hochmütiges Mißtrauen, das sich auch gar nichts sagen läßt ohne böß aufzufahren, – Gott weiß, was mit Dir geworden ist – so warst Du doch noch nicht, als wir uns zum letzten Male sahen; – doch halt! Gegenseitige Vorwürfe nützen nichts. Nur noch das Eine: Du magst an mir irre werden, soviel Du willst, ich werde nicht aufhören, für Dich bei meinem großen, herrlichen Gott einzustehen, der Dich auch noch ans Ziel bringen wird. – Kannst Du mir's denn übelnehmen, daß ich Jesum lieb habe u. nun alles nach ihm beurteile? Anstatt diese Überzeugung wenigstens zu respektieren, schmähst Du sie als Pfarrstolz – o dieses böse Wort! Hast Du bedacht beim Schreiben, daß Du einen – ich kann es vor Gott sagen – wahren Freund so furchtbar in leichtfertiger Weise verletzen würdest? – Ich muß es Dir gestehen, Du bist so empfindlich, daß das Geringste Dich verletzt. Du witterst hinter meinen Briefen Dinge, die bloß ein im Selbstgefühl überspannter Mensch sehen kann. Mein Beichtkind sollst Du nicht werden, aber hat denn ein Freund nicht das Recht, den andern über Dinge zu fragen, die ihm das Wichtigste sind? – Fort mit aller Orthodoxie etc.– aber Jesus ist mein Heiland, er ist mein Erlöser, das spüre ich, nach soviel heißen Kämpfen, deren Nachwirkungen mich noch heute schmerzlich bewegen, bin ich endlich bei ihm angelangt, aber was kann ich Dir davon sagen, der Du meinst, ich wolle Dich zu meiner Kirche bekehren? Ich will Dich zu nichts gewinnen – lasse Dir Deine Art zu denken, wenn sie nur ehrlich u. sittlich ist – aber ich fordere dasselbe von Dir – l. Freund, wenn Du wüßtest, daß ich Dich dennoch liebe wie irgendeinen Freund, daß ich Dich ins Herz geschlossen habe, solange bis Du Dich gewaltsam losreißest – Du hättest ein wenig



milder geschrieben. Ich will suchen, Deine Worte zu vergessen – u. wenn Du dennoch den Mut hast, diesem orthodoxen Esel einen Besuch abzustatten, so sollst Du mit offenen Armen aufgenommen sein.

– Ich mag nicht mehr schreiben, sage mir nur noch das Eine: Glaubst Du an meine Aufrichtigkeit, meine Liebe? – Oder glaubst Du an Tücke? Je nachdem Du entscheidest – kann unser Bund bestehen oder nicht. Herzlichst bitte ich Dich um Verzeihung für die verletzenden Worte – – – Glaubst Du mir das? O glaube mirs, und rei die Decke Deiner Empfindlichkeit von Deinem Herzen!

Dein Freund Hermann Kutter<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 22. 5. 1888.

<sup>2</sup> Von Greyerz hat auf diesen Brief offenbar nicht mehr geantwortet. Für die nächsten 14 Jahre bleibt der Briefkontakt unterbrochen (→Brief vom 12. 12. 1902).

---

Brief 9      An Marie Kutter-König  
Vinelz, 16. Mai 1891

---

Liebe Mama!

<sup>1</sup>... Ich selber studiere soviel wie möglich, komme aber nicht sehr vorwärts. Langsam und allmählich geht's aber doch dem Ziele entgegen. Denn daß der wissenschaftliche Lebensweg eigentlich der meine sein sollte, spüre ich immer besser<sup>2</sup>. Gott sei Dank aber treibt's mich nicht mehr in seine schmerzlichen Erregtheiten von früher hinein, daß ich noch nicht bin, was ich zu sein wünsche. Will es Gott, so kann ich auch Pfarrer bleiben. Je mehr unser Blick auf das Kommen

des Reiches Gottes gerichtet ist, desto geringer erscheint einem der irdische Lebensweg. Solange das Reich Gottes noch ferne ist, ist ja das Alte bloß eine provisorische Einrichtung, der man nicht mehr Bedeutung zuschreiben darf, als sie hat<sup>1</sup>. Das macht unser Christenleben so unrein und träge, daß wir den Dingen um uns herum zuviel Gewicht zuschreiben. Wir wollen dann alles entsetzlich wichtig nehmen, meinen sogar hierin die von Gott geforderte Treue auszuüben, ohne zu bedenken, daß Gott namentlich in der Richtung auf ihn, nicht in der auf die Welt Treue verlangt. Nein, wir sind es Gott schuldig, frei von allen irdischen Rücksichten zu bleiben; hierin müssen wir ganzen Ernst zeigen. Es kann einen oft ein banges Gefühl beschleichen, wenn man sieht, wie man gerade das tut, was man nicht tun sollte, und gerade das vernachlässigt, was vor Gott das Wichtigste ist. – Ich selber kann mich des Gedankens je länger je weniger erwehren, daß unser Christentum in lauter Fleisch gefangen ist – daß wir in lauter frommen Dornen sitzen. Darum ist mir Pfingsten namentlich wichtig, wenn ich auch an Pfingsten, wie nie sonst, das Gewicht meines eigenen Fleisches spüre. Nicht über den Geist, sondern aus dem Geist heraus, aus *dem* Geiste, der Tatsache, Leben und Wahrheit ist, sollte man reden können und die Herzen, die so ferne sind vom Reiche Gottes, in die lebendige Gemeinschaft des H. Geistes ziehen können. Ich schaue darum aus nach einem neuen Pfingsten und weiß mir sonst nicht zu helfen. –

Unser Schweinchen gedeiht vortrefflich. Ich habe meine tägliche Freude an ihm. Auch scheint es uns alle gut zu kennen.

Sonst gibts hier durchaus nichts Besonderes<sup>2</sup>.

Ich bin ganz ruhig und lasse Gott walten. Ich will gerne ohne Frau sein, wenn er will.

Ich will den Brief sofort auf die Post spedieren, damit Du am Sonntagabend wenigstens einige Wörtlein von mir in die Hände bekommst. Schon gestern wollte ich schreiben, bin aber durch die Spendkommission<sup>3</sup> verhindert worden.

Viele Grüße an die lb. Geschwister u. Kinder alle,

In treuer Liebe Dein  
Hermann.

<sup>1</sup> Die einleitenden Sätze sind weggelassen.

<sup>2</sup> In den Jahren 1890/91 erschienen von Kutter 15 Artikel in kirchlichen Zeitschriften, besonders im »Kirchenfreund« (siehe Bibliogr. bei Kutter

jun., aaO. 239). Dies war der Ausdruck seiner eifrigen wissenschaftlich-theologischen Bemühungen (dazu siehe Brief vom 25. 10. 1891/2).

- 3 Diese Blickrichtung auf das Reich Gottes verrät die Einwirkung von Christoph Blumhardt. Siehe Brief vom 5. 8. 1891/13.
- 4 Einige Sätze mit familiärem Inhalt sind weggelassen.
- 5 Pfarramtliche Unterstützungskommission.

---

Brief 10     An Lydia Rohner  
Felsenburg<sup>1</sup>, den 30. Juli 1891

---

Ihnen zuerst und allein, geehrtes und liebes Fräulein<sup>2</sup>, will und muß ich's sagen, was mich seit meiner Begegnung mit Ihnen bewegt. Ich kann es Ihnen sagen, weil Sie auch in einem für mich schmerzlichen Entscheide freundlich u. still mitfühlen würden, ich *muß* es Ihnen sagen, weil es mir unmöglich ist, andern als Ihnen von meinem innersten Anliegen zu sprechen. Ich habe Sie in mein Herz geschlossen, mein liebes Fräulein, und bitte Sie mit diesen wenigen Zeilen um Ihre Hand.

Dieser schnelle Entscheid wird Ihnen zwar verwunderlich, wenn nicht gar befremdend vorkommen. Allein, trotzdem ich – zumal in m. Alter<sup>3</sup> – die Tragweite und Bedeutung meines Schrittes nicht unterschätze, so bin ich doch meiner Sache hierin so vollkommen gewiß, wie des hellen Lichtes am Mittag. Ich kann Ihnen jetzt nicht viel sagen und erklären, aber glauben Sie mir, liebstes Fräulein, was ich Ihnen gegenüber mit diesem Briefe wage, ist nicht die Folge schnellodern-der, aber auch bald in sich zusammenbrechender Neigung, sondern das Resultat ruhiger Überlegung neben der großen Liebe, die ich für Sie empfinde. Ich kenne Sie ja nicht erst seit gestern. Gestern allerdings ist mir das Herz aufgegangen in froher, inniger Liebe für Sie. Sie haben mir durch Ihre freundliche Gegenwart und Teilnahme einen

Blick in Ihr reiches und volles Herz gewährt, ich fühle bei Ihnen sofortiges und tiefes Verständnis und gleiche Gesinnung in den verschiedensten Fragen. Noch nie war ich einer Jungfrau gegenüber so glücklich.

Wollen Sie, mein liebes Fräulein, Ihre Hand der meinen anvertrauen, wollen Sie mein unruhiges Leben in Ihrer Liebe ausruhen und fest werden lassen? Meine äußerlichen Verhältnisse kennen Sie<sup>1</sup>, so daß ich hier nichts zu bemerken brauche.

Ich habe meine Seele im Gebet stille gemacht. In Gottes Händen ruht Ihr Entscheid. Er mag ausfallen, wie er will, ich werde ihn als ein Geschenk Gottes betrachten.

In herzlicher Liebe und Hochschätzung  
Ihr ergebener

Hermann Kutter Pfr.

1 Phantasiename.

2 Siehe Adr./Korr.-Liste.

3 Damals 28jährig.

4 Kutter hatte im Unterschied zu Lydia Rohner (s. dazu Brief vom 22. 8. 1891/2) kein eigenes Vermögen. Er lebte von der damals relativ bescheidenen Pfarrbesoldung.

---

Brief 11     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, den 5. August 1891

---

Geehrtes Fräulein!

Ihr lieber, inhaltsreicher Brief liegt vor mir. Ich muß seine Schriftzüge, die mir so viel Freundliches sagen, immer wieder betrachten. Nehmen Sie es mir übel, wenn ich gleich darauf antworte, ohne die



von Ihnen angedeutete, aber doch vielleicht unbestimmte Zusammenkunft abzuwarten? Nein, ich weiß, daß Sie es nicht tun, trotzdem Sie mir keine ausdrückliche Erlaubnis gegeben haben, mich brieflich an Sie zu wenden. Nur erwarten Sie jetzt von mir noch keine ruhigen, sachlichen Erörterungen, keinen klaren Verstand, nehmen Sie vielmehr vorlieb mit meiner vielleicht etwas unbeholfenen, aber ganzen und vollen Liebe.

Nicht wahr, Sie vergeben mir das Ungemach, in welches Sie noch mitten in der Trauer um Ihren geliebten Vater<sup>1</sup> durch meine Anfrage gebracht worden sind; Sie können es mir verzeihen, daß ich meine Gefühle so rückhaltlos äußerte? Man macht es ja gewöhnlich anders, man macht – ja was macht man nicht alles! Die Gewohnheit, das muß ich Ihnen sogleich sagen, ist eben nicht immer meine Bahn. Ich finde sie oft herzlich langweilig, die liebe Gewohnheit, und darum setze ich oft über sie hinweg wie ein übermütiges Füllen. Was dachten Sie wohl während unserer Begegnung bei Herrn Wernly<sup>2</sup>? Waren Sie damit zufrieden? Ich für mein Teil durchaus nicht. Was war das doch für ein langweiliger Parademarsch, den ich vor Ihnen aufführen mußte! Wie voll war mein Herz, wie gern hätte ich die unbarmherzigen Fesseln kalter Konvenienz gesprengt, um mit Ihnen zu reden, wie mir ums Herz war! Aber gefreut habe ich mich, Sie liebes Fräulein, wiederzusehen, gefreut habe ich mich an der ruhigen und sicheren Art, wie Sie mir entgegentraten<sup>3</sup>.

Ich bitte Sie, geliebtes Fräulein, rechnen Sie mir mein kaltes Wesen nicht zu sehr an. Ich bin von der Stärke des Mannes und kann nicht mehr romantisieren. Doch Sie verstehen mich besser als irgend jemand – und wenn ich das alles Ihnen so hinplaudere, so tue ich's eben, weil das Plaudern mit Ihnen so süß ist. Nur eines muß ich berichtigen, was Sie bedenklich schreiben. Sie reden von Gaben und Talenten, die ich besitzen soll und die – das ist das Arge – mich von Ihnen im spätern Leben scheiden könnten. Bis jetzt habe ich das Gegenteil von mir gedacht, wenn ich mich mit andern verglich. Meine Arbeiten schienen mir immer schlecht und mühsam hervorgezwängt gegenüber dem leichten, eleganten Produzieren so vieler anderer. Doch hiervon nicht länger. Wie aber diese Talente ein Hindernis sein sollen, kann ich nicht begreifen, auch nicht, wenn Sie es sagen. Was gehen mich die Talente an, wenn ich liebe? Was sind sie anderes als ein gefälliger Schmuck, mit dem das Leben durchaus nicht steht und fällt. Ich habe gelernt, in schwerer Lebensschule nur Einen preiswürdig zu finden,

zu sterben, damit Er mit seinem mächtigen Gottesleben zur Geltung komme. Ich habe meine Lieblingsneigungen mit bitterem Schmerze zu Grabe getragen. Aber jetzt trüben sie meinen Lauf nicht mehr, kaum daß sie noch hie u. da wie ein flüchtiger Schatten über mein ganz anderem Ziele geweihtes Leben dahineilen. Und wenn Sie, wie Sie sagen, nur »eine einfältige und wenig gelehrte Pfarrfrau« werden – so sage ich dagegen, daß Sie, liebes Fräulein, mir auch einen kleinen Merks in solchen Sachen zutrauen dürfen. Ich habe mich Ihnen gegenüber trotz Ihrer liebenswürdigen Kampfweise, mit der Sie mir's einreden möchten, in keiner Weise getäuscht. Doch da vergesse ich ja ganz, was ich Ihnen schuldig bin – den Einblick in mein bisheriges Leben. Meine frühere Jugend übergehe ich mit Ausnahme jenes schweren Unglückes, da mich eine Gewehrkuugel buchstäblich durchbohrte, ohne glücklicherweise ernstlichen Schaden zu hinterlassen<sup>4</sup>. Ich erwähne dies deshalb hier, weil, wie ich später sah, dieses Ereignis für die Entwicklung meines innern Lebens von den größten Folgen sein sollte. Mein durch ein Wunder Gottes erhaltenes Leben gehörte nun – so war mir immer – nicht mehr mir, sondern Gott. Anfänglich allerdings gab ich solchen Gedanken keinen Raum. Von unbändiger Wildheit und stürmischer Art gab ich mich mit vollem Herzen allen Jugendfreuden hin, welche die bescheidenen Verhältnisse meiner Eltern gestatteten. So kamen die Jahre reiferen Alters herbei. Es kam die Zeit, wo ich mich für ein Studium entscheiden sollte. Ich wählte nach kurzem Schwanken<sup>5</sup>, aber ganz ohne Bedachtsamkeit u. ohne Begeisterung, die Theologie. Die Fächer des I. Examens<sup>6</sup> machten mir denn auch viel Freude. Daneben vertiefte ich mich in die Schriften meines heißgeliebten Freundes : Plato, dessen tiefe und edle Philosophie mich bis zur heutigen Stunde gefesselt hielt. Das Examen wurde zur Zufriedenheit absolviert. In Basel setzte ich nun meine Studien fort<sup>7</sup>, unterbrochen durch den hellen Klang studentischer Freuden im Zofingerverein. »Fürige«(!) Gedichte in den Zofingerblättern zeugen noch von meiner damaligen Jugendlust und Begeisterung<sup>8</sup>. Aber die Zeit des II. Examens<sup>9</sup> machte meiner Fröhlichkeit ein jähes Ende. Die praktischen Fächer: Predigen und Katechisieren waren mir bis jetzt ferne geblieben. Jetzt tauchten sie gebieterisch neben mir auf. Ich war auf sie in keiner Weise gerüstet. Zum erstenmale machte ich die Entdeckung, daß ich eigentlich keine religiöse Meinung habe, obschon die Liebe zum Heiland von früher Jugend an in meiner Seele schlummerte. Ernstlich dachte ich an ein anderes Studium. Allein, es war zu

spät. Nach sehr schlecht bestandenem Examen, bei dem mich Professor Oettli<sup>10</sup> liebevoll tröstete, entrann ich nach Berlin<sup>11</sup>, um hier in den Kunstschatzen mein »verfehltes Leben« zu vergessen und nach irgendeinem Auswege zu fahnden. Allein alle diesbezüglichen Schritte schlugen fehl. Mitten in diese trostlose Zeit meines Lebens fiel die durchaus unerwartete Anfrage der Gemeinde Vinelz<sup>12</sup>. Ich erinnere mich noch genau, wie ich auf dem Wege ins Konzert den Zusagebrief wie im Traume in den Briefkasten schob – und damit mein künftiges Geschick bestimmte. Nur die Achtung und Liebe gegen meinen Vater hatten mich bewogen, die Anfrage bejahend zu beantworten, da ich seinem sauren Arbeitsschweiße mein Leben nicht mehr verdanken konnte. Im Amte gings anfangs recht schwer. Ich predigte aus der frommen Überlieferung heraus ohne eigenen Besitz. Allein die starke und gütige Hand Gottes war über mir. Teils durch Stillesein im angewiesenen Posten, teils durch Vermittlung Blumhardts<sup>13</sup>, den ich schon dreimal in Boll besuchen durfte, wurde ich immer zufriedener und freudiger in meinem Amte. Ich kann Ihnen nicht alles erzählen – es würde hier zu weit führen. Aber Gott hat Wunder an mir getan, zu jenem Bewahrungswunder, von dem ich Ihnen eben sprach, kamen die Wunder seiner Führung in meinem bisherigen Pfarrleben. Darum habe ich ihm nicht leichthin mit frommem Munde, sondern nach Erlebnissen seiner Vaterhand mein Leben versprochen. Ich weiß, was das mich kostet. Lieber wollte ich der Neigung folgen und in die weite Welt fahren, aber wenn er mich nun in stiller Abgeschlossenheit an die Scholle bindet, so will ich ihm trotz vieler Schmerzen standhalten und mein überschäumendes Inneres durch die ruhigen Wasser göttlichen Lebens sich klären lassen. Ich möchte nicht nur fromm sein – alles fromme Reden ist mir, seitdem ich ein wenig weiß, wer Gott ist – zum Greuel geworden; nein, ich möchte die Wahrheit Gottes immer deutlicher einsehen und verstehen lernen. Darum kann ich in den ausgelaufenen Geleisen heutiger Frömmigkeit nicht mehr mitmachen. Wieviel Schein, wieviel Phrase! O, wie schwer ist es heute, die Wahrheit Gottes zu reden, ohne zu schwatzen. Darum will ich lieber im Stillen warten, bis Gott selber wieder redet. Mein Herz dürstet nach Freiheit, frei von allem Formelwesen, von allen angelernten Phrasen, frei möchte ich sein von allen Menschen, ein Sklave Gottes allein. In diesem Sinne habe ich auch für meine Predigten eine andere Sprache geschenkt erhalten, ich kann nun offen und aus voller Überzeugung predigen. – Doch zu lange nehme ich Sie schon in Anspruch, Sie

erlauben mir vielleicht, ein anderes Mal mehr zu sagen. Der Eindruck, den Sie schon anfangs hatten, wird nach diesem Briefe in verstärktem Maße Sie beherrschen: daß Sie nämlich in eine ganz neue Welt blicken. Es ist nicht mehr die friedliche, stille Welt an der Seite Ihres geliebten Vaters, – nein, es ist der Wellenschlag eines jungen, wenn auch – darf ich es sagen – wahrheitsliebenden Herzens.

Daß Ihnen die Sache schwer fällt, begreife ich vollständig. Ich bete mit Ihnen, daß Gott alles zum richtigen Ziele leite. Nun behüte Sie Gott und segne Sie.

In herzlichster Liebe und größter Hochschätzung  
Ihr ergebener

Hermann Kutter<sup>14</sup>.

- 1 Jakob Rohner-Wild, geb. 1831, Lehrer an der Knabenerziehungsanstalt Bächtelen in Wabern bei Bern, von 1859 an Hausvater der Mädchenerziehungsanstalt »Viktoria« in Wabern bis zu seinem Tod am 31. März 1891.
- 2 Theophil Wernly (1852–1923), Ehemann von Lydia Rohners Cousine Lucy Wernly, geb. Kind (1855–1943); damals Lehrer im Knabeninstitut Grünau in Wabern, später Lehrer am städtischen Progymnasium in Bern.
- 3 Einige Sätze unwichtigen Inhalts sind weggelassen.
- 4 Das Unglück ereignete sich im Juli 1877 bei einem Spaziergang des damals vierzehnjährigen Kutter durch eine verirrte Kugel von einem Schießstand auf dem Wylerfeld bei Bern.
- 5 Nach Absolvierung der Maturität an der Lerberschule in Bern (1881) immatrikulierte sich Kutter vorerst an der phil.-hist. Fakultät, wechselte aber dann nach einem Semester zur Theologie über.
- 6 Propädeutisches Examen mit den Fächern Altes und Neues Testament, Philosophie, Kirchengeschichte und Religionsgeschichte im Frühjahr 1883 in Bern.
- 7 Vom Frühjahr 1883 bis Frühjahr 1884.
- 8 Die Gedichte im Zentralblatt des Schweiz. Zofingervereins sind verzeichnet bei H. Kutter jun., aaO. 238 (»fürig« = feurig).
- 9 Abschlußexamen in Bern; erste theoretische Prüfung: Frühling 1885 (Durchschnittsnote 2,75) – zweite praktische Prüfung: Herbst 1886 (Durchschnittsnote 2).
- 10 Samuel Oettli (1846–1911), zuerst Pfarrer in Roggwil (1872–1875) und Wangen (1875–1878), von 1878–1895 Professor für Altes Testament in Bern (Vertreter der sog. positiven Richtung), danach in Greifswald (1895–1908). Werke: »Ideal und Leben«, 1894; »Der Kampf um Bibel und Babel«, 1903; »Geschichte Israels«, 1905; Kommentare.  
Über Kutters Beziehungen zu seinen Berner Professoren wissen wir we-



nig (siehe Brief vom 8. 8. 1896). Mit Oettli allein stand er in näherem Kontakt. Oettlis Frau war verwandt mit Lydia Rohner (siehe Brief vom 23. 9. 1891/4). Die Beziehung zwischen dem positiven Oettli und dem von Blumhardt beeinflussten Kutter hielt aber nicht durch (siehe Brief [o. D.] Oktober 1891 aus Bad Boll).

- 11 Vgl. dazu den Brief an O. v. Greyerz vom 22. 2. 1887.
- 12 Dazu H. Kutter jun., aaO. 15: »Ohne ihren Kandidaten gesehen und gehört zu haben, hatten die Vinelzer, denen der Regierungsrat aus Ersparnisgründen ihr Kirchgemeinderecht in der Verschmelzung mit der größeren Nachbargemeinde Erlach eingehen lassen wollte, eine Anfrage beschlossen. Von dem in der Gegend weilenden, mit Straßenbau beschäftigten Vater, hatten sie einfach auf die Qualität des Sohnes geschlossen.«
- 13 Christoph Friedrich Blumhardt (1842–1919), Sohn des Johann Christoph Blumhardt (1805–1880). Dieser war als Pfarrer von Möttlingen bei Calw »mitbeteiligt« an der Heilung der »dämonisierten« Gottliebin Dittus (1843). Dieses Ereignis löste eine spontane Erweckungsbewegung aus und beeinflusste die Entwicklung beider Blumhardt. 1852 Umzug der Familie nach Bad Boll, wo J. C. Blumhardt eine Heilstätte für physisch und psychisch Kranke nach seelsorgerlichen Gesichtspunkten gründete. Hier wirkte auch sein Sohn nach Abschluß von Theologiestudium und Vikariat seit 1869 und trat 1880 an die Stelle seines Vaters. – Gerade in ihrer pietistischen Tradition betonten beide Blumhardt die Objektivität der göttlichen Wirklichkeit, die eschatologische und christozentrische Ausrichtung des Evangeliums (gegen subjektivistische, individualistische, egozentrische und jenseitsorientierte Frömmigkeit). Die tiefe Hoffnung auf die Sache Gottes hier auf Erden ermöglichte Christoph Blumhardt eine ungeheure Weltoffenheit: gegenüber der Naturwissenschaft (Entwicklungsgedanke) und gegenüber dem Sozialismus: 1899 SPD-Mitglied und 1900–1906 Abgeordneter im württembergischen Landtag, was ihn kirchlicherseits seinen Pfarrertitel kostete. Mit seinem charismatischen Talent beeinflusste er auch zahlreiche Schweizer Theologen und selbst Politiker. – Für Kutter, der sich fünfmal in Bad Boll aufhielt (Herbst der Jahre 1889, 1891, 1893, 1896, 1901), wahrscheinlich auf Anregung von Friedrich Zündel (siehe Brief vom 1. 3. 1892/4) hin, war der Einfluß von C. F. Blumhardt prägend. Davon zeugen die Artikel der 90er Jahre in kirchlichen Blättern (z. B. im Kirchenfreund: 1890 Nr. 3 u. 6; 1894, Nr. 4), und später die Bücher »Das Unmittelbare« (1902) und »Sie müssen« (1903); siehe weiter Briefe vom 25. 10. 1891/2 und 19. 12. 1891/1.
- 14 Das P.S. ist im Druck weggelassen.

Mein liebes Fräulein,

kaum traute ich meinen Augen, als ich diesen Abend Ihre liebe Handschrift bemerkte – ich ahnte Schlimmes, öffnete mit zitternder Hand den Brief – und was für einen! Wie danke ich Ihnen dafür, wie reichlich hat er mich entschädigt für alle die bangen Stunden schwebender Pein, die ich hinter mir habe und von denen ich schon glaubte, noch ein gutes Stück auf den Rücken nehmen zu müssen. Daß ich Ihnen offen gestehe: mein erster Brief an Sie hat mir hintendrein das Herz stark schlagen lassen im Gefühl, eine große Albernheit begangen zu haben. Ich stellte mir hinterher vor: Fräulein Lydia will jetzt nichts mehr von deinen Plaudereien, sie will vernünftige Rede, sie will mich ja kennenlernen! – und nun plapperst du sie an mit einem bunten Kauderwelsch, daß sie sagen muß: ich habe mich gründlich getäuscht, ich hoffte vernünftigen Bescheid, und nun schreibt er, was ihm gerade die Feder diktiert. Da will ich mich doch erst recht besinnen. Sehen Sie, dergleichen Gedanken verfolgten mich unaufhörlich. Was Wunder, wenn ich seither sozusagen nichts zustande brachte, bald hier im Zimmer auf und nieder lief, bald den Hut ergriff und ins Feld hinaus stürmte – stand mir doch immer Ihre ernste, gemessene Miene vor Augen, mit der Sie meinen Brief abwägten – mene, mene, tekkel, upharsin!<sup>1</sup>

Und nun hat sich das Blatt so lieblich gewendet. Sie sind mir nicht böse, nein Sie freuen sich über meine Zeilen, sie nehmen teil daran – sollte da nicht bald meine Erlösungsstunde schlagen, die Stunde, da ich Ihnen in Ihr großes, klares Auge blicken darf, nicht mehr als der schüchterne, kleinlaute Freier – sondern als – doch ich will meine Feder bezähmen, das ungestüme Ding reißt mich schon wieder fort, und ich sehe auch schon wieder Ihren aufgehobenen Zeigefinger, ob schon ich anfangs, nicht mehr recht an seinen Ernst zu glauben. Aber sehen Sie, geliebtes Herz, das kommt daher, daß man sich will ken-

nenlernen. Herr Wernly<sup>2</sup> sagte mir immer, sie will dich jetzt kennenlernen etc. O, das »Kennenlernen« ging mir seitdem im Kopf herum bis zur Tollheit. Nur *einen* Brief, dachte ich, will ich von der Leber weg schreiben – nur einmal mir die Freude gönnen, Fräulein Lydia nach dem Herzen anzureden – dann will ich mein Gesicht in die gemessenen Falten pfarrherrlichen Ernstes legen, will die Hand zur Feder emporschwingen, mich einige Male gewichtig räuspern und dann drauf los schreiben an einem ernstesten, feierlichen Aufsätze, an einem eigentlichen Opus, in welchem sie die kleinsten Falten meines Herzens soll »kennenlernen«. O, was wäre daraus geworden! Hätten Sie mich dann kennengelernt in extra hergerichteten Worten? – Aber habe ichs nicht vom Anfang gespürt, seitdem ich Sie kenne, ich habe Sie sofort erkannt – daß Sie mich besser kennen als irgend jemand? Sie haben mich verstanden ohne langen Briefwechsel, Sie haben zwischen meinen Zeilen mein auseinandergelegtes Herz gefunden. Dank, herzlichen Dank, sei Ihnen dafür. Ja, glauben Sie es mir, liebes Fräulein, unsere Sache ist vom lieben Gott gemacht. Das Gefühl hatte ich von Anfang an so deutlich als nur möglich. Er hat mich ohne meinen Willen nach Bern geführt! Er hat Sie mir gleich anfangs entgegengeführt, Er hat Sie im Gartenhäuschen festgehalten, da mein Herz sich Ihnen öffnete. – Er hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich am nächsten Morgen ganz in der Frühe nach einer unendlich langen Nacht jene revolutionären Worte<sup>3</sup> schrieb – das alles hat Er getan. Sehen Sie, das weiß ich ganz gewiß. Ich habe lange gewartet auf die richtige Lebensgefährtin, ich habe es Gott oft gesagt; Er hat schon lange gewußt, wer für mich passe – segnend hat Er seine Hände über die Viktoria<sup>4</sup> gebreitet. Eine Pflanze wollte Er dort hegen und großziehen, die dem müden Wüstenwanderer einst süßes Labsal zu spenden bestimmt sein sollte. Mit innigem Danke gegen Ihn erkenne ich es nun, warum Er mir alle Töchter ferngehalten hat, warum ich so allein stehen sollte – ich begriff es oft nicht; jetzt weiß ich es – an Sie bin ich nun gebunden, nicht bloß mit den Banden menschlicher Liebe, sondern mit den Seilen Gottes.

Glauben Sie mir, liebstes Fräulein – oder werden Sie wieder bedenklich? Nein, der Gott, der uns alles Menschliche auf liebendem Herzen tragen lehrt, wie Er es selbst liebt trotz Sünde und Finsternis, der Gott, der in jeder Wahrheit, mag sie nun stammen, woher sie will, waltet, – den Gott meine ich. Fröhlich wollen wir Ihm dienen, als die in Seinem Besitze Reichen und reich Machenden.

Und sehen Sie, mit dieser Gesinnung darf man auch etwas wagen. Ist Gott wirklich unser Augenmerk, dann kommt es nicht mehr so furchtbar drauf an, daß man mit jedem Härchen zusammen paßt. Seine Klammer verbindet die Herzen und lenkt sie mit mächtigem Drange aufs Ewige, so daß man persönliche Differenzen nicht mehr als Kapitalsachen ansieht. Wir haben ja alle unsere Fehler. Der Heiland aber sagt uns nicht: korrigiert einander, und modelt einander nach eurem Sinn, sondern vielmehr: laßt einander in Ruh, richtet nicht, tragt vielmehr einander. Ihr seid ja nicht die Wichtigen – Ich allein bin wichtig und ich kann allen Schlages Leute ertragen, wenn sie nur redlich und offen sind. Es gibt nichts elenderes als wenn Christen meinen, immer an ihren gegenseitigen Fehlern herumnörgeln zu sollen. Fehler anderer sind ja gar nicht unsere Sache – unsere Sache ist Liebe und nur Liebe. Drum habe ich's auch gewagt, Sie zu fragen – Gott schenke Ihnen das Wagnis, ja zu sagen, nicht wir beide sind ja die Wichtigen, Gott allein ist's – und sollten zwei Herzen mit diesen Grundsätzen nicht zusammenpassen?

So, mein liebes Fräulein, lesen Sie jetzt wieder gütig und liebevoll zwischen den Zeilen, wie Sie bisher getan. Ich kann ohne Umschweif und langes Phrasendreheln immer nur das Eine sagen: daß ich Sie lieb habe. Nicht wahr, Sie warten auch diesmal nicht lange, sondern schreiben mir, sobald Sie können. Tausendfältiges hätte ich Ihnen noch zu sagen. Aber lieber nicht auf einmal. Hier sende ich Ihnen eine ziemlich schlecht geratene Zeichnung, die Ihnen einen annähernden Begriff unseres Hauses geben kann. Ich habe sie diesen Nachmittag für Sie gemacht.

Nächsten Sonntag, nachmittags 3 Uhr, werde ich an einem Missionsfest in Biel sprechen<sup>1</sup>. Ich sende Ihnen dann sofort die Rede, damit Sie auch eine Idee haben, was Ihr Plagegeist eigentlich schwatzt.

Gott segne Sie und erhalte Sie mir!

In herzlicher Liebe Ihr

Hermann Kutter.

Meine Mama<sup>6</sup> grüßt Sie herzlich.

Das Rendez-vous am liebsten hier in Vinelz!

<sup>1</sup> Vgl. Dan. 5, 25.

<sup>2</sup> Siehe Brief vom 5. 8. 1891/2.

<sup>3</sup> Siehe Brief vom 30. 7. 1891.

<sup>4</sup> Siehe Adr./Korr.-Liste: Lydia Kutter-Rohner.



- 5 Am 9. August 1891. Kutter hielt die Festrede (Gal 2,3). Das Manuskript der Rede ist erhalten.
- 6 Kutters Mutter zog nach dem Tod ihres Mannes (1888) ins Vinelzer Pfarrhaus und besorgte ihrem Sohn bis zu dessen Heirat (1892) den Haushalt.

---

Brief 13     An Lydia Rohner  
              Vinelz, 21. August 1891

---

Mein liebes, einziges Lydie!

Soeben habe ich meine Predigt über »das Warten der Christen« vollendet. Ein überaus passender Text für meine Situation. Wahrhaftig, ich bin so aufs Warten erpicht, so vom Warten durchdrungen, daß ich vor lauter Ausblick in das Kommende immer dümmmer werde, um über den Gartenzaun der Gegenwart hinüber in die sonnigen Parkanlagen der kommenden Tage mich zu strecken. Ich rede, träume, denke, sinne, grüble, pfeife nur vom Kommenden. Es ist zum närrisch werden. – Weißt Du eigentlich, Du kleiner Schalk, was Du mir ange-tan hast? Ein wüster Trümmerhaufe ist mein bisheriges Leben geworden, auf dessen Spitze ich wie Jeremias auf den Trümmern Jerusalems sitze und klage. Da liegt sie zerschlagen und zerbrochen, die alte Welt, so gründlich verdorben, daß man nicht einmal mehr erkennt, wo sie gestanden hat. Es ist doch schade um sie – wenn nur der Haufe Trümmer nicht so arg aussähe; ich baute sie wieder auf. Ich habe gute Lust, Dich gründlich zu vergessen – ich mag Dich eigentlich gar nicht, so wenig Odysseus die Zauberin Circe<sup>1</sup> liebte – wie sollte ich Dich auch lieben. – Ach, ich habe gut lamentieren und die zersplitterten Bretter aus dem Trümmerhaufen hervorziehen – nach langem Sträuben drängt sich die Wahrheit mit Namen Lydia so gebieterisch wieder auf,

daß ich nicht anders kann, als sagen: so wie ich hat vielleicht noch gar kein Mensch geliebt – wahrhaftig, Nebukadnezar war ein gewaltiger Eroberer, er hat die fromme Stadt Jerusalem in seine Gewalt bekommen<sup>2</sup>, aber er war doch nur ein Stümper gegen die Bezwingerin meines Herzens; die hat mich noch viel gründlicher dem Erdboden gleichgemacht. Wahrhaftig, meine Niederlage ist gründlich. Wüßten's die Dichter, sie würden ihre Harfen der Klage meines Unterganges weihen und in hinreißenden Akkorden den Fall dieses starken Mannesherzens besingen. – Bin ich nicht in Vinelz, bin ich nicht ein Pfarrer – habe ich nicht schon roomal gepredigt, bin ich nicht ein Ehrenmann? – Warum ist mir mein Vinelz, mein liebes, berühmtes Vinelz zur Fremde geworden, warum hat denn das Pfarrertum keinen besonderen Reiz mehr für mich, warum grinst mich der Kirchturm an und lachen mich die offenen Fenster der Häuser aus? Das hast Du getan, kleiner Maulwurf, Lydie, Du hast mein bisheriges Glück unterminiert mit Deinen verborgenen Gängen, eines schönen Tages fiel alles zusammen und hinter einem Busche schaute Dein schadenfrohes, lächelndes Gesicht hervor – und lachte, lachte zum Tollwerden.

Und doch, und doch, lach nur, ich höre es gern, klingt doch das Silberglöcklein der Liebe durch dieses Lachen hindurch, weiß ich doch, daß Du mich gern hast. Das ist jetzt mein ganzer Ersatz für das Verlorene – Deine Liebe, mein herziges Mägdelein, daß ich Dich mein nennen darf, ist doch zu schön. Schön ist die Sonne, schön sind die Sterne etc.

Ich könnte jetzt ein rooseitiges Gedicht machen von lauter Dingen, die schön sind – und der Refrain wäre immer, daß Deine Liebe noch roomal schöner ist.

Es ist doch lieb von Dir gewesen, mir Dein Bild nachzuschicken, das ich im Abschiedsnebel nicht mehr fand. Habe Dank, es grüßt mich eben jetzt so freundlich von dem Pult herunter. – Blumhardt hat mir auch geschrieben und gesagt, er liebe Dich jetzt schon darum, daß Du meine Frau seist. Ist das nicht wundernetz?

Sieh, ich lege Dir am besten seinen Brief bei. Kein Wort von Segen Gottes und überflüssigen Redensarten – nein nur Wahrheit, Lydie, diesen Mann mußt Du kennenlernen. Er muß Dich segnen können, wenn Du nicht willst, trage ich Dich zu ihm. – Was macht wohl mein liebes Lydie jetzt, gibt es gemessene Befehle? Ist's die kluge Hausmutter – denkt's an mich? Sag dem Kläry<sup>3</sup>, meinem lieben Kläry, daß es Dich in meinem Namen herzlich küsse. Kann's möglich sein, daß ich

montags meine Mama auf dem Bahnhof abhole mit dem Fuhrwerk?<sup>4</sup>  
Es wäre mir ein großer Spaß, wenn wir sie zusammen holen könnten.  
Du hast's trefflich eingerichtet puncto Arrangement im Haus für alle  
Gäste. Vielen Dank.

Und nun leb wohl und laß Dich küssen.

Otto<sup>5</sup> und Kläri herzlich grüßend – auch Marie<sup>6</sup> natürlich – bin ich  
Dein Hermann

1 Zauberin der griechischen Mythologie. Fremde, die ihre Insel betreten, werden von ihr in Tiere verwandelt, so die Gefährten des Odysseus in Schweine. Odysseus bezwingt sie durch einen Gegenzauber.

2 Jer 52,4–34 und 39,1–10, 2. Kön 25.

3 Clara Lauterburg-Rohner (1864–1936), Schwester von Lydia Rohner, seit 1889 verheiratet mit dem Kaufmann Ernst Lauterburg in Bern (1863–1933).

4 Montagabend, den 25. August 1891, fand in der »Viktoria« das Verlobungsfest von Kutter und Lydia Rohner statt.

5 Otto Rohner-Wagner (1861–1933), Bruder von Lydia Rohner und Freund Kutters; 1887–1891 Pfarrer in Wahlern (BE); übernahm im Herbst 1891 die Leitung der »Viktoria« (1891–1931).

6 Vielleicht Kutters jüngste Schwester Marie Kutter; (siehe Brief vom 16. 4. 1903). Sie wurde Lehrerin an der Freien Ev. Schule in Zürich.

---

Brief 14     An Lydia Rohner  
Vinelz, Samstagabend, 22. August 1891

---

Meine allerliebste kleine Lydia!

Kann ich's doch nicht lassen, Dir ein Lebenszeichen nach dem andern zu geben; denn es ist mir immer, ich sollte den ganzen Tag mit Dir reden und Dir alles, alles mitteilen. Du bist ja mein anderes Selbst

geworden, an Dir hängt mein Leben; ich lasse Dich nicht, mag kommen, was da will. Es ist mir immer, als stehest Du doppelt vor mir, einerseits als die Braut Lydia Rohner, etwas fremd noch und unnahbar, umwoben von der Viktoriageschichte<sup>1</sup> und Familientradition, die begabte, vielgerühmte Lydia etc., andererseits als mein einziges Lydie, das ich schon von Jugend auf gekannt habe, das ganz mein ist, mit dem ich ewig verbunden bin und dem ich alles sagen kann. Mit diesem Lydie kann ich auch ganz gut über die Lydia Rohner reden – ich kann es ganz in mein Vertrauen ziehen – ist es doch mein liebes Lydie!

Nicht wahr, mein liebes Lydie, die Lydia Rohner ist eine ganz passende Frau für mich; hat sie mich nicht gern? Bin ich ihr etwa zu gering? Darf ich es wagen, sie aus der Viktoria zu führen? Und ihre Verhältnisse, passen sie gut zu den meinigen? Liebes Lydie, das Geld ängstigt mich ein wenig<sup>2</sup>, wird sie's mich fühlen lassen? Was sagt mein Herzenslydie dazu? Jenes Lydie, das ich so oft umfassen und küssen durfte! – Ja, ich bin so glücklich, daß ich ein Lydie habe, dem ich so offen und gradaus reden darf – ich seh es mir zur Seite, freundlich streichelt es meine Wangen und gibt mir zärtliche Schmeichelnamen, nennt mich den seinigen, ein über das andere Mal und verspricht mir Treue in Ewigkeit, und wenn ich dann wie im Traume aufblicke, so treffen meine Blicke ein dunkles, volles Augenpaar, das in ganzer Liebe auf den Stürmer und Dränger niederblickt. Dann sage ich mir: das ist meine Lydie, mein Glück, mein Stern, meine Wonne, wer ist so glücklich wie ich? Bringt eure Schätze ihr Ophirfahrer und breitet sie zum Schmucke des Goldkönigs Salomo aus<sup>3</sup>, laßt eure Edelstein beladenen Schiffe, so tief sie sind – Schaum ist alles gegen die Ewigkeitsrealität meiner Liebe. Und ihr, die ihr an den gepriesenen Gestaden ferner Lande reich geworden seid, ihr Glückskinder alle, rühmt mir eure Schätze nicht, elende Lappen sind's gegen das Purpurgewand der Liebe, in welches ich mich hülle – mir huldigen sie alle als ihrem König und Herrn, so glücklich sie sind, strahlend wie die Sonne, die Sterne überglänzt, steht das Sonnenglück meiner Liebe da und verdüstert jedes andere Licht<sup>4</sup>. –

Also 9.08<sup>h</sup> in Bern<sup>5</sup>. Meine Mama wird mitfahren und dann wahrscheinlich bis zum Abend in der Stadt bleiben. Auch für mich gibt's erst noch dies und jenes zu besorgen in der Stadt, daß ich erst mittags in die Viktoria gelangen werde. – Es wäre hübsch, wenn man jedem Gast eine kleine neckische Attrappe bereithalten könnte mit einem



passenden Verschen. Doch dazu langt wohl die Zeit nicht mehr. Ich bin zu derartigem jetzt nicht aufgelegt. Vielleicht schüttelst Du was aus dem Ärmel<sup>4</sup>.

Einen innigen Kuß von Deinem Einzigen.

<sup>1</sup> Siehe Adr./Korr.-Liste: Lydia Kutter.

<sup>2</sup> Lydia Rohner brachte eine Mitgift von ca. 100 000 Fr. in die Ehe.

<sup>3</sup> Vgl. 1. Kön 9,27 f.

<sup>4</sup> Der nächste Abschnitt und ein Satz des letzten Abschnitts sind weggelassen.

<sup>5</sup> Zur Verlobungsfeier am 24. 8. in der »Viktoria« in Wabern bei Bern.

---

Brief 15     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, 1. September 1891

---

Mein liebes Einziges!

Dein letzter Brief hat mich in tiefster Seele gefreut. Namentlich das hat mir wohlgetan, daß Du keinen aufgespeicherten, religiösen Inhalt hast und darum in so liebenswürdiger und komischer Weise in Verlegenheit kommst, wenn man Dich darum fragt. Ich war sehr gespannt auf Deine Antwort und fürchtete halb und halb eine gewundene Auseinandersetzung aus Deiner Feder – ein ernsthaft sein wollendes Lydie – nun aber tönt mir ein fröhliches Lachen entgegen, ein lustiges Schnippchen schlägst Du meinen Fragen und bist eben das springende Reh von ehemdem. Trotzdem ist mir der Ernst nicht entgangen, der Deinen geflügelten Worten zu Grunde lag, und er hat mir sehr wohlgetan. Das ist's, was ich brauche und wonach ich ebenfalls mit ganzer Seele strebe: eine mehr unbewußte Liebe zu Christus, die

allem Sein, Denken und Tun zu Grunde liegt, ohne wie ein Springbrunnen immer aus dem geschäftigen Mund zu quellen. Wir wollen unsere Heilandsliebe ausgeben und flüssig machen, daneben geistlich arm sein und nichts aufspeichern. Nur keine reflektierte Frömmigkeit! Sie gleicht dem Spielball der Kinder, der von der Wand immer wieder in die ausgestreckten Arme zurückfällt. Keine auf uns selber zurückprallende Frömmigkeit! Es gibt Christen, deren Frömmigkeit sich um so mehr steigert, je mehr sie andern Gutes tun. Zuletzt sind sie von ihrem eignen Wohltun zum Zerplatzen voll und bekommen einen fatalen Geruch. Wir wollen einmal *nichts* aus Frömmigkeit tun<sup>1</sup>, sondern aus einer christlichen Selbstverständlichkeit heraus, wie sie uns bei Christus so ungemein wohlthätig und befreiend berührt. Wir wollen einmal keine christlichen Pflichten kennen, sondern christliches Leben darstellen. Die christliche Satzung ist nur das reflektierte Leben, und das Leben soll ja nie reflektiert werden; Leben gibt sich aus. Christus aber sagt: »Ich bin das Leben«, nicht: »Ich bin das Bewußtsein.« Es ist darum gar nicht nötig, daß wir uns unserer Stellung zu Christus niet- und nagelfest bewußt seien, Christus lieb haben ist die Hauptsache, damit öffnen wir ihm die Türe, während die reflektierte Manier bloß das Jesuslicht im eigenen Spiegel auffängt und zurückwirft. Das ist der Fehler unserer Frommen, daß sie alles Leben krampfhaft in die Höhe des Bewußtseins schrauben und den Schwerpunkt der Frömmigkeit ins Obergemach des Hauses verlegen. So aber ist das Haus in Gefahr, umzufallen; denn der Schwerpunkt darf nie oben sein. So sei Du nur in den Tag hinein Kind, und freue Dich Deines Lebens, soviel Du kannst<sup>2</sup>. Es kommen ja auch für uns einmal die Tage, da uns Gott mit ernstem Geschehen gürtet und uns tiefer führen wird durch Sterben des eignen Selbst ins Leben seines Sohnes hinein. Wie herrlich wird's aber sein, wenn das Jesusleben, die Jesusrealität, in uns wirksam werden wird und wir es lernen werden, nicht aus uns, sondern aus Ihm zu leben. Das wird alles kommen, nur nichts selber machen, nur keinen Frömmigkeitsbarometer aufstellen! O Du liebes, liebes, teures Lydie – wie danke ich Gott, daß Du bist, wie Du bist – ich kann Dir so alles sagen – Du verstehst mich so gut, Du nimmst Anteil und genießest mit<sup>3</sup>.

So, also noch viele Tage geht's, bis Du Dich hierher bequemst? Freilich Stuben kehren, nasse Windeln trocknen, Staub schlucken, Tischtücher zusammenlegen etc. – das alles ist viel wichtiger als ein überflüssiger Besuch. Was kommt doch dabei heraus? In der Viktoria

heißt's eben überall: Tante Lydia hier, Tante Lydia dort, da bin ich die Unentbehrliche – was soll ich aber in Vinelz anfangen: da ist mir alles so fremd, da graust's mir, mein ungeduldiger Anbeter kann hübsch warten, bis ich die hochwichtigen Windeln getrocknet habe – will schauen, ob ich dann nachher überhaupt noch Zeit habe –. Nun ja, es mag so sein, bleib nur weg. Ich vergrabe mich einfach wieder in das alte Leben hinein, und wenn Du dann nur so im Schuß hierherkommst mit dem Retourbillet im Sack – was würden sonst die Leute sagen – dann störst Du mich gewiß nicht mehr auf, dann stecke ich meine Nase in die alten Schartecken. O wie lieb habe ich den 3-bändigen Joh. Gerhard<sup>4</sup>, wie lieb den geistreichen Schleiermacher<sup>5</sup> – Ritschl<sup>6</sup> – Herr Pfr., Frl. Lydia Rohner meldet sich an. So, wozu, unliebsame Störung, ich habe jetzt keine Zeit, führe sie zu Mama, sie soll ihr Syrup und Biscuit anbieten und ja recht schauen, daß sie den Retourzug nicht verfehlt. –

Dem lieben Otto<sup>7</sup> herzliche Gratulation zu seinem Bettgeliege. O, hätte ich doch auch einmal so einen lieben Schnupfen. Denn jetzt könnte mir nichts Schöneres passieren als eine Träumerei im Bette. Statt dessen lungere ich den ganzen Tag herum, glotze die Welt an, bin schrecklich dumm und heiße Hermann Kutter, Pfr. in Vinelz. Hier sende ich Dir das im Verschuß leergelassene Bögli zurück zur Ausfüllung fürs nächste Mal.

Schreib, töne, rufe oder sonst etwas, nur verstumme nicht –

Dein Unwirscher.

1 Hier scheint Blumhardts Einfluß auf Kutter (siehe Brief vom 5. 8. 1891/13) durch: »Nicht darauf kommt es an, daß wir große Christen werden in der Welt, sondern darauf kommt es an, daß Christus groß werde in der Welt und wir klein«, sagt Blumhardt (zitiert nach G. Sauter: Die Theologie des Reiches Gottes beim älteren und jüngeren Blumhardt, Zürich-Stuttgart 1962). Der mittellos gewordene Gott in seiner Unmittelbarkeit macht uns frei zur Liebe in geistlicher Armut.

2 Vgl. Mk 10,25 par. Dazu aus dem Brief vom 24. 9. 1891: »Und eben das ist das echt Göttliche an Blumhardt, daß er frei macht.«

3 Ein Abschnitt ist weggelassen.

4 Johann Gerhard (1582–1637), Professor der Theologie in Jena, bedeutendster Vertreter der lutherischen Orthodoxie. Sein neunbändiges Hauptwerk (Loci theologici) ist 1610–22 erschienen.

5 Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834), der wohl wichtigste Theologe des 19. Jh., seit 1810 Professor in Berlin.

6 Albrecht Ritschl (1822–1889), Systematiker in Bonn und Göttingen.

Hauptwerk: Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, 1870 ff. Seine Schriften haben nachhaltig die Theologie des ausgehenden 19. Jh. beeinflusst (Ritschl-Schule). Das betrifft auch Kutter: vgl. etwa seine Artikel im »Kirchenfreund« (z. B. 1892/9: »Über Mk 10,35–45«). In »Subjektiv und objektiv« (Kirchenfreund 1894/4) distanziert er sich aber dann deutlich von Ritschl.

7 Siehe Brief vom 21. 8. 1891/5.

---

Brief 16     An Lydia Rohner  
Vinelz, Samstag, 12. September Abend 1891

---

Mein herzlichstes Lydie!

Es ist Samstagabend. Soeben haben die Glocken den morgenden Tag so feierlich als möglich eingeläutet oder vielmehr eingewimmert – und ich – sollte eigentlich in einer Ottoschen<sup>1</sup> Predigtnot stecken – aber Du und die lieben Geschwister habt mich so reichlich – ach wie reich beschenkt<sup>2</sup>, daß ich nicht anders kann, als euch sogleich meinen herzlichsten Dank für Eure Liebe und Güte auszusprechen<sup>3</sup>.

Nach Boll geht's also auch dieses Jahr<sup>4</sup> – dank Deiner Güte. Ich nehm's mit tausend Freuden an und werde es Dir nicht vergessen. Möge nur, was ich in Boll bekommen darf, ein starkes Band werden, das unsere Seelen verbindet im gemeinsamen Streben nach oben. Das ist meine beständige Bitte, daß sich auch in unserm Verkehr Ewiges auswirke und die göttliche Wahrheit zur Ausgestaltung gelange. – Ich meine dies nicht im Sinne frömmelnder Engherzigkeit, nein im Sinne der Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit. Das ist freilich am allerschwersten, natürlich, und doch göttlich zu sein, aber gerade, weil es so schwer ist, erstrebe ich's. Ich möchte fast sagen: dicht an der Grenze des Bösen steht die lichteste Wahrheit. Das Böse ist da am bösesten,



wo es der Wahrheit am nächsten kommt. Darum hat sich z. B. auch mit der Offenbarung Jesu das Höllische am meisten gezeigt. Es ist viel leichter, naturwidrig fromm zu sein, in der Flucht vor der Natur, als in den natürlichen Grenzen, eben weil gerade in ihnen auch das Böse wohnt. Unsere gegenseitige Annäherung und Berührung konnte ebenso gut böse, d. h. nur fleischlich, sein als natürlich<sup>1</sup>.

Und jetzt bin ich wieder im alten Gleise – äußerlich wenigstens, innerlich Trümmerhaufen, Eisenbahnunglück. Rauchsäulen – Buschwerk mit lachendem Lydie dahinter – Träume und Tollheiten<sup>6</sup>. Der lustigen, neuen und teuren Cousine Anna<sup>7</sup> einen herzlichen Gruß und Dank für das saftige Kompliment. Mit der, das seh ich schon, muß ich noch ein oder mehrere Hühner rupfen: guckt schelmisch herum, lacht und schwatzt und ist gescheit – wahrlich eine Staatscousine – überhaupt werde ich mit den besten Menschen plötzlich Duzis, auch der stille Jakob<sup>8</sup> schließt mich in seine Freundschaft ein – was soll ich nur machen, um über Wasser zu bleiben! Nun, ich liebe Euch eben alle recht sehr, patsche, so lang und dick ich bin, in Eure Mitte hinein, und ihr könnt nun mit der Bescherung anfangen, was Ihr wollt. Leb wohl, mein teures, einziges Lydie, über dessen Besitz ich mich ständig freue. Herzlichsten Dank für all die reichen Geschenke. Hilf mir die kommenden Tage leichten Fußes überhüpfen, und erwarte mich am Ende derselben gesund und rosenblühend.

Mit vielen Grüßen an die lieben Geschwister und 1 000 000 – und in infinitum Küssen in Ewigkeit

Dein Hermann.

Mit den Differenzen im letzten Brief<sup>9</sup> plage Dich nicht zu sehr, die Liebe ist übermächtig groß.

1 Siehe Brief vom 21. 8. 1891/5.

2 Zum Geburtstag am 12. September.

3 Ein Abschnitt, in dem sich Kutter für das Geburtstagsgeschenk bedankt, ist weggelassen.

4 Vom 23. September an für 14 Tage. Siehe Briefe vom 23. 9.–4. 10. 1891.

5 Ein langer Abschnitt, mit einem Rückblick auf einen kurzen Besuch in der »Viktoria« (siehe Adr./Korr.-Liste: Lydia Kutter) ist weggelassen.

6 Siehe Brief vom 1. 9. 1891, unterzeichnet mit »Dein Unwirscher«.

7 Anna Rohner (1862–1953), ältere Tochter von Lydia Kutters Onkel Johannes Rohner-Brassel. Sie war Lehrerin an der Neuen Mädchen-Schule (Schuppli-Schule) in Bern.

8 Jakob Rohner-Zurbrugg (1869–1931), Bruder von Anna (siehe 7), damals

Schüler des Lehrerseminars Muristalden, später Sekundarlehrer in Erlenbach. Er soll Lydia Kutter verehrt haben und hat deshalb seine Tochter Lydia getauft (Mitteilung von Fritz Lauterburg-Brauchli).

- 9 Bezogen auf den hier nicht veröffentlichten Brief vom 2. 9. 1891. Kutter schreibt dort: Lydia ängstige ihn oft mit ihrem vornehm-fremden Aussehen unter Fremden, sie lasse sich seine Liebe nur im Verborgenen gefallen, das mache ihn ein wenig böse.

---

Brief 17     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, 16. September 1891

---

Kennst Du, mein liebes Verständnisinniges, die Sprache der Natur? Verstehst Du die Kunst zu lauschen, wenn Bäume und Gräser zu sprechen anfangen und ihre lispelnden Silben in leiser leiser Melodie Dir ins Ohr hauchen? Hast Du noch nie mit dem, mit seinen herabhängenden Zweigen Dich deckenden Strauche ein vertrauliches Zwiegespräch geführt? Armer Mensch, langweile den Wald nicht mit Deinen Eseleien, wenn Du Dich in seinem Schatten ergehst, nein, höre, was er Dir zu sagen hat, – er hat eine Sprache, so vornehm und traut, daß sich alle deine Klagen und Ängstigungen in Jubellieder verwandeln und du wieder gesund wirst. – So ist mir immer zumute, wenn ich im Wald gewesen bin. Lauter Gesundheit hängt da gleichsam von allen Bäumen herunter, lauter Leben strahlt aus jedem Blatt entgegen, lauter Realität trotz in riesiger Fülle himmelwärts. Umfasse so einen dicken Baumstamm – drücke Deine heiße Stirne an seine glatte Rinde, küsse diese hölzerne Wand, – ich sage Dir, einen größeren Genuß gibt es nicht. Da saugt meine Seele Realität in sich hinein, Realität in all dem Wust des Unrealen und Todesmäßigen, das sie sonst füllt. – Ich war heute im Walde und habe mit schwachem Stifte nachzuzeichnen gesucht, was Gott mit dem Finger der Ewigkeit vorgezeichnet hat.

Da habe ich auch wieder dran denken müssen, wie schön es doch wäre, wenn es auch im Geistlichen so waldmäÙig duftete und rauschte, wenn jede Predigt eine Tanne oder Eiche, eine kompakte Realität mit emporstrebender und himmelwärtsweisender Spitze wäre. Warum sind wir Menschen denn dazu verurteilt, Unsinn und Unwahres zu reden? Warum bauen wir nichts als Lügengewebe in der Welt an, – Spinnen gleich, die auf Mücken ausgehen? Ist's eben vielleicht deswegen, weil wir immer nur auf Mücken und Fliegen aus sind, d. h. daÙ wir immer etwas Besonderes wollen, während die Geschöpfe um uns her nichts wollen als den Inhalt ihres Seins voll und ganz darleben und ausleben? Jeder Mensch hat einen unendlichen Vorrat von Leben in sich – aber die wenigsten leben ihn dar, statt aus sich heraus zu kommen, umgeben sie sich mit dem lügenerischen Spinnweb des Eigennutzes und passen den elenden Mücken auf. Je weniger ein Mensch will, je weniger er strebt, desto reicher kann er sich entfalten; während das Strebertum nur seine falsche Seite, gerade das Unmenschliche an ihm entwickelt, dagegen das Loch, aus dem seine Mathematik strömen könnte, zuhält. Mir geht es wenigstens so. Je weniger ich etwas will, desto reicher fällt es mir zu – je gelassener ich ein Ding nehme, desto weniger gibt es mir zu schaffen. Das Beste, was wir haben, müssen wir uns doch schenken lassen. Alle gute Gabe kommt von oben herab. Es ist mir ja auch mit Dir so gegangen. Ich habe ja gar nicht nach Dir getrachtet – hab Dich meiner Lebtage nie erstrebt, – keine Sekunde – und siehe da – nun bist Du mein, magst wollen oder nicht. Das müssen wir in unserer Zeit wieder lernen – im guten Sinne nichts tun. Wir sind bis jetzt stets den Berg hinauf gerannt, keuchend, pustend, mit Herzklopfen, – aber oben angekommen – wäre die Aussicht noch so schön – nach Hause müssen wir doch wieder – ins Vaterhaus göttlicher Einfalt zurück – wir müssen unseren Lebensfaden wieder zu oberst anknüpfen lernen – nicht mehr bloß an den Seilen, welche menschliche Kunst gedreht hat. Dafür aber müssen wir ganz schlicht, ganz blöde, ganz dumm werden; je dümmere desto besser. Gescheite Menschen machen nur eine Zeitlang ein großes Geschrei, einen fürchterlichen Lärm um sich herum, wie etwa an Sommerabenden so ein Hauptfrosch einen ganzen Teich überquaken kann – auf einmal sind sie still – aber was nützt das der Welt? Sieh, dafür möchte ich mein Leben hergeben, Platz, ganz im Stillen und Kleinen Platz zu machen für real Göttliches mit Darangabe alles Menschlichen. Vorläufig läÙt sich nichts anderes tun, als zu erwachen

aus dem bisherigen Rausche, nüchtern zu werden und sich durch nichts bange machen zu lassen. Ich will Dir dann hierüber noch manches Wörtlein sagen – reden kann ich's besser, schreiben ist eine arge Plagerei für mich. Und nun, liebes, einziges Lydchen, mußt Du nicht Angst haben vor Blumhardt!<sup>1</sup> Das ist eine durchaus übel angebrachte Furcht. Denke Dir überhaupt gar nichts Besonderes an ihm, – überlasse Du mir das ängstliche Grübeln, das ist so recht mein Leibgericht, mit dem ich mich täglich mäste, aber was willst denn Du mit Deinem lebensfrohen Gesicht in dieser dumpfigen Grube? Schlag Du dem Blumhardt ein Schnippchen, und sei immerhin, wer Du bist; Du bleibst doch wer Du bist. – Innig gefreut hat mich Deine verborgene und doch so sprudelnde Liebe zu Jesus. Ja, was ist's denn eigentlich, daß man den Heiland so aus vollem Herzen lieb haben kann? Warum hat man denn den Heiland so ohne weiteres lieb? Jesus ist eben das Leben in des Wortes vollster Bedeutung. Kein Bekehrungsschulmeister, und daraus spürt jeder Mensch, der sich auf rechter Bahn bewegt, den Pulsschlag des Jesuslebens in sich. Es ist eigentlich so unendlich einfach alles Wahre – man braucht sich nur ein wenig zu besinnen, gleich ist man mitten drin – aber eben das fromme Treiben nimmt einem alle Besinnung. Da wird man immer nur vorwärts gepeitscht und ist in beständiger Trapezturnerei. Drum sind die Leute, welche am wenigsten über Jesus spekulieren, ihm am nächsten. In treuem, unbewußtem Pflichtleben wirkt sich das Leben Jesu aus, so daß man schließlich gar nicht weiß, warum man Jesus gern hat. Dem lieben Cläry<sup>2</sup> herzlichsten Dank für seinen trefflichen Brief, der mich lebhaft an seine Seite gestellt hat. Der Liebe, die es mir in seinen Zeilen entgegenbringt, muß ich mich erst noch wert machen, – wie gerne käme ich schon Sonntag Abend. Es wird aber besser sein, wenn ich ihn noch vor dem Abschied meiner Mama widme. – Mein liebes Herz, hast Du noch immer Kopfweg? – Mache Dirs doch bequem und ruhe ein wenig – nur kein heroisches Nicht-kranksein-wollen. Nimm diesen Brief als elenden Fetzen, der er ist und hab mich »eineweg«<sup>3</sup> lieb. St. Gallen<sup>4</sup> will mir nur halbwegs munden, und die Freuden, von denen Cläry spricht, hätte ich lieber schon hinter mir. Doch mit Dir gehe ich ja durchs Feuer und laufe Spießruten.

Herzliche Grüße an Geschwister und Basen.

Ganz Dein Hermann.



- 1 Offenbar hätte Kutter gerne seine Braut mit nach Bad Boll genommen, reiste dann aber doch allein.
- 2 Siehe Brief vom 21. 8. 1891/3.
- 3 = trotzdem.
- 4 In St. Gallen wohnten mehrere Verwandte von Lydia Rohner, die sie mit Kutter zusammen besuchen wollte: u. a. die Schwester ihrer Mutter Rösi Kind-Wild (1834–1896), ihre Tante Wilhelmine Wild-Brunner (1833–1911), die Frau des verstorbenen Dr. Karl Wild (1827–1872), dann ihr Onkel Walter Steinlin-Wild (1823–1894), der Ehemann ihrer verstorbenen Tante Emma (1829–1888), der Schwester von Lydias Mutter.

---

Brief 18     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, 18. September 1891

---

Mein liebes, herziges Bräutchen!<sup>1</sup>

Nun ist also ausgemacht, daß ich schon Sonntag Abend komme<sup>2</sup>. Meine Mama ist ganz damit einverstanden. Sie hätte mich nur nicht gleich nach der Nachmittagspredigt fortgelassen, nun aber, da ich bis abends hier bleibe, ist sie's auch zufrieden und gönnt mirs von Herzen. Ihr zu Liebe wäre ich ganz gerne Sonntag hiergeblieben, Dir zuliebe komme ich aber noch lieber in die Viktoria. Diesen Nachmittag machte ich noch meine Runde im Dorfe Lüscherz<sup>3</sup>, um von all den lieben Schäflein Abschied zu nehmen. Es ist eben doch keine so ganz leichte Sache für einen Pfarrer, für so viele Wochen von seiner Gemeinde abwesend zu sein; vieles kann sich da ereignen, wofür seine Gegenwart dringend notwendig wäre – und so ist es denn meine Bitte und mein Anliegen, daß meine Leutlein mir gesund erhalten bleiben auf den künftigen Winter. Ich habs jeder Person einzeln ins Gesicht gesagt, wie wichtig mir das ist – und sie haben alle im selben Sinne repliziert. Wir haben eben einander doch gerne, der Pfarrer und seine

Gemeinde, das merkt man beim Abschiede; wenn auch der junge Pfarrer auf der Kanzel manchen unverständlichen und unbequemen Schuß tut, so macht ers wieder gut im Verkehr mit seinen Pflegebefohlenen, denen er im traulichen Gespräche herzlich nahe kommt.

Wenn so eine alte, wettergebräunte Frau ihm die Hand drückt und dem Pfarrer einige Willkommenswörtlein zuraunt, so macht mich das immer sehr glücklich, fast so glücklich, als wenn ein junges herziges Viktoriafrauei ihm grüßend entgegenwinkt<sup>1</sup>.

Damit genug für heute, die nächsten Worte von Angesicht zu Angesicht. Gedenke meiner am nächsten Sonntag – auch im Gebete. Es macht mir etwas bange auf die Bettagspredigten – und doch sind's immer gerade die wichtigsten.

Viele Grüße an alle die Lieben um Dich herum. Leb wohl, mein lieber Schatz, und trage auf geduldigem, liebendem Herzen

Deinen Hermann.

<sup>1</sup> Anfang und Schluß des Briefes sind weggelassen.

<sup>2</sup> Kutter reiste nach einem Zwischenhalt in der »Viktoria« am 23. September für 14 Tage nach Bad Boll. Anschließend besuchte er mit seiner Braut die Verwandten in St. Gallen und auch Pfarrer Otto Zellweger (siehe Brief vom 1. 10. 1891/1) in Heiden (Kt. Appenzell A.Rh.).

<sup>3</sup> Siehe Brief vom 24. 5. 1887/4.

Mein teures, einziges Lydie!

Ziemlich müde und abgereist bin ich diesen Abend hier in dem lieben Boll angelangt. Ich fiel buchstäblich ins Bad hinein, da ich beim Sprung vom Postwagen, den ich in gewohnter Raschheit unternahm, auf der Treppe purzelte und den empfangenden Damen zwar nicht in anbetender aber doch sehr gedemütigter Lage vor den Füßen lag. Ich bin aber hintendrein recht froh über diesen Purzelbaum, eigentlich stolz darauf, weil er meine innere Situation in unübertrefflicher Plastik darstellte. Es purzelt ja alles an mir seit einer gewissen Zeit, und so laß ichs denn purzeln –. Beim Nachtessen saß ich gleich dem lieben Pfarrer<sup>2</sup> gegenüber, der mir herzlichst gratulierte. Freundliche Bekanntengesichter lauschten von links und rechts an mich heran, gratulierend und sich mit den Fröhlichen freuend. Unter andern auch die Hüttingers<sup>3</sup>, die Du vielleicht durch Herrn Prof. Oettli<sup>4</sup> kennengelernt hast. Sie sagten mir viel Freundliches von Dir, und das hat mein Herz für sie gewonnen – wieder neue Menschen finden, die Dich schätzen. – Ach, mein liebes Lydie, als Du mir so unerbittlich auf dem Winterthurer Bahnhof geraubt wurdest und mir Deine winkende Hand immer mehr im Chaos des Menschengewimmels verschwand, da hab ich einen bösen Augenblick erlebt und Dich doppelt in mein Herz geschlossen. Ich will Dir immer wieder sagen und werde nicht müde davon zu reden, wie sehr ich Dich lieb habe, Du mein einziges Leben! Wie sollte ich Dich hingeben können – so hab ich mich bei der Abendandacht gefragt, als Blumhardt vom Hergeben des Liebsten sprach – hergeben, hergeben – es *muß* ja sein, aber keiner Kreatur, keinem Engel, nur meinem treuen Gott; wenn Er Dich will, dann geb ich Dich unter Tränen – sonst aber bist Du mein. Blumhardt hat viel Nettes gesagt, unter anderm auch: die Kultur Gottes sei immer unten solid und oben schwach wie alles in der Natur, Menschenkultur dagegen immer unten schwach und oben schwer. Bei den Menschen

seien die bedeutendsten Leute immer oben an, bei Gott dagegen immer unten etc. Es läßt sich viel aus diesem Gedanken machen – mir wenigstens kam er niedlich vor, und darum sollst Du ihn wissen. – Warum – das war eine der ersten Fragen in Boll – haben Sie ihre Braut (Esel was Sie sind!) nicht mitgebracht? Das ist auch so eines jener Warum des Erdenlebens, so ein Welträtsel, so eine unbegreiflich alberne Sache, auf die man nichts antworten kann<sup>1</sup> –.

Adieu, mein liebes, liebes Lydie, der Schlaf schließt mit eisernem Griff meine Augen zu, und nur mechanisch gleitet die Feder über das Papier. Alles Ungesagte mußt Du noch dazu tun und voraussetzen und mußt unsäglich Geduld haben mit

Deinem Hermann.

Meine besten Empfehlungen oder wenn Du willst herzlichste Grüße an meine neuen Verwandten, besonders Onkel Walter<sup>6</sup>.

1 Vgl. Brief vom 18. 9. 1891/2.

2 Gemeint ist Blumhardt, siehe Brief vom 5. 8. 1891/13.

3 Karl Hüttinger-Oettli (1848–1914), Ingenieur im Dienst der Basler Mission in Indien. Frau Mina Hüttinger, geb. Oettli war nahe verwandt mit Prof. Samuel Oettli.

4 Prof. Samuel Oettli (zur Person siehe Brief vom 5. 8. 1891/10) war durch seine Frau, geb. Diethelm mit der Familie Rohner verwandt (vgl. Brief vom 5. 8. 1891/2) und stand in freundschaftlicher Beziehung mit ihr.

5 Ein Abschnitt des Briefes mit einem Gedicht wird weggelassen.

6 Siehe Briefe vom 16. 9. 1891/4 und vom 24. 9. 1891/3.



Dein Brief kam heute Morgen, während ich gerade meiner Cousine Speyr<sup>1</sup> von Basel einen Entschuldigungsbrief für das Vergessen der Annonce verfaßte, in meine Hände. Seine hochwohlgeborenen Herr Pastor Hermann Kutter, Hochehrwürden in Bad Boll haben ihn mit gnädigem Lächeln erbrochen und seine Zeilen zu lesen geruht. Seine Gnaden befinden sich wohl und gesund und hofft dasselbe von seiner hochwohlgeborenen Braut, an welche zu denken seiner Hochehrwürden immer ein besonderes Vergnügen bereitet. – Sollte ich so fortmachen, oder Dein alter »Kerli« sein – soll ich mit dem Sammetkäppi eines deutschen Pastors vor Dich hinstehen in der ganzen steifen Würde eines solchen und ein hochwohlgeborenes Gesicht machen, als hätte man eine getrocknete Fledermaus über dasselbe gespannt? Wenn Du mir plötzlich hochwohlgeboren schreiben willst, so kannst Du es ja tun, nur darfst Du dann nicht mehr Du sagen, sondern »Sie«, darfst dann überhaupt nicht mehr im Brautton mit mir reden, vielmehr etwa als Freundin auf dem Gebiete des Geistes, und ich will nicht mehr Dein Hermann sein<sup>2</sup>.

Ich lebe mich hier so sehr rasch ein. Bekannte, mit denen ich näheren Umgang pflegen könnte, habe ich allerdings keine, doch bin ich das so gewöhnt von früher her. Nur Deine Gesellschaft, mein einziges Lydie, hat mich wieder fühlen lassen, daß ich wieder Mensch zu Mensch bin, und wenn ich nun einmal der Fremde unter Fremden bin, so fehlt mir Deine Liebe, mit der Du mich recht eigentlich verwöhnt hast, um so mehr. Indessen hat die Einsamkeit auch ihr Gutes und Gewinnbringendes. Die geistige Anregung, die ich hier genieße, läßt sich so besser verwerten und in Fleisch und Blut verwandeln, während die Vögel nichtssagender Konversation so leicht den ausgestreuten Samen wieder wegschnappen. – Ich fühle mehr, wie die vorhergehenden Jahre, wie alles, was Blumhardt sagt, mir aus dem Herzen geredet ist. Früher wühlten seine Worte einen Sturm von Gedanken in mir auf, jetzt dagegen kann ich's eben nur gelten lassen als etwas Selbstver-

ständliches. So sind seine Andachten für mich wie ein erfrischendes Bad, ein unbeschreiblicher Genuß, weil sie alles das zum wachen Bewußtsein in mir bringen, was als undefinierbares Gefühl in mir schlummerte. Sieh, darum ist es mir auch eigentümlich schwer geworden, seine Worte zu referieren. Sie reden ja nichts Neues mehr in meine Seele hinein, sondern sind mir alle aus dem Herzen gesprochen, sie leben und weben unbewußt in mir und gestalten sich hier zu einer selbständigen Quelle. Ich weiß, daß mir gerade Blumhardt nötig war zur Entwicklung meines Innenlebens. Von Anfang an stand ich ihm nichts weniger als sklavisch gegenüber und scheute mich vor nichts mehr, als vor einem toten Abklatsch seines Wesens. Ich sträubte mich dagegen, blindlings unter seine Autorität mich zu beugen – aber eben deswegen, weil ich ihm frei gegenüber stand, konnte ich seinen Einfluß voll und ganz auf mich wirken lassen. Wie das Eisen dem Stein Funken entlockt, die aus seinem Schoße hervorbrechen, ähnlich lockte und lockt Blumhardt die eigenen Regungen meiner sonst in sich vergrabenen Regungen hervor und lehrt mich die eigene Selbständigkeit zur Geltung zu bringen. Nicht jener Einfluß, der andere zu Sklaven oder Nachbetern macht, ist der gesegnete, sondern jener, der andern zur eigenen Freiheit verhilft. Und eben das ist das echt Göttliche an Blumhardt, daß er frei macht. Alles Göttliche befreit, Menschliches knechtet immer, und wenn in den frommen Kreisen die Menge ohne eigenes Denken und Empfinden an einem frommen »Gottesmanne« hängt, dann ist es immer ein Zeichen menschlicher Knechtung. Menschen stellen immer Satzungen auf, Gott schafft Leben. Menschen wollen alle Freiheit in das Netz ihrer Regeln bannen, Gott kennt keine Regel außer der Wohlordnung des Lebens. Darum sind wir viel mehr auf Gottes Spur, wenn wir ganz schlicht und einfach aufs Wahre aus sind und Ordnung in die Künstelei unseres Lebens bringen, als wenn wir noch so beten und heilig sein wollen. Was nützt Gott unsere Beterei, wenn wir dumme Tröpfe bleiben, welche alle Augenblicke einen Fehltritt begehen? Wir müssen eben arbeiten für Licht und Wahrheit bis ins Kleine und Kleinste hinein, dann kann wirklich Göttliches bei uns sich ansammeln und sich ausgestalten. Denn dahin muß es kommen, daß hier auf Erden in unsern Herzen Göttliches Fuß fassen kann, während alles Gerede von göttlichem Wirken vom Himmel her, lauter Einbildung ist. Jesus geht uns deshalb nicht verloren. Im Gegenteil, eben weil wir Jesus haben, müssen wir so reden und einen Grimm und Zorn bekommen gegen alles Ver-

dorbene und Lumpige, während eine zentripetale Frömmigkeit, die vor lauter Innigkeit die Verderbnis draußen nicht sieht, mehr schadet als nützt. – Ich werfe immer mehr das alte Zeug von mir und bin froh, wenn ich einen Merks für die schlichte Wahrheit bekomme. Darin mußt Du nun meine treue Gefährtin werden und mir's vormachen. Denn in der Praxis bin ich noch ein rechter Lümmel. Morgen mehr. Alle Tage werde ich Dir schreiben, denn das gehört gerade zu meiner Erholung. Nun leb wohl, mein einziges Leben und erhole Dich in der sorgsamten Pflege des lieben Onkels<sup>3</sup>.

Meine besten Grüße an ihn und alle Verwandten. Ich küsse und drücke an mein Herz mein Lydchen, dem ewig angehört

Dein Hermann.

1 Wahrscheinlich Johanna von Speyr, 1866–1950, aus Basel, Tochter von Kutters Patentante (siehe Brief vom 24. 5. 1887/1).

2 Weggelassen ist der zweite Abschnitt.

3 Gemeint ist Lydias Onkel Walter Steinlin-Wild (1823–1894), Eisenhändler in St. Gallen. Wie aus einem hier weggelassenen Abschnitt des Briefes vom 23. 9. 1891 ersichtlich ist, war Lydia Rohner zur Zeit von Kutters Aufenthalt in Bad Boll bereits in St. Gallen bei diesem seit 1888 verwitweten Onkel (siehe Brief vom 16. 9. 1891/4).

---

Brief 21     An Lydia Rohner  
                  Bad Boll, 26. September 1891

---

Mein liebes Bräutchen!<sup>1</sup>

Die Andacht von heute morgen sitzt mir wieder in allen Gliedern und rumort gewaltig an mir herum. Die gewaltige Kraft, die aus Blumhardt spricht und die lauter Wahrheitsfunken sprüht, ist für unsern an

geheime Lügen gewöhnten Sinn eine eigentliche Arbeit, an der man den ganzen Tag zu tragen hat. Schonungslos werden da alle frommen und unfrommen Hirngespinnste entzweilerissen und die lautere Wahrheit aufgepflanzt, der wir so verlernt haben ins Angesicht zu sehen. Äußerlich stehe ich Blumhardt fast fremd gegenüber. Wir reden kein näheres Wort zusammen – teils weil ich's einfach nicht mehr nötig habe, teils auch weil ihn meine grübelnde, eigensinnige und eigenmächtige Art des Denkens eher abstoßend berührt. Aber das hat gar nichts zu sagen. Innerlich stehe ich ihm näher als viele, die sich um seine Person bemühen und sich um ihn drängen. Die persönliche Sympathie gehört eben auch zum Menschlichen und ist bei mir lange nicht mehr die Hauptsache. Ich greife aus allem Menschlichen den Kern des Göttlichen heraus, der mir in Blumhardt entgegenkommt und das andere ist Nebensache. Daneben bin ich noch in gewaltiger Entwicklung begriffen, die für andere noch wie ein schäumender, unklarer Waldbach aussehen muß. Gott gebe aber, daß er sich einmal kläre bis auf den Grund und mein Wesen lauter Gotteslicht widerstrahle. Darauf bin ich mit meinem ganzen Denken aus, wenn ich auch jetzt noch weit entfernt davon bin<sup>1</sup>.

Gruß und Kuß  
Dein Hermann

1 Der Anfang und der Schluß des Briefes sind weggelassen.



Mein liebes Herz!

Soeben komme ich von der Andacht der heutigen Losung und freue mich der herrlichen Wahrheiten, die uns geboten wurden. Hier auf dem Papier macht sich die Sache natürlich ganz anders, so daß auch, wenn ich's versuchte, Dir einen Einblick zu geben, Du nur eine sehr blasse Vorstellung der Blumhardtschen Ideen bekommen würdest. Er mag sagen, was er will, so greift er immer ins Volle und schöpft aus dem Wahrhaftigen. Er bringt gleichsam die Silberadern der Wahrheit, welche sich durch all den Schutt des Menschlichen hindurchziehen, zum Vorschein und deckt die wahren Potenzen auf, die unser Leben zusammensetzen. Unser ganzes Menschenwesen wäre ja nichts, wenn nicht eine uns unbewußte Wahrhaftigkeit und Richtigkeit uns umgäbe, aus der heraus wir erst eigentlich leben. Wir schöpfen freilich unser Leben, die Kraft unseres Bestandes aus der Welt des Bewußtseins, d. h. wir glauben die eigentlichen Lebensgüter da zu finden, wo wir mit Bewußtsein leben. Näher angesehen ist aber diese Welt des Bewußtseins nichts als eine selbstgemachte, künstliche Welt. In ihr sind die eigentlichen Grundlagen unseres Lebens nicht zu finden. Wir können uns, soviel wir wollen, für Kunst, Wissenschaft usw. begeistern, schließlich bleibt aber eine öde Leere darum, weil wir's selber gemacht haben. Das Unbewußte um uns und in uns muß uns erhalten – und das ist nichts anderes als Gott in seinem Walten an uns. Und aus diesem Vorrat unbewußter Wahrheit um uns her schöpft nun Blumhardt, so daß seine Worte der Pflanze gleichen, die aus der Wurzel heraus wächst, lebendig und geheimnisvoll, während sonst die Menschenworte den eingestellten Blumen gleich sind, die heute blühen, aber morgen tot sind, und ob wir noch so viel Wasser zugießen. – Heute sprach er davon, wie das Ewige ins Irdische einwirken muß, soll das letztere einen Wert haben. Nicht das Irdische erhält uns für

dieses Leben und das Ewige für das obere – sondern das Ewige allein erhält unser Leben. Das Irdische ist gleichsam nur der Anknüpfungspunkt für das Ewige. Das Irdische, Nahrung, Gesellschaft etc. für sich allein genommen, wirkt nur tötend und abstumpfend, ist es aber im Fluß des Ewigen aufgenommen, dann kann auch das geringste Irdische zum Segen, zur Heilquelle werden. So kann uns ein bloßes Stück Brot, ein Glas Wasser heilen, wenn wir's im Aufblick zu Gott genießen, während umgekehrt die beste Nahrung uns verdirbt ohne Gott. Unsere Unterscheidung zwischen Gott und der Welt ist falsch und gefährlich.

Wirkt Gott nicht in allem Irdischen, trägt er es nicht auf der Hand seiner Allmacht, so hilft es uns nichts. Blumhardt erzählte dann auch merkwürdige Beispiele von Menschen, welche durch ganz einfache, tägliche Nahrung gesund geworden sind, einfach, weil sie dieselbe nicht mehr gewöhnlich aufnahmen, sondern als Werkzeuge Gottes. Eine an einem langjährigen Fußleiden erkrankte Frau gab sich im Vertrauen auf Gott nach einer diesbezüglichen Andacht Blumhardts der Wasserkur hin und war nach 8 Tagen gesund, nicht durchs bloße Wasser, das war ganz nebensächlich dabei, sondern infolge des offenen Sinnes, welche diese Frau dem Ewigen, dem Göttlichen entgegenbrachte. Bedenken wir solches, dann geht uns manches Licht auf, dann werden wir auch getroster und freudiger für unser Leben im Bewußtsein der Nähe Gottes in allem Irdischen, mit dem wir in Berührung kommen.

Ich forsche und grübele immer mehr diesen Wahrheiten nach. Oft ist es mir, als fasse ich ein Stück Wahrheit – jetzt, jetzt so scheint mirs, geht mir das Licht auf – aber nie will es ganz werden, nie stehe ich mitten darin, und oft wird mir das Seil wieder aus den Händen gerissen, so daß ich ganz im Dunkeln stehe. Ich bin dem lieben Gott noch zu kompliziert. Er kann mich noch nicht so recht gebrauchen, viel zu ehrgeizig und reizbar. Das hindert mich aber nicht, mit allen Kräften nach ihm zu streben und durch alle Hindernisse des eigenen Fleisches hindurch unentwegt in die Regionen des Geistes vorzudringen.

Wieviel, mein herrliches, teures Lydie gibt's da noch gemeinschaftlich zu kämpfen und zu ringen! Wir wollen uns in dieser für die Ewigkeit offenen und schaffenden Gemeinschaft zusammenfinden – wir wollen nicht ruhn, bis wir Ewiges in unserer Mitte aufgenommen haben und es verstehen aus der Ewigkeit heraus, als der Wurzel unseres Lebens, zu sein. Und dafür bist Du nun mein liebes Bräutchen und zukünfti-

ges Frauelein geworden – um mitzumachen, mitzuhelfen, mitzustreben, bis das große Jesusleben ganz zur Geltung gekommen ist<sup>1</sup>.  
Adieu mein Einziges

Dein Hermann.

1 Der Schluß des Briefes ist weggelassen.

---

Brief 23     An Lydia Rohner  
                  Bad Boll, 1. Oktober 1891

---

In früher Morgenstunde nach der Andacht sitze ich wieder hinter dem Schreibtisch, um meine Grüße fliegen zu lassen zu meinem verständnisinnigen Lieb, in dessen Herzen Liebes und Leides gleicherweise einen Widerhall findet. Liebes und Leides hätte ich dann auch viel zu berichten; doch unterlasse ich es lieber, damit Du nicht allzusehr lächelst und auf den Stockzähnen spöttelst über Deinen wunderlichen, noch ein wenig bubenhaften Mann. Es passiert mir in aller Gesellschaft, in der ich mich befinde, daß man mich unwillkürlich neckt und spielt mit mir. Ich lasse mir's grenzenlos gleichgültig sein; aber zu denken gibts mir doch ein wenig. Oft will mir's sogar wehe tun. Meine Unfertigkeit einerseits und selbständige Entwicklung andererseits, dieser auffallende Gegensatz reizt die Leute zum Spott. Ich muß das so hinnehmen, ohne mich wehren zu können; aber da man mich nicht als achtungswürdige Persönlichkeit nehmen mag, sondern mehr spielend mit mir umgeht, so ziehe ich mich zurück. In 10 Jahren wird's anders sein.

Du wirst denken, wozu ich Dir solches schreibe und diese Sachen Dir vortrage. Allein, ich muß es eben tun; ich muß mein Herz erleichtern

und kann's nicht für mich behalten – Du magst denken, was Du willst. Hab Du nur Geduld mit mir. Es kommt schon einmal anders. Langsam und allmählich werde ich mich aus der Zertrümmerung meines bisherigen Lebens herstellen zu neuer Lebenskraft. Jetzt bin ich noch kein Mann, ich ringe mich aber zu ganzem Manneswesen durch. Gestern machten wir mit Blumhardt einen weiten Spaziergang auf einen benachbarten Hügel. Wir sangen, wir sprangen, lagen auf dem Boden herum, machten – wenigstens ich – Purzelbäume und genossen die niedliche Aussicht. Endlich mündeten wir in einem Wirtshause und tranken ein Tüchtiges. Als ich ein Verschen sang: »Und schenkt mir gar ein Mädchen den Wein, den süßen ein« – da riefen alle »die Braut, die Braut, es lebe die Braut«, so daß ich, glücklich mich verbeugend, Dein in den Vordergrund gerücktes Andenken feierte. Wir Schweizer Pfarrer, Zellweger<sup>1</sup> von Heiden mit 2 Brüdern und deren neu angetrauten Frauen, Preiswerk<sup>2</sup> von Umiken, Eugster<sup>3</sup> von Hundwil und ich bildeten die eigentliche Leibgarde Blumhardts. Den Deutschen gegenüber haben wir mit unserm freien, ungebundenen Wesen einen Vorsprung bei Bl., der alle Natürlichkeit so sehr schätzt. Wir sitzen immer um ihn herum und lachen mit ihm, daß die Ohren wackeln. Da sieht man dann oft hinter den Tischen bedenkliche Gesichter warnend und strafend herüberlügen, blasser Neid eines nicht nach Würde und Verdienst berücksichtigten Berliner Pastors hüpfte wie eine Kröte von seinem vis-à-vis in meinen Schoß; Mißgeburten von Witzen, womit wir vernichtet werden sollen, bauschen sich wie kleine Ungeheuerchen links und rechts neben meinem Stuhle auf und stinken gen Himmel, – usw. was mich alles köstlich amüsiert und zum Humor herausfordert. Ein mir gegenüber sitzendes norddeutsches Fräulein meinte letzthin, ich sei schon ein richtiger Berliner geworden, als ich meine Mücken, die ich gerade im Kopfe hatte, fliegen ließ. Das ist das feinste Kompliment, das die Deutschen machen können. Denn bei ihnen gilt Berlin alles, da gibts regelmäßig einen Zusammenstoß, wenn ich in die Nähe von Berlinern komme. Wenn sie ihre Blasiertheit so unverfroren zur Schau tragen, wie wenn sie ein Privilegium hätten – – – frech zu sein, so zuckt's allemal eigentümlich in meiner Brust, ein Bläschen steigt auf, das im Munde platzt und als ein kleines, liebes, unschuldiges Wörtlein dem Bramarbasierer ins Gesicht springt. Da gibts oft bedenkliche Gesichter, wenn der »junge Schweizer« so rücksichtslos herausfährt. Aber die Luft ist nachher eigentümlich gereinigt und riecht nicht mehr nach Berliner Pasteten. – Sonst



leben wir dahin wie die Fische im See – her und hin und hin und her, wie's der Moment mit sich bringt. So recht zwecklos und faulenz ums Billard her und hören daneben die Andachten Bl. Ein solches Leben hat etwas ungemein Verführerisches und läßt mich jetzt schon mit Besorgnis an das geregelte Leben in Vinelz denken. Wird *das* ein Winter werden! Hinter mir die sonnige Vergangenheit. Vor mir die sonnige Zukunft und in der Mitte das weiße winterliche Nichts<sup>4</sup>.  
In Ewigkeit

Dein Hermann.

- 1 Otto Zellweger (1858–1933): 1881–1886 Pfarrer in Reute (Kt. Appenzell A.Rh.), dann acht Jahre in Heiden, darauf sechs Jahre Leiter der Redaktion der Allgemeinen Schweizer Zeitung in Basel und nachher der Basler Nachrichten bis 1925, daneben redigierte er seit 1884 das Appenzeller Sonntagsblatt; Verwaltungsrat der Schweizerischen Depeschenagentur und Basler Großrat. – 1884: erster Besuch in Bad Boll.
- 2 Richard Preiswerk (1855–1934): erhielt durch Blumhardt die Begeisterung fürs Pfarramt; nach seinem Studium in Basel und kurze Zeit in Tübingen war er von 1881–1926 Pfarrer in Umiken (AG); Mitbegründer der kantonalen Pflgeanstalt Muri; Mitglied des Großen Rates (Kantonsparlament). Verheiratet mit Marguerite Zellweger, der Schwester von Otto Zellweger.
- 3 Howard Eugster-Züst (1861–1932), Lerberschule in Bern (eine Klasse vor Kutter), Theologiestudium in Basel (Conrad von Orelli) und Berlin (Julius Kaftan), stark beeindruckt und beeinflusst von Chr. Blumhardt, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband (der noch unveröffentlichte Briefwechsel zwischen beiden von 1895–1921 ist erhalten) und der in wichtigen Entscheidungssituationen seines Lebens sein Mentor war: Blumhardts Engagement für die Arbeiter (1899 Eintritt in die SPD) vollzog Eugster in seiner Weise mit: als »Weberpfarrer« in Hundwil (Kt. Appenzell A.Rh.) 1887–1909, wo er die Appenzeller Weber – ein Novum in der Ostschweiz – organisierte; 1909 wurde er von der SP als Nationalrat aufgestellt und kam als einer der wenigen Sozialdemokraten vor dem 1. Weltkrieg ins Bundesparlament (wie auch Paul Pflüger, siehe Brief vom 22. 6. 1905/4); deshalb mußte er – nach Schweizer Verfassungsrecht – sein Pfarramt aufgeben. Als Textilarbeiter-Sekretär (seit 1907 Präsident des Schweizer Textilarbeiterverbandes) setzte er sich für die gewerkschaftliche Organisation der Ostschweizer Textil- und Heimarbeiter ein. 1913 Regierungsrat in seinem Heimatkanton. Eugsters Beziehung zur religiös-sozialen Bewegung, zu Kutter und Ragaz war eher distanziert: »Sie müssen« hätte – wenn überhaupt – von Blumhardt allein geschrieben werden können; Eugster mißfiel die philosophische Umkleidung der Blumhardtschen Botschaft. Ragaz stand er näher, war aber mit dessen Blumhardt buch

(1925), welches Blumhardt in ein System zwänge, nicht einverstanden (siehe Louis Specker: »Weberpfarrer« Howard Eugster-Züst, St. Gallen 1975, 328–333).

4 Der Schluß ist weggelassen.

---

Brief 24     An Lydia Rohner  
Bad Boll, 3. Oktober 1891

---

Mein liebes Lydie!

Nun ist's schon wieder Samstag geworden, die Tage fliegen nur so dahin, und die Stunde des Wiedersehens rückt näher und näher. Wäre es nicht klug und verständig, hier in Boll die geistige Badekur auszuhalten, so wäre ich schon lange wieder zu Dir geeilt. Fürs persönliche Leben bietest Du mir sogar mehr als Boll – indem Du mich in die Harmonie und Ruhe des ganzen Seelenlebens hineinführst, was hier in Boll durchaus nicht der Fall ist. Vielmehr bin ich hier den ganzen Tag über in einer ringenden und kämpfenden Stimmung, die für mein persönliches Wohlsein nicht eben heilsam ist. Aber aus diesem Kampfe heraus schafft und gestaltet sich ein Reich und ein Besitztum der Wahrheit, der für mein ganzes Leben bedeutungsvoll sein wird. Gegenüber der überlieferten Frömmigkeitsart, da man nur geschwinde selig werden will, ohne doch das Gesetz des göttlichen Waltens zu erkennen oder auch nur zu erstreben, ist es unsere Aufgabe, erkenntnismäßig in die Weisheit Christi einzudringen, wie sie sich uns anbietet. In Jesu liegen verborgen alle Schätze der Weisheit<sup>1</sup> – so muß denn in ihm das ganze Welträtsel, an dessen Lösung so viele Millionen Menschen schon gerungen haben, gelöst werden. Aber gerade dieses Letztere verstehen wir gar nicht. Jesus ist uns mehr nur eine abgeschlossene, religiöse Persönlichkeit geworden, die wir nur gebrau-

chen, um das kleine Gebiet unseres Herzens zu erleuchten, wir verstehen es aber nicht, Fäden von Christus aus in die ganze Schöpfung zu ziehen und alles in seinem Licht anzusehen. Abgerissene Stücke der Wahrheit liegen um uns herum, daneben aber wieder schauerliche Lügegebilde – noch ist die Wahrheit aber keine zusammenhängende, keine Pyramide gleichsam, die in klarem verständnisvollem Streben aufwärts der Spitze zueilt. Nur Linien der Wahrheit können wir ziehen, Umrisse und Schattenrisse der Wahrheit vermögen wir zu erkennen; aber das Körperhafte, das Wesentliche der Wahrheit ist uns verschlossen. Alles, was wir sagen, ist gleichsam nur das Spiegelbild der Wahrheit, nicht sie selber. Wie sich im See ein Berg spiegelt, ohne daß die Spiegelung bei aller Treue etwas Reales wäre, so spiegelt sich in unserm Denken die wesenhafte Wahrheit, das darum auch nichts Reelles ist. Das sieht man daraus, daß wir aus unsern Gedanken nichts machen können. Eine Menge Gedanken, Wallungen und Strebungen gehen uns durch den Kopf. Aber die Mehrzahl derselben ist mit dem Stempel der Unfruchtbarkeit geschlagen – lauter taube Blüten, die wieder abfallen. Nun aber einmal ein Gedanke lebensvoll ist, da schafft er auch in der Welt augenblicklich Leben, daß man sehen kann, was wir mit unsern Gedanken alles wirken könnten, wenn wir in den Zusammenhang des Lebens gestellt wären. Und eben diesen Lebenszusammenhang will Christus herstellen. In Ihm soll unser ganzes Wesen wieder in den Genuß des ewigen Lebens – ein anderes Leben gibt es gar nicht – gestellt werden und so gleichsam flüssig und für Gott nutzbar gemacht werden.

So würde dann nicht bloß unsere Seele in Seligkeitsgefühlen sich an Christus weiden, sondern unser ganzes Sein wäre in die Klarheit und Herrlichkeit göttlicher Wesenhaftigkeit gestellt.

Bedenken wir das, so steht eine Fülle von Aufgaben vor unseren Augen. Es gilt da den Zusammenhang Jesu mit den Wahrheitsmomenten unseres bisherigen Lebens aufzusuchen und künftig dieselben an Ihn zu knüpfen, damit unser Leben immer jesumäßiger sich gestalte. Es gilt die einfachsten Wahrheiten der Alltäglichkeit im Leben Jesu betrachten lernen, nicht mehr die superklugen, geistlichen Erfahrungen bloß, weil die gewöhnlich nichts sind. Christus ist auf dem Boden der Wahrheit zu finden, wo sie auch sei – und wahrhaftig Stiefel putzen oder Wasser holen gilt Ihm mehr, als falsch fromm sein. In dieser Weise, mein geliebtes Wesen, wollen wir künftig miteinander zu leben suchen als die Armen am Geiste und Nichtwissenden – aber auch als

die da suchen, in den Schätzen der Weisheit Gottes in Christo Jesu zu graben<sup>2</sup>.

Ich grüße meinen teuren Schatz recht inniglich und wünsche ihm Liebes und Gutes haufen- und zentnerweise. Ich wollte meine Liebe gerne aus der Verborgenheit des Herzens herausführen in die Sichtbarkeit, ich möchte sie gern plastisch darstellen können – was für eine Änderung ginge da in der Welt vor.

Schaffen, Leben schaffen, arbeiten an der miserablen Todeswelt möchte ich mit meiner Liebe, sie gleichsam als Lebensbächlein an die Weltwurzel leiten, da müßte neues Leben aus ihr heraus sprießen. Jetzt trag ich sie als teure Last in meinem Herzen hinein, still und abgeschlossen der Stunde harrend, da Gott diesem Wasserquell Bahn schafft. – Mach nur, daß Du meiner Liebe nachkommst, und bleibe mir nicht zu weit zurück – sonst vergehe ich am Ende und fange an platonisch zu lieben<sup>3</sup>. –

Lebe wohl, mein Einziges und sag mir, wann ich kommen soll.  
Herzliche Grüße an Onkel usw.

Dein Hermann.

<sup>1</sup> Vgl. Kol 2,3.

<sup>2</sup> Vgl. Kol 2,3. Kutter setzt sich hier mit der Ritschlschule auseinander. Darauf deuten Begriffe wie »Welträtsel«, »religiöse Persönlichkeit«, »zusammenhängende Wahrheit«, »Zusammenhang des Lebens«, »Seligkeitsgefühl«. Doch dazu tauchen neue Gedanken auf: das »Körperhafte, das Wesentliche der Wahrheit«, die Gedanken als bloße »Spiegelung« der Wahrheit, als »Schattenriß der Wahrheit« (siehe Brief vom 1. 9. 1891), »daneben aber wieder schauerliche Lügengebilde«, »die Wahrheiten des Alltäglichen im Leben Jesu«, das »wahrhaftige Stiefelputzen und Wasserholen« im Gegensatz zu den »superklugen, geistlichen Erfahrungen«.

<sup>3</sup> Der nächste Abschnitt (ein Gedicht) und der Nachsatz sind weggelassen.



Mein geliebtes Lydie!

Soeben komme ich aus der Kirche und aus einer gewaltigen, eindringlichen Predigt Blumhardts über den Gichtbrüchigen<sup>1</sup>. Gichtbrüchig sind wir alle in der Gesamtheit unserer Zustände. Wir können uns nicht regen und bewegen, weil wir die von Gott gegebene Freiheit verloren haben. Wir bewegen uns bloß in menschlichen Dingen frei. Sobald es aber ans Göttliche kommt, so sind wir in irgendeinen überlieferten und von Menschen aufgetragenen Schematismus gebunden und können die Wahrheit nicht treffen. Ein jeder treibt's auf seine Weise, so wie es ihm gerade beliebt. Jedermann macht Glauben und Christentum wie es ihm gefällt, aber niemand fragt danach, ob es Gott auch recht sei so und ob es Ihm wohlgefallen könne; vielmehr denken alle nur an sich und ihre Seligkeit, und in diesem Egoismus hängen sich Alle an irgend etwas aus der Bibel, das sie aus dem Zusammenhange reißen, um es zu ihrem Schibboleth zu machen. Dann machen sie einander Konkurrenz mit ihren gestohlenen Bibelwahrheiten, wollen alle die Welt in ihre Schablonen zwingen, wie wenn das Reich Gottes käme mit äußerlichen Gebärden. Nur die Menschen, welche sich von allem frei machen, auch von ihrer Frömmigkeit frei machen, fangen wieder an, aufs eigentliche Göttliche zu kommen. Wollen wir Gott nahe kommen lernen, dann müssen wir das Alte, Bisherige durchaus und in allen Stücken verleugnen können; denn in unsere verjäherte und stinkend gewordene Schmier hinein kommt Gott nicht. Auf Neues müssen wir warten lernen und es ergreifen lernen, wenn es in Wahrheit irgend welcher Art und Gerechtigkeit sich bei uns ankündigt. Sobald wir auf Neues gespannt sind, wirkt sich in unsern Seelen etwas Göttliches aus; denn Gott ist überall sofort zum Wirken bereit, wo ihm die Türen aufgehen. Nicht auf dem Wege der Glaubenssätze der frommen Manieren begegnet uns Gott, sondern auf dem Wege des Lebens. Darum ist auch die Vergebung der Sünden keine gewisse und

vollständige mehr. Wo Vergebung der Sünden ist, da bricht das alte Wesen im Herzen zusammen, da werden Sünden zur Unmöglichkeit, da ersteht Jesusleben im Menschen. Alles Göttliche ist in seiner Wirkung durchaus einheitlich. Gott wirkt nicht stufenweise. So wenig eine Wasserquelle erst diese, dann jene Wirkung tut, sondern sofort und ganz alle in ihr liegenden Kräfte entfaltet, ebensowenig legt Gott den Vorrat seiner Segnungen in eine Reihe auseinander; vielmehr wirkt er in ganzem ungeteilten Heile an den Menschen<sup>1</sup>. Sündenvergebung ist nichts anderes als Erlösung. Beides ist das Gestelltwerden in eine göttliche Wesenhaftigkeit hinein und in den Genuß der Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes. Gott bindet uns in seinen Gaben stets an sich, und nicht ist es so, daß wir uns dieselben dürfen gefallen lassen, als ob jetzt nichts zu tun wäre. Nein, Gott verbindet in seinen Gaben die Menschheit mit seinem Wesen und das ist ein Gericht und eine läuternde Arbeit für das Fleisch, das sich immer gegen Gott empören möchte in der Aufrichtung seiner eigenen Wege. –

In aller dieser Verwirrung und vor dieser Gichtbrüchigkeit steht aber Christus, der Wahrhaftige aus Gott – und – er verbürgt uns den endlichen Sieg. Geht's auch durch Gerichte und Vernichtungen unseres eitlen Selbst, so dürfen wir nicht verzagen; vielmehr ist uns gerade Christus Bürge dafür, daß wir, ohne zu Grunde zu gehen, uns selbst sterben dürfen, da in Christus erst neuer Lebensstoff vorhanden ist für unser Leben.

Daran, mein teuerstes Gut, wollen wir uns halten, so gut wirs gerade verstehen mögen<sup>2</sup>.

Auf immer

Dein Hermann.

<sup>1</sup> Mk 2, 1–11.

<sup>2</sup> Die hier von Kutter referierten Gedanken Blumhardts haben ihn nachhaltig bestimmt und beeinflußt. Diese Ansätze (Ungeteiltes, Ganzheitliches) finden später in Kutters Buch »Das Unmittelbare« ihre philosophische und theologische Entfaltung.

<sup>3</sup> Der Schluß des Briefes ist weggelassen.

Die Zeichnung sollst Du gar nicht so herumbieten, wie wenn die für jedermann wäre. Sie ist für *Dich* gemacht, ganz ohne weitere Ansprüche, hätte ich an die Kunstkennner-Museumsdirektoren etc. gedacht, dann hätte ich nicht den 1. besten Fetzen genommen – dann hätte ich die Zeichnung gar nicht gemacht. –

Ich werde also nach gestrenger Andeutung meines Lydies, die mir Befehl ist, erst nächsten Freitag Nachmittag in St. Gallen<sup>2</sup> eintreffen. Das Nähere dann telegraphisch<sup>3</sup>.

In betreff Heiden und Zellweger<sup>4</sup> dachte ich zunächst an die von Dir mit so vielem Nachdruck gepriesene Chaise des Onkels, in welcher zu fahren ihr mir ja schon lange als einen ganz besonderen Hochgenuss gepriesen habt. Wird's nun daraus nichts, so kann man's auch per Bahn tun. Ist mir einerlei. Ich frage jeglicher Fahrerei herzlich wenig nach. Zu Zellweger sollten wir aber gehen. Darauf richte Dich nur ein. Das ist ein ganz famoser Mann und ein warmer Freund von Boll. Vielleicht können wir den Karren – pardon die Chaise nach Hundwil im Appenzellerland benützen. Dort wohnt ein sehr lieber Freund von mir: Eugster<sup>5</sup>, der gegenwärtig hier ist und sogar mit mir reisen wird nach St. Gallen, wo er so glücklich sein wird, meine Braut zu sehen. So hätten denn die Fahrten auch einen sittlichen Zweck, während sie zur bloßen Bequemlichkeit des Fleisches unausstehlich wären. Eugster hat übrigens heute aus Deinen Zeilen – da wo er lesen durfte – Deinen Charakter herausgelesen als verständiger Graphologe: »denkt zusammenhängend, ist energisch, will lieber das Alte mit Energie zu Ende führen, als ein Neues anfangen, weiß auch, was sie will! (??) . . . gescheit . . .« usw. Du siehst, man kennt Dich schon, auch wenn man Dich gar nicht gesehn. Kannst Du mir's denn verargen, wenn ich Dich besitzen wollte – nachdem ich einen langen Nachmittag Zeit gehabt, Dich zu studieren – nicht aus den toten Schriftzügen, sondern aus den lebendigen des blitzenden Angesichts<sup>6</sup>.

Warum soll ich denn Oettli<sup>7</sup> in St. Gallen sehen? Ich sehe gar nicht

ein, warum Herr Professor Dr. theol. Oettli mir immer auf die Hühneraugen treten soll. Übrigens ganz ein ehrenwerter Mann. Das sind sie alle, ehrenwert. In Glarus bleiben wir natürlich über Nacht! Das versteht sich ganz von selber. Meinst Du ich schnause an meinen Nächsten nur so vorbei?<sup>8</sup> Wenn Du dann absolut im Hotel übernachten willst – so steht Dir kein Hindernis im Wege als die Vernunft. – Ich habe noch nicht ganz 3 Wochen vor mir. Die beiden nächsten Sonntage sind noch frei. Sollten wir aber die Reise über Glarus, Bremgarten ordentlich machen können, dann dürfen wir uns nicht mehr lange in St. G.<sup>9</sup> aufhalten. Es ist abends  $\frac{3}{4}$  11 Uhr. So leb denn wohl, mein teures, allerliebstes Frauli und versuche noch immer, meiner Liebe nachzukommen, dann gehst Du der echten Liebe entgegen, dann packt's Dich fest an. Ich danke Dir für Deine lieben offenen Worte, die mich in jedem Briefe so erquicken. Herzl. Gruß an meinen lieben Onkel<sup>10</sup>. Möge unsere Bekanntschaft nicht ein Guß kalten Wassers sein auf die briefliche Liebe. Ich grüße tausendmal und küsse mein Lydie.

Schreib mir jetzt nicht mehr.

1 Der erste Teil des Briefes fehlt. Vom erhaltenen Brief ist der erste Abschnitt teilweise weggelassen. Der Brief ist aus Bad Boll, kurz vor Kutters Abreise geschrieben, daher auf Oktober zu datieren.

2 Siehe Brief vom 16. 9. 1891/4.

3 Einige Sätze sind weggelassen.

4 Siehe Brief vom 1. 10. 1891/1.

5 Siehe Brief vom 1. 10. 1891/3.

6 Siehe Brief vom 30. 7. 1891.

7 Siehe Brief vom 23. 9. 1891/4.

8 Bei Glarus wohnte Kutters älteste Stiefschwester, Elisabeth Fröhlich-Kutter.

9 = St. Gallen

10 Siehe Brief vom 24. 9. 1891/3.

Mein liebes, liebes Lydie!

Es ist ruhiger geworden in meiner Seele; die ersten Stürme sind vorbei; ich habe mich ihrer im Gebete entledigt und stehe nun wieder frei vor Gott da. Ich trage Deine Liebe als hellen Morgenstern in meiner Brust, der sein freundliches Licht auf meinen dunklen Pfad gießt und mir Führer und hilfreicher Engel ist. Der Gedanke wird mir immer wichtiger und füllt mein ganzes Sein immer mehr aus, daß wir durchaus nicht mehr auf das Unserige, sondern nur noch auf das Göttliche zu schauen haben. Nicht in dem Sinne, als sollte unsere Frömmigkeit göttliches Streben in sich tragen; das wäre doch immer wieder unsere Macherei, sondern in dem Sinne, daß wir jede Frömmigkeit überhaupt fahren lassen und ganz alles eigenen Besitzes bar werden, indem wir alles Gott opfern lernen. Es ergreift mich eine eigentliche Angst, wenn ich sehe, wie die Christen so oder anders vom lieben Gott profitieren wollen und wie alles nur darauf angelegt ist, das eigene Glück zu hegen und zu pflegen, während man den Forderungen Gottes stumm und unwissend gegenüber steht. Das will nicht sagen, daß wir von allem, was wir besitzen, Abschied nehmen sollen und in ein Kloster gehen. Vielmehr ist unsere Aufgabe, in alle unsere Erlebnisse und Geschenke, die uns Gott gibt, göttliche Ordnung, göttliche Gerechtigkeit und Wahrheit zu bringen<sup>1</sup>.

Die kommende Winterarbeit steht vor mir. Viel wird zu tun sein; ich habe mir schon allerhand Pläne gemacht und im Geiste schon die kommenden Tagewerke eingeteilt.

Neben der speziellen Amtsaufgabe soll das theologische Studium rüstig weiter gedeihen, und daneben mögen noch Stunden für allgemeines Wissen, Englisch etc. abfallen. Der Winter soll nicht im tatenlosen Träumen dahingehen, sondern ausgefüllt sein durch redliche Arbeit. Ich bin es dem edlen Elemente in meiner Liebe schuldig, alle Kräfte, die mir zu Gebote stehen, anzustrengen. In Gedanken bin ich natür-



lich täglich in der Viktoria neben Dir und begleite Dich auf Deinen Gängen durch Haus und Hof<sup>2</sup>.

Meine morgige Predigt: »Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen . . .«<sup>3</sup>, rumort in meinem Kopfe herum; wie sie ausfallen wird, werde ich erst morgen wissen. – Ich bin gottlob nach zwei guten Nächten ordentlich wohl und danke Dir für Deine liebe Nachfrage. Herzlichen Dank für Deine Worte im Paket. Sie haben mir unendlich wohlgetan – ich hatte Deine Versicherung der Liebe und des Vertrauens gerade so nötig!

Und nun leb wohl, mein Glück und mein Leben, und denke Deines Hermann in die Breite und Höhe.

Habe ich nicht vielleicht meine Zündhölzchen in der Viktoria?

Herzliche Grüße an die lieben Geschwister alle.

1 Ein Abschnitt ist weggelassen.

2 Ein Satz ist weggelassen.

3 Lk 12,51 par. Die Predigt ist nicht erhalten.

---

Brief 28     An Lydia Rohner  
Vinelz, 25. Oktober 1891

---

Mein liebes Einziges!<sup>1</sup>

Wie wohltuend und traulich hast Du mir in den zwei heutigen Briefen geschrieben; ich habe sie wieder und wieder gelesen. Deine Teilnahme ist nicht zum mindesten, was mir über die ersten schweren Stunden der Trennung hinweghilft, Deine offenen Worte sind Balsam für meine durch so vieles Vergangene und Gegenwärtige verwundete Seele und immer mehr darf ich's erkennen, was für ein teures Gottes-

geschenk mir in Dir zuteil wurde. Ich spreche sonst nicht gern von dem Ach und Weh, das mich oft erfüllt – es widerspricht solches meiner ganzen Art und namentlich den neuen Grundsätzen von Boll her durchaus. Still in der Brust verarbeiten und sich zurechtlegen soll man eigenes Leid – das war immer meine Ansicht und ist sie noch jetzt<sup>1</sup>.

Sieh, darum werfe ich so gern den ganzen Bündel vor Deine Füße, weil ich mich dadurch freier und froh schwatze und nachher auf um so festeren Füßen stehe. Trägt ein Mensch seine Kümmernisse immer nur bei sich selbst herum, so nehmen sie leicht unheimliche Dimensionen an, werden leicht ins Sentimentale aufgebauscht, bis sie eine Jammergröße erreicht haben, die in Wahrheit gar nicht existiert. Durchs Aussprechen hingegen wird man des Panzers ledig und los. Überhaupt ist nichts so köstlich wie die Sprache. Einbildungen werden wie gesagt gleichsam in der Luft verpufft durchs Reden und Wahrheiten gewinnen dadurch erst eigentlichen Bestand und Geltung. Innerlich ist man ja ganz anders, als der mißmutige Gram erlauben möchte – innerlich, mein allerliebstes, heißgeliebtes Lydie, bin ich fest und stark gegründet auf Gott und Göttliches, mir selber oft zum frohen Erstaunen. Ich spüre auch wieder nach dem ersten Sturme meine Sicherheit kommen und bin am allerwenigsten gesonnen, die künftigen Tage in sentimentalem Schlendrian hinzubringen. Wie ich Dir schon schrieb, hoffe ich diesen Winter die theologischen Studien wieder aufnehmen zu können. Ich möchte es weniger des Licentiaten wegen tun<sup>2</sup>, der mir im Grunde genommen immer gleichgültiger wird, wenn ich seine Aufgaben mit denen des Pfarramtes vergleiche, – als der allgemeinen theologischen Bildung wegen, deren Besitz durchs ganze Leben hindurch befriedigt und für andere fruchtbringend ist. Es graut mir vor dem Schlendrian des Pfarrers, der zwischen seinen Amtshandlungen etwa den Blumen oder Bienenkörben nachschlendert, bis 3 Uhr regelmäßig seinen Kaffee schlürft, dafür aber geistig immer regungsloser wird. Mit heißer Sehnsucht denke ich vielmehr an jene gediegene Bildung, die ihren Träger immer so herrlich ziert und vorteilhaft vor dem Alltagsgegner auszeichnet.

Die heutige Predigt habe ich unter heißen inneren Kämpfen gehalten. Noch kurz vor derselben war's mir so entsetzlich schwer zumute, daß ich lieber alles andere getan hätte. Die bunten Bilder der Erinnerung tanzten an meiner Seele vorüber, schwere Wolken religiöser Anfechtungen kamen dazu – das Ganze wuchs mir beinahe über den Kopf,

bis ich mich vom Stuhle aufraffte und mit der letzten Energie die schwarze Gaukelei abschüttelte mit Gottes Beistand. Ich predigte dann äußerlich leicht, fast spielend – trotz sehr geringer Präparation – innerlich aber wie nebelumflort, etwas hoch vielleicht für die Leute – aber doch befriedigend, Gott sei Dank. Ich habe heute wieder trotz aller Angst das bestimmte Gefühl empfunden, daß ich auf dem rechten Wege bin und bin dessen gewiß, daß es immer besser gehen wird.

Mit innigen Küssen

Dein Hermann.

- 1 Von diesem sehr ausführlichen Brief sind nur drei Abschnitte abgedruckt.
- 2 Kutter arbeitete in den nächsten zwei Jahren an seiner Licentiatenarbeit (»Die Natur des hohenpriesterlichen Amtes nach dem Hebräerbrief«). Sie wurde aber am 12. Mai 1893 von der Berner Fakultät als »zu unwissenschaftlich« abgelehnt. Der zweite Versuch gelang 1896 mit einer Arbeit über »Clemens Alexandrinus und das Neue Testament« magna cum laude (siehe Brief vom 8. 8. 1896/1). Kutter rechnete nicht mehr mit einer akademischen Laufbahn, aber aus dem Kopf schlagen konnte er sie noch nicht (Brief vom 8. 10. 1896). Blumhardt riet ihm, nach seiner Begabung ein Mann des Zeugnisses zu werden (Brief vom 12. 10. 1896): Kutter gab seinen Plan, sich zu habilitieren, auf. Trotzdem erwähnt er (Brief vom 26. 11. 1897 an F. Overbeck) (weiterführende?) Clemens-Studien, und 1898 erschien von ihm eine Arbeit über Wilhelm von St. Thierry. Aber durch die Annahme der Berufung ans Neumünster in Zürich entschied er sich fürs Pfarramt (siehe Brief vom 17. 10. 1898/3).

Mein Allerliebstes!

Früher kam mir das Schreiben und Brief erhalten reizend und glücklich vor, aber jetzt nach den letzt vergangenen Zeiten will es nicht mehr recht anhalten mit dieser Begeisterung und kommt mir die schriftliche Konversation als ein recht klägliches Palliativ vor. Ich fühle alle Tage das große Bedürfnis, mit Dir zu reden, Liebes und Leides Dir mitzuteilen und an Deiner Liebe auszuruhen – doch Du bist und bleibst mir genommen trotz aller Sehnsucht. Es plagt mich eben in der letzten Zeit mancherlei, zum Teil sehr Schweres, was ich nicht so leichthin aufs Papier bringen kann. Allemal, wenn ich von Boll heimkehre, muß ich eine Art Krise durchmachen in der total anderen Luft, die mich hier umgibt. Eine Masse Fragen und Beängstigungen kommen hier wieder, die mir in Boll stets genommen waren, und mit denen ich mich von neuem herumschlagen muß. Ich spüre eben, wie die alte Art Christentum so ganz nicht mehr taugt in meiner Welt des Empfindens und Denkens, und doch will ich gar nicht meinen, daß alles Alte einfach falsch und nichtig sei. Aber eben nun den richtigen Mittelweg zu finden, einerseits der neuen Erkenntnis nichts zu vergeben und andererseits dem Alten, da wo es lebenswert ist, gerecht zu werden, fällt mir sehr schwer, namentlich meiner lieben Mama gegenüber, mit der ich doch so gerne ein Herz und eine Seele wäre<sup>1</sup>.

Ich habe einen mächtigen Drang nach geregelter, massenhafter Arbeit an andern Menschenkindern, so daß ich mich des Gedankens, auch einmal einer Anstalt vorstehen zu dürfen, je länger je weniger entschlagen kann. Ich freue mich nur, daß bei all diesem Drang doch auch etwas Rechtes herauskommt; denn er orientiert mich immer mehr und macht mich frei und unabhängig – letzteres vielleicht nur zu viel – von Menschen, und suche mich immer mehr an den Gedanken zu gewöhnen, daß es eben auch solche Menschen geben muß, wie ich gerade bin.

So werde ich meines Lebens wieder froh und lasse mir meine gegenwärtige Lage gefallen. Herr Pfr. Gerber<sup>2</sup> mag recht haben mit seinem Worte »Junger Streiter«. Ich bin allerdings so etwas und freue mich dessen. Ich will noch lange streiten und mich nicht voreilig der himmlischen Ruhe hingeben. – Du scheinst in Deinem letzten Briefe unruhig zu sein über den Stand Deiner religiösen Gedanken etc. Daß Du nicht gerne davon sprichst, scheint Dir ein Zeichen innerer Leere u. dergl. Ich glaube aber, daß wir's gerade als ein großes Geschenk Gottes betrachten dürfen, wenn wir in der gegenwärtigen Zeit nicht viel zu sagen haben. Was sich die Christen unserer Tage so sagen an Erbaulichem, habe ich immer sehr unerbaulich gefunden – ein Irreales, Eingebildetes schlich bei vielem Wahren immer mitunter, was mich abstieß, und jetzt bin ich der festen Überzeugung, daß es uns wirklich an realem Gotteserleben, an eigentlichem Stoff fehlt und daß der religiöse Mechanismus unserer Frommen nicht ewig so fort gehen kann. Die Hauptsache, auf die es besonders ankommt, und auf die wir allerdings merken müssen, ist die, daß wir frei bleiben von allem, was uns berührt und bedrängt. Ein Heiligtum müssen wir uns reservieren im Innern, in welches der Strom des äußerlichen Geschehens nicht dringen darf. Wir müssen im Geiste stark werden und das Weltliche als das annehmen, was es ist, untergeordnet in seinem Werte. Nicht viel von Gott reden oder prahlen, dagegen aber schauen, daß uns nichts anderes zum Gott wird als der lebendige Gott, opfern, was uns einnehmen will – das, glaube ich, ist für den Christen die Hauptsache. Das ist ein bekehrter Mensch, der frei geworden für Gott, frei auch von seiner Frömmigkeit – unbekehrt ist der, der noch an irgend etwas anderem hängt. Eine andere Art Bekehrung gibt es nicht. Leider aber ist gerade dies fast nicht mehr vorhanden. Jedermann hängt an seiner Form, seiner Manier, seiner Gemeinschaft, aber niemand ist frei. Daher auch das gedrückte und seufzende Wesen der Christen. Sie leben unter einem Drucke, unter dem Druck ihrer Einbildungen und Meinungen, aber für Gott sind sie verloren. Fahre fort, mein geliebtes Lydie, in Deiner naiven Art. Fehler wird Dir Gott schon genug aufdecken, wenn Du richtig vor ihm stehst; ich erfahre es an mir selber. Das Regiment Gottes fehlt bei aller Freiheit durchaus nicht. Im Gegenteil, je freier man den untergeordneten Interessen gegenüber wird, desto mächtiger fühlt man sich an Gott gebunden, ist doch gerade die Abhängigkeit von ihm die größte Freiheit nach außen. So wird dann auch in unsere Freiheit stets etwas Heiliges von Gott hineinströmen,



so daß sie nie der »Deckmantel der Bosheit«<sup>3</sup> werden darf. Je wahrer wir sind, desto mehr spüren wir Gott. Denn für uns ist Gott nur auf dem Boden der Wahrheit zu finden. Wir suchen ihn leider gewöhnlich auf dem Boden der religiösen Einbildung; allein hier ist er nicht zu finden. Die einfältige Wahrheit ist sein Gebiet. Und ist man wahr, dann kann's nicht fehlen, daß man auch gegen sich selber einen schärferen Blick bekommt und das Unwahre, Eitle und Dumme an sich immer besser einsehen lernt. In diesen Kampf hinein führt uns gerade das Kreuz Jesu; es ist mir immer unbegreiflicher, wie man aus dem Kreuze ein Ruhekissen machen kann. Gerade mit dem Glauben an den Gekreuzigten fängt der Kampf an. Und dieser Kampf ist deshalb nicht trostlos und unevangelisch, weil er gleichsam ein Kampf im Gebiete Gottes ist, wo einem gerade im Kämpfen ein Sieg nach dem andern zuteil wird. Kämpfe ich freilich nur für meinen individuellen Frieden, für meine Seligkeit, dann kämpfe ich ja nur für mich, nicht für Gott, so daß es kein Wunder ist, wenn ich dabei mutlos und verzagt werde. Da fließen mir keine göttlichen Kräfte zu, da verzehre ich mich nur in mir selber bis zur Verzweiflung. Kämpfe ich aber für Gott und Göttliches in der Nachfolge Jesu, dann kommt eine Kraft nach der andern in mich hinein; dann wirke ich gleichsam den Kreuzessieg Jesu an mir selber aus. In diesem Sinn, mein Herzblatt, wollen wir zusammen stehen und, so gut wir können, von uns absehen lernen auf das, was Gottes ist. Ist man dieser Richtung, dann gehen einem die Augen auf für Gott so sehr, daß man auch neben dem kleinsten Gräschen nicht gleichgültig vorbeigehen kann.

Habe mich heute an die Dogmatik von Schleiermacher<sup>4</sup> gemacht und etliche 50 Seiten gelesen und ausgezogen. Danach aber brannte mir der Kopf ganz gewaltig, so daß ich mein Heil bei einigen Kranken suchte, mit denen ich ein paar trauliche Augenblicke verlebte. Meine Arbeit fängt überhaupt an, das alte Geleise zu betreten, ich lebe mich wieder ein. Aber mein Verlangen nach Dir bleibt stets dasselbe – wie bist Du mir so genommen, kein Sterbenswörtlein vernehme ich von Dir trotz Deiner lieben, lieben Briefe, die mich erquickten und trösten, aber sie sind eben nicht mein Lydie selber mit den klaren Augen und der traulich um den Nacken geschmiegt Hand.<sup>5</sup>

Und nun gute Nacht, mein einziges Herzenslydie und grüße alle Viktorianer von Deinem

Hermann.

- 1 Der folgende Abschnitt ist weggelassen.
- 2 Pfarrer Fritz Gerber-Perret-Gentil (1828–1905), Gründer und Vorsteher des Lehrerseminars Muristalden in Bern. An dieser Schule erhielt Jakob Rohner, Lydias Cousin, seine Ausbildung (siehe Brief vom 12. 9. 1891/8).
- 3 1. Petr 2,15 f.
- 4 Siehe Brief vom 1. 9. 1891/5.
- 5 Der Schluß des Briefes ist weggelassen.

---

Brief 30     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, ohne Datum<sup>1</sup>

---

Weißt Du, liebes Meineli, daß ich den Heiland Jesum Christum von ganzem Herzen lieb habe – sieh, hierin müssen wir uns durchaus einigen können. Er wird heutigen Tages meist ganz verkehrt gepredigt und dargestellt. Man hat ihn gleichsam ausgestopft und ins Museum gestellt; da kommen sie denn alle die Naturforscher der Religion, heben den Zeigefinger in die Höhe und erklären, erklären – es ist ein Graus. Der eine meint dies, der andere etwas anderes – sie halten gelehrte Dispute über das ausgestopfte Bild vor ihnen und geben einander schließlich die Rute vor lauter Jesuseifer. Wenn ich dann diesen Heiland ansehe, dann überläuft's mich kalt und heiß – wenn alle den Saal verlassen haben, dann stehe ich mit tränendem Angesichte vor dem Jammerbild hin und sage: solltest Du mein Heiland sein, dieses leblose, elende Bild. Früher haben sie Dich gekreuzigt, und jetzt stopfen sie Dich aus. Nie ist noch ein Mensch vernünftig mit Dir, großer, herrlicher Jesus, umgegangen. Immer hast Du Dich den Launen der Menschen fügen müssen, und Deine göttliche Gestalt hat sich noch nie voll entwickeln können. O, sieh hier in mein heißes, sehnsuchtsvolles Herz hinein – nicht wahr, alles Große und Wahre, das in ihm

nachzittert, kommt von Dir: nicht wahr, Du hast alle Menschen unaussprechlich lieb – Du bist Liebe und nur Liebe. Darf ich denn bei Dir das Schöne nicht mehr gern haben, muß ich mich auch ausstopfen lassen und eine Mumie werden, oder lässest Du uns frei unser Menschentum entwickeln? – Dann legt sich eine milde Engelshand auf meine heiße Stirne, und eine Stimme haucht mir ins Ohr: fahr nur fort, lieber junger Freund, fahre fort im Labyrinth Deiner Gedanken, Du bist doch auf der rechten Spur. Die meisten wandeln die bequeme, breite Straße einer selbstgemachten Frömmigkeit, Glück zu Dir auf dem engen Wege der Wahrheit, den Du ergriffen hast. Wahrheit möchtest Du haben, Wahrheit in Deiner Seele aufnehmen – und wer Wahrheit will, den liebt Gott. – Ja, Wahrheit, liebes Lydie, hast Du ihr auch schon voll und ganz ins Auge geblickt? Für die meisten ist's ein Medusenhaupt, das sie erstarren macht, drum fliehen sie vor ihr – aber wer ihr recht lange ins Auge schaut, für den fangen sich ihre Züge an zu beleben, dem lächelt ihr kalter Mund und den zieht sie endlich an ihr Herz. Wahrheit – Wahrheit gegen sich selber. Ist denn, meine Teure, Dein Innenleben Wahrheit oder Dichtung? Gehst Du ins Gericht mit allem Falschen, das Dir anhängt, oder hast Du eine Wasserscheide in Deinem Herzen, wo sich die Wasser der Lüge und der Wahrheit teilen? Oder wirbelt alles noch im bunten Chaos durcheinander? Spielst du mit der Wahrheit oder ist sie ein Heiligtum in Deinem Herzen?

Ach, mein teures Himmelsgut – laß mich nicht mehr in Rätseln baden, sondern nüchtern und grad aus. Sieh, eins ist nötig, was wir alle tun müssen. Wir müssen Vergebung unserer Sünden haben und zu bekommen suchen. Hierin nimmt's der liebe Gott genau. Die Sünde hat ein reizendes Gewand und lockt in allerhand Dinge hinein, die nicht böse aussehen, aber es im Grunde doch sind. Die Vergebung der Sünde, die dem Bußfertigen zuteil wird, hat aber das Herrliche an sich, wenn sie wenigstens rechter Art und nicht eingebildet ist, daß sie eine Scheidung im Menschen vollzieht, eine Scheidung zwischen Himmel und Hölle. Das ist der Mensch: ein Gemisch von Himmel und Hölle; die Vergebungsgnade aber trennt die beiden Gebiete voneinander und baut neben dem alten Menschen einen ganz neuen auf und aus. Warum kommen so viele edle Menschen nie völlig zum Durchbruch? Weil sie ihrer Sündenvergebung nie völlig gewiß werden. Sie mischen alles durcheinander und können so Jesum nie ganz erfassen. Mit dem alten Menschen muß aber gründlich aufgeräumt

werden. Wir müssen ihn ganz in den Tod geben lernen – sterben, sterben, liebes Herz, das ist der Christenweg. Aber dann allerdings muß man sich hüten vor verkehrten Wunderlichkeiten. Heutzutage nennt man das Bekehrung, wenn man ein saures Gesicht bekommt, über alles Weltliche anfängt zu richten und halb demütig, halb falsch dreinschaut. Da will man immer die von Gott gegebene Natur bekehren, nörgelt an allem möglichen herum – während das Zentrum doch unberührt bleibt. Nein, so meine ichs nicht, liebes Herz. Scharf in der Hauptsache, ganz in die Unterwerfung unter Gott, dann aber Freude und Liebe an allem und gegen alles und alle. Ich werfe Dir diese ernstesten Brocken hin, daß Du einmal Gelegenheit habest, Dich mir gegenüber hierüber auszusprechen. Tus ganz einfach und lieb ohne Ziererei, sag, wie es Dir ums Herz ist, und laß mich hinein schauen in den tiefen Schacht Deiner Innenwelt. Ich aber will Gott täglich bitten, daß er mir Weisheit und Wahrheit schenke, daß ich Dein Gottesleben fördere, nicht zerstöre oder zerstreue. Gemeinschaftlich wollen wir auf dem Boden Gottes wachsen, ich schreie alle Tage nach Licht von oben mitten in dem finstern Chaos der gegenwärtigen Christenheit.

Ich liebe Dich so unaussprechlich, daß ich's gar nicht sagen, fast nicht fühlen kann. Deine Abwesenheit greift mich körperlich an und zehrt an mir –. Wenn ich an die lange Trennung im Winter denke, dann hoffe ich zuversichtlich auf ein paar Tage in Vinelz, sonst ist mein Leben in der nächsten Zukunft nicht viel wert<sup>2</sup>.

Leb wohl und denke ein wenig des Verbannten.

Für alle Ewigkeit

Dein Hermann.

1 Der Anfang des Briefes ist nicht erhalten. Möglicherweise datiert der Brief vom 31. 10. 1891 oder Anfang November.

2 Ein langer Abschnitt mit familiären Mitteilungen ist weggelassen.



Diesen Nachmittag habe ich die Unterweisung angefangen<sup>1</sup>. Es ist doch allemal eine Freude für mich, die kleine Kinderschar um mich zu versammeln und mit ihr aus dem Schatze des Evangeliums zu schöpfen. Es ist mir weniger darum zu tun, systematisch von Begriff zu Begriff fortzuschreiten, als darum, allemal etwas Lebendiges, gleichsam einen Lebensausschnitt aus dem Evangelium heraus zu bekommen und darzustellen. Es ist mit dem Religionsunterricht gerade wie bei der Elektrisiermaschine. Man kann da auch Stück für Stück erklären, die ganze komplizierte Maschinerie auseinanderlegen; solange die Funken oder der Strom nicht spielen, haben die Schüler doch keinen Begriff von allem. So kann man auch beim Unterricht noch so fein und genau ein Gebiet nach dem andern durchgehen, wenn nicht etwas Lebendiges durchklingt, so ist alles verloren. Es ist dabei fast gleichgültig, wo man ausgeht, wenn nur die Kinder allemal wieder einen Wahrheitseindruck mit nach Hause nehmen. Ich kann mich des Widerwillens gegen den Katechismus immer weniger erwehren. So trefflich auch der Heidelberger vor andern ist, so stellt er doch, wie die andern auch, die christliche Wahrheit durchaus nur von der subjektiven Seite dar, d. h. er spinnt die ganze christliche Wahrheit aus dem Grundgedanken heraus, daß der Mensch seiner Seligkeit gewiß sein müsse, macht also aus dem Christentum eine Seligkeitsanstalt. Das war gegenüber dem Katholizismus in der Reformationszeit vollständig berechtigt, ist aber doch nur ein sehr dürftiges Stück der christlichen Wahrheit. Wir dürfen das Evangelium nie von uns aus auffassen, sondern sollen lernen, dasselbe vom Standpunkt Gottes betrachten. Also: Christus nicht zunächst für uns, sondern für Gott – aber wo sind solche Religionsbücher?

Ich habe fest im Sinn, das nächste Jahr einfach an Hand des Römerbriefes den Unterricht zu geben<sup>2</sup>. Da hat man doch Biblisches und dazu die Hauptpunkte in klarer Zusammenstellung. Unsere Zeit bedarf überhaupt etwas anderes als die orthodoxen Begriffsaufstellun-



gen. Es gilt dem Geiste des Suchens nach Wahrheit gerecht zu werden und das Göttliche so einfach und dabei so lebendig als möglich darzustellen. Eine Aufgabe, an der ich schon oft allen Mut verloren habe. Wir sind eben alles arme Tröpfe und doch müssen wir drauf los unterrichten, wie wenn wir dem lieben Gott alles genau abgelauscht hätten. Aber ich lasse mir das unaufhaltsame Ringen und Vorwärtsdrängen, in welches mein Geist geraten ist, nicht nehmen, und das ist's, was mir immer so hohe Freude am Leben gibt<sup>1</sup>.

In unwandelbarer Treue Dein Hermann.

---

<sup>1</sup> Anfang und Schluß des Briefes sind weggelassen.

<sup>2</sup> Über diesen Versuch berichtete Kutter in einem Vortrag beim evangelisch-theologischen Pfarrverein des Kantons Bern (veröffentlicht im »Kirchenfreund« 1894, 23-25, 353-359, 369-376, 385-391).

---

Brief 32     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, 10. November 1891

---

Mein lieber Schatz!<sup>1</sup>

Meine Stunden gehen langsam dahin, die Einsamkeit ist doch sehr groß, was mir namentlich beim Essen auffällt. Neben den Amtsgeschäften studiere ich soviel ich kann<sup>2</sup>, was mir dann freilich oft eine gestörte Nacht einträgt.

Ich sehe wohl, soll ich etwas wirken können einmal, nicht nur wie unbewußt und träumerisch, sondern zielbewußt und mit dem Gefühl des vollen Vermögens, so muß ich mich vorläufig mit tüchtigem Wissen ausrüsten. Sonst ist alles Eigene nichts als Schaum, das wohl spritzt und flimmert, aber nichts zurückläßt. Ich muß eben das Eigene

heraufbilden lernen an der Arbeit anderer; so erst wird es geklärt und vor der Gefahr der Verschrobenheit bewahrt bleiben. Freilich bei meinem Drang, alles zu wissen, und zwar nicht nur schulmäßig, sondern von innen heraus, in lebendigster Verbindung mit dem allem Wissensstoff zu Grunde liegenden Realitätsfonds – bin ich jedesmal, wenn ich ein Buch ergreife in Verlegenheit. Ich habe zu wenig Geduld, ein Buch gründlich durchzunehmen, und so weiß ich nach ellenlangem Studium im Verhältnis doch weniger, als ich bei geregelter Arbeit wissen könnte.

Du wirst auch darin wohltuend auf Deinen Mann wirken, ich freue mich schon lange darauf, einmal ein Mann sein zu dürfen und nicht halb Jüngling, halb Greis. Überhaupt, was wirst Du nicht alles wirken!

Herzliche Grüße an alle. Tausend Küsse von Deinem

Hermann.

<sup>1</sup> Die ersten beiden und der letzte Abschnitt sind weggelassen.

<sup>2</sup> Siehe Brief vom 25. 10. 1891/2.

---

Brief 33     An Lydia Rohner  
Vinelz, 30. November 1891

---

Mein geliebtes Lydie!

Ich hab mich ein wenig zu lange in die Zeitungen vertieft und sehe nun, daß mir nicht mehr viel Zeit zum Schreiben übrig bleibt. Es geht mir wie Dir in bezug auf das Schreiben – eine Menge Dinge sind mir auf dem Herzen; aber ihre wohltuende und lebendige Mitteilung bedarf durchaus des persönlichen Verkehrs, des Auge in Auge Gesenkt-

seins – der konkreten Anschaulichkeit und Faßbarkeit. Der Mensch gleicht dem elektrischen Funken, dessen schlummernde Regsamkeit nur durch Berührung geweckt wird. Es geht mir auch so der Gemeinde gegenüber. Erst wenn ich auf der Kanzel stehe, steht mir der Gedanke und Ausdruck richtig zu Gebote. – – –

Gestern war der 1. Advent, mir dieses Jahr noch ganz besonders lieb, da er eine Station Dir näher bedeutet. Aber auch sonst ist mir die Adventszeit eine ganz bedeutsame und wichtige. Es ist mir dabei durchaus nicht um religiöse, geistliche Andächteleien zu tun, aber nie so wie in der Adventszeit habe ich einen Eindruck von der Realität des Lebens Gottes. Da kann ich dann auch gewöhnlich am besten predigen<sup>1</sup>. Gestern habe ich den lieben Leuten gesagt, daß sie unter allen Umständen, sie mögen so sündig sein, als sie wollen, ein Volk Gottes seien. Das sei eben das Herrliche, namentlich in der Adventszeit, daß wir trotz unseres bösen Gewissens dessen gewiß sein dürfen, daß Gott uns treu bleibt. Wir haben Jesum vielleicht schon lange aufgegeben. Aber Er gibt uns nicht auf.

Was wir sind als Christen, hat ja seine zwei Seiten. Einmal die göttliche Tat, durch welche wir zu Christen gemacht worden sind, dann die menschlichen Zutaten, welche wir darum gelegt haben.

Wir haben z. B. die Bibel – das ist Gottes Tat – wir verstehen sie aber nicht mehr – das ist menschliche Eselei. – Wir haben den Glauben an Jesum, das ist göttlich – aber jede Partei faßt ihn anders – das ist menschliche Blindheit, – orthodox oder freisinnig, das eine ist so verkehrt als das andere, – aber eben trotz diesen menschlichen Saucen ist viel Göttliches vorhanden, das nur der Entbindung harrt. Das Göttliche in unseren Herzen und Gewohnheiten vermischt sich doch nie in dem Menschlichen und wenn es jetzt stille sein muß und nicht wirken kann wegen des menschlichen Unverständnisses, so bricht's doch einmal aus, wenn Gottes Zeit anbrechen wird. Dann wird uns das retten, was wir am Göttlichen besitzen, wenn wir seinen wahren Wert wieder einsehen und verstehen lernen. Und eben um des willen sind wir trotz allem das Volk Gottes. Das gute Werk, das Gott bei uns angefangen hat, wird Er auch als der gute Baumeister vollenden<sup>2</sup>. – So rede ich immer: aus dem Besitze Gottes heraus. Bekehrt Euch, *weil* Ihr Gottes Volk seid, nicht *damit* Ihr es werdet. (Pietistische Praxis)<sup>3</sup>. –

Herzliche Grüße an die Geschwister und Basen.

Mit tausend Küssen Dein

Hermann.

- 1 Einige Sätze über das »Fatale des Brautstandes« sind weggelassen.  
2 Vgl. Phil 1,6.  
3 Der Schluß ist weggelassen.

---

Brief 34     An Lydia Rohner  
              Vinelz, 2. Dezember 1891

---

Mein innig geliebtes Lydie!'

Ich weiß immer wieder nur das Eine, daß ich die ganze volle Wahrheit des geoffenbarten Sohnes Gottes will, daß mir das neuerschienene Leben in Jesu das einzig begehrenswerte Gut ist und ich mich mit allen Kräften aus dem Alten heraus in dieses Neue sehne. Und daß ich immer wieder Freude habe an meinem Amte, zu welchem ich von Natur nicht passe, beweist mir, daß Gott mein Ringen beantwortet und auf seinem Vater-Herzen trägt. Es zeigt mir, daß meine Freude und mein Eifer nicht bloß natürliche Vorliebe ist, sondern Gottgewirkt ist, eine Freude am Heile selber, nicht an seiner Verkündigung. Diese letztere macht mir stets viele Not, zum Predigen bin ich schon von Natur nicht geschaffen – auch hierin das Abbild meines Vaters<sup>2</sup>, der durchaus nicht das war, was man Redner nennt, – dazu kommt noch das gewaltige Gären meines Geistes, der aus den alten Formen heraus neues Wahrhaftigeres und Einfacheres sucht, der mich den Zuhörern gegenüber unverständlich und ungenießbar macht. Wenn man nicht aus einer fertigen Formel und Überzeugung heraus, sondern aus der allen Menschen zugänglichen Wahrheit heraus reden möchte, so weiß man gar nicht, wie groß man den Kreis seiner Worte zu ziehen hat, so weit und unbestimmt kommt einem alles vor. Sieh, das ist meine wöchentliche Not, mit der Du einst auch wirst Geduld haben müssen, wie mit so vielem anderen. Nicht der Kampf

selber ist's, der mich angreift – gibt es doch nichts Schöneres als Kämpfen, sondern das Gefühl völliger Desorientiertheit in so vielen, vielen Fragen, welche für einen Geistlichen gelöst sein sollten. Es ist schwer in diese Geistesarmut hinein zu sehen, immer wieder der Nichtsseiende und Nichtsvermögende zu sein und sich Stück für Stück von der Gnade Gottes schenken zu lassen.

Adieu, mein lieber Schatz, grüße alle aufs Beste und nimm alles, was Liebe geben kann, von Deinem

Hermann.

<sup>1</sup> Anfang und Schluß des Briefes sind weggelassen.

<sup>2</sup> Siehe Brief vom 24. 5. 1887/5.

---

Brief 35     An Lydia Rohner  
Vinelz, 3.–4. Dezember 1891

---

Nun muß ich noch meinem lieben Schatz schreiben in später Abendstunde, nachdem ich mich an der Dogmatik sattsam ermüdet und zum Teil auch geärgert habe. Ja, das war noch die gute alte Zeit, in der man so dicke Bücher voll des krausesten Inhalts schreiben konnte, während wir selbst kaum Zeit haben, dieselben nur ordentlich zu lesen. Und doch will ich's nicht lassen. Bin ich einmal aufs Theologische geraten in meinem Leben, so will ich es auch festhalten und mich dreinlaben, so lange ich schnaufe. Ich will intime Freundschaft schließen mit den unendlichen Folianten, will mich einspinnen in ihre Geheimnisse und Behauptungen, will bis über die Ohren meine Nase in den gelehrten Staub stecken und drauf los fressen die Weisheit dieser wurmstichigen Buchstabenmenge. Wer weiß, ich laufe Dir noch draus in die Theologie hinein, lasse Frau Frau, Familie Familie sein und



spinne mich ein in die alte Welt, die mir gar traulich entgegenwinkt. Jedenfalls, wenn Du mich willst, mußt Du auch meine Bücher wollen, anders geht es nicht, Du darfst mich dann einmal nicht stören in meinen wissenschaftlichen Gedankengängen, sondern sollst hübsch bescheiden daneben sitzen und mich machen lassen, – ich habe oft einen unbezähmbaren Trieb nach Wissen und Sein, nach Wahrheit oder wie man das Ding nennt, und möchte alles um mich herum zusammenschlagen, so elend und eklig kommt's mir oft vor. Ach, was wird mein herziges, zartes, weich besaitetes Frauelein einst alles zu leiden haben von dem Ungestüm seines Mannes – wie wird es einst seufzen und jammern: hätte ich ihn doch nie genommen, – er hat so gar keinen Sinn für Familienordnung und Häuslichkeit, und wenn man ihm etwas erzählen will, und das tue ich für mein Leben gern, so starrt er auf die Seite und denkt irgendeiner Zeile nach<sup>1</sup>.

Adieu mein Teuerstes und laß Dich gar nichts anfechten.

In ganzer Liebe Dein

Hermann.

<sup>1</sup> Kutter spricht von seinen Studien für die Lizentiaten-Arbeit (siehe Brief vom 25. 10. 1891/2).

Der zweite Teil des Briefes ist weggelassen.

---

Brief 36     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, 19. Dezember 1891

---

Mein liebes Einziges!

Mitten aus der Predigtmeditation heraus ruft's mich an Deine Seiten . . . es ist mir Bedürfnis, Dir aus der Menge dessen, was mich drängt, mitzuteilen. Sonderbar geht's mir allemal mit meinen Predig-

ten. Sie sind für mich darum eine so große innere Arbeit, weil ich durch sie mich für immer wieder neu orientieren muß in dem Wahrheitsschimmer, der mir durch meine letztjährigen Erlebnisse geworden ist<sup>1</sup>. Es drängt und treibt in meiner Seele, so daß ich am allerwenigsten für eine wohlgeordnete Predigt aufgelegt bin. Meine Gedanken sind eben nichts anderes als Blitze, die aus dem dunklen gewitterschwangeren Gewölk des Herzens hervorbrechen. Sie deuten nur stammelnd an, was ich erringen möchte und sind ein stets mißlingender Versuch, die göttliche Wahrheit voll und ganz zu fassen und in menschlich faßbaren Ausdruck zu bringen. Vielleicht ist diese Art auch gerade das Rechte bei aller Herzensunruhe, die sie mit sich bringt – während eine logisch korrekte und durchsichtige Gedankenfolge oft gerade in dieser Korrektheit die eigentliche Wahrheit verfehlen mag. Wir fassen sie doch nie ganz, die Wahrheit Gottes, es bleibt beim stammelnden Worte, und wenn man ihr, der eigentlichen Wahrheit auf der Spur ist, kommt man notwendig in jene Herzensbewegung, die der staunenden Bewunderung vor der geschauten Wahrheit nachfolgt. Meine Predigten tragen alle das Gepräge dieser Bewegung. Ich suche denn auch durch sie nicht sowohl den Verstand oder das Gefühl, sondern den Wahrheitssinn der Hörer anzuregen. Morgen predige ich über Luk 1,46 f. Meine Seele erhebt den Herrn etc. Ich rede von der Freude an Gott. Erstlich von der Empfänglichkeit für das Göttliche. Offene Herzen sucht Gott, wenn Er seine Gaben austeilte. Darum offenbart er sich einer Maria, während die Pharisäer leer ausgehen. Er kann alle Art Menschen gebrauchen, auch Lumpen und Taugenichtse, wenn sie offen sind für ihn. Wir meinen immer die Sünden seien für Gott ein Hindernis. Das sind sie aber nicht. Jesus nahm gerade die Sünder an. Nein, nur die verschlossenen Herzen sind ihm hinderlich. Wo er solche findet, da kann er nichts machen. Da muß er oft ganz ins Verborgene gehen zu geringen, verachteten Leuten. Es drängen sich allerhand Menschen in der Weihnachtszeit um das Wort Gottes. Allein so verständlich man auch den Heiland macht, so wenig Menschen verstehen etwas. Man kann den Heiland wohl menschlich verstehen wollen, wenn man sich aus dem, was man hört irgendeine Lehre, eine Auffassung mundgerecht macht, – aber damit ist nichts gewonnen, weil man ihn nicht im Sinne Gottes versteht. Der Heiland will uns ja Gott nahebringen, das Göttliche einbauen in unsere Herzen; aber das kann er nicht, wenn die Herzen nicht für Gott offen sind. Offene Herzen sind aber solche Herzen, die über den

kleinlichen Gegensätzen dieser Welt stehen, ganz aus den subjektiven Interessen herauszukommen suchen, scheiden zwischen Göttlichem und Menschlichem und sich nicht beschweren mit irdischem Wesen. In diesen offenen Herzen strahlt dann zweitens die Freude an Gott hell auf. Das ist's dann, was sie als Frucht der Weihnachtsbotschaft ins Herz bekommen: eine Freude an Gott. Sie wissen dann, was Gott ist, sie fühlen sich erfaßt von göttlichen Lebenskräften; sie spüren göttliches Walten um sie her und haben an Christo den Bürgen eines endlichen Gottessieges. In dieser Freude sind sie stark gegen alle Anfechtungen. Das ist die wahre Weihnachtsfreude. Und wenn sie auch heute in den meisten untergegangen ist, so lebt sie um so energischer in den Herzen der wahren Gotteskinder und die müssen nun für die andern herhalten und den Weihnachtsbaum ihrer Herzen um so mehr ausschmücken, damit die Welt das Heil Gottes an ihnen erkenne. – Zu diesen, mein teuerstes Lydie, wollen auch wir gehören und dabei nicht auf unsere Schwachheit sehen; wir wollen offene Herzen für Gott bekommen und die Freude an Gott so recht das Element unseres Lebens werden lassen. In unserem späteren Zusammenleben wollen wir das recht lernen, und wenns einst in unseren Herzen ruhiger geworden ist – mit ganzer Lust das Göttliche zum Gegenstande unserer Arbeit machen. An Deiner Seite werde ich, das spüre ich deutlich – dafür Lust und Kraft erhalten<sup>1</sup>. –

In ganzer Liebe Dein

Hermann.

- 1 Gemeint sind wahrscheinlich seine Erlebnisse in Bad Boll bei Blumhardt: An die Stelle pietistischer Selbstbezogenheit (Christus ist für *mich* gestorben) tritt freudige (nicht um das persönliche Seelenheil bekümmerte) Gottesgewißheit (*Christus* ist für mich/die Welt gestorben – Christus ist Sieger). (Kutter jun., aaO. 18–20).

In seiner zweiten Phase (1888–96) hat Blumhardt die Distanz zwischen Gott und Mensch – vor dem Hintergrund des Sieges Christi – stark betont. »Sterbet, so wird Jesus leben« heißt jetzt Blumhardts Thema. Tödliche Selbstbehauptung des Menschen steht der Freude über den Einbruch göttlicher Wirklichkeit entgegen: »Wer irgendein Recht noch für sich reservieren will, sei's auf weltlichem Boden, sei's auf geistlichem Boden, der nimmt dem lieben Gott den Boden weg«, sagt Blumhardt in einer Andacht zu »Pharisäer und Zöllner« (vgl. Gerhard Sauter: Die Theologie des Reiches Gottes beim älteren und jüngeren Blumhardt, Zürich-Stuttgart 1962, 113, 240). Durch Boll wird Kutter von der Selbstbezogenheit seiner pietistischen Herkunft »bekehrt« (vgl. die Briefe vom 1. 3. 1892 und o. D.

vor 20. 3. 1892/2) und zum Kampfe gegen eine selbstzufriedene Kirche; welche die soziale Frage übersieht, vorbereitet. »Sich nicht beschweren mit irdischem Wissen«, sich nicht hängen an bourgeoisen Besitz und nicht pochen auf pharisäische und subjektive Grenzziehungen: dies alles nimmt sich Kutter zu Herzen. Die Distanz zwischen Gott und Mensch betonen, heißt aber nicht, weltflüchtig werden (Brief vom 24. 10. 1891), das heißt vielmehr: Hinwendung zur Schöpfung Gottes, der das Heil verheißen ist. »Heil« denkt Kutter – im Sinne beider Blumhardt – nicht nur spirituell und individuell, sondern bezogen auf Leiblichkeit und Welt (siehe dazu auch Brief vom 2. 4. 1892/2).

2 Der letzte Abschnitt und ein Nachsatz sind weggelassen.

---

Brief 37     An Lydia Rohner  
Vinelz, 23. Dezember 1891

---

Mein liebes, teures Lydie!<sup>1</sup>

Ich empfinde ein inneres Grauen gegen alles hohle und nichtssagende Wesen, gegen alles bloße Vergnügen und Vergnügtseinwollen und habe oft eine brennende Sehnsucht nach jener schlichten, aber göttlich gestimmten Jesuswelt, wie sie uns am Bilde des Heilandes so ergreifend vor die Seele tritt. Ich ringe nach göttlicher Natürlichkeit<sup>2</sup> in allen Dingen und möchte so fürs Leben gerne in die volle Wahrheit gestellt sein, nicht zu viel nach oben leisten in verkehrter Frömmigkeit, aber eben so wenig nach unten mich verlieren in den Staub und Schmutz gottentfremdeten Tuns. Vielmehr ist es die rechte Mitte zwischen beiden, nach welcher ich strebe, nicht jene zwar, die charakterlos zwischen beiden Extremen abwägt im Sinne etwa unserer kirchlichen Vermittler, sondern jene, welche mitten hindurch und an den Extremen vorbeigeht, jene schlichte, natürliche, freudige Straße des Rechts, die Gott und allen Menschen gerecht wird<sup>1</sup>.

Wankelmütig und schwach bin ich eben noch in vielen Dingen und durchaus nicht jener solide, brave Berner, wie Du nicht ohne Anflug von Ironie schreibst. Sieh, darum freue ich mich so sehr auf die Zeit unserer Vereinigung, nicht auf den Tand der Flitterwochen, obschon der auch schon seine großen Reize für mich hat, – sondern um dann an Deiner Seite um so energischer das obere Ziel ins Auge zu fassen, wenn mich dann kein irdisches Ziel mehr ablenkt. Wir wollen Weihnacht nicht unbenutzt an uns vorübergehen lassen. Wir wollen in der Stille den Heiland unser Christkindlein sein lassen und uns bewußt werden, daß unser Leben ihm allein und ihm ganz gehört<sup>1</sup>. Adieu mein teures Lydie – und sei mein und trag mich auf betendem Herzen.

Herzliche Grüße an alle Geschwister und Basen.

Nimm mich wieder ganz, wie ich bin, als Dein

Hermann.

<sup>1</sup> Der erste, dritte und letzte Abschnitt des Briefes sind weggelassen.

<sup>2</sup> Siehe Brief vom 2. 4. 1892/2.

---

Brief 38     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, 12. Februar 1892

---

Mein liebstes Lydie!

Es geht gegenwärtig viel mit mir vor – In der ruhigen Zeit, die jetzt anfängt nach all den drängenden und aufreibenden Augenblicken unseres Zusammenseins, mit ihrer Ruhe manches zu enthüllen, was im Strudel der Freude übersehen wurde – fange ich allen Ernstes an, mich zu rektifizieren und wieder gerade zu stellen. Ich sehe immer besser



ein, daß ich nach meinen Grundsätzen in vielen Dingen eigentlich anders hätte handeln sollen und ich erschrecke vor meiner eigenen Schwachheit, die wider besseres Wissen sich oft auf den Standpunkt des völlig desorientierten Anfängers in christlichen Erkenntnissen gestellt hat. Es hängt dies zusammen mit dem Mangel an Selbstvertrauen, worunter ich oft nicht wenig leide, in dem es mir Handlungsweisen niederschlägt, die eigentlich mein Wille wären – und andere aufzwingt, die ich eigentlich innerlich längst überwunden habe. Ich kann es eben immer noch nicht glauben und vergesse es immer wieder so leicht im gegebenen Augenblick, daß meine Überzeugungen etwas wert sind, so daß ich mich einem völlig planlosen und verworrenen Treiben hingeben kann, das Euch hinterdrein um so mehr schmerzt, als ich's anders hätte machen können – habe ich einmal wieder das Gleichgewicht meiner Seelenstimmung wiedererlangt und sind wir einmal in treuer, stiller Arbeit miteinander verbunden, dann werde ich wieder aus dem verschwommenen, träumerischen Zustande, in dem ich mich jetzt befinde, erwachen und mit Lust der Regelmäßigkeit der mir obliegenden Pflichten mich hingeben<sup>1</sup>.

Adieu, mein innigst geliebtes Lydie, Du Stern und Kern meines Lebens. Pflege Dich gut und bleib gesund. Ich grüße mit tausend Küssen in der Ferne und bleibe ewig Dein

Hermann.

Herzliche Grüße an alle.

<sup>1</sup> Von diesem Brief ist nur der erste Abschnitt und der Schluß abgedruckt.

Mein geliebtes Herz!'

Der Brief von Pfr. Besson<sup>2</sup> hat mir ganz und gar nicht gefallen. Das ist das Übel solcher Anschauungen, daß man sie gleich jedermann anhängen, daß man damit Propaganda machen will. Aber eines schickt sich nicht für alle. Es ist ja wahr, daß die direkte Heilung durch Gott etwas Biblisches ist, aber sie setzt eine solche Glaubenshöhe voraus, wie sie eben in unsern Tagen niemand mehr hat; nicht einmal Pfr. Besson. Wenn dann eine hysterische Lehrerin sich in den Kopf setzt, nun auch diesen Glauben haben zu wollen, so ist das einfach Eigensinn und führt zu lauter Unordnungen. Dieser Glaube nimmt dann die schöne Stelle einer fixen nervösen Idee ein, der Blick für alle gesunde Handlungsweise verdüstert sich – und schließlich wird man vor lauter »Glauben« eine eigenliebige, unleidliche Person. Es wird noch heute den Leuten schrecklich viel angehängt. Auf alle mögliche Weise sucht man den Herrn zu zwingen und je weniger reelles Gottesleben wir haben, desto mehr reden wir uns ein und zwingen uns zu glauben, das-selbe zu besitzen. Die Apostel hatten die Fülle des Geistes und erfuhren Heilungen genug. Dennoch ermahnt Paulus den Timotheus, Wein – als Medizin – zu trinken<sup>3</sup>. Die Meinung, ohne alle Medizin auszukommen, ist einfach ein Geisteskrampf, wie sie heute unter den Christen gang und gäbe sind – und hält gewiß auch nur so lange stand, als der »Gläubige« sowieso gesund ist.

Ich bin sehr froh, auf eine nüchterne Bahn geführt worden zu sein. – Wie ich sehe, fängst Du schon tüchtig an, Dich in der Kirche zu tummeln – und das meinetwegen! Wie danke ich Dir für alles, was Du mir zuliebe tust! Deinen Brief werde ich, wie Du wünschst, verbrennen. Meine Stimme hat wieder etwas gelitten. Doch verlief der gestrige, ganz ausgefüllte Tag ganz gut. Es geht entschieden der Besserung entgegen. Heut Nachmittag zu einer Kranken nach Brüttelen<sup>4</sup>. Mit ganzem Herzen und vielen Grüßen an alle     Dein Hermann.

- 1 Der erste ausführliche Abschnitt des Briefes ist weggelassen.
- 2 Vermutlich Henri Besson (1870–1914), damals Pfarrer in Orvin (BE). Er engagierte sich in der Heiligungsbewegung (*Le réveil d'Oxford*, 1915) und beschäftigte sich mit Fragen der Eschatologie und Apokalyptik (*Les derniers Temps et la fin du monde* – deutsche Ausgabe: *Das Ende der Zeit*, 1910). Eine Lehrerin in der Viktoria hatte mit ihm Briefkontakt, in welchem es offenbar um die Frage der Heilungswunder ging.
- 3 1. Tim 5,22 f.
- 4 Nachbargemeinde von Vinelz.

---

Brief 40    An Lydia Rohner  
              Vinelz, 23. Februar 1892

---

Mein ganz Geliebtes!

Eben habe ich den »schrecklichen Schleiermacher«<sup>1</sup> beiseite gelegt, um Dir noch vor dem Schlafengehen meinen allerherzlichsten Gruß zu entbieten. Es ist eine Erquickung ganz besonderer Art für mich, aus den abstrakten Umarmungen theologischer Sätze immer wiederkehren zu dürfen zum warmen konkreten Leben, wie es mir in Dir entgegenströmt. Das Leben ist eine reale Größe, das sehe ich jetzt, da mir in Dir ein Element entgegenkommt, das ich nicht im Sturmwind meiner Gedanken mit mir fortreißen, nicht in Allgemeinbegriffe verflüchtigen kann – nein vor dem ich Halt machen muß, das ich anerkennen muß, eine irrationale Größe. Hier hat der schrankenlos vorwärts eilende Geist gleichsam seinen Gegenpol gefunden. So weiß ich denn, was Leben ist – Leben ist Konkretheit. Und weil Du mir ein solches – konkretes, faßbares Lydie bist, darum habe ich an Dir wieder leben gelernt. Das Studieren mußt Du mir aber gleichwohl lassen – das ist nun einmal so meine Manie, meine fixe Idee oder wie Du es nennen magst, ich werde es eben nicht lassen – mein Leben lang nicht. –

In diesen Tagen zumal, da Du mir trotz Deiner Konkretheit so schrecklich unfafßbar geworden bist, weiß ich nichts Besseres zu tun, als mich in Abstraktheiten herumzubalgen, und sollte ich selber dabei in etwas abstrakt werden, Du kannst mich dann, wenn ich wieder bei Dir bin, zurechtdoktern und mir wieder Konkretheit eingießen.

Ja, richtig, das wollte ich Dir noch sagen: Lieb wollen wir uns behalten – das andere kommt dann von selber nach. Hiermit Adieu und nähe Dich nur nicht zu Tode, sei mir überhaupt kein Hitzkopf und Springinsfeld. Das ist meine Rolle. Du bist die Sittsame, Fügsame, Stille, Geduldige, Verständige!<sup>2</sup>

In ganzer Liebe Dein

Hermann.

1 Mit Schleiermacher (siehe Brief vom 1. 9. 1891/5) hat sich Kutter, wie aus den folgenden Briefen hervorgeht, im Zusammenhang mit seiner Lizenziaten-Arbeit beschäftigt.

2 Einige Sätze am Schluß des Briefes sind weggelassen.

---

Brief 41      An Lydia Rohner  
Vinelz, 27. Februar 1892

---

Mein innig Geliebtes!

Es gibt aus den Abendbriefen nicht mehr sehr viel, da mich in dieser ruhigen Stunde die Wissenschaft in Bann geschlagen hält, oft, ich gestehe es, etwas spät in die Nacht hinein, was sich dann am folgenden Tage durch allerlei kleinere Übelchen rächt. Ich wollte eben diese Zeit des Alleinseins noch recht ausnützen. In gar nicht langer Zeit muß ich doch alles Abstrakte lassen und mich dem konkreten Leben widmen,

das in Dir mich umgeben wird. Ob ich den Tausch gerne tue, das lasse ich Dein Zutrauen entscheiden. Ich darf die Wissenschaft nicht allzu sehr in den Schatten stellen, sonst stellt sie mich eines Tages ganz draus. Die Wissenschaft ist eben auch so eine empfindliche Dame, – wenn man da nicht möglichste Aufmerksamkeit beweist und Aufwartungen macht – so will sie einen zuletzt nicht mehr kennen. So speichere ich denn geschwind noch vor Sonnenaufgang all die Dogmatiker und Historiker etc. in der Rumpelkammer meines Gehirns auf – Schleiermacher<sup>1</sup> liegt quer über Dorner<sup>2</sup>, der hinwiederum dem Alex. Schweizer<sup>3</sup> auf dem Nacken liegt – und zuunterst schaut der beulenbedeckte Kopf von Harnack<sup>4</sup> hervor. – Da liegen sie an einem Haufen. Sie müssen jetzt vorläufig liegenbleiben, bis sie mit mir aus dem Zauberbanne Lydies befreit sind. –

Morgen predige ich über Luc. 14,28–33 und habe in diesen Versen wieder einen Text nach meinem Bedürfnis vor mir. Alles hassen – sobald es sich als ebenbürtig zwischen Christus und uns drängen will, das ist's ja, woran ich arbeite und was mir so schlecht gelingen will. Ich denke aber, nicht jedermann ist ohne weiteres dazu berufen.

Jesus sagt zu deutlich – wers nicht über sich bringe, der soll lieber ferne bleiben. Und so sehen wirs auch in der Christenheit an tausend Beispielen. Frömmigkeit ist genug vorhanden – aber jener Opfersinn, der frei von den Sachen dasteht, um seine ganze Kraft dem Interesse Gottes allein zu widmen – findet sich nur selten. Sie wollen doch alle, versteckt oder offen, von Gott genießen, und zuletzt kommt's eben darauf hinaus – daß alles beim alten bleibe unter dem Segen Gottes. Es ist kein Drängen vorwärts, keine rechte Liebe zu Gott, alles fromme Pflicht, kein Herz mehr. Ich will aber, so gut ich's gerade verstehe, dafür arbeiten und in diesem Sinne predigen, mögen es jetzt viel oder wenig Leute verstehen. Was man als wahr erkannt hat, das muß man eben sagen, weil man ja eigentlich vor Gott und für Gott predigt.

Ihr wollt mit allen Hochzeitsplänen warten, bis ich da bin. Ich danke Dir herzlich dafür, – wäre aber gewiß ganz einverstanden mit dem, was Ihr festgemacht. Wie's hier in Vinelz noch gehen wird, bis alles in Ordnung ist, weiß niemand. Jedenfalls gibt's noch viel Drang und Sturm. Alle Tage reden wir davon, und kommen doch nie ganz draus. Es kommt eben alles auf die Arbeiter an<sup>5</sup>; je nachdem sie früh oder spät fertig werden, werden wir's bequem oder mühselig haben. Könnte Marta<sup>6</sup>, sobald im März die Gartenarbeiten beginnen, nicht



ausschließlich dieser Branche leben, weil wir hier à la vue de tout le monde drauf sehen müssen, den Garten in sauberem Zustande zu erhalten?

Mit tausend Küssen Dein

Hermann.

- 1 Siehe Briefe vom 1. 9. 1891/5 und 23. 2. 1892/1.
- 2 Dörner, Isaak August (1809–1884), Professor in Tübingen, Kiel, Königsberg, Bonn und Berlin; einer der führenden spekulativen Vermittlungstheologen. Sein spezielles Interesse galt der Christologie (»Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi«, 1839; »Geschichte der protestantischen Theologie«, 1867; »Glaubenslehre«, 1879; »Sittenlehre«, 1885).
- 3 Schweizer, Alexander (1808–1888), Professor in Zürich, hervorragender Schüler Schleiermachers und Vertreter der Vermittlungstheologie. (»Die Glaubenslehre der ev.-ref. Kirche« I und II [1844/47]; »Die christliche Glaubenslehre« I und II [1863 f, 1877] u. a.).
- 4 Harnack, Adolf (1851–1930) bedeutendster Theologe der sog. wilhelminischen Epoche. Professor in Leipzig, Gießen, Marburg und Berlin. Angeregt von Ritschl widmete Harnack sich vor allem der historischen Theologie (»Lehrbuch der Dogmengeschichte«, 3 Bde, 1886–1890 u. a.) und der Frage nach der Synthese von Christentum und Kultur (»Das Wesen des Christentums«, 1900; Reden und Aufsätze, 7 Bde, 1903–1930 u. a.).
- 5 Das Vinelzer Pfarrhaus sollte noch vor der Hochzeit renoviert werden.
- 6 Ein Mädchen aus der »Viktoria«, das im Frühjahr 1892 als Magd ins Pfarrhaus Vinelz kam.

Mein geliebtes Lydie!<sup>1</sup>

Ich habe in diesen Tagen allerhand durchgemacht. Mein Geist wird immer tiefer in das einmal Erfasste hineingeführt, und ich spüre schon, wie nicht mehr ich selber trage, sondern vielmehr getragen werde von den neuen Gedanken, die sich wie der anbrechende Frühling entgegendrängen. Und wie dieser Anbruch mit allerhand leiblichen Übeln verbunden ist – Ungewißheit, Zaghaftigkeit, Rastlosigkeit, ein Suchen und Tappen, das nicht sehr angenehm ist, vielmehr manches Schwere in sich birgt. Ich habe mich bemüht, für den Kirchenfreund<sup>2</sup> etwas zustandezubringen, allein, es käme so radikal heraus, daß es der Kirchenfreund nicht vertrüge. Auch habe ich je länger je mehr eine Scheu, mich als Wächter des Christentums auszugeben, der ich mich in noch so vielen Nöten begraben weiß. Ich kann nichts besseres tun, als stille sein, ausreifen lassen, was Gott etwa in mich gelegt für den gelegenen Moment, und acht auf mich zu geben, daß ich nichts zum eigenen Ruhme ausschlagen lasse, was mir etwa Wahres von oben geboten wird. Dessen ist trotz aller Schwäche doch oft sehr viel. Ich darf mitarbeiten an der Ausgestaltung des Reiches Gottes, sei's auch nur in Gedanken und stellenweise richtiger Erkenntnis. Ich darf etwas davon spüren, was es heißt auf den lebendigen Gott hoffen und nicht auf das fromme Gebilde seiner eigenen Gedanken<sup>3</sup>. Das macht mich frei und stark, obschon mein in lauter Gesetzlichkeiten erzogener Geist sich oft noch gegen die lautere und schlichte Wahrheit sträubt, wenn sie ihm nicht in der Form der Scheinheiligkeit entgegengebracht wird. Mein geliebtes Lydie, wir sind umgeben von den Mächten einer dämonischen Macht, die ihre Einflüsse in allerhand Weisen geltend macht. Ich kann mich ihrer nicht anders erwehren als durch das unbedingte Vertrauen zu Gott, an dem ich mich in aller Schwachheit und Angegriffenheit festhalte. Das meiste an dem, was als die Wahrheit Gottes dargestellt und angepriesen wird, ist von diesen Einflüssen

durchzogen, und wenn man genauer zusieht, so kann man deutlich merken, wie in den Gestaltungen des modernen Christentums Lügengebilde unter dem Schein der Wahrheit sich breitmachen – denen sich die verführten Menschen ganz unbefangen hingeben, weil sie eben für die Faulheit ihres eigenen Fleisches einen Anhaltspunkt suchen. Wer aber der vollen Wahrheit entgegenstrebt, läßt sich nicht blenden und ist um so mehr auf der Hut, je zuversichtlich frommer eine Lehre klingt.

Es ist darum gut, daß Du den Zündel<sup>4</sup> Dir zum geistigen Eigentum machst. Das schafft auch unter Deinen Füßen den Reichsboden und gibt unserm gemeinschaftlichen Leben die verständnisinnige Grundlage. – Aus den Ideen heraus, wie sie im Zündelschen Buche ausgesprochen sind, hat sich mein gegenwärtiges Leben gebildet, das immer mehr mit ihnen steht und fällt<sup>1</sup>.

Lebe wohl, mein teurer Schatz, und nimm ganz Deinen

Hermann.

1 Der erste und letzte Abschnitt sind weggelassen.

2 Vermutlich der im April im Kirchenfreund (Nr. 9, 133–138) erschienene Artikel »Über Mk 10,35–45« (siehe Briefe vom 16. 3. und o. D. [vor 20. 3. 1892]). Der »Kirchenfreund« (Blätter für evangelische Wahrheit und Leben) war seit 1867 (neben dem »christlichen Volksboten«) Organ der Positiven im kirchlichen Richtungskampf gegen die Liberalen. Seine Leitartikel befaßten sich mit aktuellen religiösen, sittlichen und kirchlichen Fragen. Theologische Literatur wurde besprochen und ein Personalanzeiger geführt. Conrad von Orelli (zur Person siehe Brief vom 30. 1. 1904/3) war seit 1878 Hauptredakteur. Samuel Oetli (zur Person siehe Brief vom 5. 8. 1891/10) arbeitete ebenfalls am »Kirchenfreund« mit. Kutter publizierte in der ersten Hälfte seiner Vinelzer Zeit (1890–1894) darin zahlreiche Aufsätze und Predigten (siehe auch Brief vom 9. 2. 1904).

3 Siehe Brief o. D. (vor 20. 3. 1892).

4 Friedrich Zündel (1827–1891), Pfarrer in Sevelen (SG), Oberglatt (ZH) und seit 1874 am Evangelischen Vereinshaus in Winterthur, wurde bekannt durch seine Biographie von Johann Christoph Blumhardt (1880) und durch die im Sinne Blumhardts verfaßten Bücher »Jesus in Bildern aus seinem Leben« (1883) und »Aus der Apostelzeit« (1886). Kutter ist durch Zündel auf die beiden Blumhardt und Bad Boll hingewiesen worden. – Vielleicht handelt es sich hier um das Jesusbuch: seinetwegen korrespondierte Kutter mit Blumhardt (nach Kutter jun., aaO. 16, siehe auch Brief vom 5. 8. 1891/13).

Mein geliebtes Lydie!

Es fängt Dich also auch an zu packen, wie es mich seinerzeit packte, das neue, richtige Element christlicher Einfalt und Wahrheit. Soll es recht in unserer Seele wirken, dann müssen wir abschließen mit dem Alten und mit ganzer Energie zugreifen. Gerade Leute, die, wie Du, nicht durch eine einstige Gesetzlichkeit<sup>1</sup> durchgezwängt wurden, sondern sich mehr frei entwickelt haben, ohne doch das Wesentliche entbehren zu müssen, sind am besten geeignet, die Wahrheit des Evangeliums in sich wirken zu lassen. Die Hauptsache ist einfach die, daß wir den Gott, von dem wir schon so viel gehört haben, nun endlich einmal wichtig nehmen in unserer Gesinnung und Leben. Es handelt sich gar nicht um mehr oder weniger Formen, sondern einfach ums Ernstmachen. Hat einmal der Gedanke an Gott die Zentralstelle in mir erobert, dann brauche ich gar nicht mehr so ängstlich abzuwägen, was zu tun und zu lassen sei – vielmehr wirkt gerade dieses Festhalten an Gott, weil es mit dem wahren Gott in Verbindung bringt, den nötigen Takt in meiner Seele allen Verwirrungen der inneren und äußeren Welt gegenüber. Solange Gott bloß in zweiter Linie kommt, als Hilfe oder Ziel der Vollkommenheit etc., bildet sich in unsere Frömmigkeit ein Netz von falschen Rücksichten und dergleichen ein, weil wir uns dann die Hauptsache sind, und wir sind immer falsch und kompliziert. Je ängstlicher ein Mensch in seinem Christenglauben ist, je mehr er an sich gleichgültige Dinge in den Bereich seiner frommen Aufmerksamkeit zieht, wie wir's heute wahrnehmen können, desto ferner ist er von Gott. Gott hat das zunächst Liegende lieb, das Schlichte und Wahrhafte im täglichen Verkehr, wie wir's ja hätten, wenn wirs nicht immer wieder durch unsere Unart verderben wollten. Nehmen wir Gott wieder wichtig, dann fallen auf einmal alle Gesetzlichkeiten fort und in unser armseliges, zerstückeltes, von lauter Vergänglichkeiten erfülltes Leben senkt sich ewiger

Gehalt. Es kommt nicht darauf an, *was* man spricht, *was* man gerade tut, sondern vielmehr auf die Gesinnung, in welcher man's verrichtet. Ist unser Sinn nur schlicht auf Gott gerichtet und sind wir uns bewußt, in der Wahrheit zu stehen, dann dürfen wir alles, nur das Sündige nicht. Wir bekommen dann scharfe Augen für das Sündige, weil unser ganzer Mensch darauf gerichtet ist, nur das Sündige nicht gelten zu lassen, während wir umgekehrt, alles bloß Natürliche ausdrücklich und mehr als es die Frommen tun, zum Gegenstand unseres Gottesdienstes machen müssen<sup>2</sup>. In diesem Sinn arbeite ich vorwärts und habe das Gefühl, nicht vergeblich mich zu mühen. Und wenn Du mir hierin eine treue Hilfe sein willst, dann hab ich das schönste Leben vor mir und achte der äußeren Plagen nicht. Du willst es aber, und dafür bekommst Du jetzt einen festen Kuß von Deinem

Hermann.

Mama grüßt wie immer herzlichst!

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 1. 3. 1892.

<sup>2</sup> Siehe Brief vom 2. 4. 1892/2.

---

Brief 44     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, 12. März 1892

---

Mein ganz Geliebtes!<sup>1</sup>

Was die Karte von Zilla<sup>2</sup> betrifft, so kann ich gar nichts dazu sagen. Ich glaube nur, daß die Stelle, weil nicht direkt der Landeskirche angehörig, nichts für mich wäre, abgesehen von allem anderen. Jedenfalls tue ich keinen Schritt! Will Gott eine Änderung in meinem Leben, so wird er schon noch deutlicher reden. Ich verhehle allerdings



nicht, daß mein Pfarramt in Vinelz mir schon manchmal hat verleiden wollen – wegen der Stumpfheit der Gemeinde, deren Hauptteil dem Evangelium doch total gleichgültig gegenübersteht. Meine schwache Kraft hat schon oft erlahmen wollen angesichts dieser aussichtslosen Arbeit – die bei meiner natürlichen Untüchtigkeit zum Pfarramt noch drückender wird. Ich habe es bisher über mich gebracht, alles Jammern zu unterdrücken, und mich geduldig ins Joch zu schicken. Für Gott ist ja nichts verloren, und wenn er mich ins Sterben nehmen will, so kann ich ihm dafür nur dankbar sein. Dir gegenüber darf ich aber schon dann und wann schwach sein und meine inneren Nöte offenbaren. Du verstehst mich und glaubst mir, daß ich nicht drauslaufen möchte<sup>3</sup>.

Dein Hermann.

<sup>1</sup> Einige Sätze zu Beginn des Briefes sind weggelassen.

<sup>2</sup> Zilla Wild (1855–1916), Tochter von Lydia Rohners Onkel Dr. Karl Wild-Brunner aus St. Gallen (siehe Brief vom 16. 9. 1891/4). Bei der angesprochenen Stelle handelt es sich wahrscheinlich (siehe Briefe vom 12., 14. und 16. 4. 1892) um die Lerberschule, wo Kutter 1881 Matura machte. Diese Schule hat der Altphilologe Theodor von Lerber (1823–1901) 1859 in Bern gegründet. Ziel war ein bewußt biblisch-positiver Schulunterricht entgegen dem an freisinnigen Grundsätzen orientierten offiziellen Schulbetrieb. Religion war geradezu ein Hauptfach. 1892 trat Lerber von der Schulleitung zurück, aus Protest gegen »liberale« Tendenzen.

<sup>3</sup> Drei Abschnitte sind weggelassen, ebenso ein Nachsatz.

Mein lieber Schatz!<sup>1</sup>

Meine Arbeit für den Kirchenfreund<sup>2</sup> wird Dir Prof. Oettli<sup>3</sup> erklärt haben, wenn Du diesen Brief liesest. Sie war ein rascher Erguß von einigen sich mir aufdrängenden Gedanken, etwas nachlässig in der Form, aber mit tüchtigem Inhalt, wenn Hr. Prof. es nur glauben möchte! Ich mache mich auf ein refusé gefaßt, da ich in der letzten Zeit durchaus nicht aufgelegt bin, Artikel zu schmieden – und wer hat diesen Weinberg ehrbarer frommer Gedanken freventlich zerstört? Wer hat also die Weinstöcke mit der Wurzel ausgerissen? Wer hat die Trauben für sich allein in Anspruch genommen und will allein davon essen? Das ist niemand anders als mein liebes Lydull, das man trotz all dieser Tollheiten und Zerstörungen lieben muß und wie sehr!

<sup>1</sup> Von diesem Brief ist nur ein Abschnitt abgedruckt.

<sup>2</sup> »Über Mark. 10,35–45«. Kirchenfreund 1892, Nr. 9, 133–138: Kutter stellt darin die »fleischliche« Begeisterung für Christus und die im Grunde selbstbezogene Jesusliebe der Verzichtleistung auf die eigenen Lieblingswünsche gegenüber: »Sterben wollen wir alle für unsere Überzeugung, aber dieser Überzeugung selber absterben um Gottes Willen, das können wir nicht . . . Darum haben wir wohl viel Christuseifer, aber kein Reich Gottes« (vgl. Brief vom 19. 12. 1891/1). Zum »Kirchenfreund«: siehe Brief vom 1. 3. 1892/2.

<sup>3</sup> Prof. Oettli (zur Person siehe Brief vom 5. 8. 1891/10) war Redakteur und Mitherausgeber des »Kirchenfreunds«.

Mein teurer Schatz!

Gestern habe ich mich den ganzen Tag in Lüscherz<sup>1</sup> umhergetrieben in Examensaffären und kam erst spät nach Hause, nachdem ich mit den Lüscherzer Mannen noch einen gemütlichen Schmaus mitgemacht. Diese Schmäuse sind mir oft sehr lieb, weil sie mir Gelegenheit geben, mich auch von meiner menschlichen Seite zu zeigen, was dann den Mannen, die sonst gewöhnt sind, im Pfarrer ein halbes Gespenst zu erblicken, nur gut und heilsam sein kann. Ich wills überhaupt immer besser ausüben lernen, menschlich mit Menschen umzugehen, ohne Hintergedanken oder Absichten und durch all den positiven oder negativen Wust hindurch, der sich um unsere Seelen gelagert hat, das echte Korn unverfälschter Menschlichkeit herauszusuchen. Es gibt unter all den Besonderheiten des Lebens ein Allgemeines, das ich jetzt nicht näher bezeichnen kann, – aber aus dem Geiste Gottes Geborenes, an das man appellieren soll. Der Heiland stand nicht im Rahmen einer besondern Partei, sondern im Fluß des Menschlichen, dem er eine energische Zuspitzung in der eigenen Person geben wollte. Verstehen wir das, möglichst frei zu sein von allen Meinungen und Sätzen, freisinnig und weitherzig *mit dem Heiland*, dann laufen wir keine Gefahr, uns im Allgemeinen zu verlieren und sind zugleich eine Segensquelle für unsere Umgebung. Namentlich wichtig ist mir dabei der Gedanke, daß wir Jesum viel mehr ins praktische Leben aufnehmen sollten von der unpraktischen Höhe bloßer idealistischer Frömmigkeit herab.

Das Irdische ist vor Gott viel wichtiger als wir meinen. Aber da hantieren wir eben im Irdischen auf eigene Rechnung und Gefahr herum und verwickeln uns oft in die dümmsten Sachen – weil Gott fehlt. Wir müssen gerade das Irdische im Licht Gottes ansehen lernen. Nicht in dem Sinne, als sollte Gott nur als der Wundermann alles nach unserem Willen machen, sondern in dem, daß wir alles als Glaubensbetätigung,

als Glaubensaufgabe ansehen lernen und die irdischen Fragen gerade darum mit Eifer behandeln, weil sie Gott angehören – als Abzugskanäle für unsern Glauben<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Filialgemeinde von Vinelz, in deren Schulkommission Kutter gewählt worden war.

<sup>2</sup> Der Schluß des Briefes ist weggelassen.

---

Brief 47      An Lydia Rohner  
Vinelz, 2. April 1892

---

Mein geliebtes Lydie!<sup>1</sup>

Meine Predigt bewegt mir wieder wie allemal Kopf und Herz und will sich aus dem Gemenge mich bewegender Gedanken noch nicht recht als festes, klares Gebilde loslösen. Ich arbeite immer mehr auf eine reale, fast möchte ich sagen leibliche Auffassung des Heiles hin und suche darum die Erlösung auch recht konkret zu fassen<sup>2</sup> – das bringt mich aber in einen beständigen Konflikt mit frommen Meinungen und Überlieferungen, die sich längst begnügt haben an einer bestimmten, wenn auch leblosen Auffassung Christi – darum muß ich allemal, was ich sagen will, recht eigentlich ablösen von allem Bekannten und still für mich bewegen, auch auf die Gefahr hin, Dinge zu sagen, deren biblischer Grund sich vielleicht nicht immer ohne weiteres nachweisen läßt. Man kann aber nicht immer auf alles Rücksicht nehmen, und man kann ebenso gut auf dem Weg der Wahrheit sich befinden, wenn man im Sinne der Bibel ihrer Tendenz gemäß redet, als wenn man bloß mit ihrem Wortlaut zusammentrifft. Der morgende Text Joh. 12,24–25 vom ersterbenden Weizenkorn hat mir die Fruchtbarkeit des Todes Jesu zur näheren Überlegung gebracht. Wie das Weizenkorn

gerade im Verfaulen sich in 30-fältiger Frucht aus dem Boden erhebt – so hebt uns Christus gerade in seinem Tode ins Leben empor etc.<sup>1</sup>

Mit ganzer Seele und allem, allem, Dein

Hermann.

<sup>1</sup> Die ersten Sätze und der Schluß sind weggelassen.

<sup>2</sup> Das Interesse an der »Leiblichkeit« findet sich bei den beiden Blumhardt: Gott wirkt in die Welt hinein, die bis in die Leiblichkeit Gottes Schöpfung – wenn auch der Erlösung bedürftig und harrend – ist. Konkrete und lebendige Aussagen über das Heil dürfen darum von der Leiblichkeit nicht absehen, ohne tot und doketisch zu werden. Das ist aber der Fall, wo Heil spiritualisiert, individualisiert, privatisiert wird. Die Ausklammerung der Leiblichkeit aus theologischem Denken und »Seelsorge« würde nach Chr. Blumhardt gerade diese Dimension des Lebens für den Götzendienst freisetzen (siehe Gerhard Sauter: Die Theologie des Reiches Gottes beim älteren und jüngeren Blumhardt, Zürich-Stuttgart 1962, 110). – Der ältere Blumhardt spricht darum geradezu von einer »zweifachen Bekehrung«: »einmal vom (sündlich) natürlichen (d. h. fleischlichen) Menschen zum geistlichen Menschen, und dann wieder vom geistlichen Menschen zum (heilig, göttlich) natürlichen«: Der Bereich der Natur ist für den Christen nicht ausgespart. (Siehe: Friedrich Zündel: Johann Christoph Blumhardt, Gießen und Basel 1922, 254 – ferner: Brief vom 23. 12. 1891/2 [göttliche Natürlichkeit] und in »Sie müssen«: »Gottes eigene Pläne münden in der Verklärung des Leiblichen aus. ›Das Ende der Wege Gottes ist die Leiblichkeit‹ sagt Oetinger . . .« [49]. [Nebenbei sei erwähnt, daß Chr. Blumhardt als einer der wenigen positiven Christen für Darwins Evolutionstheorie Verständnis aufbrachte: von seiner Erkenntnis her, daß göttliche Wirklichkeit dynamisch ist, bis in die Sphäre der Natur. Siehe: Louis Specker: Howard Eugster-Züst, St. Gallen 1975, 72.]



In bezug auf die Lerberschule<sup>2</sup> bin ich ganz ruhig geworden. Ich kann ja gar nichts sagen und muß daher alles gehen lassen, wie es Gott fügt. Ich bin seiner gewiß in allen Lebenslagen und darf drum glauben, daß er auch diese eventuelle, neue Lebensstellung so gestalten würde, daß das Streben nach seinem Reiche nicht Not leiden würde. Bleibt mir dieses aufrecht, dann betrachte ich eben alle irdische Aufgabe als vorläufige Stellung in der alten Welt, die man treu zu erfüllen hat. Mir bangt eigentlich vor nichts, als vor der Schwäche meines Fleisches, die sich immer noch nicht in den Tod des Eignen fügen kann. Ich lasse nun Gott machen. Er sagt ja: trachtet am ersten — — — so wird euch das Übrige zufallen<sup>3</sup> — dann ist eure sonstige Stellung nie zufällig in der Welt, dafür Sorge ich dann schon. Wir kehrens allerdings gewöhnlich um — lassen Gott fürs Himmlische sorgen — und sorgen selber für das Irdische. Gott aber will fürs Irdische sorgen — uns soll sein Reich am Herzen liegen.

1 Der erste und letzte Abschnitt sind weggelassen.

2 Siehe Brief vom 12. 3. 1892/2.

3 Mt 6,33.

---

Brief 49     An Lydia Rohner  
Vinelz, 14. April 1892

---

Mein geliebtes Lydie!

Während ich schreibe seid Ihr wohl alle auf dem Wege der Münsterkapelle entgegen. Von ganzem Herzen wünsche ich Gottes Segen zur Konfirmation<sup>1</sup>, nicht nur im landläufigen Sinn, sondern etwas Reelles, Wirkliches von Gott, das dem Kinde bleibe fürs ganze Leben. Es ist mir alle Jahre wieder sehr schwer, meine Kinder an den Altar zu führen, da ich allemal wieder lebhaft spüre, wie wenig Wirkliches, Wesenhaftes von Gott wir ihnen eigentlich geben können. Daran krankt unsere Zeit ganz besonders, daß sie das Wesenhafte nicht mehr hat und daß sie für dasselbe ein aufnehmendes Organ mehr und mehr verliert. Unsre Sinne sind zu sehr in Anspruch genommen von allen möglichen Kleinigkeitsinteressen – wer aber Gott verstehen will, so denke ich mir's, muß vor allem frei sein von Nebendingen. Eigentlich wohl tun können wir einander fast nicht mehr, weil wir stets aus dem trüben Gemisch vom Göttlichen und Menschlichen schöpfen, aber nicht mehr aus der lauteren Quelle des H. Geistes. Das wäre es, was mich in bezug auf die Lerberschule<sup>2</sup> am ehesten bestimmen könnte anzunehmen, daß ich dem freien Geiste bei aller energischen Bindung ans Göttliche Eingang zu verschaffen helfen könnte. Ich habe ein großes Verlangen nach einem entsprechenden Wirkungskreise, in welchem meine Ideen in Umsatz könnten getan werden. Das ewige Predigen und bloße Reden tut's nicht, und das habe ich, dünkt mich, doch wohl nun zur Genüge getan. Es fehlt mir noch der Kreis, in welchem und für welchen diese Ideen aufhörten, bloß da zu sein, vielmehr anfangen Fleisch und Blut anzunehmen in der Organisation einer festgefügtten Anstalt. Du wirst mir antworten – gerade dieser Drang nach Heraussetzung der Überzeugung sei noch fleischlich – göttlich sei nur das stille Warten auf die Offenbarung Gottes selber. Ich müßte Dir hierin vollständig recht geben und bin auch bereit, jeden Wirkungskreis fahren zu lassen, wenn es Gott haben will. Ich

bete täglich nicht um Befriedigung meiner Wünsche – es graut mir vor einem Leben, in welchem man unter allem Schein des Rechtes oder gar des Dienstes Gottes eigentlich nur sich selber lebt, – sondern dafür, daß Gott sein Recht an mir ausführen wolle und um Offenbarung seines Namens in mir und um mich herum<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Es handelt sich wahrscheinlich um die Konfirmation eines (Paten-)Kindes aus der Rohner-Verwandtschaft.

<sup>2</sup> Siehe Brief vom 12. 3. 1892/2.

<sup>3</sup> Der Briefschluß ist weggelassen.

---

Brief 50     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, 16. April 1892

---

Mein Geliebtes!

Was mögen Dich wohl in einsamen Stunden für Gedanken bewegen? Daß Dir die Sache mit der Lerberschule<sup>1</sup> von Anfang an nicht einleuchten wollte, sah ich sofort ein und begriff auch ganz gut, wieso. Du willst in Deiner schonenden Weise, da Du weißt, wie empfindlich ich gegen die Enthüllung meiner Schwächen und Unfertigkeiten bin, nichts weiter sagen; aber eigentlich bist Du überzeugt, daß meine rasche, gegen allen Widerspruch aufbrausende, dabei aber mehr ins Allgemeine gehende, dem Besondern abholde Art für diese Stelle nicht paßt, welche ruhigere Nerven und mehr Selbstbeherrschung verlangt. Ich habe auch selber hierin die gefährlichste Klippe erkannt und bin deshalb durchaus nicht etwa geneigt zuzusagen. Doch ist's besser, wir reden hierüber erst, wenn sich was Ernsthaftes zeigt. Ich zweifle sehr daran, daß mich die Direktion offiziell anfragt<sup>2</sup>.

Meine morgende Predigt soll weniger eine Predigt sein als ein Zeugnis von Jesu dem Auferstandenen und der Gültigkeit seines Lebens gegenüber der Nichtigkeit der Weltgeschichten allen<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 12. 3. 1892/2.

<sup>2</sup> Mehrere Sätze des nächsten Abschnittes sind weggelassen, ebenso der Briefschluß.

---

Brief 51     An Lydia Rohner  
                  Vinelz, 23. April 1892

---

Mein ganzes Lieben und Leben!

Nun bist Du mir wieder genommen – und das ist grausam. Es ist eben einfach nicht recht, daß wir nicht stets beieinander sind, aber wenn's nicht anders geht, so wollen wir's nehmen, wie es ist. Im Wartsaale Neuenstadt habe ich mich nach Deiner unerbittlichen Abfahrt in das theologische Buch<sup>1</sup> vertieft mit seinen wunderlichen Spekulationen über göttliche Dinge, und dabei drängte sich immer wieder durch alles Lesen hindurch der Eindruck auf, daß diese Menschen eben nichts wissen vom eigentlich Göttlichen, wie es mitten in den menschlichen Erlebnissen sich entfaltet. Sie machen immer eine Geschichte aus ihm – ein göttliches Drama, das sich im Himmel, in der Geschichte und wer weiß wo abspielt, aber sie wissen nichts von der beständigen Gegenwart Gottes in den einfachen täglichen Menschenerlebnissen, wie sie jeden Menschen umgeben und berühren. So geschieht es denn, daß sie das Göttliche entwerten, indem sie zugleich vom Menschlichen gering denken, da sich gerade eines im andern erst findet, das eine am andern zur Offenbarung kommt. Wir müssen nur den Mut

haben, was wir täglich tun, wenn es nur nicht eigennützig und unrecht ist, als von Gott kommend und vor ihm getan aufzufassen. Dann haben wir Gott auch viel näher als in allen Spekulationen. Unsere Bekanntschaft – Deine und meine Herzensgeschichte – ist voll göttlicher Erlebnisse, und wenn sich unsere Naturen äußerlich und innerlich so ganz zusammen schließen, so ist dies eine Tat Gottes in unserem irdischen Leben, die wir nicht selber herbeigeführt haben. Daran arbeite ich auch täglich, Gott nicht in leeren Spekulationen zu erkennen, sondern vielmehr in den Ereignissen meines Lebens, und ich will mit jener falschen Demut nichts zu tun haben, welche das eigene Leben stets entwertet, um einem selbstgemachten Gottesbilde zu huldigen. Ich will den Reichtum des göttlichen Lebens hier auf Erden, an mir selber und jedem Menschen erkennen lernen – ich will mein Leben als das in Jesu Gott übergebene und für Gott zugänglich gemacht betrachten lernen. Nicht mehr die Unbegreiflichkeit Gottes, sondern im Gegenteil seine Selbstverständlichkeit soll sich mehr und mehr hineinlegen in mein eigenes Leben, und so will ich es lernen, aus einem Guß heraus zu leben, aus jener göttlichen Selbstverständlichkeit und Ruhe, wie sie uns an Jesu entgegenkommt<sup>2</sup>.

1 Wahrscheinlich ein Buch eines der im Brief vom 27. 2. 1892 genannten Autoren.

2 Der Schluß des Briefes ist weggelassen.



Mein geliebtes Lydie!

Es ist mir in diesen Tagen eigentlich gar nicht ums Scherzen zu tun, da mich die entsetzlichen Vorgänge in Paris<sup>2</sup> ganz herunterstimmen. Diese tiefe Versunkenheit der Menschheit, die ans Dämonische streift und vielfach schon dämonische Kräfte zur Verfügung hat, muß einen angreifen und aufregen. Ebenso bedenklich ist aber der Geist der Feigheit, der sich über den Gerichten von Paris lagert und eben darum die Anarchisten zu neuen Lorbeeren begeistert. Dieses reale Hervortreten der Mächte der Finsternis, diese tatsächlichen Teufeleien lassen eine große Geistesschlacht ahnen, die jetzt im Jenseits geschlagen wird. –

Beiliegend die Sonntagsblattnummer mit meiner Osterpredigt<sup>3</sup>. Sie ist einigermaßen ein Beleg davon, was ich schrieb als kein bloßes Reflektieren, sondern Zeugen, tatsächeln in Worten.

<sup>1</sup> Von diesem Brief sind nur die ersten Sätze und der Schluß des zweitletzten Abschnittes abgedruckt. Der ausführliche Mittelteil, der von den Hochzeitsvorbereitungen und der Innenrenovation des Vinelzer Pfarrhauses erzählt, ist weggelassen.

<sup>2</sup> Am 23. April war es in Paris – im Hinblick auf den 1. Mai und den Prozeß gegen den Anarchisten Ravachol – zu zahlreichen Verhaftungen von Anarchisten gekommen (in Paris allein 40). Zwei Tage später wurde das Pariser Restaurant, in welchem Ravachol verhaftet worden war, durch eine Bombe zerstört. Dies führte zu einer heftigen Reaktion gegen die Anarchisten in ganz Europa. Daß Ravachol am 26. April nicht zum Tode verurteilt wurde, ist von der bürgerlichen Presse als Weichheit des Gerichts (aus Angst vor weiteren Racheakten) beurteilt worden. In seinen Äußerungen reagiert Kutter offensichtlich antianarchistisch.

<sup>3</sup> Berner Sonntagsblatt, 1892, Nr. 18 f, 1. und 8. Mai.

Mein Geliebtes!

Du bist mir wie genommen – eine Reihe fremder Gedanken gehen in diesen Tagen durch meinen Kopf, die Anarchistenattentate<sup>1</sup> namentlich führen meine Ideen auf das weite Feld der Politik und der allgemeinen Menschengeschichte – die grenzenlose Verwirrung, die allenthalben regiert, beschäftigt mich fortwährend – und wie gerne würde ich Dich da bei mir haben zum Mitempfinden, Mitbesprechen, Mittragen! Meine Gedanken können nicht mehr einsame Wanderungen unternehmen. Früher gefiel mir noch das träumerische Verlorensein in den stillen Stunden der Einsamkeit – jetzt aber habe ich diese Einsiedelei herzlich satt. Es gärt und drängt viel zu sehr in mir herum, ich muß ein Herz haben, an welchem die Last des Meinigen zur Ruhe kommen kann. Wie schrecklich schwer wird's einem doch bei diesen beweglichen Gemütszuständen, auf der ruhigen, göttlichen Bahn zu bleiben! Den ganzen Ballast des Herzens über Bord zu werfen – ja das ist schwer. Ich habe sehr die Neigung, mich von allen gediegenen Anforderungen der täglichen Pflicht in den Winkel beschaulichen Gedankenspieles zurückzuziehen – ich möchte gerne in allem möglichen stehen, aber es sollte gleich alles fertig sein und mir zu Füßen liegen. Ich habe eine so große Scheu vor dem Kleinen. – Das ist ein arger Fehler – eine großartige Verschwommenheit und daneben auch schädlich für die Gesundheit. Da ich alles von Grund auf und prinzipiell erfassen möchte, so lege ich allemal in die täglichen Anforderungen die ganze Schwere meiner Kraft, jede Predigt erschöpft mich auf ihre Weise vollständig, indem jede ein Bekenntnis des innersten Herzens ist. Ich möchte mich gerne ein wenig zerstückeln können und nicht gleich alles auf jeden Wurf wagen – ich wäre glücklicher dabei und würde auch meine Arbeit verständlicher treiben. Ich weiß nicht, warum mir alles das gerade jetzt in die Feder kommt – ich muß Dir eben schreiben, wie es mir ums Herz ist – und Du nimmst ja alles an, was ich Dir beichte, Du liebe Geduld in Menschenform<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Vgl. Brief vom 28. 4. 1892/2.

<sup>2</sup> Der Schluß des Briefes mit Versen an die Braut und Mitteilungen über die Vorbereitung der Hochzeit ist weggelassen.

---

Brief 54     An Lydia Kutter-Rohner  
                  Vinelz, 5. Juni 1893<sup>1</sup>

---

Ich weiß heute wieder nicht, was ich Dir schreiben soll. Schon wieder ein Leichenbegängnis aus Lüscherz<sup>2</sup> und das stört mich in meinen Betrachtungen, denn so ein Tod legt sich immer wieder wie ein schwarzes Tuch um unsere Herzen, so daß man zu nichts aufgelegt ist. Und wenn man schon den Tod nicht will an sich herantreten lassen, so ist er doch nicht abzuschütteln, und das plagt und drückt einen gewaltig. Es braucht eben eine immerwährende Energie, wenn man's mit den neuaufgegangenen Erkenntnissen aushalten soll im Gewohnheitsdusel des Todes; da sollte man Tag und Nacht auf der Wache sein, allein da fehlt's eben. Kaum hat man etwas Energie angesammelt, ist sie schon wieder fort und liegt man selber wieder im Tode darnieder.

Daß Fr. Prof. Oettli da war, beweist wie sehr es das ehrwürdige Paar umtreibt und wie wenig ihnen die ganze Geschichte recht ist<sup>3</sup>. Nun da sie vernehmen müssen, ich sei »frisch« und heil, sind sie auch wieder zufrieden und soll die Geschichte eben vergessen und begraben sein. Allein ich gebe mich nicht mehr her, ich habe etwas gelernt punkto Professorlein und lasse mich nicht mehr in den Ehrfurchts- und Anbetungssack einschließen, den sie so gerne über einen zuknöpfen. Ich muß noch einsamer werden und stiller in mir selber. So oft ich von Menschen etwas hoffte, ist's schief gegangen. Ein jeder sucht eben doch nur das Seine, da ist's besser, man lasse einander in Ruhe.

Dein Hermann.

- 1 Der erste und letzte Abschnitt sind weggelassen.
- 2 Filialgemeinde von Vinelz.
- 3 Gemeint ist die Ablehnung von Kutters Lizentiatenarbeit durch die Berner theologische Fakultät am 12. Mai 1893 (siehe Brief vom 25. 10. 1891/2).

---

Brief 55     An Lydia Kutter-Rohner  
                 Vinelz, 7. Juni 1893<sup>1</sup>

---

Walters<sup>2</sup> Tauffresserei ist allerdings ziemlich albern. Aber es ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß die Gescheitesten so zu reden anfangen. Sie können nicht viel dafür. Denn allerdings herzwendig ist fürs gewöhnliche Bewußtsein noch vorhanden in der Taufe. Unser ganzer Interessenkreis ist ja irdisch geworden und eigennützig, wie sollte in dieser Atmosphäre etwas von dem echt Göttlichen, das ja nur in geistlich armen Herzen gedacht, sprießen können. Walters Negation ist jedenfalls ehrlicher als ein lahmes, gewohnheitsmäßiges Taufen in christlichen Kreisen. Es ist auch ganz recht, wenn die Taufe wieder ein wenig verborgen wird vor unseren törichtigen Augen. Unendlich ist ja allerdings der Schaden dabei – denn wenn die Leute nicht mehr taufen, dann fehlt nicht nur ein großes Stück christlicher Zucht, sondern in dieser Zucht eben das Element, das sie immer wieder so lieblich macht – die göttliche Gegenwart. Allein es ist besser gar nicht mehr als halb oder als in bloßer Sitte – das ist immer der Tod aller Religion – die bloße Sitte<sup>1</sup>.

Die Hauptsache ist, daß wir einander gut verstehen, da kann in der Stille manches reifen, woran wir später noch unsere Freude haben werden.

Leb wohl, mein geliebtestes Wesen und sei recht fröhlich und zufrieden. In stetem Denken an Dich und tausend Küssen Dein

Hermann.

1 Der erste und letzte Abschnitt sind weggelassen.

2 Vielleicht Lydias Onkel Walter (siehe Brief vom 24. 9. 1891/3).

---

Brief 56      An Lydia Kutter-Rohner  
Vinelz, Mittwoch Abend<sup>1</sup>

---

Soeben habe ich an Oettli<sup>2</sup> geschrieben und ihm einen Aufsatz für den Kirchenfreund eingesandt<sup>3</sup>. Es fängt, da ich genug gesteckelt<sup>4</sup> habe, nun wieder zu kirchenfreundeln an. Zugleich natürlich habe ich ihm meine Meinung gesagt und betont, daß es mich schmerzt, daß er mir zumutete, ich solle eine Arbeit ad acta legen, d. h. liegen lassen, von der er selbst gestanden, daß sie nicht gerecht beurteilt worden sei<sup>5</sup>. – Im übrigen mache mir die Art, wie ich von der Fakultät abgetrumpft worden sei, den Abschied von der offiziellen Wissenschaft leicht etc., etc. Ich habe ihm meinen Besuch für nächste Woche angekündigt. Da wird sich dann das übrige von selbst ergeben.

Du schreibst mir immer von der nahenden Reife Deines Zustandes, so daß ich allen Ernstes vom Casino abzuraten anfangte, trotz Fr. Reist. Denn eben, daß das schon ein Trost für Dich geworden ist, daß sie mit dabei sein werde, ist wahrlich ein Zeichen dafür, daß Du gar nicht hingehen solltest. Schon das viele Essen und der Wein und das öftere Aufstehen und Herumgehen kann Dir nur schaden. Definitives will ich allerdings noch nicht gesagt haben, aber – aber – nimm Dich in acht! –

Die Gartenarbeit ist richtig vollbracht worden unter Strömen von Schweiß. Ich bin in diesen Tagen nicht ganz im Strumpf, es muß etwas Influenza sein – natürlich durchaus unbedeutend, da ich ganz wohl bin, eine gewisse Müdigkeit abgerechnet. –



- 1 Hermann Kutter und Lydia Rohner heirateten am 18. 5. 1892. Für ein Jahr setzt der Briefwechsel aus. Vom vorliegenden Brief drucken wir nur die mittleren Abschnitte ab. Er ist ohne Datum, läßt sich aber auf den 7. 6. 1893 datieren. Der Brief ist nach Bern adressiert, wo sich Lydia Kutter in Erwartung ihres ersten Kindes Hermann bei ihrer Schwester aufhielt.
- 2 Siehe Brief vom 5. 8. 1891/10.
- 3 Dieser Artikel ist nicht erschienen.
- 4 Anspielung auf Rudolf Steck (1842–1924), seit 1881 Professor für Neues Testament in Bern, Anhänger der radikalen holländischen Schule Lomans (Zum Johannesevangelium, 1884; Galaterbrief, 1888; Der Berner Jetzerprozeß, 1902; u. a.). Bei ihm hat Kutter seine erste, abgelehnte Lizentiatenarbeit geschrieben.
- 5 Gemeint ist Kutters erste, nicht angenommene Lizentiatenarbeit: »Die Natur des hohenpriesterlichen Amtes Christi nach dem Hebräerbrief« (1893): vgl. Brief vom 25. 10. 1891/2. – Im Brief vom 10. 10. 1896 urteilt Kutter, dieser erste Versuch sei den Gedanken Blumhardts zuliebe gescheitert. Er hat die Arbeit liegengelassen und sie vier Jahre später in mehreren Folgen in der Schweiz. theol. Zeitschrift veröffentlicht (14. Jg., 13–33, 114–128, 139–160, 197–211).

---

Brief 57     An Lydia Kutter-Rohner  
                  Vinelz, 16. Juni 1893

---

Mein Geliebtes!

Ich fühle so viel Seiten in mir wieder in Bewegung gesetzt durch die Lektüre von Kingsley<sup>1</sup>, daß ich nur stille sein und aushalten kann, damit der Sturm vorübergehe. Ich merke immer mehr, wenn ich ein solches Buch lese, wo so ganz offen und groß ein Mensch redet, was ich alles bei mir unterdrücke auf dem neu zu erreichenden Standpunkt, den wir so gern einnehmen möchten. Das echt Menschliche in

seiner reizenden Farbenpracht, in welcher sich der Strahl des Göttlichen nur bricht wie das Licht an gemalten Scheiben – lebt eben in mir so gut wie in einem anderen. Hebe ich die Decke ein wenig auf, so kommen gleich alle Theorien wie Frösche einhergesprungen und fangen ihr Lied zu quacken an von Idealen aller Art, denen mein menschliches Herz entgegenschlägt. Und da will es mir dann ein wenig schwer fallen – es in der prosaischen Luft des Göttlichen auszuhalten. Das ist's eben, woran die Lüge uns immer wieder fassen will, das Reich der Ideale, das uns einen Gott neben Gott hervorzaubert, oder uns doch wenigstens Gott nur im Schimmer eines Kranzes selbstgemachter Ideen sehen lassen will. Ich weiß es aber ganz wohl, daß alles bloße Ideal nur so lange gilt, als der Mensch noch nicht zur Erkenntnis der vollen Göttlichkeit gelangt ist, oder diese Erkenntnis nicht fürs ganze Leben verwerten will<sup>1</sup>. – – – Aber es ist traurig, daß der Mensch nur solange Ideale kennt, als er sich selbst in seiner Ausbildung Gegenstand des Strebens ist, und daß man nur dann auf andere wirken kann, wenn man das Menschliche behandelt, während das echt Göttliche unverstanden bleibt. Sich von diesen Schlacken zu reinigen, ist eigentlich die größte Entsagung, weil man da manches deshalb nicht ausbilden darf, weil es nicht rein, naiv genug zum Vorschein kommt, sondern nur im Dienst eines uns äffenden Ideals. Die Ausbildung vor den Augen Gottes ist etwas, das wir nicht mehr verstehen. Jede gegenwärtige Ausbildung hat es mit Idealen zu tun, die eigentlich in der Luft schweben wie der Regenbogen<sup>2</sup>. Das ist's, was mich an dem Buche doch nicht befriedigt, wenn schon alle Seiten meines Herzens vibrieren, wenn ich's lese. Was mich doch erst ganz befriedigt, ist der Umgang mit der Natur und den Tieren, weil die wirklich so sind, wie sie Gott geschaffen hat. – – Das habe ich jetzt so hingeschrieben, damit Du's eben auch wissest. Denn Du mußt an allem teilnehmen, was mich bewegt<sup>3</sup>.

Wie geht's Dir, Du inniggeliebtes Wesen. Leb wohl und grüße alle.

Dein H.

1 Siehe Brief vom 17. 10. 1907/5.

2 In diesen Sätzen kommt zum ersten Mal der zentrale Gedanke von Kutters 1902 erschienenem Buch »Das Unmittelbare« pointiert zum Ausdruck – ein Gedanke, der auch in den späteren Werken Kutters von grundlegender Bedeutung bleibt.

3 Einige Sätze sind weggelassen.

Mein Herzensschatz!

Mein ganzes Herz strömt in früher Morgenstunde Dir entgegen und möchte gern den Tag mit Dir ein wenig einplaudern. Die unendliche Hitze freilich verdörrt und vertrocknet einem alle Gedanken oder löst sie in Bäche von Schweiß auf, die durch die verschiedensten Rinnsale talabwärts fließen. Ich kann mir denken, wie Du schwitzest auf Deinem Erholungslager<sup>1</sup> – wenn's Dir nur nicht schadet. Ich bade in lauter Schweiß und habe mir schon einen artigen Schnupfen geholt, weil man sich unmöglich vor jedem Luftzug hüten kann<sup>2</sup>.

Täglich mehr empfindet man, wenn man nur aufmerken will, die Abwesenheit des Göttlich-Wahren; auf Schritt und Tritt begegnet einem Falsches und Lügenhaftes, so daß man alle Tage nichts anderes zu tun imstande ist, als sich diese Lage recht vors Gemüt zu führen und sich dadurch in die richtige Armut vor Gott zu bringen. Das erfahre ich immer wieder in recht schmerzlicher Weise am Siechbette Krattigers<sup>3</sup>, dem man so gar nichts Reelles bieten kann – wenigstens nicht sichtbar – es ist, wie wenn die ehernen Mauern der Hölle so einen armen Menschen umgäben und jedes Trostwort unwirksam machten. Es ist der größte Hohn und Schmerz, daß man im Namen dessen ans Krankenbette gerufen wird, der Macht hat über das Übel, ohne doch irgend etwas von dieser Macht zu spüren. Freilich soll man sich auch nicht entmutigen lassen – da heißt's eben immer wieder, an Jesu trotz alles Gegenscheines festhalten, sollte man auch an der ganzen Welt zu schanden werden. Eben diese Energie, auf die gegenwärtigen Notstände gerichtet, ist's, die den Frommen fehlt: Sie haben längst davon abgelassen, tätig im Geiste einzugreifen, wenn sie nur selig werden. Darum ist man dann so allein. Denn was hilft's, wenn sich in *einem* Menschen der Jammer regt, wenn er nicht gestützt wird. Der geschlossenen Macht des Bösen sollten auch wir in geschlossener Schlachtlinie entgegengehen. Aber so wie's ist, sind wir voller Lücken.

Nur da und dort steht einer, da schreitet der Feind gemächlich zwi-  
schendurch. Wenn unsere Christenheit nur die halbe Seligkeitsenergie  
auf Hilfe Gottes für die Gegenwart aufwenden wollte, – so würde  
bald mehr geschehen können. Es ist aber schon viel, daß wir zwei so  
eins sind in diesen Gedanken, es kann sich daraus doch nach und nach  
ein größerer Kreis entwickeln. Wenigstens spüre ich meine Energie  
gewachsen und trotziger, seitdem Du mir zur Seite stehst. Das Ganz-  
alleinsein war doch oft fast unerträglich<sup>4</sup>.

Wenn's Dich ermüdet, so schreibe mir nicht. Deine Gesundheit steht  
über allem. Hoffentlich hast Du nicht zuviel Besuch. Wir wollen ge-  
duldig sein. Nachher sind wir dann um so besser dran. Leb wohl,  
mein teures Herzens-Lydie und grüße alle aufs beste.

In innigster Liebe

Dein Hermann.

---

<sup>1</sup> Nach der Geburt des ersten Kindes (Hermann) am 29. 6. 1893.

<sup>2</sup> Einige Sätze sind ausgelassen.

<sup>3</sup> Gemeindeglied.

<sup>4</sup> Wie im vorhergehenden so sind auch in diesem Brief Gedanken formu-  
liert, die auf »Das Unmittelbare« (1902) hinweisen. Deutlicher ist hier  
freilich die Sprache Blumhardts, z. T. in Kutters eigener Prägung.

<sup>5</sup> Ein kurzer Abschnitt ist weggelassen.

---

Brief 59     An Lydia Kutter-Rohner  
Boll, 23. September 1893<sup>1</sup>

---

Mein geliebtes Lydie!

Deine Karte mit der großen Neuigkeit in betreff unseres Bubis<sup>2</sup> habe  
ich erhalten und verschlungen. Das ist aber eine fatale Wendung, und  
da hätte ich besser getan, nicht zu verreisen. Auch sonst macht mich

das Getriebe hier nur müde und bringt mich in viele Unruhe hinein. Natürlich ist der Geist hier meine 2. Heimat geworden – aber eben darum vielleicht ist mir das viele Hören nicht so gut als das stille Verarbeiten zu Hause. Die Hauptsache ist nun das tägliche Anwenden, da wir nun wissen, wie! Blumhardt selber sagt, daß ihm das viele Predigten und Andachthalten eher zur Qual geworden sei und er tue es nur um der Leute willen, die's nun einmal verlangen. Aber eben das ist das Schwere: wie sollen wir's machen, daß die Wahrheit eine Gestalt in uns gewinnt? Viel korrigieren und ändern nützt nichts und ärgert nur. Wir müssen eben das alte Geleise als ein Gericht auf uns nehmen und in Gottes Namen weiter machen, so gut wir's verstehen, innerlich gerüstet auf das Neue<sup>3</sup>.

Morgen kommen Zellwegers<sup>4</sup> und mit ihnen wieder großes Gelächter und Treiben – – – Was macht Ihr alle? Hat Stern<sup>5</sup> gut gepredigt? Wie ist er überhaupt? Kommt Ihr gut zusammen aus? Ist Hermännli immer noch so heiser?<sup>3</sup>

Von Bekannten ist sonst niemand hier außer Eugster<sup>6</sup> und die ständigen Gäste in Form von alten und verfehlten jungen Jungfern, die man immer wieder trifft. Bei dem schlechten Wetter kann vorläufig auch nicht ans Spaziergehen gedacht werden. Kurz und gut, daß Du nicht da bist – es ist doch nichts, so allein in der Welt herumzustiefeln. – Nun leb wohl, mein Herzinniges und grüße Mama und das Haus aufs herzlichste.

Ganz Dein Hermann.

1 Fünfter Aufenthalt Kutters in Bad Boll bei Christoph Blumhardt (21. 9.–5. 10. 1893).

2 Erkältung des eben drei Monate alten Hermann.

3 Einige Sätze des folgenden Abschnittes sind weggelassen.

4 Siehe Brief vom 1. 10. 1891/1.

5 Theodor Stern (1864–1943) hatte nach einer kurzen Missionarstätigkeit in Nordamerika in den Jahren 1891–93 mehrere Vikariate im Kanton Bern übernommen. Er vertrat Kutter während seines Aufenthaltes in Bad Boll.

6 Siehe Brief vom 1. 10. 1891/3.



---

Brief 60     An Lydia Kutter-Rohner  
Bad Boll, Donnerstag, 28. September 1893

---

Mein geliebtes Lydeli!

Deine Berichte machen mich immer unruhiger, so daß ich ernstlich dran denke, bald heimzukehren. Es ist ja ohnedies für mich ein längeres Bleiben keine Notwendigkeit, da ich die Hauptsache klar erfaßt habe. Das einzelne muß sich von selber in der täglichen Anwendung ergeben. Auch bin ich hier nicht so wohl wie zu Hause und schlafe namentlich durchaus nicht besser, ohne zu wissen, woran es eigentlich liegt. Nach Leipzig zu gehen habe ich immer weniger Lust, weil meine Reise dorthin doch zuviel Zeit und Geld beanspruchen würde. Dagegen nehme ich mir vor, zu Hause eine ernstliche Kuhne-Kur<sup>1</sup> zu versuchen. Mein geliebtes Wesen, bist Du wirklich krank? Hat Dich der Abschied so hingenommen, und fühlst Du Dich allein? Ich kann es ja hier gut begreifen, wie angreifend und nichtsnutzig die Familienverwicklungen sind, in welchen unser Eigensinn nichts Wahrhaftiges schaffen will. Anstatt ungeordnete Verhältnisse sich zum Anlaß zu nehmen, um so emsiger und sorgfältiger sich zunächst im Geiste etwas Gottwohlgefälliges zu schaffen, macht man sie durch Starrsinn und Eigensinn nur um so verschrobener, so daß man's schließlich vor lauter Gegensätzen und Andersmeinen fast nicht mehr aushalten kann. Der Mensch will sich eben nicht hergeben, da wo es nötig wäre und meint, mit ein wenig Andächtelei und Beterei sei es für Gott getan, anstatt eine Furcht mit sich herumzutragen, die sich scheut, Unrecht zu tun, weil Gott lebt. Da hilft nichts dagegen als ein beständiges Sich-wappnen mit den Gedanken an Gott und der Willigkeit, um Gottes willen auch diese Unordnungen zu tragen. Wir müssen kein Verhältnis zwischen Gott und uns herstellen wollen, als ob wir irgendwie Gott gegenüber etwas zu haben brauchten, sondern auf unser Wohlbefinden dürfen wir gar nicht schauen, damit nur Gott lebe. Und das können wir vorläufig am besten durch stillen, gesammelten Geist, der sich das Göttliche nicht rauben läßt durch irgend-

eine menschlich verquickte Stellung. Nimm darum auch Dein leibliches und geistiges Wohlbefinden nicht so ernst, daß Du darüber die innere Festigkeit verlierst. Ich will, wenn ich wieder bei Dir bin, Dir treulich helfen und mir von Dir helfen lassen, da ich ja hierin noch schwächer bin als Du. Es ist sehr schade, daß Du nicht hier bist. Jedermann fragt nach Dir und hat Dich lieb. Aus mir kommen sie nicht recht, da ich trotz redlichen Willens noch viel Fremdstoff in mir trage, der unangenehm wirkt.

Nun das ist am Ende auch einerlei. Jeder sei seiner Sache gewiß, und ich lerne es hier – was für mich die schwerste Nuß ist – mir eben etwas sagen lassen, mich geringer machen lassen und befinde mich wohl dabei.

Die letztjährige Aufregung ist verschwunden, und wenn Zellweger<sup>2</sup> und Nathanael<sup>3</sup> mich necken, dann gebe ich's tapfer wieder und lache mit und verliere nichts dabei. – Die von Wächter<sup>4</sup> sehe ich häufig und bekomme sie immer lieber. Das sind auch redliche Sucher, drum haben wir uns auch so leicht gefunden. – Mit einem hiesigen Gaste habe ich schon zweistimmig geegigt mit Klavierbegleitung, sonst geht's nicht recht, da mir die Leute zu wenig bekannt sind. Denke Dir nur, Herr Pfr. Quinche<sup>5</sup> von Neuenstadt ist auch hier. Ist das nicht eine Freude! Es ist ihm alles neu. Aber er scheint sich rasch einzuleben! Das gibt dann eine nette Nachbarschaft, und wir werden vielleicht nicht mehr so allein stehen.

Züsi<sup>6</sup> ist oft zu sehen und spricht viel mit mir. Sie grüßt Dich allemal riesig. O mein Lydeli, wie freue ich mich aufs Wiedersehen! Wie ganz bist Du mein, und wie danke ich's Gott, daß ich Dich besitzen darf.

Grüße alle, und sage Mama, daß ich sie durchaus nicht vergessen habe; nur mag ich hier nicht so viel schreiben, da die Eindrücke zu gewaltig sind. Stern<sup>7</sup> scheint seine Sache gut zu machen. Ich lasse ihn herzlich grüßen und danken für seinen Brief, den ich baldigst beantworten werde.

Nun Gott befohlen, mein Geliebtes!

Ganz Dein Hermann<sup>8</sup>.

1 Louis Kuhne gründete 1883 in Leipzig ein »Internationales Etablissement für arzneilose und operationslose Heilkunst«, das sich großer Beliebtheit erfreute, so wie sein Lehrbuch und Ratgeber »Die neue Heilswissenschaft«, das innerhalb 20 Jahren mehr als 100mal aufgelegt wurde.

- 2 Siehe Brief vom 1. 10. 1891/1.
- 3 Vermutlich Nathanael Hauri (1857–1935), von 1883–1891 Pfarrer auf dem Staufberg (AG), danach (bis 1924) an der St. Leonhard-Gemeinde in St. Gallen (siehe Brief vom 2. 2. 1905/3).
- 4 Gutsbesitzer Alfred von Wächter (Gut Röcknitz bei Wurzen in Sachsen) und seine Frau Rosa geb. von Soden. Das Paar hatte stets pekuniäre Schwierigkeiten, und A. v. Wächter war im Alter sehr leidend. Frau Wächter holte sich darum bei Blumhardt immer wieder Kraft.
- 5 Auguste Quinche (1840–1920), Hilfspfarrer und Pfarrer in Môtiers, Préfargier, Landeron, Valangin-Boudevilliers, St. Blaise und von 1888–1904 in Neuenstadt, einer Nachbargemeinde von Vinelz.
- 6 Züsi ist laut dem Gästebuch von Bad Boll wohl Susanna Thalmann aus Winterthur.
- 7 Kutters Stellvertreter in Vinelz, siehe Brief vom 23. 9. 1893/5.
- 8 Ein Nachsatz ist weggelassen.

---

Brief 61     An Lydia Kutter-Rohner  
                   Bad Boll, 29. September 1893<sup>1</sup>

---

Gestern war ich bei Blumhardt und habe ihm Hannas<sup>2</sup> Anliegen vorgebracht. Er will dran denken. Von Köniz<sup>3</sup> hat er mir entschieden abgeraten. Die Sache sei nicht objektiv genug gemacht, und da könnte ich doch, wenn ich eigenliebig handle, manches in der alten Gemeinde zerstören. Er hat mir eigentlich ganz aus dem Herzen geredet, und damit ist die Sache für mich abgetan. Ich habe noch dies und jenes mit ihm verhandelt und werde Dir dann mündlich davon sagen. – Herr Pfr. Quinche<sup>4</sup> ist auch ein zünftiger Musiker und hat grad vorhin mit mir gespielt. Das gibt vielleicht auch für später einen Anlaß zu Besuchen. Zellwegers<sup>5</sup> sind dieselben wie das letzte Jahr. Schwatzen und lachen den ganzen Tag und machen schlechte Witze. Ich könnte es doch auf die Länge nicht aushalten in dieser etwas oberflächlichen Weise.

Geld brauche ich wahrscheinlich keines, da ich doch wohl nicht über Leipzig gehe. Möglichst bald heim zu Dir ist mein Bestreben – und wenn ich nicht geistig gespeist würde hier, so wäre ich schon lang gekommen, da ich körperlich hier eher weniger wohl bin. Nun leb wohl, und sei mein Geliebtes. Züsi<sup>6</sup> hatte gestern im Park eine lange Unterredung mit mir, wo sie mir etwas über kalte Behandlung in Boll sagte. Die Arme! Ist eben nicht an das summarische Verfahren gewöhnt und hat dahinter liegende Liebe noch nicht gemerkt. Sie wird jedenfalls ihre Ferien einmal bei uns zubringen.

Leb wohl, Herzgeliebtes, und vergiß nicht Deinen alten

Duli.

Herzliche Grüße an alle.

1 Die Einleitung ist weggelassen.

2 Wahrscheinlich Kutters Schwester: siehe Brief vom 24. 5. 1887/6.

3 Pfarrer Heinrich Kasser verließ die Stelle in Köniz (BE), um in Bern Direktor des historischen Museums zu werden. Seine frei gewordene Stelle vertrat dann zuerst Theodor Stern (siehe Brief vom 23. 9. 1893/5). 1903 wurde A. Wenger Pfarrer in Köniz (siehe Brief vom 16. 4. 1903/4).

4 Siehe Brief vom 28. 9. 1893/5.

5 Siehe Brief vom 1. 10. 1891/1.

6 Siehe Brief vom 28. 9. 1893/6.

---

Brief 62     An Lydia Kutter-Rohner  
Bad Boll, 30. September 1893

---

Mein geliebtes Herzensweib!<sup>1</sup>

Hier ist alles wie Du es kennst. Blumhardt spritzt seine Wahrheiten hervor wie ein Vulkan seine Lava, und lautlos hängt die Menge an seinem Munde. Man merkt sich manch gutes Wörtlein und nimmt

sich allerhand vor. Samuel<sup>2</sup> sollte auch nach Boll kommen und sich einmal ordentlich raten lassen. Diese ewige Migränerei fängt an, sehr ernstlich zu werden. – Wir kegeln viel, natürlich unter dem obligaten Gelächter Zellwegers<sup>3</sup> und verfehlten Schüssen allerseits. Fr. Zellweger hilft auch stellenweise mit und trifft noch ganz gut. – Daneben wird spaziert, geraucht, verdaut und so geht ein Tag nach dem andern hin, bis die Stunde der Heimkehr schlägt – also noch 7–8 Tage meinerseits. – Nun lebe wohl, und segne und grüße das Bübeli ganz besonders und das ganze Haus von Deinem in alleruntertänigsten Liebe verbundenen Gemahl

Hermann<sup>1</sup>.

- 1 Die Einleitung ist weggelassen, ebenso der Schluß, beide reden vom Heimweh Kutters nach seiner Frau.
- 2 Wahrscheinlich ein Gemeindeglied aus Vinelz, das mit der Gesundheit zu kämpfen hatte, wie aus einem nicht abgedruckten Brief vom 11. 4. 1893 hervorgeht.
- 3 Siehe Brief vom 1. 10. 1891/1.

---

Brief 63      An Lydia Kutter-Rohner  
Bad Boll, 1. Oktober 1893

---

Mein Geliebtestes!

Noch vor der Predigt geschwind einige Wörtlein, die wie Schwalben so hurtig zu Dir hineilen mögen und Dir mein ganzes Sein und Denken überbringen mit tausendfachen Grüßen. Du fehlst mir hier sehr empfindlich, weil ich jemanden Liebes haben muß, mit dem sich alles durchsprechen läßt, was hier geboten wird<sup>1</sup>.



Du bist meine liebe, innige, verständnisvolle Frau, und wenn ich so Nichtssagendes auf Papier klebe, dann kannst Du fein zwischen den Zeilen lesen und die ganze Andacht durchhören, die ich soeben gehört habe. Da sagte uns Blumhardt viel Herrliches über all die bösen Fäden, die uns noch ans Gegenwärtige binden und von dem Durchschneiden derselben und frei werden für Gott. Ganz könne man's eben nicht. Er selber sei noch an vieles gebunden, das Gott nicht gefallen könne; aber es lasse sich vieles machen im schlichten Sinn auf das Wahrhaftige, und da solle man sich von keinem Menschen stören lassen. Ja, mein Liebes, das wollen wir tun, so gut wir's verstehen. Wir wollen immer freier zu werden suchen und immer schlichter vor Gott, uns schämend alle Tage wieder vor ihm über all die Ungerechtigkeiten in unseren Verhältnissen und Seelen und uns als die armen Tropfen immer wieder hingeben an Gott<sup>1</sup>.

Ich gehe dem Winter zuversichtlich entgegen und stelle mich ruhig über alles hinweg, was auch in meiner Gemeinde falsch und ungöttlich ist. Wir sind ja für Gott da, nicht zunächst für die Gemeinde<sup>1</sup>. –

- 1 Einige Sätze persönlichen Inhalts aus dem ersten Abschnitt sowie der letzte Abschnitt sind weggelassen.

---

Brief 64     An Lydia Kutter-Rohner  
Vinelz, 7. November 1895<sup>1</sup>

---

Die fürchterliche Polemik zwischen dem Orthodoxen Löscher und dem Pietisten Lange<sup>2</sup> tönt mir seit heute so grell in den Ohren, daß ich am liebsten in einen Zirkus ginge, um mir den düstern Ernst in den Scherzen eines Bajazzo von der Seele zu laden. – Solche Studien fördern mich ungemein, sie lehren mich, daß die Menschen um so grö-

ßere Esel sind, je mehr sie sich zu Zions Wächtern machen. Wie zur Strafe für das verlorene Große müssen sie nun einander mit leeren Schalen bewerfen und den Namen eines Gelehrten umso mehr verdienen, je mehr Schalen sie verschleudern, – dann wieder bemalen sie mit possierlichem Fleiß das ausgeblasene Ei mit ihren Schnörkeln und haben ihre närrische Freude dran, wenn sie daran herumgekritzelt, als hätten sie mit dem Meißel der Ewigkeit gearbeitet. Und das nennt die Menschheit Theologie! Wenn schon die Schalen so kindlich glücklich machen, was wird erst sein, wenn wir wieder das Ei selber essen dürfen! Doch dazu kommt's erst, wenn wir die Schalen wegschmeißen, und bis dahin hat's noch gute Weile. – Doch ich wollte Dir ja eigentlich keine theologisch-naturwissenschaftliche Abhandlung über das Verhältnis des Eis zu seiner Schale halten, sondern Dir melden, daß Bubeli diesen Nachmittag tief und inniglich schlief, so daß er nachher aufgeräumt und gesprächig sich im ganzen Haus herumtrollte. Er saß dann am Abend auf seinem Stühli an meinem Sofatisch und schärfte mir ein: Papa, tu nit läse, tu z'Buch weg, Papa mit Bubeli baue, wozu ich mich denn auch entschloß und ihm mit Dominosteinen allerhand windige Luftschlösser, umrankt von meinen schweifenden Gedanken, auftürmte. Mit gewaltigem Freudengeschrei zertrümmerte das Kind all diese Schlösser und Gedanken – so führen uns die Kleinen aufs Wahrhaftige und Daseiende auch im Spiele; mir ist der im Kinde liegende verborgene Ernst immer etwas Großartiges und Ehrwürdiges, während die Großen mir wie närrische Kinder – doch eben nein, nicht wie Kinder – sondern wie Gofen vorkommen<sup>3</sup>.

1 Die ersten Sätze des Briefes sind weggelassen.

2 Valentin Ernst Löscher (Professor in Wittenberg, dann Superintendent in Dresden) war der gründlichste und eindrucksvollste orthodoxe Gegner des Pietismus. Hauptwerk gegen den Pietismus: »Vollständiger Timotheus Verinus« (1718 und 1722). –

Joachim Lange war Professor in Halle und hat den Pietismus gegen Löschers Angriffe verteidigt, hauptsächlich in seiner Schrift: Die Gestalt des Kreuzreichs Christi (1713).

3 Der Schluß des Briefes ist weggelassen.

Mein geliebtestes Lydie!

Ganz gehorsam Deinen Wünschen zu entsprechen suchend will ich Dir einige Wörtlein widmen, die Dir sagen sollen, wie sehr mich Deine lichte Gestalt am, während und nach dem Examen<sup>1</sup> beschäftigt und bearbeitet hat. Ich mußte immer dran denken, was jetzt wohl mein Lydull sagen würde, wenn es mich sähe am grünen Tisch sitzen, von lauschenden und lauernnden Professoren umgeben, die mit gespannter Büchse auf jedes Wörtlein zielen, das dem armen Gefangenen entfährt. Wäre da vielleicht ein Fünklein von Mitleid in die harte, eiskalte, lieblose Seele meiner Frau Lydie gefallen! Im Stillen denkst Du wohl noch jetzt, das hat ihm eben doch gut getan, daß er nun einmal selber unters Joch mußte, der sonst alle und besonders mich, ach wie sehr, unter sein Joch beugt. Kam also in die hehren Hochschulräume, spazierte mit tapferem Schritte in den hallenden Gängen auf und ab, bis aus der Tiefe des Rektoratzimmers wie ein Abkömmling der Finsternis ein Professor stieg, der mich mit gewinnenden Worten einlud, ihm in sein Reich zu folgen. Da saßen sie nun wie weiland die verummten Richter der Inquisition um den langen, grünen Tisch her, aber ihre Blicke waren nicht verhüllt, ihre Augen sprühten nicht düstern Feuerglanz, nein das Licht milden Wohlwollens verklärte ihre Züge und auf ihren Augenwimpern saß der Friede. Prof. Lüdemann<sup>2</sup> eröffnete den Reigen mit Fragen aus den Anfängen der Dogmengeschichte mit Ausstrahlungen bis ins Mittelalter. Er wollte mir bange machen, ich aber, eingedenk meiner stillwirksamen Mitstreiterin in Vinelz und meiner endlosen Waffengänge in den Wegen des Vinelzer Gartens, parierte möglichst die gefährlichen Hiebe. So gings eine Stunde lang, bis Herr Marti<sup>3</sup> sich neben mich setzte und mit freundlichstem Lächeln auf das Alte Testament wies, das in vielen Exemplaren vor uns lag. Seine Fragen, die Schlag auf Schlag auf mich einstürmten, beantwortete ich alle kurz und prompt, das Lesen aus

Amos 5,18 ff, ging glatt vonstatten, ebenso das N. T. 2. Kor 5,1 ff bei Steck<sup>4</sup>. Kirchengeschichte von Barth<sup>5</sup> und Blösch<sup>6</sup> – aber die beiden B taten mir nicht weh. Hr. Barth Mittelalter, Blösch Reformationszeit, der Detailschnüffler, der er war (z. B. wo ging dann Ochino<sup>7</sup> hin von Zürich?), bekam von mir auch sein Detailgericht, ich dankte im stillen Gott, daß ich Kurtz<sup>8</sup> nicht vernachlässigt habe. Um ½8 Uhr dann feierliche Vorstellung, Begrüßung, Beglückwünschung, Verabschiedung, Telegramm ans Lydie. Nachher bei Lucie<sup>9</sup> bewegtes Gespräch mit Pfr. Aeschbacher<sup>10</sup>, müder Bettgang nach Tee, darum kein Schlaf. Tags darauf Besuch bei Marti »Herr Licentiat«. Mittag bei Lucy mit Barth, heimeliges Zusammensein, Leichenbegängnis von Fr. Lauterburg<sup>11</sup> (Pfr. Rohr<sup>12</sup>), Besuch bei einer Fr. Müller wegen ihres krummen Knaben, den sie uns geben will – worüber mündlich mehr. Und nun dringend gerufen, doch noch nach St. Antoni<sup>13</sup>, dann aber wieder ganz zum Lydie. Mit der Webergeige ist es nichts. Ich habe großes Verlangen nach Dir.

Herzlichste Grüße – auf innigstes Wiedersehen.

Ganz Dein Hermann.

- 1 Licentiaten-Examen am 7. 8. 1896. Kutter hatte eine Arbeit vorgelegt über »Clemens Alexandrinus und das Neue Testament«, die nun von der Berner Fakultät genehmigt wurde (als Buch erschienen bei der Ricker'schen Buchhandlung in Gießen 1897). Siehe auch Brief vom 25. 10. 1891/2.
- 2 Hermann Lüdemann (1842–1928) war 1878–1884 a. o. Prof. der Theologie in Kiel, seit 1884 o. Professor in Bern (Erkenntnistheorie und Theologie, 1898; Das Erkennen und die Werturteile, 1910; Christl. Dogmatik, 2 Bde. 1924/26 u. a.).
- 3 Karl Marti (1855–1925), seit 1881 neben dem Pfarramt (Buus, Muttenz [BL]) PD in Basel, 1895 Prof. für AT in Bern; trotz anfänglicher Gegnerschaft später Anhänger der Wellhausen-Schule (Duhm, Stade, Smend, Budde u. a.). Marti wurde vor allem bekannt durch die Herausgabe der Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft (ZAW) von 1907–23 und des Kurzen Hand-Commentars zum Alten Testament (KHC) von 1898–1902 (20 Abteilungen).
- 4 Siehe Brief vom 7. 6. 1893/4.
- 5 Fritz Barth (1856–1912), 1886 theologischer Lehrer an der Predigerschule in Basel, 1889 PD, 1891 a. o. Professor und 1895 o. Professor für Kirchengeschichte in Bern (Vater Karl Barths).
- 6 Karl Emil Blösch (1838–1900) legte 1874 infolge kirchenpolitischer Streitigkeiten das Pfarramt nieder, wurde 1885 PD und 1891 a. o. Professor für schweizerische Kirchengeschichte in Bern (Geschichte der schweiz. ref. Kirche, 2 Bde. 1898/99 u. a.).

- 7 Bernardino Ochino (1487–1564), Generalvikar der Kapuziner, kam unter den Einfluß der Reformation; floh vor der Inquisition nach Genf; kam nach Aufhalten in Augsburg und London nach Zürich (1553), wurde jedoch als Antitrinitarier aus der Stadt ausgewiesen, floh nach Basel und von dort nach Polen und Mähren.
- 8 J. H. Kurtz: Lehrbuch der Kirchengeschichte, 2 Bde. 1849 (14. Aufl. 1906, hrsg. von Bonwetsch und Tschakert).
- 9 Siehe Brief vom 5. 8. 1891/2.
- 10 Robert Aeschbacher (1869–1910), von 1895–1907 Pfarrer und bekannter Stadtprediger an der Nydeggkirche, seit 1907 am Münster in Bern.
- 11 Maria Rosina Margaretha Lauterburg-Losenegger (1827–1896), Mutter von Ernst Lauterburg-Rohner (siehe Brief vom 21. 8. 1891/3).
- 12 Siehe Brief vom 24. 5. 1887/3.
- 13 Zu seiner ältesten Schwester Hanna, die mit Pfr. Albert Wenger in St. Antoni verheiratet war (siehe Brief vom 24. 5. 1887/6).

---

Brief 66      An Lydia Kutter-Rohner  
                   Bad Boll 1896 (o. D., vor 7. 10. 1896)<sup>1</sup>

---

Mein Geliebtestes!

Gestern abend sprach Blumhardt vom Unverflochtensein mit den Geschäften, in denen man stehe, treiben soll man sie, aber sie sollen einen nicht zum Sklaven machen. – Er äußerte sich auch über Armenien und ist natürlich empört<sup>2</sup>; allein, sagt er, solange die Christen selber es nicht besser machen, haben sie kein Recht und keine Macht, die Türken Moral zu lehren.

Blumhardt fragte mich heute, ob ich immer in meinem Vinelz bleibe. Ich sagte ihm dann vom Licentiaten, und es schien ihn zu interessieren. Meine Artikel im Appenzellerblatt<sup>3</sup> werden scheint's hier gern gelesen.

Viele Grüße an Sutermeister<sup>4</sup> und das ganze Haus und pflege Dich gut und bleibe treu

Deinem H.



- 1 Der Brief handelt vom Beginn des zweitletzten Aufenthalts Kutters in Bad Boll und dürfte in den ersten Oktobertagen 1896, vor dem 7. 10. jedenfalls, geschrieben sein. Die ersten Sätze und familiäre Mitteilungen sind weggelassen.
- 2 In der Türkei wurden 1895/96 an hunderttausend Armenier ermordet, weil die armenischen Christen gegen das autokratische Sultanat, welches gegen eine Aufsplitterung der Türkei kämpfte, sich auflehnten.
- 3 Kutter hatte von 1895 an im Appenzeller Sonntagsblatt, dessen Redakteur Otto Zellweger (siehe Brief vom 1. 10. 1891/1) war, mehrere Andachten veröffentlicht, in denen er u. a. der Frage des Verhältnisses von Theologie und Christentum zum Irdischen, zur Materie und zur Natur nachging (siehe dazu auch Brief vom 2. 4. 1892/2). Bibliographie der Artikel bei Hermann Kutter jun., 239 f.
- 4 Friedrich Sutermeister (1873–1935) hatte eben sein theologisches Staatsexamen abgelegt und vertrat Kutter in Vinelz. Drei Jahre Hauslehrer im Haag, dann Pfarrer in Rued (AG) (1900–1910), Anhänger der rel.-soz. Bewegung. 1910–1921 Pfarrer in Feuerthalen (ZH), daneben Mitredakteur an den »Neuen Wegen«. Dann bis 1928 Pfarrer in Binningen (BL), seit 1927 Hauptredakteur des Baselbieter Kirchenboten.

---

Brief 67     An Lydia Kutter-Rohner  
                  Bad Boll, 7. Oktober 1896

---

Mein Geliebtestes!

Da sitze ich wieder beim stillen Lampenschein in meinem Zimmer und denke an mein Lydie im fernen Vinelz und wie es ihm geht auf seinen schleichenden Gängen vom Bett zur Chaiselongue und wieder zurück und denke seiner Mienen und Augen, ob sie wohl mal ein wenig traumverloren nach Württemberg herübergucken, wo der haust, den ihm der liebe Gott zum Manne gegeben<sup>1</sup>.

Von hier kann ich Dir nichts Rechtes sagen. Das, was Blumhardt sagt,

ist nicht zum geistlosen Nachsagen gemacht, es muß sich in Fleisch und Blut der eigenen Persönlichkeit verwandeln und da auf seine Weise zirkulieren. Wenn ich wieder zu Hause bin, kommt's dann langsam zum Vorschein. Es wühlt aber mein Innerstes auf und gibt mir in oft schmerzlichem Ringen mehr zu schaffen, als ich sagen kann.

Das Buch von Hübner<sup>2</sup>, das ich mitnahm, ist gar nicht so übel, ich lese mit Lust darin und die weite Welt, die er mir da in wenigen markigen Worten aufrollt, hat einen ganz besonderen Reiz für mich. So liebe ich's gerade: knappe Schilderungen, die eigentlich mehr Andeutungen sind, wo man sich das Beste selber denken und ausmalen kann. Ich lese ordentlich viel, aber es strengt mich nicht sehr an. Eine gemütliche Gesellschaft hat's eben noch nicht gegeben, allein in die Landschaft hinein zu pilgern ist nun einmal nicht meine Sache, ich kann ja zu Hause genug Einsamkeit kosten. Du brauchst aber nicht besorgt zu sein. In meinem Alter nimmt man's nicht mehr so tragisch, die Verhältnisse sind eben so, und so nimmt man sie. —

Dein H<sup>3</sup>.

1 Abschnitte mit persönlichem Inhalt sind weggelassen.

2 Gemeint ist vermutlich Alexander von Hübner (1811–1892), österreichischer Diplomat der Metternich-Schule, historischer und politischer Schriftsteller und Verfasser von Reiseberichten: Sein »Spaziergang um die Welt« (1874) erschien 1892 in 7. Auflage.

3 Ein Nachsatz ist weggelassen.

Mein Herzenslydie!

Soeben las ich Deinen ungemein willkommenen Brief, und trotz Sonnenschein und Prachtwetter setze ich mich lieber gleich hinter die Beantwortung. Ja, draußen gießt die Sonne ihre goldigsten Strahlen auf Flur und Hain, aber es zieht mich nicht hinaus, es langweilt mich zu sehr, ich merke eben immer mehr, wie sehr mir die Einsamkeit geschadet hat, weil ich die Menschen zu fliehen anfangte und alle Fähigkeit verloren habe, mich Ihnen anzuschließen. Sie beängstigen mich mit ihren lauernden Augen, mit ihren ewigen Phrasen über Blumhardt und ihrer kriechenden Art vor ihm. Man darf nicht frei auftreten, sonst wird man scheel angesehen. Blumhardt hat sie alle fasziniert. Mir ist alles so aus dem Herzen gesprochen, daß ich mich gar nicht wundere über die Blumhardt-Worte. Da heißt's aber: welche unerschöpfliche Fülle von Gedanken, welche Tiefe etc., daß ich allemal nach der Andacht oder einem Gespräch mich davon mache, nur um nicht einstimmen zu müssen. Das scheint ja sehr häßlich von mir, aber es ist nicht dieser Zug, der mich hinaustreibt, ich gönne allen Menschen von Herzen ihre Begeisterung. Ich weiß selber nicht, was es ist, weil ich ein verkehrter Mensch bin, der einmal etwas wollte, etwas Rechtes wollte, der aber jetzt immer mehr spürt, daß die Zeit hierzu vorbei ist. Ich glaube nicht mehr, daß ich Professor werde, mein Mut und meine Kraft sind dafür nicht hinreichend mehr; langsam fange ich an, mich zu ergeben in das, was ist. Überwunden habe ich's noch nicht, daher das Aufbrausende meines Wesens, aber ich werde schon noch einmal ein lieber, gesitteter Mustermensch, der sein Gärtlein baut und seinen Stummel raucht, ein alter Vater, dem's auch einmal warm ums Herz war, jetzt aber nur noch gut ist. Ich darf jetzt noch nicht daran denken, das Blut wallt mir sonst auf, ich fasse aber diese Zukunft doch langsam ins Auge, um diesem furchtbaren Gegner einmal gerüstet entgegen gehen zu können.

Was ist doch Sonderbares um einen Menschen, dem's in allen Adern zuckt, der schaffen möchte in alle Nacht hinein, und der nichts, gar nichts machen kann, andere schaffen sieht und sich sagen muß, so hättest Du's auch machen können, denn sonst hätte es Dich gar nicht danach gelüstet. Ich weiß, daß Du das nicht tragisch nimmst, sonst würde ich Dir's nicht schreiben. – Wir stehen auf festerem Boden.

Nur tut's mir wohl, es zu sagen, unter gehen wir nicht, wir werden noch einmal herzlich lachen über das tolle Feuer, das uns jetzt durch die Adern glüht, nur jetzt, jetzt noch ist's nicht gemütlich. Am liebsten käme ich bald wieder heim. In Boll gefällt's mir nun einmal nicht mehr<sup>1</sup>.

Beste Grüße an alle. Unsäglich ganz Dein

H.

- <sup>1</sup> Ein Abschnitt, in dem Kutter seiner Frau rät, nicht nach Bad Boll zu kommen, ist weggelassen.

---

Brief 69     An Lydia Kutter-Rohner  
Boll, Samstag, 10. Oktober 1896

---

Mein Geliebtestes!

Die Tage gehen gleichmäßig hin, einer ist wie der andere; äußerlich geht's ordentlich; aber innerlich nagt's an mir und ich spüre, daß Boll mir nicht mehr gut tut. Ich bin hier ganz isoliert und fühle mich einsam; Blumhardt nimmt wenig Notiz von mir, während er mit andern sich eingehend einläßt. Wenn's möglich ist, will ich morgen mit ihm ein wenig von der Leber weg reden. Offenbar gibt er mich auf

und erwartet nichts mehr von mir. Darüber möchte ich einmal Klarheit haben. Ich möchte ihn fragen, woher das kommt; hoffentlich gibt er mir Aufschluß über mich selber. Daß es nun an mir hängt, spüre ich selber. Ich ärgere auch andere Menschen mit meinem Wesen, und da muß es einmal heraus gesagt werden: mit dir ist nichts; das Versteckspielen habe ich satt. Ich spüre nur, daß ich unter dieser Last schwer trage, so sehr ich mich bemühe, mich darüber hinwegzusetzen. Ich fürchte, meine Kraft reicht nicht aus dazu. Vielleicht weißt Du schon lange, was es ist, Du sagst es mir nur nicht und zu Hause ist's auch ganz anders. Was mir am meisten zu schaffen macht, ist der Gedanke, daß ich brenne vor Verlangen, etwas Wahrhaftiges vertreten zu dürfen und dabei sehen muß, wie mich jedermann für verkehrt hält. Das macht mich denn menschen scheu und natürlich noch verkehrter. — Das sind ja traurige Sachen, die ich Dir hier schreibe, ich weiß aber, daß Du mittragen willst, sonst würde ich schweigen. Auf Dich freut sich Blumhardt, wie er heute sagte, ungemein, und daneben stehe ich wie ein Esel. Dagegen bäumt sich aber mein männlicher Stolz, ich will auch etwas sein, nicht für etwas gehalten sein. Blumhardt hat ja recht, er soll mich nicht für etwas halten bloß; aber ich will etwas *sein*, das man achten muß, und wenn ich das nicht sein kann, dann laß ich alles fallen. Fast habe ich im Sinn, anfangs nächster Woche von hier fortzugehen. Je nachdem das Gespräch mit Blumhardt ausfällt, schreibe ich Dir noch, ob Du kommen sollst oder nicht. Ich muß fort von hier, wo ich es selbständig auswirken kann, was Blumhardt sagt, da bin ich in meinem Element, in Boll herumhocken mag ich nicht mehr. Eugster<sup>1</sup> und Hopf<sup>2</sup> reden oft noch lange über Worte und Sätze Blumhardts nach der Andacht, mir ist's zuwider. Ich glaube nicht, daß man so das Große, aufs Reich Gottes Gehende sich aneignen kann — ich möchte vielmehr das Ganze auf mich wirken lassen und so Stück für Stück in meine eigene Individualität aufnehmen. Ich muß bleiben, was ich bin, und will mich nicht von Blumhardts Art erdrücken lassen.

Ich begreife nur nicht, daß ich hier so nebenaus stehen soll, nachdem den Gedanken Blumhardts zulieb mein 1. Licentiaten-Versuch<sup>3</sup> gescheitert ist und meine ganze künftige Laufbahn durch diese Gedanken aufs schwerste gehemmt sein wird. Das sind doch auch Opfer, die ich bringe; aber — — —. Vielleicht will mich Blumhardt absichtlich so behandeln, weil er etwas Rechtes merkt und gerade deshalb so wenig dergleichen tun will. Du siehst, die Sache beschäftigt mich in diesem



Momente sehr. Ich habe Dir nur vorgejammert, und der ganze Wisch ist nichts wert. Es wird ja nicht so bleiben, mein besseres Selbst geht nicht unter – aber wann, ja wann hört einmal die Entwicklung auf? Pflege Dich noch recht, damit wir die letzten Oktobertage, sei's hier, sei's in der Schweiz, noch gemütlich irgendwo zusammen verbringen können. Den Kinderlein tausend Küsse, allen Grüße und Dir mein ganzes Herz.

D. H.

1 Siehe Brief vom 1. 10. 1891/3.

2 Otto Hopf (1855–1929) war 1880–1900 Pfarrer in Meiringen (BE), dann bis 1921 in Gerzensee (BE). Nach seinem Studium war er für kurze Zeit Hauslehrer in Bad Boll und blieb zeit seines Lebens mit Blumhardt verbunden.

3 Siehe die Briefe vom 5. 6. 1893/3 und vom 7. 6. 1893.

---

Brief 70     An Lydia Kutter-Rohner  
Boll, Montag, 12. Oktober 1896

---

Mein Geliebtestes!

Heute habe ich Deinen Brief sehr vermißt, es ist mir aber recht, wenn Du nicht alle Tage schreibst, es kommt sonst eine Mechanik in unsern Verkehr, die nichts wert ist. Mir ist's Bedürfnis, und so nimm mein Gestammel hin, bis es besser wird von Angesicht zu Angesicht. – Daß Du nun nicht hierher kommst, ist also, glaub ich, abgemacht. Wir können nicht lange genug hierbleiben, daß Du Dich nach der langen Reise genügend erholen kannst. Kaum angesessen müßten wir ja schon wieder fort. Dagegen reise ich morgen oder Mittwoch von hier

fort und melde Dir dann meinen Aufenthalt sofort. Wir wollen 14 Tage ungestört zusammensein, vielleicht in Lützelau am Vierwaldstättersee oder anderswo. Das Beste wird sein, wir geben uns Rendez-vous in Biel, wohin mein Billet lautet. Du kommst, sobald ich von Zürich aus antelegraphiere. Heute war ich nun endlich bei Blumhardt<sup>1</sup>. Er hat mir völlig Recht gegeben. Ich brachte ihm meine persönlichen Schwächen ganz freimütig vor und sagte ihm, daß ich etwas sein wolle und wie sehr es in mir arbeite. Das hat er ganz gebilligt, und dann sagte er, er glaube nicht, daß ich ein Professor der bloß systematischen Theologie werde, sondern so wie er mich kenne, ein Mann des Zeugnisses, und das hat mich ungemein gefreut, weil ich diese Ader in mir viel mehr spüre als das bloße Philosophieren. Alles, sagt er, was ich sage, sei sowieso logisch und das erleichtere mir einmal die Darstellung, aber die Hauptsache sei für mich einmal das freie, unmittelbare Wort. Das habe ich auch immer gespürt, aber ich habe mir selber nie getraut und weiß noch heute nicht, wie und wann anfangen. Blumhardt meinte auch, das komme dann mit Beginn der Tätigkeit. Ich muß eben noch lernen, das Gerede der Menschen durchaus gleichgültig anzusehen, hoffentlich gelingt es mir bald<sup>2</sup>. Jetzt ists genug; abends 10½ Uhr, sonst gibts nichts aus dem Schlaf.

Unsägliches von Deinem H.

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 10. 10. 1896.

<sup>2</sup> Ein Satz ist weggelassen.

---

Brief 71    An Professor Franz Overbeck, Basel  
Vinelz, 20. November 1897

---

Hochgeehrter Herr Professor!

Der Unterzeichnete ist so kühn, Sie um die Gewährung einer Bitte anzugehen, deren Erfüllung ihm sehr wichtig wäre. Bei der hiesigen Bibliothek ist es nämlich nicht möglich, Ihre berühmte Abhandlung über die Anfänge der patristischen Literatur zu erhalten, so dürfte ich Sie, hochgeehrter Herr Professor, nur vielleicht um die Freundlichkeit bitten, mir auf kurze Zeit zu leihen:

1. Theol. Literaturzeitung 1879 No. 20<sup>1</sup> und namentlich also:
2. Historische Zeitschrift N. F. Band XII, Seite 455–472<sup>2</sup>.

Ich hätte mich an die Bibliothek in Basel wenden können, aber weil solche Schriftstücke, wie die genannten, gewöhnlich schon vergeben sind, so bin ich, wie gesagt, so frei, Sie im gemeldeten Sinn zu bemühen.

Indem ich Sie bitte, meine Freiheit bestens entschuldigen zu wollen, bin ich

hochachtungsvollst

Ihr ergebener

H. Kutter, Pfr. lic. theol.

- 1 Mit einer Rezension von Overbeck zum 1879 erschienen Buch von Carl Merk: »Clemens Alexandrinus in seiner Abhängigkeit von der griechischen Philosophie«.
- 2 Mit einem Aufsatz von Overbeck: »Über die Anfänge der patristischen Literatur« (1882).

---

Brief 72     An Professor Franz Overbeck, Basel  
Vinelz, 26. November 1897

---

Hochgeehrter Herr Professor!

Indem ich Ihnen die mir freundlichst zugesandten Schriften<sup>1</sup> hiermit wieder zurücksende, drängt es mich, Ihnen, hochgeehrter Herr Professor, nicht nur für Ihre Freundlichkeit, sondern besonders auch für den Inhalt des Gebotenen meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen. Es wäre ja von meiner Seite überflüssig und anmaßend zu sagen, daß mit Ihrer Abhandlung über die Anfänge der patristischen Literatur der Auffassung dieses wissenschaftlichen Zweiges ganz neue Gesichtspunkte gezeigt wurden, – nachdem dieses von berufener Seite<sup>2</sup> schon geschehen ist. Ich wage es nur, Ihnen dieses Urteil auch für mich voll und ganz zu bestätigen, nachdem mir das Glück zuteil geworden, Ihre Arbeit, hochgeehrter Herr Professor, selber lesen zu dürfen. Ich glaube zuversichtlich, daß sie auch für meine Clemens-Studien<sup>3</sup> eine voranleuchtende Fackel werden wird.

Genehmigen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank und den Ausdruck meiner vollkommenen Hochschätzung.

Ihr ganz ergebener

H. Kutter, Pfarrer lic. theol.

1 Siehe Brief vom 20. 11. 1897.

2 Z. B. in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, Hrsg. Th. Brieger, Gotha, wo A. H. (wahrscheinlich Adolf v. Harnack) diese Abhandlung rezensierte (1883/1, 120–122): »Die Abhandlung Overbecks (. . .) bringt mehr, als ihr Titel angibt. Sie enthält Prolegomena zu jeder künftigen altchristlichen Literaturgeschichte und sie stellt die entscheidenden Gesichtspunkte fest, unter welchen die kirchliche Schriftstellerei der beiden ersten Jahrhunderte zu betrachten ist – beides in solcher Meisterschaft und so siegreichen Ausführungen, daß an keinem wichtigen Punkt ein Widerspruch Aussicht auf Erfolg haben kann« (120 f).

3 Siehe Brief vom 25. 10. 1891/2.

---

Brief 73     An Professor Franz Overbeck, Basel  
Vinelz, 17. Oktober 1898

---

Hochgeehrter Herr Professor!

Mit herzlichstem Dank sende ich Ihnen Ihre Bücher<sup>1</sup> zurück. Leider konnte ich vermöge meiner Berufung nach Zürich<sup>2</sup> keinen ausgiebigen Gebrauch von ihnen machen, da ich ganz aus der wissenschaftlichen Bahn geworfen bin. Später hoffe ich aber doch die gewonnenen Notizen zu verwerten<sup>3</sup>.

In ehrerbietigster Hochschätzung grüßt Sie  
Ihr ganz ergebener

H. K.

<sup>1</sup> Um welche Bücher es sich handelte, ist nicht mehr auszumachen.

<sup>2</sup> Die Berufung an die Neumünstergemeinde in Zürich, wo Kutter bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1926 wirkte, erfolgte am 25. 9. 1898.

<sup>3</sup> Es scheint, daß Kutter sich in Zürich neben seinem Pfarramt nicht mehr intensiv mit patristischen Problemen hat beschäftigen können. Immerhin hielt er als Neumünsterpfarrer einen Kapitelvortrag über »Das Christentum des Clemens von Alexandrien in seiner Bedeutung für die Entwicklung des christlichen Glaubens«. Abgedruckt in: Schweizerische theologische Zeitschrift, Zürich 1899, XVI, 129–156. – Die von seiner Frau erhaltene Kirchenväterausgabe von Migne (über 400 Bände) verkaufte er zugunsten einer Geige (nach Kutter jun., aaO. 15/8).



---

Brief 74     An Lydia Kutter-Rohner  
Adelboden<sup>1</sup>, Samstag, 12. August 1899

---

Mein liebes Lydeli!<sup>2</sup>

Hier oben geht alles seinen gewohnten Gang, die Menschen kramen ihre gewohnte blöde Welt aus, spreizen sich und dehnen sich, als wären sie dafür da, daß an ihnen die Berge sich erholen und nicht umgekehrt, ein armes Volk, aber ich liebe es doch, ich spüre, daß mein Christentum praktisch ist, merkwürdigerweise merke ich's erst unter solchen Weltmenschen, während ich bei Frommen der bockbeinigste Starrkopf bin, den es gibt. Was sagt wohl Gott dazu? Ich kann's aber nicht lassen. Alle die Elendigkeiten, die sie an sich tragen, sind auch mir ins Herz geschrieben, ich bin gerade so wie sie und kanns nicht lassen, mit ihnen freundlich zu tun. Dem Dr. Brun<sup>3</sup> habe ich einmal von der Leber weg meinen Glauben entwickelt, die Frau hatte die hellen Tränen in den Augen, – aber was hilft, wenn die große neue Welt nie wird und unterdessen der Schmutz der sichtbaren bis über die Knöchel reicht. Äußerlich geht's mir ordentlich – innerlich schaffe ich an dem Problem meines Pfarrertums, wie ein Alpdruck will mich oft der Gedanke an Zürich niederbeugen<sup>2</sup>.

1 Während eines Ferienaufenthaltes.

2 Die ersten beiden Abschnitte und der Schluß des Briefes mit persönlichen Mitteilungen sind weggelassen.

3 Carl Brun (1851–1923), seit 1883 Lehrer für Kunstgeschichte an der höheren Töchterschule in Zürich, wurde 1902 Professor der Kunstgeschichte in Zürich.

Geliebtes!<sup>2</sup>

Ich tu ordentlich meine Pflicht, bade, spaziere, faulenze, schweige, rauche! nicht viel! lese nur wenig etc., beobachte die Menschen und denke gar nichts – aber das wird mit der Zeit etwas mühsam – gar nichts. Der Mensch ist wie die Blume, er gedeiht nur an der gewohnten Scholle. So geht es mir hier. Ich bin nichts von dem, was ich zu Hause bin, ein trümmerhaftes Wrack, das die Laune einer Gehirnzuckung nach Helgoland geworfen hat. Nun liege ich hier und wundere mich alle Tage, daß ich da bin, während es die übrigen Leute ganz in Ordnung finden. Niemand wundert sich über mich, nur ich allein. Das ist etwas Spaßhaftes, sintemal gewöhnlich das Gegenteil der Fall ist. – Gestern war ich in der Predigt und hörte da eine tapfere Verherrlichung Jesu – auf der Kanzel – als gehörte das nur da hinauf. Unter derselben sind dann die Männlein gewöhnlich mäuschenstill davon und schauen krumm und dumm in die Welt wie alle andern auch. Das ist mir gestern wieder aufgefallen – die veraltete Sprache, wir haben keine Brücke, die von Jesus zur andern Welt hinüberführt, keinen Ausdruck. Denn geschickte, geistreiche Sätze sind doch nicht das Mittel dazu. Wer kein Prophet ist, sollte nicht von Gott reden. Wir wollen Gott haben und nicht Göttlis spielen auf der Kanzel, Buße tun, aber nicht büßeln etc. Um alles in der Welt nur ganz – ein ganzer Sünder – oder ein ganzer Gottesmensch, nur nicht dieses halbe Gebaren, das Gott auf der Zunge hat und im Herzen den Teufel. – – –  
Grüße an alle Dein

H.

1 Während eines sechswöchigen Kuraufenthaltes. Kutter litt, wie aus einem hier nicht veröffentlichten Brief an seine Frau hervorgeht, an Müdigkeit, Schwindelanfällen und Herzklopfen.

2 Der Anfang und der letzte Abschnitt des Briefes sind weggelassen.

---

Brief 76     An Lydia Kutter-Rohner  
Helgoland, 18. August 1900

---

Mein Geliebtes!<sup>1</sup>

Ich freue mich, wenn der Hunger in der Gemeinde kommt, mein Weggang tut ganz gut, so kommen die Leute zu sich selber. Ist man zuviel bei ihnen, so gewöhnen sie sich zu stark daran. O Lydüll, *wann* kann ich endlich dieses schwere Amt in seiner Unnatur abschütteln? Ich glaube aber, gerade weils mich so ekelt, hält mich Gott fest. Er will auch einmal einen, der den Fluch des Amtes trägt.

Unsagbar Dein H.

1 Von diesem Brief ist nur ein Abschnitt abgedruckt.

---

Brief 77     An Lydia Kutter-Rohner  
Helgoland, 19. August 1900

---

Geliebtes!

Ich weiß wohl, Du hättest am liebsten, wenn ich Dir immer haarklein alle meine täglichen Erlebnisse erzählte, so könntest Du Dir ein Bild meines Lebens zurechtlegen – für die inneren Fragen, ach für die ist es dann zu Hause noch Zeit genug! Aber ich komme eben nicht los von

ihnen. Setze ich mich ins Gewühl der Menschen, sofort sind sie da, gebieterisch lauter dunkle Rätsel, Quälgeister und zwar umso ärger, je heller das Lachen der genießenden Menschen an mein Ohr schlägt. Will ich am schäumenden Meeresstrande meine Seele einwiegen, siehe da, so bringt mir Welle um Welle ein donnerndes Echo meiner Fragen. Nur wenn ich auf den Wellen schaukele und das gierige Element zürnend sich heranwälzt, wird's für Augenblicke still. Diese ganze Welt um mich herum greift mich deshalb so an, weil ich hierbei den einfachen Entwicklungsgang meines Lebens – noch gar nicht überwunden habe. Ich bin immer nur neben ihr hergegangen mit jener wohlfeilen Geringschätzung, die der Pietismus seinen Anhängern einzuprägen versteht, nun da ich mitten durch sie hindurchwandle, kommt's mir oft vor, als sei ich mit all meinem Streben der Vogelscheuche ähnlich, die grauenhaft leblos mit ihren unwahren Bewegungen im Winde das fröhliche Leben der lustigen Vögel verscheuchen will. Ich kann jene fromme Verleugnung nicht übers Herz bringen und zerarbeite mich, die beiden Gebiete Welt und Gott auf dem Boden des Lebens zu vereinigen. Vielleicht ist aber diese Aufgabe unmöglich, ich weiß es in meiner anerzogenen Ehrbarkeit nicht, ich wüßte es besser, wenn ich selbst zuerst ein wahrer Mensch gewesen, der die Welt gekostet. Und doch darf ich das letztere nicht mehr tun, es wäre in meinem Falle nicht naiv, sondern eher wie ein gefährliches Experiment. Eine wahre Gottesliebe gehört dazu, die Welt an sich vorbei rauschen zu lassen, sie zu verstehen und doch unberührt von ihr zu bleiben. Ich habe diese Liebe nicht, ich vermag die Welt nicht zu bändigen, ich bin noch mitten im Kampf. Und da soll ich immer gegen das Böse und für das Gute kämpfen, ohne den schmerzlichen Stachel des ersteren empfunden zu haben. Bin ich nicht zu sehr Mensch, um dieser Pharisäeraufgabe nicht gewachsen zu sein? Laß mich los und ausschäumen, und mische keinen Verstand hinein. Alle Deine so echt zurechtgemachten Pläne der Heimkehr zielen doch nur im Versteckten auf eines: daß ich am Bettage wieder zu predigen habe. So ganz unvermerkt, ziehst Du mich in meine Ketten zurück – aber laß mich machen, was geht mich die ganze Welt an, wenn ich leidend mit mir selbst zu tun habe! – Nach Boll gehe ich nicht. Blumhardts Art gegen mich ist so demütigend – unbewußt für ihn, – daß ich mich ihm nie erschließen werde. Er nimmt mich immer von der starken Seite – aber ich möchte einmal einen, der die Tragik meiner Schwäche verstünde. Es ist mir selbst alles klar – aber es ist oft in meinem Innern,

als wollte ich nicht. O, ihr Moralprediger, was seid ihr für armselige Lügner!<sup>1</sup>

Herzlich grüßend und ganz Dein

H.

1 Ein Satz ist weggelassen.

---

Brief 78     An Lydia Kutter-Rohner  
Bad Boll, 22. Oktober 1901

---

Mein Geliebtes!

Daß wir in gemeinsamer Arbeit stehen, war mir auf den ersten Blick klar: entschieden in einem und demselben festen Willen für Gott. Ich will mich also um all das dumme Geschwätz in Zürich<sup>1</sup> nicht kümmern. Mißverständnisse müssen jetzt noch mitunterlaufen, der Widerspruch und das Befremden der Menschen ist nicht zu vermeiden. – Wer nicht mitschafft, kann's nicht verstehn. Wir machen aber fort, und groß muß es werden, das fühle ich, wenns mir heiß durch die Seele strömt, so daß ich keine Worte finden kann. Die dummen Gänse meinen immer, man müsse um Blumhardt herumsitzen und schwatzen – aber ich mag nicht, es ist schade um unser Kleinod, wenn wir meinen, damit herausrücken zu müssen. In Zürich will ich dann wieder reden – gebe es, was es wolle.

Nach einer recht schönen und immer ermüdender werdenden Fahrt sind wir wohlbehalten hier angelangt und trafen Jgfr. Weber<sup>2</sup> an! die sich, scheint ganz in der Stille, vorausgeschlichen hat. Auch Pfr. Ryhiners<sup>3</sup> sind da, was mir sehr lieb ist, Fr. Ernst, der Fr. Sulzer<sup>4</sup> ihre Mutter – sonst ein Heer Frauen wie immer, die stickend und häkelnd



an Blumhardts Lippen hängen und immer weniger gescheit werden. Ach was! So etwas ist doch nicht für ein solches Publikum. – Sehr interessant erzählte er<sup>1</sup> uns heute von seinen Erlebnissen am Sozialistentag in Lübeck<sup>6</sup>, hingenommen wie er war von all den großen Persönlichkeiten, die ihm da begegnet sind.

Ich bin gerne da, wenn auch getrennt von meinem Weibe, das mich so ohne weiteres ziehen ließ, als ginge das ganz von selber. Sie denkt nicht mehr dran, wie sehr ich sie lieb habe – aber sie kann die Liebe auch nicht hindern, die mir in den Adern unzerstörbar rollt. Grüße alle, in meiner zutäppischen Weise die Kleinen, und erstreck Deine Sorgfalt auf's unvernünftige Vieh<sup>7</sup>, das ich so gern habe.

Immerdar Dein

H.

- 1 Geschwätzgegenstand waren vielleicht Spannungen zwischen Kutter und Blumhardt (dazu siehe Brief vom 5. 8. 1891/13), die Kutter hier dementiert (»daß wir in gemeinsamer Arbeit stehen«); aber im unveröffentlichten Brief vom 19. 4. 1903 sagt er: »Nach Boll kann ich nicht gehen, weil ich nicht sicher bin, wie's abläuft. Auch soll man in Zürich keinen Anlaß haben zum Reden.« Solches Gerede mußte für ihn um so schädlicher sein, als er sich ja gerade von Blumhardt beeinflusst in Zürich stark exponierte (siehe Brief vom 12. 12. 1902/4). »Sie müssen« brachte dann in Zürich einen Eclat (siehe Brief vom 22. 12. 1903/4 und vom 17. 2. 1904/2) und wahrscheinlich auch Distanz zu Blumhardt.
- 2 Elise Weber aus Zürich, eine alte, treue Boller Freundin.
- 3 Wilhelm Ryhiner (1866–1944) vertrat 1890 Zündel (siehe Brief vom 1. 3. 1892/4) am Ev. Vereinshaus in Winterthur, bis zur Pensionierung dann Pfarrer an der Stadtkirche ebenda. Wie Kutter lernte er Boll durch Zündel kennen und blieb Blumhardt freundschaftlich verbunden.
- 4 Frau Sulzer war eine Nachbarin von Kutter an der Mittelstraße in Zürich.
- 5 = Blumhardt.
- 6 Am Parteitag in Lübeck (1901) ging es neben der Auseinandersetzung mit dem Revisionismus Bernsteins auch um die Frage der Budgetzustimmung; die württembergische Landtagsfraktion hatte gegen die Parteirichtlinie dem Landesbudget zugestimmt. Die württembergische Fünferdelegation, der auch Blumhardt angehörte, versuchte ihren Beschluß gegenüber Bebel zu verteidigen.
- 7 Die Kinder.

---

Brief 79     An Otto von Greyerz  
Zürich, 12. Dezember 1902

---

Lieber Freund!<sup>1</sup>

Es ist ungemein zum Herzen sprechend, ungetrübte, alte Stimmen wieder zu vernehmen, die beweisen, daß alles, was die geschäftige Zeit zwischen zwei Menschenherzen hineingewoben, lauter Flitter und Einbildung ist und daß bleibt und festhält das Menschliche allein.

So ist es mir mit Dir ergangen – ich habe daran ja keinen Augenblick gezweifelt. Ganz gewiß nicht aus verpflichtend wollender Noblesse, sondern ganz einfach aus dem unmittelbaren Gefühl, daß Du mich verstehen werdest, habe ich Dir meine Zeilen zugesandt. Und daß ich nun so freundlich aufgenommen worden bin und Du der alte nicht nur bist, sondern zu sein und bleiben zu wollen ausdrücklich erklärst, das ist mir größerer Lohn als alles andere.

Über den näheren Inhalt des Buches<sup>2</sup> reden wir einmal des intimen zusammen. Ich freue mich schon auf Deine mir immer so wertvollen Äußerungen. Du kannst nicht mit allem einverstanden sein – umso fruchtbringender wird unsere Diskussion werden. Ich will mich bestreben, Dich das nächste Mal, wenn ich in Bern sein werde, zu einem Plauderstündchen aufzusuchen, was ich mir übrigens schon lange vorgenommen, aber διὰ τὴν ἀσθενεῖαν τῆς σαρκός<sup>3</sup> bis jetzt nicht zur Ausführung gebracht habe. Nimmt mich Wunder, was »man« zu der Sache des Unmittelbaren sagen wird. Die Frommen werden sie mit Stillschweigen unschädlich zu machen suchen – das verstehen sie meisterlich. Eine wahre »Herzensnot« ist für sie, wie letzthin einer offen bekannte, meine zürcherische Wirksamkeit<sup>4</sup>. Ich stehe ganz allein da – doch nein, solche Stimmen, wie sie in Deinem Brief laut geworden, entschädigen völlig für jede etwa aufkeimende Sorge.

Herzliche Grüße, auch an Deine mir noch unbekannte geehrte Frau, von Deinem in alten Treuen verbundenen

H. Kutter

- 1 Otto von Greyerz war damals Deutschlehrer am städtischen Gymnasium in Bern (bis 1907). Kutter hat ihm nach langem Schweigen im Dezember 1902 sein Buch »Das Unmittelbare« zugesandt, worüber sich von Greyerz in einem kurzen Brief vom 10. 12. 1902 (den wir hier nicht abdrucken) bedankt und dabei seine grundsätzliche Übereinstimmung mit Kutter zum Ausdruck bringt: »Ich bin darauf vorbereitet, mich in Deiner Entgegensetzung von Unmittelbarem und Ideellem auf Deine Seite zu stellen – doch muß ich mir Zeit nehmen, Dich gründlich zu lesen.«
- 2 »Das Unmittelbare, eine Menschheitsfrage«, 1. Aufl. G. Reimer, Berlin 1902; 2. Aufl. Diederichs, Jena 1911; 3. Aufl. Kober, Basel 1921.
- 3 »Wegen der Schwachheit des Fleisches«, Röm 6,19.
- 4 Kutter kam 1898 als Nachfolger des positiven, der sozialen Frage nicht verschlossenen (Mitbegründer der Epileptischen Anstalt Zürich) Adolf Ritter ans Neumünster. Aber diesem war die Rettung der Einzelseele der Weltverbesserung doch eindeutig vorgeordnet (siehe in seinem pseudonym [Jeremias Burligiger] veröffentlichten »Sebastian Gäuggeli«, 112, dazu: Brief vom 23. 12. 1904). Die sozialdemokratischen Bemühungen hielt er für sinnloses Flickwerk (aaO. 114).  
Blumhardts Einfluß auf Kutter (siehe Brief vom 19. 12. 1891/1) wies gerade in die entgegengesetzte Richtung, sicher zum Schrecken der »Frommen« und Reichen in der Neumünstergemeinde. Seit 1902 lag Kutter auch mit der Kirchenpflege im Streit: Er wollte – angesichts der vielen Scheidungen – nicht einfach »weiterhin unbesehen« trauen (Kutter jun., aaO. 31). Seine Predigten wurden immer mehr zu »wahren Schlachtfeldern« (Brief vom 16. 4. 1903). Den Eclat brachte dann »Sie müssen«.

---

Brief 80    An Lydia Kutter-Rohner  
                  St. Antoni<sup>1</sup>, 16. April 1903

---

Mein Geliebtes!

Soeben habe ich Mama und Marie<sup>2</sup> aus meinem »Unmittelbaren« den Abschnitt über das Böse<sup>3</sup> vorgelesen, vordemonstriert, vorgestikuliert, sie habens sehr genossen und bewegt – und nun komme ich zu Dir, meiner geliebten persönlichen Unmittelbarkeit, an welcher ich ein gutes Stück des Buches ausstudiert habe. Was soll ich Dir sagen –

wo anfangen, gib mir einen Anfang, und dann finde ich das Ende nicht, laß meine drängenden, quälenden Triebe los, so branden sie wie das wilde Meer hin und her. Ich habe das Gefühl, daß das Beste noch kommt, daß alles bisherige allein ein nur mehr oder weniger glückliches Stammeln gewesen, daß noch ganz anders geredet werden muß. Und das treibt mich eben den ganzen Tag um, in der Fremde noch mehr als zu Hause. Ich merke gerade hier in St. Antoni, daß ich gar nicht mehr so leicht predigen kann wie früher; in Zürich sind meine Predigten zu wahren Schlachtfeldern geworden, und wenn ich dann in der idyllischen Ruhe eines Landpfarrhauses einkehre, so merke ich erst, wie müde von der Schlacht ich bin und wie wenig ich Lust habe, bloße Scheinschlachten in stellvertretenden Predigten zu schlagen. So habe ich mich hier nicht dazu angeboten – wenn Albert<sup>4</sup> darauf drängte, so würde ich's ja nicht tun<sup>5</sup>.

Ich bleibe wahrscheinlich über den Sonntag und dann vielleicht über Zürich (d. h. über mein geliebtes Lydill) nach Tübingen<sup>6</sup>, wenn nicht Basel (Prof. Wernle)<sup>7</sup> vernünftiger ist. – Geliebtes Weib! Pflege Dich, sei vernünftig, äußerst brav und liebend, denn geliebt, das bist Du so innig von einem, der dies jetzt nur in schwarzen Klexen sagen kann, wie nur je ein Weib es gewesen.

Herzlichstes meinen kleinen Würmern, von dem sich häutenden an bis zur Meie<sup>8</sup>. Grüße die »Herren«<sup>9</sup> und küsse Dich selbst von mir.

1 Kutter verbrachte einige Tage bei der Familie seiner Schwester Hanna Wenger-Kutter (1865–1950) in der freiburgischen Gemeinde St. Antoni.

2 Siehe Brief vom 21. 8. 1891/6.

3 »Das Unmittelbare«, 1. Abschnitt von Teil II: Das Böse, a) der landläufige Gegensatz zu Gut und Böse, b) der Ursprung und das Wesen des Bösen (72–87).

4 Kutters Schwager Albert Wenger-Kutter (1865–1931), Pfarrer in St. Antoni bis Herbst 1903, danach Pfarrer in Köniz (1903–1910) und an der Johannesgemeinde in Bern (1910–1930).

5 Der Mittelteil des Briefes mit familiären Mitteilungen ist weggelassen.

6 Wahrscheinlich zu einem »Erholungsbesuch«, aber ohne Abstecher nach Bad Boll (siehe Brief vom 22. 10. 1901/1).

7 Paul Wernle siehe Brief vom 22. 9. 1905/7.

8 Hermann (zehnjährig), Verena (neunjährig), Heinrich (siebenjährig) und Gertrud, genannt »Meieli« (zweijährig).

9 Gemeint sind vermutlich die Herren der Kirchenpflege Neumünster (siehe vorhergehenden Brief, Anmerkung 4).

Sehr geehrte Frau!

Verzeihen Sie, wenn ich nicht soviel zum Schreiben komme, wie ich möchte und namentlich Ihnen gegenüber unbedingt sollte, da Sie so freundlich uns in Ihre Freundschaft eingeschlossen haben. Mir ist es eine große Freude zu wissen, daß es da und dort Herzen gibt, die mit dem meinen der großen Sache entgegenschlagen, deren Anbruch wir immer deutlicher erkennen dürfen. Ja, es gibt eine andere Welt, aber die Schatten, die uns heute noch drücken, sind nicht wirklich; es geht nichts an unserem Leben verloren, wie unnütz und rissig es uns wohl etwa vorkommen mag. Dieses Bewußtsein muß uns vorerst genug sein; wir hätten die Fähigkeit noch nicht, mehr Licht zu ertragen. Erst muß sich das Dasein der Neuen Welt ganz in uns einleben und heimisch machen – dann kommen die Aufgaben für sie. Erst müssen wir in der Neuen Welt empfinden und denken lernen, bevor wir für sie eintreten dürfen. Ich in meiner Stellung kann auch nichts anderes tun, als von der Neuen Welt predigen, bis sie in den Herzen keimt – das Wann dieses Keimens ganz und gar Gott überlassend. – Alles *glauben*, alles *dulden*, alles *hoffen* – das war der Gedanke der letzten Auffahrtspredigt<sup>1</sup>. Glauben an die himmlische Welt, seitdem Christus sie uns aufgeschlossen, glauben schon in der Gegenwart. Daraus folgt, daß wir schon jetzt das Böse nicht mehr sehen, nicht mehr sehen dürfen. Hinter all den Verwirrungen in Menschen und Verhältnissen ist ausgebreitet eine ganz andere Welt, und wir sind Zeugen derselben. Wir halten uns an diesen Verwirrungen gar nicht mehr auf – sie sind für uns nicht da – wir haben nur noch dafür Augen, daß sich licht und lichter die Sonne des lebendigen Gottes über die Menschen ausbreitet – und so sehen wir sie alle an. Das ist der Glaube, der durch seine Arbeit der verborgenen Welt in den Herzen der verlorenen Gotteskinder wieder ans Tageslicht verhilft. – Alles dulden, Schmerzen, Torheiten, irdisches und seelisches Weh, Krankheit und Wirrsal aller Art,



weil wir wissen, daß all das nur äußerlich auf uns liegt und wir hier gar nicht zu Hause sind. Lebt die andere Welt in uns, dann darf es uns gar nicht schwerfallen, nichts zu sein, weil wir da überhaupt nichts mehr sein *wollen*, wo wir doch nicht unser wirkliches Leben leben. –

Und alles hoffen! Das ist ja klar: Ist die neue Welt eine wirkliche, nicht bloß eine ideale, geträumte oder klug ausgedachte, dann muß sie auch ins Dasein treten, sichtbar werden. Darum hoffen wir alles. Verklärung an Leib und Seele, Verschlungenwerden des Irdischen durch das Ewige. Nichts ist uns zu kühn, nichts so verwegen, keine Neuerung so stark, daß wir nicht noch viel mehr wollten und verlangten, als was sie ausspricht.

Der Sozialismus ist im Lichte dieser Hoffnung nur ein bescheidenes Pflänzchen, aber wir erkennen in ihm freudig das erste Aufleuchten Gottes in den Herzen noch irrender, aber doch Gott entgegengehender Menschen<sup>1</sup>. Er schafft und beugt alles in uns und um uns dem einen großen Ziele entgegen – alle Erscheinungen sehen wir im Strahl unserer das Ganze umfassenden Hoffnung. Ist das Leben nicht schön und lebenswert in dieser Weise? Machen können wir ja nur das Bescheidenste – aber schon nur das alles in uns bewegen – ist's nicht eine helle Freude?

Damit nehme ich für dieses Mal wieder von Ihnen Abschied, von Herzen stete Besserung wünschend.

Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Ihre geehrte Mama bin ich Ihr treu verbundener

H. Kutter Pfr.

<sup>1</sup> Die Predigt ist nicht erhalten.

<sup>2</sup> Der Brief stammt aus der Zeit, da »Sie müssen« gedruckt wurde. Er kann als zusammenfassender Hinweis auf die Grundgedanken dieses Buches gelten, wobei die theologische Motivierung Kutters besonders deutlich hervortritt. Die Bedeutung des Sozialismus wird zwar auch hier festgestellt, aber der umfassenden Gottes-Hoffnung als bloßes Teilmoment eingliedert, während er in »Sie müssen« als selbständiger und starker Träger der Hoffnung in Erscheinung tritt.

Geehrte und liebe Frau Bavier!

Endlich erhalten Sie mein Büchlein<sup>1</sup>, dessen Erscheinen fast nicht mehr möglich geworden. Nun ist's draußen. Ich bin nur froh, daß ich dieses Bekenntnis vom Herzen los habe, es hat lange genug in demselben herumrumort. Ich fühle immer mehr, daß ich in einem der Entscheidung entgegendrängenden Kampf mit der frommen und offiziellen Gesellschaft liege, aber auch das andere, daß dieser Kampf unvermeidlich ist, wenn für Gott was herauskommen soll. Ach, meine lieben Frauen! Wenn sie, die Kirchenmänner, wüßten, daß meine Worte in ihrer eigenen Werkstatt geschmiedet worden sind, daß derselbe Geist, dessen Walten ich ihnen durchaus nicht abspreche, aus uns beiden redet, dort versteckt, heimlich hinter den Wänden, hier offen vor jedermann. Aber sie wissen es nicht, weil sie nicht aus ihrer Ruhe aufgeschreckt sein möchten – und doch ist es nur eine Grabesruhe, aus welcher sie das Wort des Lebens aufwecken möchte. Ich bin sehr getrost und voller Zuversicht, der, der mich nach Zürich berufen hat, verläßt mich nicht und wenn auch Trübsal kommt – »Ich rühme mich der Trübsale«<sup>2</sup>.

Wie gern würden wir dann und wann zu Ihnen kommen und Ihrer Geistesgemeinschaft uns freuen. Das Büchlein soll Ihnen zunächst alles sagen, was mich bewegt. Nachher kommen auch wieder die Tage, da wir uns persönlich wieder begrüßen dürfen.

Wir sind so froh, daß es Ihnen wieder ordentlich geht und wünschen aus innerstem Herzen guten Ausgang.

Die herzlichsten Grüße an Frau Rittmeyer<sup>3</sup>, die wir sehr lieb gewonnen haben.

Und nun segne Sie unser gemeinschaftlicher Vater im Himmel und gebe ihnen wie uns allen immer mehr zu spüren aus seiner Lebensfülle.

Ihre herzlich verbundenen

H. u. L. Kutter

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 21. 12. 1903/3.

<sup>2</sup> Röm 5,3.

<sup>3</sup> Mutter der Adressatin.

---

Brief 83      Von Leonhard Ragaz<sup>1</sup>  
Basel, 21. Dezember 1903

---

Geehrter Herr!

Das, was ich seinerzeit nach der Lektüre Ihres »Unmittelbaren«<sup>2</sup> tun wollte, aber leider nicht ausführte, muß ich nun tun: Ihnen herzlich danken für Ihre neueste Tat, Ihre flammende Adventspredigt an die christliche Gesellschaft<sup>3</sup>. Man bekommt heutzutage so wenig mehr von Mannesmut, von tapferem Wagen zu sehen, daß man vor einem solchen Erscheinen prophetischen Geistes wie vor einem Wunder steht. Ich teile nicht gerade alle Ihre einzelnen Gedanken, aber Ihre Stimmung. Nur daß ich nicht eine so geschlossene Natur bin und meine Seele solcher Flammen nicht fähig ist. Daß ich indes den Mut habe, auch zu böser Zeit und am ungünstigen Orte die Wahrheit zu sagen, mag Ihnen die beigelegte Predigt<sup>4</sup> zeigen, die ich letzten Frühling am Sonntag nach Beendigung des hiesigen Maurerstreikes gehalten habe. Sie mag Ihnen zu vorsichtig erscheinen, doch kam es mir darauf an, das Mindestmaß festzustellen, das man von jedem, der sich einen »Christen« nennt, in sozialen Dingen fordern kann. Meine selbsteigene Überzeugung habe ich auch sonst noch ausgesprochen und gedenke, es künftig zu tun.

In einem Punkte namentlich weiche ich von Ihnen ab. Nach allem, was ich im vieljährigen Verkehr mit den Arbeitern erfahren habe, bin ich doch eher geneigt, die Sozialdemokratie mehr als »Geißel Gottes« zu betrachten, denn als direkte Trägerin seiner Gedanken<sup>5</sup>. Sie ist jetzt

für ihn, was Assyrier und Babylonier für Israel waren. Doch ändert das nichts an meiner prinzipiellen Auffassung vom Wesen der sozialen Bewegung und den Pflichten einer »christlichen« Gesellschaft. Auch muß ich mir immer wieder sagen, daß trotz aller seiner Rohheit, ja vielleicht gerade infolge derselben, das arbeitende Volk allein die Frische der Seele hat, um das Neue zu erfassen, das Gott heraufführen will.

Gott sei mit Ihnen und gebe Ihnen in den Kämpfen, die Ihnen erwachsen werden, ein freudiges Herz. Die Scheiterhaufen, die heutzutage errichtet werden, brennen heißer als die einstigen. Seien Sie überzeugt, daß Sie doch eine nicht kleine Zahl von Genossen haben.

Herzlichen Gruß und Zuruf entbietet Ihnen

L. Ragaz, Pfarrer am Münster zu Basel.

- 1 Dieser Brief ist schon veröffentlicht in: Leonhard Ragaz in seinen Briefen I, 203 f. Hrsg. C. Ragaz, M. Mattmüller und A. Rich, Zürich 1966.
- 2 Das Unmittelbare. Eine Menschheitsfrage, Berlin 1902.
- 3 »Sie müssen« hat den Untertitel »Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft«. Das Buch erschien eben Anfang Dezember 1903 und trägt das Erscheinungsjahr 1904.
- 4 Predigt über Mt 22,24–40, gehalten am Tag des Abbruchs des Basler Maurerstreiks vom Sonntag, 18. 4. 1903, im Basler Münster; publiziert im Schweizerischen Protestantenblatt 1903, Nr. 17, 129 ff unter dem Titel »Ein Wort über Christentum und soziale Bewegung«.
- 5 Diese Beurteilung der Sozialdemokratie (als »Geißel Gottes«) im Unterschied zum »Wesen der sozialen Bewegung« wiederholt Ragaz in seiner beinahe zwei Jahre später erscheinenden Buchbesprechung »Noch einmal die zwei Bücher« (dazu siehe Brief vom 22. 9. 1905/2). – Für Kutter ist die Sozialdemokratie »Trägerin der Gedanken Gottes« allerdings auch nur als »Bewegung«, als »dahinbrausende Geistesmacht«, als revolutionäre Erneuerung des inneren und äußeren Lebens – jedoch nicht als Partei, als Organisation der Arbeiterklasse und erst recht nicht als Vertreterin einer ökonomischen Theorie (siehe Brief vom 4. 1. 1904/4). Im Unterschied zu Ragaz beurteilt er die parteipolitischen Aktionen der Sozialdemokratie und den Klassenkampf nicht als Gericht Gottes, sondern eher als historische Begleiterscheinungen dieser eschatologischen Bewegung.

Geehrter Herr Pfarrer!

Herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief<sup>1</sup>, der mir zu meiner großen Freude zeigt, daß ich nicht allein stehe im Lager der Kirche. Es galt eine alte Schuld derselben gegen die Sozialdemokratie abzutragen. Das habe ich nun getan<sup>2</sup>. Natürlich ist mir die irdische Form der Sozialdemokratie durchaus nicht maßgebend, ich wollte der Überzeugung Ausdruck geben, daß sie in Gottes Werkstatt arbeitet, des Gottes, der durch die Geschichte hindurch immer mehr der Vollendung seines Reiches entgegendrängt. Ich stelle mich durchaus auf den Boden Ihrer ausgezeichneten Predigt<sup>3</sup>, wenn ich schon scharf und entschieden die äußersten Konsequenzen unserer Auffassung der sozialen Frage herausgestellt habe. Das mußte ich tun. Anders läßt sich die Kirche nicht stören in ihrem Schlafe. Die Gegensätze an den äußersten Endpunkten müssen zur Sprache kommen, bevor man – und das ist mein eigentliches Ziel – sich auf das gemeinschaftlich Göttliche besinnen kann. Denn nur darum rede ich so zu meiner Kirche, die ich liebe, weil ich hinter all ihren Schlacken das Gold ihres göttlichen Evangeliums hervorlocken möchte.

Ich bin gerüstet auf den Sturm, der etwa ausbrechen mag<sup>4</sup>. Die Wahrheit gesagt zu haben, ist immer voller Ersatz und tausendmal mehr für alle Unbill. Und dabei ist mir Ihre Bundesgenossenschaft sehr wertvoll und willkommen. Es ist eine Lust zu leben.

Und damit drücke ich Ihnen im Geiste warm die Hand und grüße Sie hochachtungsvoll als Ihr ergebener

H. Kutter Pfr.

1 Siehe Brief vom 21. 12. 1903.

2 Kutter verteidigt in »Sie müssen« die Sozialdemokraten gegen die Vorwürfe ihrer Gegner (Atheismus, Untergraben der christlichen Wahrheit, Bejahung der Revolution, Verneinung der Sünde, Materialismus, Unmo-



ral, Vaterlandslosigkeit): »Eine Bewegung, die so sehr den Stempel des lebendigen Gottes an sich trägt, die so ernst macht mit den Forderungen seines Wortes, die sich als Gegnerin seines einzigen Feindes, des Mammons, erklärt, wird von den Trägern des christlichen Glaubens gottlos genannt?« (aaO. 6).

3 Siehe Brief vom 21. 12. 1903/4.

4 »Das Buch erregte ein heftiges Echo im in- wie ausländischen Blätterwald« (Kutter jun., aaO. 30). Die Zürcher »Positiven« kündeten Kutter ihr Vertrauen auf und wollten seine Bestätigungswahl im März 1904 hintertreiben, was aber mißlang. Auf seiner Seite stand neben den Sozialdemokraten einzig Leonhard Ragaz. Darüber war Kutter sehr erfreut. Später vergrößerte sich die Kampfgenossenschaft: Tischhauser (vgl. Brief vom 17. 7. 1905), Bader (siehe Brief vom 7. 8. 1913/6), Schädelin (siehe Brief vom 13. 9. 1927/7) und Stückelberger, Tischhausers Schwager (siehe Brief vom 20. 12. 1906/4), traten hinzu (siehe Kutter jun., aaO. 42 f und Brief vom 11. 4. 1907/1).

---

Brief 85      Von Otto von Greyerz  
Bern, Schöngrün, den 31. Dezember 1903

---

Mein lieber Kutter!

Du hattest Dir's wahrscheinlich anders gedacht, als Du mir Dein Buch »Sie müssen« schicktest und schenktest. Und Du hattest ein Recht, es anders von mir zu erwarten. Nach dem tiefen Eindruck, den Dein »Unmittelbares« auf mich gemacht hatte<sup>1</sup>, durftest Du Dir einen raschen freudigen Zuruf und Sonderdank von mir versprechen. Statt dessen blieb ich stumm.

Hoffentlich hast Du nichts weiter dahinter gesucht. Die Sache ist einfach die: Dein Buch traf in einer Zeit von Arbeitsüberhäufung ein, wo ich um meinen Schlaf, den ich nicht entbehren kann, in Sorge war. Den ersten Abend, als ich der Versuchung nicht widerstehen konnte,

packte mich die Lektüre so, daß ich bis in die Nacht las. Denn ich lese dergleichen ziemlich langsam und kann mich nicht enthalten, das, was mich besonders packt, meiner Frau vorzulesen.

Das ging dann nicht weiter. Bis zu den Weihnachtsferien dauerte die Arbeitshetze fort; heute erst konnte ich in Frieden zu Ende lesen. Um das alte Jahr nicht ohne Dankeszeichen ausgehen zu lassen, schicke ich Dir die Nummer der »Assiette au beurre« mit der Satire » Rédemption«; die Bilder sollten Dir sagen, in welchen Gedankenbahnen ich innerlich lebe<sup>2</sup>.

Und nun, – was gäbe ich nicht darum, diesen Abend mit Dir zusammenzusitzen und so ins neue Jahr hinüberzugehn – statt in dieser schwerfälligen, ungenügenden Zeichensprache ohne Ton und Blick zu stottern. So oder so, mit *Dir* gehe ich diesmal doch ins neue Jahr hinüber, fast dünkt es mich in einen neuen Lebensabschnitt. Ich bin vielmehr schon darin, seit ich in Deinem Buche gelesen habe. Vieles in der Welt sieht anders für mich aus; es sind mir Schuppen von den Augen gefallen; es sind mir dunkle Gedanken, Gefühle, Ahnungen, Strebungen klar geworden durch Dein Wort. Das ist zu stark erlebt, als daß ein Zweifel möglich wäre. Es ist kein Traum, es ist Wahrheit. Ich fühle es an der großen Befriedigung wie an der drängenden Unruhe in mir. Neues Leben. Und damit, hoffe ich, gibst Du Dich vorderhand zufrieden und erwartest nicht Zustimmung in allem. Ich fühle und weiß, daß ein mächtiger, brausender Strom durch Dein ganzes Werk geht und daß er mich erfaßt hat. Ich liebe solche Bücher über alles. Die Übereinstimmung liegt im verwandten Fühlen. Es gibt Bücher, die keinen Satz enthalten, dem wir nicht beipflichten müssen und die uns völlig gleichgültig lassen. Bei Dir ist's umgekehrt. Der Widerspruch, der Zweifel, der sich oft regt, kann der Gewalt der Überredung nichts anhaben. Wider Willen werden wir fortgerissen. Wir müssen. Es ist nicht Überredung, es ist Offenbarung. Es tut sich etwas auf in uns; eine Starrheit des Empfindens löst sich, und wir sehen uns selber, wie wir in der Tiefe sind. Das Verborgene, Unausgesprochene wagt sich hervor – mit heiligem Schauer begrüßen wir es, begrüßen wir uns selber, der da neu, geläutert, gefestigt auftaucht – und wir begreifen nicht, daß wir nicht immer so waren.

Es widersteht mir fast, auf einzelnes einzugehen, weil ich durch begriffliche Erörterung die Hauptwirkung, die Dein Buch auf mich gehabt hat, entstelle. Aber da ist eins vor allem, das muß ich, das kann ich sagen: Die Sünde existiert nur für den, der an sie glaubt. Das ist

über alles groß. Gewiß hätte ich längst auf den Gedanken kommen können, wenn ich wie Du die Reden des Paulus und anderer (S. 126, 127, 226) als psychologisch begründete ethische Wahrheiten aufgefaßt hätte und nicht als unbrauchbare Erlösungsmystik<sup>3</sup>. Nie hat mich ein Mensch, namentlich kein Pfarrer, darauf geführt. Am ehesten noch mein Kind, das 5-jährige Knäblein<sup>4</sup>, das Du gesehen hast. An ihm, den ich täglich im innigsten Zusammenleben beobachten konnte, ist mir die tiefere Bedeutung von »Wahrlich, so ihr nicht werdet wie diese«<sup>5</sup> – zuerst aufgegangen. An ihm konnte ich lernen, daß die Sünde (das Mißverhältnis, wie Du richtig sagst, zwischen Geist und Materie<sup>6</sup>) erst mit dem Gesetz beginnt. Aus ihm schöpfte ich den Gedanken, daß die Unschuld der natürliche Zustand des Menschen ist. Ich hätte aber weiter gehen können. Aber ob ich je so weit gehen werde wie Du und die Rückkehr zu diesem Zustand, das Abwerfen des Schuldbegriffs und damit Schuldgefühls und Schuldvorfühls (Furcht vor S.) als etwas unendlich Einfaches, was sich für den, »der in Gott lebt« von selbst verstehe, betrachten, weiß ich nicht. Ich zweifle sehr daran, und damit zweifle ich überhaupt an dem Kommen Deines irdisch-himmlichen Jerusalems, sei es nun durch die Sozialdemokratie oder was es wolle herbeizuführen. Aber was tut das? Wir dürfen das getrost denen überlassen, die Jahrtausende nach uns kommen und sehen werden. Das Ziel unseres Denkens und Strebens ist es doch: die Richtung hast Du klargemacht und diese ist das Wesentliche. Und Größeres hast Du geleistet: Du hast Deinen Mut, dieser Richtung zu folgen, auf andere übertragen, ihnen Vertrauen zu dem geschenkt, was sie im Grunde bewegt und leitet, und womit die Welt sich den Anschein gibt, nicht ernst machen zu müssen. Daß dieser Glaube die treibende Macht in der Sozialdemokratie ist, wenn auch von ihr selbst verkannt, das mag wohl sein; ich wünschte es, schon um der Freude willen, daß wieder einmal das, was Du den Geist Gottes nennst und wofür ich keinen schöneren Namen kenne, sich der thronenden Autorität des Zeitgeistes samt seinen angebeteten Heiligtümern entgegenwirft und zuschanden macht, was in Ehren glänzte, und zu Ehren erhebt, was in Schanden lag. Wie die Worte Christi da neu aufleuchten, es ist wunderbar. Als hätte man sie bisher nur im Munde geführt wie selbstverständliche Sprichwörter – während alle Philosophie, Schopenhauer und Nietzsche und tutti quanti vor ihnen zu Schemen verblasen. Ja, Mut gibst Du jedem, der Unpraktisches, das aber einmal sein muß, anstrebt, mit Deinem Hinweis, daß die höchsten Ziele zunächst im-

mer unpraktisch sind, sein müssen<sup>7</sup>. Bebel, als er neulich den faden Witzeleien Bülow's antworten mußte<sup>8</sup>, hätte diesen Gedanken mit Macht durchführen sollen. Ich gestehe: Der »Sieg«, den Bülow da lächelnd und unter allgemeinem Beifall davontrug – gerade der öffnete mir die Augen. Er kam für mich gerade im rechten Augenblick.

Und noch für eines danke ich Dir (unter vielem): Daß Du in dem Mammonsdiens't den Geist unserer heidnischen Kultur kennzeichnest. Auch hier werden die Worte Christi wieder zu ganz neuen Wahrheiten für mich. Ich habe sie nie so ernst genommen.

Wer nimmt sie überhaupt ernst? O, ich verstehe Deine harten Worte über die Kirche, die auch uns, auch mir als suchendem Jüngling hätte Brot geben können statt Steine. Welch ein Umweg liegt da hinter mir. Vierzigjährig – und erst wieder beim Anfang angelangt. Nun wir leben, gottlob, und wollen weiter leben, leben und Leben verkünden, wo wir können und Leben verbreiten.

Lebe denn wohl! Dein

O. v. Greyerz

1 Siehe Brief vom 12. 12. 1902.

2 Das Gedicht »Rédemption« (= Erlösung) erschien in: L'assiette au beur-re, Nr. 106, 12. 4. 1903, Paris, unter dem Pseudonym: Laurent Tailhade. Es enthält eine an die Propheten und Evangelien erinnernde harte Kritik an den Klerikern und den sie stützenden »ehrbaren Leuten«: Diese empfangen den nach 2000 Jahren plötzlich wiedererscheinenden Jesus, der nach den Früchten seines Werkes Ausschau halten will, heuchlerisch und wollen ihn in die Kathedrale führen. Da ertönt an Jesus die Stimme: »Kehr zurück zu den Aufständischen, zu den Leidenden, zu den Verdammten, Anarchist! Die Liebe sticht ihr Hirtenkleid. Komm und misch dich unter die Chöre der von neuem jung gewordenen Menschen.«

3 So interpretiert von Greyerz Kutter's Gedanken, daß das Neue Testament zwar nicht die »Tatsache«, wohl aber jegliche »Geltung« der Sünde für den erlösten Menschen leugne, wobei es Kutter aber nicht um »psychologisch begründete Wahrheiten« geht, sondern um die Kritik am Sündenverständnis der Kirche, welche die Sünde als unüberwindliches »Faktum« hinstelle und so das Böse in der Welt faktisch legitimiere (vgl. »Sie müssen«, 127 ff).

4 Walo von Greyerz, 1898–1976 (später Redakteur am »Bund«, der Berner »unabhängig liberalen Tageszeitung«, gegründet 1850).

5 Mt 18,3 par.

6 So etwa aaO. 174: »Sünde heißt die falsche Stellung des Geistes zur Materie.«

7 Vgl. »Sie müssen«, 36: »Wer das Unübersehbare, das Unbegrenzte will,



wessen Streben nicht an Schranken sich stößt, wer seine Ziele nicht in kluge Worte fassen kann – der allein hat ein wirkliches Wollen. Hinter einem solchen Wollen steht – der lebendige Gott« (s. auch 39, 42).

- 8 Von Greyerz meint hier die Auseinandersetzung von August Bebel (1840–1913), dem Exponenten der deutschen Sozialdemokratie, mit dem Reichskanzler Fürst von Bülow (1849–1929, Kanzler von 1900–1909) bei der Etatberatung des Reichstages vom 9.–16. 12. 1903. In dieser Auseinandersetzung, über die auch die schweizerische Tagespresse ausführlich berichtete, wies Bülow die Kritik Bebels an der deutschen Finanz-, Militär- und Sozialpolitik mit dem Vorwurf zurück, er (Bebel) und seine Partei seien zwar immer bereit, alles niederzureißen, könnten aber nie einen Organisationsplan ihres Zukunftsstaates und überhaupt keine positiven Leistungen vorweisen.

---

Brief 86     An Otto von Greyerz  
                 Zürich, 4. Januar 1904

---

Mein lieber Freund!

Was für ein Brief ist das, den Du mir als Antwort auf mein Büchlein zugesandt!<sup>1</sup> Wie freue ich mich, daß ich in Deiner Seele lesen darf und erkennen, Deine Ziele sind meine, Dein Glaube mein Glaube, so verschieden auch die Formulierung sein mag, die jeder von uns ihm gibt. – Es ist nicht das und das, was uns einigt, es ist das große Eine, daß es eine absolute Realität des Guten gibt, ein ewiges Leben desselben und daß vor dieser Realität alle Halbheiten und Gewöhnlichkeiten dieser Welt dahinfallen.

Seitdem mir Gott in dieser Weise klar geworden ist als innerlichstes Erlebnis, muß ich sozusagen mit neuen Zungen reden und zeugen von diesem unendlich Einfachen, welches die Christenheit unter einem Wust menschlicher Meinungen begraben. Unendlich einfach sage ich,



weil dieses Erlebnis der Wirklichkeit Gottes mit einem Schlage klargemacht hat, daß Glauben nicht Zustimmung zu einer Menge unverstandener und ungenießbarer Dogmen bedeutet, sondern den Mut und die Freudigkeit, die Geltung einer absoluten und lebendigen Liebeswelt, in deren Lichte alle Gegensätze des Verstandes und Herzens wie törichte Schatten dahinschwinden, zu vertreten, mögen tausend Dämonen spöttisch auflachen<sup>2</sup>.

Ein Narr sein, mein Geliebter, das ist etwas, dessen Größe mir in diesen Tagen, angeregt zum Teil durch Deine Sendung<sup>3</sup>, die mich sehr ergriffen, klar zu werden beginnt. Wir werden einsam, einsamer noch als bisher dastehen, aber durch die innere Welt, die uns dafür wird, mehr als entschädigt werden.

Ich habe nicht der Sozialdemokratie ein Kränzchen winden wollen, ihre Theorien lassen mich ganz unberührt<sup>4</sup>, nein, wer auf meinem Boden steht, muß in allem das Große und Göttliche sehen – und so gab es sich ganz von selbst, daß ich im Gegensatz zu meiner Kirche, auch in dieser Bewegung das Positive, lebendig Schaffende erkennen mußte. Wenn die neue Welt, von der ich rede, kommt und in welcher Gestalt, ist mir vor der ungeheuren Tatsache, daß sie existiert, ganz gleichgültig. Ich denke, je mehr Menschen an ihr die Staubrealität des Mammons abwerfen lernen, desto eher kommt sie. Das kann plötzlich geschehen oder kann noch lange währen. Plötzlich können die Leute das Reich Gottes in sich entdecken, wovon schon Christus gesprochen, entdecken, daß es nur von ihrer an Gott entzündeten Lebensenergie abhängt, wenn der Mammon stürzen soll, daß sie selbst das Böse gemacht und es deswegen auch wieder aufheben können, – wer will das leugnen? Ich kalkuliere nicht – ich glaube und lebe täglich in dieser wundervollen Wirklichkeit des Guten, das andere kommt von selbst. Wer glaubt, schafft.

Ich trage ein großes Verlangen, Dich wiederzusehen. Hoffentlich kann ich es bald möglich machen und werde Dir dann vorher berichten.

Mit herzlichem Gruß an Deine geehrte Frau Dein

H. Kutter.

<sup>1</sup> Siehe den vorangehenden Brief.

<sup>2</sup> Die in diesem Abschnitt verwandten Begriffe von Gott und Glauben erinnern stark an die »Erlebnistheologie« des Marburgers Wilhelm Herrmann (1846–1922). Ob Kutter Herrmann gelesen hat, ist unsicher. Jeden-

falls wird er im Brief vom 1. 9. 1891 neben Schleiermacher und Ritschl nicht genannt.

3 Siehe Brief vom 31. 12. 1903/2.

4 »Auf die wissenschaftlichen Theorien der Sozialdemokratie kommt es gar nicht an . . . , sondern die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Neugestaltung des Lebens überhaupt, das ist – gerade in seiner Unbestimmtheit – das große, göttlich getriebene Element ihres Schaffens« (»Sie müssen«, 37 f). Das Buch enthält freilich auch andere Aussagen, in denen Kutter auf die Theorie des Sozialismus eingeht und ihre Bedeutung würdigt.

---

Brief 87    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 30. Januar 1904

---

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Mein Verleger<sup>1</sup> klagt mir die Ohren voll, daß die Neue Zürcher Zeitung keine Rezension meines Büchleins bringe, so daß ich ihm versprochen habe, einen geeigneten Rezensenten ausfindig zu machen. Keller in Stein<sup>2</sup>, der schon viel in die Zürcher Zeitung geschrieben, lehnt ab und so weiß ich mir keinen anderen Rat, als an Sie zu gelangen. Sie würden mir damit eine große Freude machen, wohl auch eine so elende und unehrliche Kritik, wie sie Orelli im »Kirchenfreund« geliefert<sup>3</sup>, fernhalten, wie sehr sie auch – und darauf würde ich mich besonders freuen – Ihren abweichenden Standpunkt zur Geltung bringen würden.

Mit großem Interesse habe ich die Besprechung Ihres Vortrages über »Sie müssen« in den Basler Nachrichten<sup>4</sup> gelesen und ich danke Ihnen nochmals herzlich für Ihr warmes Einstehen für die Hauptsache.

In Bern gärt es scheint's auch gewaltig<sup>5</sup>. Wollte Gott, es würde zu seiner Ehre etwas Bleibendes geschafft.

In Erwartung Ihrer freundlichen Zusage

Ihr herzlichst ergebener

H. Kutter, Pfarrer.

- 1 Albert Müller; in seinem Verlag ist die erste Auflage von »Sie müssen« 1903 erschienen.
- 2 Adolf Keller (1872–1963), Pfarrer in Kairo, dann in Burg bei Stein a. Rh., weiter in Genf und seit 1909 in Zürich (St. Peter), 1928 Leiter des Sozialwissenschaftlichen Institutes des Weltkirchenrates in Genf. Keller hatte sich schon früh mit der sozialen Frage auseinandergesetzt. In seiner Zürcher Zeit wurde er zu einem der engsten Mitarbeiter von Ragaz (vgl. M. Mattmüller: Leonhard Ragaz II, 64 f).
- 3 Prof. C. von Orelli (1846–1912), nach dem Theologiestudium Promotion zum Dr. phil in Leipzig, nach einem Pfarramt am Basler Waisenhaus seit 1875 Professor für Altes Testament ebenda, Haupt der Basler Positiven und seit 1878 Hauptredakteur ihres Organs, des »Kirchenfreund«, hatte in zwei ausführlichen Artikeln im »Kirchenfreund« (1904/2: 17 ff und 3: 33 f) Kutters Buch besprochen; es machte ihm einen »wirren, niederschlagenden Eindruck« (38). Unter dem Motto »Prüfet die Geister« kritisierte er Kutters »sozialistisches ›Evangelium‹« (37) als unevangelisch. Das Böse werde demgegenüber zentral durch Jesu Versöhnungswerk, an das wir glauben, überwunden – nicht durch »äußerliche Umgestaltung der Lebensverhältnisse« (34) durch Menschen oder gar die sozialdemokratische Partei. Diese würde idolisiert, während Kutters Kirchenkritik letztlich sogar Jesus selber treffe (37/39). Kutters kritische Diagnose sei zwar teilweise berechtigt, seine Praxisvorschläge aber völlig verfehlt und zudem bloße Theorie. »Ungeduldiges«, apokalyptisches »Treiben kann da nicht frommen. Geduld ist euch not . . .« (39).
- 4 Über diesen Vortrag, den Ragaz am 19. 1. 1904 unter dem Titel »Eine neue Stimme über Christentum und Sozialdemokratie« im Rahmen der Hauptversammlung des freisinnigen Münstervereins Basel gehalten hatte, berichteten die »Basler Nachrichten« am 23. 1. 1904 (siehe Brief vom 2. 2. 1904/7) und ebenso die »National-Zeitung« vom 21. 1. 1904.
- 5 Kutter wurde am 13. 5. 1904 nach Bern in den »Verein für christliche Geselligkeit« eingeladen, wo er unter der Leitung von Prof. Fritz Barth an einer Diskussion über »Sie müssen« teilnahm (dazu und zum Verlauf dieses »Gärungsprozesses« vgl. Brief vom 20. 6. 1904, v. a. Anmerkungen 4 und 5).

Verehrter Herr Kollege!

Ich will Ihnen sehr gerne den gewünschten Dienst tun<sup>2</sup>, doch habe ich ein Bedenken: Die N.Z. Zeitung ist das Organ der Seidenbarone und Bourgeois par excellence, wird sie eine Rezension, wie ich sie schreiben werde, aufnehmen? Dazu kommt, daß ich mit dem Blatt in gar keiner Verbindung stehe. Wäre es nicht besser, wenn Sie sich zunächst selbst an das Blatt wendeten und anfragen, ob die Rezension schon vergeben sei oder ob es den Redakteuren recht sei, wenn ich eine schreibe? Wenn Sie aber wollen, so kann ich selbst diese Anfrage besorgen. Auf alle Fälle bin ich bereit, die Sache rasch an die Hand zu nehmen.

Über die Geschichte Ihres Buches<sup>3</sup> könnte ich Ihnen aus Basel manches erzählen. Die Politiker beurteilen es von ihrem Maulwurfshügel aus und die Pfarrer von dem ihrigen; unter diesen sind einige im Stillen für das Buch oder besser von dem Buche begeistert, hüten sich aber wohl, es anderswo zu sagen als im vertrauten Zirkel; nur wenige haben den Mut der Ehrlichkeit. Zu diesen gehört Pfarrer Baur von St. Matthäus<sup>4</sup>, der im »Protestanten-Blatt« eine begeisterte Anzeige geschrieben hat<sup>5</sup>, nachdem vorher eine frivole aus der Feder von Pfarrer Altherr<sup>6</sup> dringestanden hatte. Ich habe, wie Sie wissen, einen Vortrag darüber gehalten. Doch ist der Bericht der »Basler Nachrichten« nicht ganz getreu<sup>7</sup>. Ich habe kein Wort von Privatbesitz gesagt, überhaupt mich aller Kritik enthalten, um den Eindruck Ihrer Gedanken nicht abzuschwächen. Bei den Sozialdemokraten hat sich eine üble Wirkung gezeigt<sup>8</sup>. Sie sind in ihrem Pharisäismus gestärkt worden und kommen sich nun als lauter Engel vor. Trotzdem ist es gut, daß Sie gerade so geschrieben haben, die erziehende Wirkung wird nicht ausbleiben.

Im ganzen ist der Eindruck, den mir die Gespräche über das Buch machen, für mich tief traurig. Kein Mensch versteht Sie. Das cum

grano salis verstanden – denn da und dort gibt es wohl im Stillen einen, der Sie im Herzpunkte versteht. Ich kenne zwei solche hier, die allerdings zu den bedeutendsten Männern der Stadt gehören. Professor Orelli<sup>9</sup> bestätigt nur Ihr Urteil, daß die Kirche keinen lebendigen Gott habe. Diese Leute können lebendige Religion nicht verstehen. Überhaupt die Kirche! Das Pfaffentum herrscht eben doch darin, und prophetische Frömmigkeit kann sie nicht vertragen, weder rechts noch links. Der Prophet muß heute genau das Gleiche leiden, wie zu allen Zeiten. Die tragischen Wahrheiten der Bibel gewinnen ihre volle Realität.

Ich brenne vor Verlangen, von Ihnen zu erfahren, wie es Ihnen in Zürich geht. Meine Gedanken sind viel mit Ihnen. Könnte ich Sie vielleicht übermorgen Nachmittag oder Freitag Vormittag zu Hause treffen? Gottes Kraft und Hilfe wünscht Ihnen von Herzen

Ihr L. Ragaz, Pfr.

Wäre es Ihnen wohl möglich, am Donnerstagabend um 5 Uhr, mir auf dem Zürcher Bahnhof ein Rendez-vous zu geben? Ich komme um 5.13 Uhr von Chur und muß um 6½ Uhr nach Basel weiter. Die Antwort möchte ich Sie bitten nach Chur zu senden: L. R., bei Frau Dr. Nadig, Chur. Entschuldigen Sie meine Anmaßung, ich möchte aber gern mit Ihnen sprechen und weiß kein anders Mittel.

1 Dieser Brief ist schon veröffentlicht in: Ragaz – Briefe I, 206 f.

2 Siehe Brief vom 30. 1. 1904.

3 Sie müssen! Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft, Zürich 1904.

4 Hans Baur (1870–1937), 1896 Pfarrer in Uster (ZH) und seit 1903 in Basel, St. Matthäus.

5 Der Artikel erschien unter dem Titel »Ein Hammerschlag« im Schweiz. Protestantenblatt vom 16. 1. 1904, 21–24. »Selten wohl oder doch schon lange nicht mehr ist der christlichen Gesellschaft von einem ihrer Lehrer so derb und rücksichtslos die Wahrheit gesagt worden« (21). »Ihm scheint zur Beseitigung des Mammongeistes die Abschaffung des Privateigentums notwendig. Wir unsrerseits zweifeln an der Ausführbarkeit beider Pläne auf absehbare Zeit« (23).

6 Alfred Altherr (1843–1918), seit 1874 Pfarrer in Basel, St. Leonhard, Redakteur am »Schweizerischen Protestantenblatt«, 1917 Dr. h.c. theol. in Basel, einer der Wortführer der liberalen »Reformer«. In seiner »Wochen-schau« (9. 1. 1904, 14 f) versuchte er, »Sie müssen« mit einem naiven Angriff auf Kutters Person zu erledigen: Angesichts der verheerenden Wirkungen des »verdammten Mammons« sei es »wohl zu begreifen, daß die



Menschen je und je darauf kommen, man sollte den Mammon aus der Welt schaffen können. So einer scheint der Pfr. Hermann Kutter (. . .) zu sein. Er hat den nötigen Mammon, und ich glaube nicht, daß er mehr für sich wünscht.« »Er zitiert die Äußerung eines Zornigen, man werde auch den Liberalen nicht verschonen, sondern ihn mit den Konservativen an den gleichen Ast hängen«. Ich gehe noch weiter und glaube, an einem andern Ast des gleichen Baumes werde eines Tages auch H. Kutter hängen – falls er dann noch sich des Lebens erfreut.«

7 Siehe Brief vom 30. I. 1904/4.

Nach dem Bericht der »Basler Nachrichten« (23. I. 1904) hat Ragaz in seinem Vortrag an der Hauptversammlung des Freisinnigen Münstervereins (19. I. 1904) mit dem Thema »Eine neue Stimme über Christentum und Sozialismus« betont, er könne Kutter »nicht überall beipflichten« und müsse ihm »vielfach schwere Bedenken entgegensetzen, besonders wo es sich um die äußeren Konsequenzen der Sozialdemokratie, Abschaffung des Privateigentums etc. handelt«. Im ganzen sei das Buch aber eine »hochbedeutende, vielverheißende Erscheinung«. Ein Bericht über Ragazens Vortrag erschien auch in der Basler »National-Zeitung« (21. I. 1904).

8 Der sozialdemokratische Basler »Vorwärts« besprach »Sie müssen« in acht Leitartikeln (1. I., 3. I., 5. I., 7. I., 9. I., 13. I., 20. I., 24. I. 1904) und faßte dessen Inhalt teilweise zusammen.

9 Siehe Brief vom 30. I. 1904/3.

---

Brief 89     An Leonhard Ragaz  
Zürich, 6. Februar 1904

---

Lieber Herr Pfarrer!

Es tat mir ungemein leid, daß Sie Ihren geplanten Besuch in Zürich<sup>1</sup> wegen meiner Abwesenheit nicht zur Ausführung bringen konnten. Hoffentlich sehen wir uns bald. Es ist möglich, daß ich in nicht langer Zeit nach Basel kommen werde und dabei natürlich auch Sie besuchen.

Von hier ist nicht viel zu melden. Ich bekomme persönlich nichts zu hören, was man über das Büchlein<sup>2</sup> sagt, nur soviel weiß ich, daß es ungemein in bejahendem wie in verneinendem Sinne besprochen wird. Ganz dasselbe ist in Bern der Fall. – Ich glaube nicht, daß der eigentliche Widerstand das Feld behaupten wird. Unsere Zeit ist entschieden reif für solche Stimmen, und einem energischen Vorstoß für das Kommende weiß sie im Grunde nichts als Verdächtigungen entgegenzusetzen, die gerade ihr böses Gewissen dokumentieren.

Dagegen ist es von großer Wichtigkeit, daß andere neben mir ihre Stimme erheben, daß die, welche in der Hauptsache mit mir einig sind, ebenfalls zu zeugen anfangen und sich nicht fürchten vor den Menschen. Ich begrüße es mit großer Freude, daß Sie einen Anfang gemacht haben mit Ihrem Vortrag<sup>3</sup>, von welchem mir Herr Levy<sup>4</sup> persönlich berichtete und dessen Hauptgedanken der »Basler Vorwärts«<sup>5</sup> wiedergegeben. Das ist ein vielversprechendes Vorgehen, das gewiß seine Wirkung nicht verfehlen wird.

Ich für meinen Teil hätte vielleicht weniger zwischen Kirche und Sozialdemokratie abgewechselt, einmal um den Sozialdemokraten nicht das naheliegende Mißtrauen einzuflößen, als wollten wir Stimmung für die Kirche machen<sup>6</sup>, und andererseits, weil ich ganz frei nur für die Sache dastehen möchte, ohne sie mit einer ihr im Laufe der Zeit übergeworfenen Form zu verquicken. Es handelt sich nicht um Institutionen etc., sondern lediglich um den lebendigen Gott. Und wenn wir ihn mit Nachdruck und Eindruck verkünden wollen, müssen wir von der leider so beschmutzten Institution »Kirche« ganz absehen – vorläufig, bis die Kirche geläutert und zum Eifern gebracht durch das, was die Sozialdemokraten heute tun, zu Gott zurückkehren. Jetzt macht sie und soll sie keinen Eindruck machen. Wir dürfen den Sozialdemokraten sehr viel Recht geben – nicht moralisch-individuell, aber für ihre feste Stellung zum Reiche Gottes. Sie leugnen Gott, aber tun, wie wenn sie von seiner ewigen Kraft berührt wären, – die Kirche bekennt Gott, tut aber, als sei er tot. Das ist die Situation. Darum müssen wir den lebendigen Gott bei den Sozialdemokraten sehen und nie so reden, als hätte die Kirche doch noch irgend ein religiöses Privilegium.

Es verlangt mich, mit Ihnen ruhig darüber reden zu können. Ich möchte Sie bald sehen, hier oder dort.

Die Sozialdemokraten wollen mein Buch in Massenaufgabe selber herausgeben bei Dietz in Stuttgart<sup>7</sup>. Ich lasse sie machen.

Bitte schreiben Sie mir bald, was Sie von einer Zusammenkunft halten.

Ihr herzlich ergebener und verbundener

H. Kutter.

- 1 Vgl. das P.S. von Ragaz an Kutter im Brief vom 2. 2. 1904.
- 2 »Sie müssen! Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft«, Zürich 1904.
- 3 Gemeint ist der Vortrag »Religion, Kirche und Sozialdemokratie«, den Ragaz am 10. 1. 1904 im Grütliverein Großbasel gehalten hatte. Darin »gab er zu, daß die Kirche als eine Institution der Besitzenden das Mißtrauen der Arbeiterklasse verdiene«, daß die christlichen Gedanken im Grunde sozialrevolutionär seien, die Kirche stehe vor einer neuen Reformation, bei der die Arbeiter mithelfen müßten (nach Mattmüller, Ragaz I, 109 f).
- 4 Unbekannt.
- 5 Vgl. »Vorwärts«, 30. 1. 1904 und v. a. den ganzseitigen Leitartikel vom 3. 2. 1904.
- 6 Dies der Vorwurf eines Sozialdemokraten in der dem Vortrag folgenden Diskussion. »Genosse Kokot äußerte sein Mißtrauen gegen die Geistlichen, welche wohl nicht in der Absicht, dem Sozialismus zu dienen, zu uns kommen, sondern um für die Sache der Kirche Stimmung zu machen« (Vorwärts, 3. 2. 1904).
- 7 Dazu ist es nicht gekommen, vgl. Brief vom 17. 2. 1904.

---

Brief 90      An Leonhard Ragaz  
                 Zürich, 9. Februar 1904

---

Lieber Herr Pfarrer!

Natürlich können Sie in betreff des Büchleins durchaus handeln wie es Ihnen selbst am besten erscheint<sup>1</sup>. Die Neue Zürcher Zeitung bedarf dasselbe freilich nicht; ich dachte höchstens an eine Zerstreung jener allzu bequemen Ausreden, wie man sie, und zwar in steigendem

Maße, von den Betroffenen vernimmt. Aber auch das ist nicht notwendig. Vielleicht ist es am allerbesten, wir lassen die Sache selbst reden und geben sie der Gerechtigkeit der Zeit anheim.

Viel lieber noch als eine Rezension in der Neuen Zürcher Zeitung wäre mir eine Entgegnung im »Kirchenfreund«<sup>2</sup> gewesen, und zwar natürlich von positiver Seite. Orelli hat es seinen Lesern geradezu unmöglich gemacht, das Buch zu verstehen, und ich weiß, daß sich die Mehrzahl derselben ganz auf ihn verläßt. Das ist eine Fälschung der Situation, die zu korrigieren die Sache selbst dringend verlangt. Wir dürfen allerdings nicht darauf sehen, was die Leute sagen – aber Unwahrheiten richtigzustellen, ist unsere Pflicht, eine Pflicht, für welche zum Beispiel die Reformatoren sehr empfindlich gewesen sind.

Natürlich darf ich selbst nichts tun, und da ich nicht weiß, wer es tun sollte, so bin ich auch hier einverstanden, wenn es nun zunächst heißt: warten!

Ich glaube, Sie gehen in Ihrer Selbstkritik, was Ihren Vortrag<sup>3</sup> betrifft, zu weit. Der Vortrag hat sehr gut getan, wie seine Wiedergabe im »Basler Vorwärts«<sup>4</sup> beweist. Ich meinte nur, wir müßten von Gott *allein* reden und dazu gehöre, daß man unumwunden es ausspreche: wie sehr seine Hand heute in der Sozialdemokratie zu spüren ist. Es ist einfach wahr, daß die Sozialdemokratie heute – trotz vieler schwerer Fehler (aber was gehen die den lebendigen Gott an?) – anstrebt das, was Gott im Evangelium in Aussicht gestellt, und daß umgekehrt die Kirche – trotz vieler guter Glieder (aber was geht den lebendigen Gott das »Gute« an?) – diesen Verheißungen mattherzig gegenübersteht. Mehr dürfen wir jetzt nicht sagen. Mit der Zeit wird auch anderes zur Sprache kommen müssen.

Die Frommen spielen den Gegensatz auf »gut und böse« hinaus, gerade wie die Juden Christus gegenüber (siehe Römer 3), wie wenn dieser Gegensatz von Gott anerkannt wäre und nicht viel mehr »alle Menschen abgewichen«<sup>5</sup>. Sie versperren sich den Blick auf das, was Gott in den Ereignissen tut und ersparen sich die Flammen, die Gott von den Seinen verlangt. Sie markten um das Mehr oder Weniger und sehen nicht, daß sie eben dadurch ihre Gottentfremdung dokumentieren.

Doch über all das lieber mündlich. Wenn ich nicht vorher nach Basel komme, will ich Sie gerne an dem von Ihnen genannten Termin, 23. oder 24. Februar, bei mir erwarten und freue mich sehr Ihres Besuches.

Unterdessen grüße ich Sie wie Ihre geehrte Frau herzlichst und verbleibe Ihr treu ergebener

H. Kutter, Pfarrer.

- 1 Vgl. Kutters Bitte an Ragaz um eine Rezension von »Sie müssen« in der NZZ im Brief vom 30. 1. und die Antwort von Ragaz vom 2. 2. 1904.
- 2 Im »Kirchenfreund« (siehe Brief vom 30. 1. 1904/2) war »Sie müssen« von v. Orelli besprochen worden.
- 3 »Religion, Kirche und Sozialdemokratie«, gehalten im Grütliverein Großbasel; siehe dazu den Brief vom 6. 2. 1904. Der Brief mit der »Selbstkritik« von Ragaz ist nicht mehr erhalten.
- 4 Siehe Brief vom 6. 2. 1904/3, 5.
- 5 Röm 3,12.

---

Brief 91     An Leonhard Ragaz  
Zürich, 17. Februar 1904

---

Geehrter Herr Pfarrer!

Vielen Dank für Ihren letzten Brief<sup>1</sup>. Die Freisinnigen haben unterdessen energisch demonstriert gegen den Angriff und alle Feindschaft gegen mich in Abrede gestellt<sup>2</sup>. Dies zu Ihrer Orientierung für die Besprechung in der Neuen Zürcher Zeitung<sup>3</sup>.

Mir geht es ganz gut mitten in den auf- und niedergehenden Wogen. Vielleicht wird »Sie müssen« auch in Deutschland gedruckt – aber nicht von den Sozialdemokraten selbst<sup>4</sup>.

Wenn Sie hierher kommen, so melden Sie bitte Ihre genaue Ankunft, damit ich mich danach richten kann.

Mit herzlichem Gruß Ihr verbundener

H. Kutter.



- 1 Der Brief ist verlorengegangen.
- 2 Im Hinblick auf die Wiederwahl der Pfarrer am Neumünster vom 13. März 1904 hatte eine Delegation des »Vereins positiver Kirchgenossen Neumünster« (Kutter war seinerzeit von der kirchlichen Rechten zur Berufung vorgeschlagen worden) Kutter zum Rücktritt aufgefordert mit der Begründung, die Vernachlässigung seiner Amtspflichten sei für die Gemeinde nicht mehr tragbar. Gemeint war damit Kutters Weigerung, kirchliche Trauungen zu vollziehen (seit Ende 1902), Haus- und Nottaufen durchzuführen und an den staatlichen Schulen Religionsunterricht zu erteilen sowie sein Desinteresse am kirchlichen Vereinswesen. Dazu kam der Schreck über das eben erschienene »Sie müssen«. Wie A. Altherr in seiner »Wochenschau« des Protestantenblattes vom 20. 2. 1904 berichtet, hatten sich anfänglich auch einzelne Gemeindeglieder von der freisinnigen Seite gegen Kutter ausgesprochen. Der freisinnige Gemeindeverein hat sich dann aber geschlossen hinter Kutter gestellt. Neben der tatkräftigen Unterstützung durch den Grütliverein und andere sozialistische Kirchgenossen hatte Kutter seine Wiederwahl, wie W. Nigg (»Geschichte des religiösen Liberalismus«, 386) berichtet, v. a. dem Eintreten der Freisinnigen zu verdanken (Zur Geschichte der Wiederwahl vgl. H. Kutter jun., aaO. 31 ff).
- 3 Sie ist nicht erschienen; Ragaz hat vermutlich an seinen im Brief vom 2. 2. 1904 vorgebrachten Bedenken festgehalten. Erst ein Jahr später hat er sich schriftlich über »Sie müssen« ausführlich geäußert (siehe Brief vom 22. 9. 1905/2).
- 4 Dazu siehe Brief vom 6. 2. 1904/7. Die 2. Auflage ist bei Hermann Walther in Berlin im Frühjahr 1904 erschienen.

---

Brief 92     An Leonhard Ragaz  
Zürich, 17. Juni 1904

---

Mein lieber Freund!

Was machst Du, wie geht es Dir? Mit Freunden habe ich von der »eindringlichen Beredsamkeit« gelesen, die Du in Schaffhausen<sup>1</sup> entfaltetest, mit Verständnisinnigkeit den Gedanken gelauscht, die Du dort

vertreten, und nun hätte ich gerne wieder einmal ein Wörtlein direkt von Dir. Was sagst Du zu Walder's »Sie müssen nicht«?<sup>2</sup> Soll ich antworten? Bis jetzt lags mir ganz fern. Man fordert mich von vielen Seiten auf, weiterzureden – und ich hätte so gerne, wenn es andere tun würden. Sag mir, was Dich jetzt grad bewegt, und sei begrüßt mit Deiner geehrten Frau von Deinem

H. Kutter.

1 Ragaz hatte am 6. Juni 1904 im Rahmen der Hauptversammlung des Schweizerischen Vereins für freies Christentum in Schaffhausen die Festpredigt (über Mt 9,35-38) gehalten, in der er die Reformpfarrer mit seiner religiös-sozialen Botschaft konfrontierte. Die Predigt wurde gedruckt im Schweiz. Protestantenblatt 1904, Nr. 25, 194-200 unter dem Titel »Das Programm Gottes für die religiöse Arbeit der Gegenwart«.

2 »Sie müssen nicht! Ein offenes Wort aus der christlichen Gesellschaft von Albert Walder, a. Pfarrer, an Herrn Pfarrer Kutter, den Verfasser des »Sie müssen«, Zürich, O. Füssli 1904. Albert Walder (1874-1957) war von 1899 bis 1902 Pfarrer in Schönberg (ZH), trat 1902 vom Pfarramt zurück, widmete sich dann ein Jahr volkswirtschaftlichen Studien und gründete, nachdem er seine Schrift gegen Kutter veröffentlicht hatte, eine Geflügelfarm.

In seiner Gegenschrift glossiert er Kutter als einen unnüchternen, unlogischen und unwissenschaftlichen sozialistischen Lobredner. Kutter hat darauf nicht reagiert. Hingegen hat Ragaz im Schweiz. Protestantenblatt vom 8. 8. 1904, 255 f dem Pamphlet eine Abfuhr erteilt.

---

Brief 93      An Leonhard Ragaz  
Zürich, 20. Juni 1904

---

Lieber Freund!

Besten Dank für Deinen heutigen ausführlichen Brief<sup>1</sup>. Am liebsten würde ich Dir darüber mündlich Red und Antwort stehen, tue es vielleicht auch. Für heute nur soviel, daß die sogenannte »Abschwächung« meines Buches in der Versammlung mit Barth<sup>2</sup> in der Tat eine wohlfeile Mystifikation ist. Weil die Leute bei der Lektüre meines Buches vieles mißverstehen, Behauptungen finden, die gar nicht drinstehen, und unter dem Verfasser ich weiß nicht was für eine Schreckgestalt sich ausdenken, muß mein mündliches Wort, das ja gerade im Tone der Aufklärung gehalten sein will, abschwächend wirken. In der Tat ist's damit nichts, wie schon Herr Pfarrer Gantenbein<sup>3</sup> gesehen hat. Sobald die Leute sehen, daß ich nicht der Sozialist bin, für den sie mich gehalten, daß ich vielmehr die Konsequenz des eigenen Glaubens vertrete, dann halten sie das für eine Abschwächung der Sache, während sie nur eine ihres eigenen Schreckens ist. So ist z. B. mein Wort: »Gott hat die Sozialdemokraten« im Gegensatz zu: »die Sozialdemokraten haben Gott« »nur dem Vorurteil gegenüber gemeint«, als sei das Haben Gottes bloß religiös möglich, und es sagt recht verstanden durchaus dasselbe, wie ich geschrieben<sup>4</sup>. Gott hat sie und sie haben Gott auf dem Gebiete der Tat, – das ist so klar, daß mir ein Zuhörer nachher sagte: Die ganze Geschichte sei lediglich ein Wortstreit gewesen. Wenn die Leute anfangen, mich zu verstehen, dann reden sie von »Abschwächung«, »Einlenken«, während sie nur ihr eigenes übertriebenes, ängstliches und erschrockenes Getue mäßigen lernen. Ich muß sagen, daß ich nicht Sozialdemokrat sei<sup>5</sup>. Nicht weil ich mich vor diesem Bekenntnis fürchtete, sondern weil gerade hierin das Bedeutsame meiner Position liegt. Du siehst: das Publikum bleibt sich immer gleich. Bekennte ich mich zur Sozialdemokratie, dann würde ich nicht ernst genommen, und sage ich ausdrücklich: ich bin es nicht, – was für die christliche Gesellschaft ja noch ärger ist, – dann triumphiert sie und spricht von »Rückzug«. –

Was soll man da machen? Ich stehe heute noch auf demselben unterschiedenen Boden wie im Anfang und bin mir nicht bewußt, etwas zurückgenommen zu haben. – Das weiß man z. B. hier sehr genau, so nahe die Versuchung auch hier liegen würde, über sogenannte »Abschwächungen« triumphieren zu wollen.

Daß Du mein Kollege werden könntest, weiß ich<sup>6</sup>. Ich will Dir gar nicht sagen, wie schön ein solches Zusammenwirken wäre und wie gut für die Sache. Du mußt selbst entscheiden und ich will in allen Fällen weiterschaffen, wie Gott es mich heißen wird.

Da ich eine Sammlung der Dokumente von »Sie müssen« mache<sup>7</sup>, wäre ich Dir für alle Notizen über dasselbe dankbar, besonders auch für die »Christliche Welt«<sup>8</sup>, die ich nicht bekommen habe. – Einen Protest gegen meinen Wortverdreher<sup>9</sup> will ich gerne erlassen, wo am besten? – Daß Du wieder einen Vortrag hältst über mein Buch, interessiert mich sehr<sup>10</sup>. – Vielleicht sehe ich Dich nächstens wieder und grüße Dich und Deine g. Frau bis dahin aufs herzlichste Dein

H. Kutter.

1 Dieser Brief ist nicht mehr erhalten.

2 Am 13. 5. 1904 hatte der positive »Verein christlicher Geselligkeit« im Hotel »Kreuz« (Palmensaal) in Bern eine Diskussion über »Sie müssen« veranstaltet und dazu auch Kutter eingeladen. Prof. Fritz Barth (1856-1912), seit 1891 Professor für Kirchengeschichte in Bern, Vater von Karl und Heinrich Barth, hielt das Eingangsreferat. Nach dem Bericht von H. Andres im »Schweiz. Protestantenblatt« (1904, 181) hatte Kutter einen »schweren Stand« und seine Ausführungen »scheinen ziemlich allgemein den Eindruck einer Korrektur seines Buches gemacht zu haben«.

3 Burkhard Gantenbein (1860-1942), bis 1911 Pfarrer in Versam (GR), danach in Reute (AR). Gantenbein war an der Pastoralkonferenz in Chur im April 1904 in einer Diskussion über »Sie müssen« als Kontrahent gegen Kutter aufgetreten, in der es v. a. um Kutters Stellung zur Sozialdemokratie gegangen war. Die Auseinandersetzung hatte ein Nachspiel im »Freien Rätier«, nachdem dieser berichtet hatte, an der Churer Konferenz hätte sich herausgestellt, daß Kutter in bezug auf die Sozialdemokratie und den Parteieintritt »durchaus nicht den Standpunkt zu vertreten gesonnen (sei), den jeder unbefangene Leser seiner Schrift »Sie müssen« konsequenterweise entnehmen muß« (vgl. »Der freie Rätier« 1904, Nr. 92, Nr. 102, Nr. 130, Nr. 143 und Nr. 148 mit der Erwiderung Kutters).

4 An dieser Frage scheinen sich die Gemüter sowohl in Bern wie in Chur erregt zu haben, wie aus den Berichten im Protestantenblatt (1904, 181 f.), im Berner Tagblatt (16.-18. Mai: »Nochmals Christentum und Sozialdemokratie«) und im Freien Rätier (Nr. 143) hervorgeht. Kutter hat in einer

»Orientierung« im Berner Tagblatt (23. 6. 1904) dazu folgendermaßen Stellung genommen: »Ich meinte mit diesem ›Haben‹, daß Gott in der Mitte der Sozialdemokratie arbeite, aus ihrem Hoffen und Sehnen strahle und sie mit seiner Kraft erfülle. Deshalb könne man ebensowohl sagen, die Sozialdemokraten haben Gott als: Gott habe sie. Wer dagegen, wie viele meiner geehrten Zuhörer, das ›Haben‹ Gottes nur im Sinne subjektiven Umgangs frommer Empfindung verstehen konnte, der mochte in meiner Umkehr des Satzes Abschwächung sehen, was ja nur dann der Fall gewesen wäre, wenn ich das Haben ebenfalls nur auf die subjektive psychologische Form eingeschränkt haben würde.«

- 5 Dies hat Kutter in der Berner Versammlung ausdrücklich betont (siehe Berner Tagblatt vom 18. 5. 1904 und Schweiz. Protestantenblatt 1904, 181: »Von seiner Erklärung, daß er niemals Sozialdemokrat sein werde, hat die Versammlung mit Befriedigung Notiz genommen«).
- 6 Im Sommer 1904 wurde an der Neumünstergemeinde Zürich eine vierte Pfarrstelle geschaffen, zu deren Besetzung auch Ragaz angefragt worden war. Ragaz lehnte jedoch ab. »Dorthin hätte ich nicht gepaßt«, schreibt er am 27. 7. 1904 an Prof. P. W. Schmiedel (Ragaz-Briefe I, 220 f.). – Die Stelle wurde dann von A. Bolliger, vormals Professor in Basel übernommen (siehe Brief vom 14. 9. 1904/3).
- 7 Diese von Kutter angelegte Sammlung von Rezensionen von »Sie müssen« und zahlreicher weiterer seiner Bücher liegt in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich.
- 8 In Nr. 21 der »Christlichen Welt« vom 19. 5. 1904 (498) urteilte A. Pfannkuche über Kutters »merkwürdiges Buch«, es sei »stark und groß in der Kraft des sittlichen, religiös-sozialen Enthusiasmus, aber schwach im nüchternen Denken, es kennt keine Probleme und erwägt keine Mittel und Wege. Kutter ist . . . Prophet mit den Vorzügen des Propheten und mit seinen Schwächen . . . Etwas von diesem Feuer tut uns besonders not, seit Naumann ganz unter die verständigen Menschen gegangen ist«.
- 9 Kutter meint vermutlich A. Walder mit seinem »Sie müssen nicht« (siehe Brief vom 17. 6. 1904/2).
- 10 Im Nachlaß von L. Ragaz befindet sich ein Manuskript über »Sie müssen«, daß sich auf Mitte 1904 datieren läßt. Der Vortrag ist wahrscheinlich in Basel vor Pädagogen, aus der Einleitung zu schließen, vor Volksschullehrern gehalten worden (Auskunft durch Dr. Christine Ragaz).



Lieber Freund!

Mit bestem Dank hier die Blätter zurück<sup>1</sup>. Ich habe nun im Berner Tagblatt<sup>2</sup> und im Freien Rätier<sup>3</sup>, der in Nr. 143, 21. Juni, eine imper tinente Anrempelung brachte, Erklärungen eingesandt, die hoffent lich reine Luft machen werden. Ist unsere Gesellschaft wirklich schon so weit, daß sie jede freundliche Erklärung, jeden Anknüpfungsver such als Schwachheit ansieht?

Hast Du vergessen, mir die »Christliche Welt«<sup>4</sup> zur Einsicht einzu senden?

In herzlicher Liebe Dein

H. Kutter

- 1 Um welche Blätter es sich handelt, ist nicht auszumachen. Es sind viel leicht die Notizen zu »Sie müssen«, um deren Zusendung Kutter Ragaz im Brief vom 20. 6. 1904 gebeten hatte.
- 2 Vom 23. 6. 1904 unter dem Titel »Zur Orientierung«. In dieser Erklärung betont Kutter, er habe in der Diskussion »in der Form« anders geredet als in seinem Buch, weil er hier habe erklären wollen; wenn dadurch die Diktion ruhiger und freundlicher ausgefallen sei, so dürfe dies ja nicht als Abschwächung des Inhalts verstanden werden (siehe Brief vom 20. 6. 1904).
- 3 Vgl. Nr. 148 vom 26. 6. 1904: Kutter weist in seinen Erklärungen den Vorwurf zurück, »Sie müssen« widerrufen zu haben. »Menschen, die an die Möglichkeit eines Widerrufs glauben in einer Frage, die das Tiefste betrifft, was ein Menschenherz bewegen kann – können meines Erachtens ihrerseits »nicht ernstgenommen werden«. Ich erkläre hier ein für allemal, daß ich *kein* Wort meines Büchleins widerrufen habe.«
- 4 Mit Pfannkuches Rezension von »Sie müssen«, um die Kutter Ragaz im Brief vom 20. 10. 1904 gebeten hatte.

---

Brief 95     An Leonhard Ragaz  
Zürich, 16. Juli 1904

---

Lieber Freund!

Besten Dank für Deine Sendung<sup>1</sup>, die ich noch zu würdigen weiß, trotz meines christo-zentrifugalen Standpunkts. In betreff Walders<sup>2</sup> nur noch ein Wort. Du entrütest Dich über diesen »Blödsinn«. Ja, aber dieser Blödsinn macht Karriere gerade hier in Zürich. Und da wäre – glaube mir, um der Sache willen – ein Protest von anderer Seite als von mir, sagen wir also z. B. von Deiner Seite, höchst erwünscht; wie ein frischer Windhauch in dumpfer Atmosphäre. Du tust nicht mir, sondern unserer gemeinschaftlichen Sache einen Gefallen, wenn Du Dich entschließen kannst, den »Blödsinn« öffentlich auszustellen<sup>3</sup>. Unser »Lernen« voneinander ist wirklich gegenseitig.  
Mit herzlichem Gruß in Eile Dein

H. K.

1 Der Inhalt der Sendung ist nicht bekannt.

2 Siehe Brief vom 17. 6. 1904.

3 Ragaz hat daraufhin im Schweiz. Protestantenblatt vom 2. 8. 1904 (255 f) Walders Pamphlet eine knappe Seite gewidmet. Walder sei jegliche Fähigkeit abzusprechen, das Buch aus seinem Zentrum heraus zu verstehen. Es sei unwahrscheinlich, »daß ein so anmaßliches, von jedem Schatten von Verständnis für seinen Gegner verlassenes, sich in törichten und lächerlichen Apostrophen an diesen gefallendes Machwerk auf irgend einen ernsthaften Menschen Eindruck machen kann«. »Eine Kritik dürfen wir uns schenken.«

---

Brief 96     An Leonhard Ragaz  
Zürich, 14. September 1904

---

Lieber Freund!

Besten Dank für Deine Karte. Die Besprechung im lib. theol. Verein war wirklich gelungen<sup>1</sup>. Mit großem Verständnis hat Herr Pfr. Graf<sup>2</sup> gesprochen und viele, namentlich jüngere Pfarrer haben freudig zugestimmt, auch als ich selbst sprach. Freilich bleibt abzuwarten, ob die Sache weiter um sich greift. Ich spüre es immer mehr, daß wenn wir allein bleiben, nichts ausgerichtet wird. Ich stehe so da, daß, wenn nicht andere mithelfen, ich verloren bin.

Mit Herrn Prof. Bolliger<sup>3</sup> habe ich eingehend gesprochen. Ich würde mich sehr freuen.

Herzlichst Dein

H. Kutter.

- 1 1871 organisierten sich die theologisch »Liberalen« im »Schweizerischen Verein für freies Christentum«. Daneben bildeten sich auch auf kantonaler Ebene Vereine, z. B. in Zürich der »liberal-theologische Verein«, resp. die »Vereinigung freisinniger Zürcher Theologen«.
- 2 Johann Jakob Graf (1868-1948), seit 1895 Pfarrer in Herrliberg (ZH), trat 1911 vom Pfarramt zurück, um sich der Fürsorgetätigkeit zu widmen (Sekretär der stadtzürcherischen Armenpflege). Graf war stark an der sozialen Frage interessiert; an der ersten religiös-sozialen Konferenz 1907 hielt er (als Vertreter der Positiven) ein Referat über »Sozialismus und Religion«.
- 3 Adolf Bolliger (1854-1931); von 1891-1905 Professor für Dogmatik, Ethik und Neues Testament in Basel. Bolliger resignierte in seiner Lehrtätigkeit mehr und mehr. Als im Sommer 1904 an der Neumünstergemeinde in Zürich eine vierte Pfarrstelle geschaffen wurde, bewarb sich Bolliger um diese Stelle. Im Dezember 1904 ersuchte er um Entlassung von der Professur und trat im April 1905 das Pfarramt am Neumünster an, das er bis 1921 versah.

---

Brief 97     An Leonhard Ragaz  
Zürich, 23. Dezember 1904

---

Lieber Freund!

Mitten im Weihnachts-Karneval, der seine Wellen in Gestalt armer Weiblein und Männlein täglich durch mein Studierzimmer spült, ein paar Worte auf Deinen erwünschten Brief, der mir wieder einmal etwas von Dir sagte<sup>1</sup>. Vor allem die Hauptsache: Es will mir je länger je weniger gefallen, daß Du, wie es den Anschein hat, nun doch Professor<sup>2</sup> werden sollst. Ich behaupte dreist, daß Du damit nicht nur für mich – das hat wenig zu bedeuten – aber für unsere gemeinsame Sache, in welche wir immer klarer zu blicken angefangen, einfach verloren sein wirst. Wie selten gehen von den Professoren wirkliche Lebensbäche aus, der gelehrte Wust, den man mitschleppen muß, erstickt und ertötet alle Lebensgeister und die Studenten von heutzutage wollen nur geschwind durchs Examen kommen und Anstellung kriegen. Und da willst Du Dich nun in diesen Staub hineinsetzen und diese Tretmühle mitbewegen helfen? Du, dessen Wort an geeigneter Stelle, wie jetzt, stärker und stärker werdend, berufen ist, Neues zu schaffen! Ich bin nicht dafür und würde es sehr bedauern. Für mich wäre Professor-Werden gleichbedeutend mit aus dem Dienste Gottes treten. Nun mach, wie es Dich treibt.

Du hast ganz recht mit Deiner Kritik meiner Predigten. Wir suchen noch und bereiten den Boden vor – sie stürmen und drängen und verletzen. – Jetzt ist das hinter mir, wo ich in der stillen und geduldigen Arbeit stehe, die, wie ich vermute, immer weniger wird von sich reden machen.

Auf den neuen Kollegen Bolliger würde ich mich von Herzen freuen, wenn mich nicht ganz andere Dinge als ein freundliches Zusammenwirken in Beschlag genommen hätten. Die Tage des Wirkens in dem von meinem Herrn Kollegen gemeinten Sinne sind für mich vorbei<sup>3</sup>. – Ich lebe allen Ernstes der Überzeugung, daß wir uns in einem solchen täuschen und daß neue Kräfte über uns ausgegossen werden müssen – soll das ganze Pfarrertum nicht zur Farce ausarten.

Du hast recht geraten: ich habe eine Arbeit über den Römerbrief<sup>4</sup> begonnen – und arbeite so daran fort – ohne mich auf Veröffentlichung einzurichten. Es schafft und bohrt an mir – nur finde ich noch nicht den rechten Ausdruck. –

Du weißt offenbar nicht, daß ich Ritter's Sebastian Gäuggeli<sup>5</sup> – damals ohne eine Ahnung vom Verfasser zu haben – in der »Zürcher Post« scharf kritisierte, weil mir sein gewöhnlicher Ton den hellen Zorn in die Stirne getrieben<sup>6</sup>. Nun natürlich edle und gerechte Entrüstung seiner Anhänger gegen den frechen Frevler, während er selbst in einer ad hoc zurechtgemachten »Vorrede zur dritten Auflage« in kläglichster Weise Keulenschläge auszuteilen sucht (er nennt mich z. B. »Großmogul«). Ein Fiasko für den armen Menschen, für welches ich nichts kann, da ich einen anonymen Gäuggeli bekämpfen wollte. Ich lege Dir hier die Besprechung bei und bitte um baldige Rücksendung.

Herzliche Wünsche auf Weihnachten und Neujahr Dir und Deiner geehrten Frau und lieblichen Kindlein,  
in treuer Freundschaft Dein

H. Kutter.

1 Der Brief ist nicht erhalten.

2 Als im Dezember 1904 A. Bolliger seinen Lehrstuhl in Basel zur Verfügung stellte (vgl. Brief vom 14. 9. 1904/3), wurde in der Kuratelsitzung vom 17. 12. 1904 neben J. Wendland auch Ragaz als dessen Nachfolger vorgeschlagen. Ragaz war anfangs bereit, eine eventuelle Wahl anzunehmen, zog sich dann aber nach parteipolitischen Auseinandersetzungen in der Fakultät im Februar 1905 zurück (vgl. Mattmüller, Ragaz I, 91 f). Wie stark dabei Kutters »dreiste« Warnung mitgespielt hat, läßt sich nicht eindeutig ausmachen. Sicher ist, daß die Bedenken, die Kutter hier gegen die akademische Lehrtätigkeit vorbringt, auch für Ragaz von entscheidender Bedeutung waren, als er sich 1905 zum zweiten Mal vor die Wahl einer Professur gestellt sah (vgl. Brief vom 3. 11. 1905/2).

3 Adolf Bolliger, der seine Pfarrstelle am Neumünster im April 1905 antreten sollte, vertrat einen ausgesprochen rationalistischen Liberalismus. In seiner späteren Amtstätigkeit richtete er sein Interesse auf eine religiös-kirchliche Aufklärung und versuchte v. a., die gebildeten Kreise anzusprechen. Weiter sah er seine Aufgabe darin, zwischen den kirchlichen Parteien der Liberalen und Positiven zu vermitteln und gründete zu diesem Zweck einen neuen Reformverein sowie ein eigenes Blatt (»Der Kämpfer«).

4 Diese Auslegung der ersten acht Kapitel des Römerbriefes erschien im



Sommer 1905 bei H. Walther in Berlin unter dem Titel: Gerechtigkeit. Ein altes Wort an die moderne Christenheit, Römer I-VIII.

- 5 »Handschriftlicher und anderer Nachlaß von Sebastian Gäuggeli.« Eine unter dem Pseudonym Jeremias Burligiger herausgegebene kleinbürgerliche Lebensweisheit, verfaßt von Kutters Vorgänger am Neumünster, Pfr. Adolf Ritter (1850-1906, 1889-1898 Pfarrer am Neumünster, danach bis zu seinem Tod am Fraumünster in Zürich). Im letzten Abschnitt seines »Sebastian Gäuggeli« mit dem Titel »Soziales und etliches anderes« schlägt Ritter kulturpessimistische Saiten und sozialdarwinistische Klänge an. Damit will er zum einen alle »Weltverbesserer« lächerlich machen! Der Klassenkampf ist ihm ein Kampf zwischen »mammonistischen« und »mammonsgierigen« Egoisten, beide materialistisch und (biblisch belegt) beide ungerecht. In dem Zusammenhang glossiert Ritter – ohne den Namen zu nennen – Kutter als einen einseitigen »Berufstrommler« und »Hetzapostel«, der »mit dem Prophetenfell über den Schultern« den »Reichen« und »Frommen« den Krieg erklärt (104). – Zum andern soll damit gezeigt werden, daß der Weg des Menschen zu seiner Glückseligkeit anderswo anfängt: bei der Herzensbesserung des einzelnen; polemisch sagt Ritter: »Die erste wirtschaftliche Verbesserung sollte die Verbesserung der Herzenswirtschaft sein«. (113). Nur das sei der Weg Gottes, der sich »sehr ruhig, sehr erhaben, sehr herrlich« (111) durchsetzen wird.
- 6 Zürcher Post, Nr. 272, 1914.

---

Brief 98     An Leonhard Ragaz  
Zürich, 2. Februar 1905

---

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deine heutigen Zeilen<sup>1</sup>, die mich mitten in meiner Arbeit über den Römerbrief<sup>2</sup>, die ihrem Ende stark entgegengeht und mitten in der Rekonvaleszenz nach einem Influenza-Anfall antreffen. Ich selbst mag Hauri<sup>3</sup> nicht antworten, weil ich ihn von einem Gespräch mit ihm her als einen äußerst empfindlichen Menschen

kenne, der wohl eine Antwort von mir kaum ertragen würde. Auch freut es mich sehr, daß ich meine oratio pro domo mit Deiner so viel beredteren und wirksameren Abwehr abtauschen zu können die Aussicht habe, da Du selbst Dich dazu anerbieten, dem polternden Manne heimzuleuchten<sup>4</sup>.

Wie gerne würde ich Dich wieder einmal sehen! Am liebsten käme ich zu Dir hinübergereist, aber meine Influenza fesselt mich ans Zimmer. Ich möchte vor allem mit Dir über Deine eigene Angelegenheit reden<sup>5</sup>, die mir sehr nahe zu Herzen geht. Gewiß, es war ein Widerspruch gegen frühere Worte, wenn ich Dir in meinem letzten Brief zurief: Bleibe Pfarrer! Aber ein Widerspruch nicht aus logischer Unzurechnungsfähigkeit, sondern aus stark in mir aufwallender Besorgnis, einen Mitkämpfer, einen völlig ebenbürtigen, und in vielem einen überlegenen Mitarbeiter doch verlieren zu müssen, das wurde mir erst hintendrein klar, nachdem ich vorher die Sache mehr von ihrer objektiven Seite angesehen hatte.

Es tut mir äußerst leid, daß ich Dir durch den Mund des in meinen Augen bloßen geistreichen Schwätzers P. Schmidt<sup>6</sup> so geschadet habe. Ich hätte mich herzlich gefreut mit Dir, Dich am Ziele Deiner Wünsche zu sehen. Eine Freude, die durch mein Bedauern über den Verlust auf einem anderen Felde nicht berührt worden wäre.

Vielleicht sehen wir uns doch bald einmal. Was wirst Du wohl zu meinem neuen z. T. äußerst scharfen Angriff sagen?<sup>7</sup> Du hast recht: die Nichtsnutzigkeit ist oft kaum erträglich mehr. Ich mache mir deshalb auch kein Gewissen aus dem Dreinschlagen.

Mit herzlichem Gruß Dein

H. Kutter.

1 Dieser Brief ist nicht erhalten.

2 Siehe Brief vom 23. 12. 1904/4.

3 Nathanael Hauri (1857-1935; 1883-1891 Pfarrer auf dem Staufberg – die Kirchgemeinde Staufberg [AG] besteht aus den drei Gemeinden Staufen, Niederlenz, Schafisheim –, 1891-1924 Pfarrer zu St. Leonhard in St. Gallen) hatte im September 1904 vor der St. Gallischen Pastoralgesellschaft ein Referat gehalten, das im 1. und 2. Vierteljahrsheft (Januar und April) der Schweiz. theol. Zeitschrift 1905 unter dem Titel »Kutters und Fabers Kritik der Kirche« erschien (1-25 und 73-91). Kutter war darüber anscheinend mündlich informiert worden. In seinem Vortrag macht Hauri sich zum Apologeten der Kirche und ihrer Aufgabe am geistig-persönlichen Menschen. Er kritisiert an Kutter vor allem dessen Geschichtsverständnis,

wirft ihm eine unsachgemäße Kritik an der Kirche, »unbegreifliche Überhastung« und »krankhafte Ungeduld« vor. Wer sich nicht mehr auf die notwendige Kleinarbeit – insbesondere am inneren Menschen – einlassen wolle, nur noch alles negiere und keine »bestimmte Wegweisung und positive Darbietung realer Kräfte« mehr aufzeigen könne, der solle besser schweigen. – Kutter begegnete Hauri 1893 wahrscheinlich in Bad Boll (Brief vom 28. 9. 1893/3).

- 4 Eine Antwort von Ragaz auf Hauris Artikel ist im 3. Vierteljahrsheft der Schweiz. theol. Zeitschrift 1905, 157-173 unter dem Titel »Noch einmal die zwei Bücher« erschienen. Vgl. dazu Brief vom 22. 9. 1905/2.
- 5 Offenbar über die Professoren-Wahl in Basel. Vgl. dazu den Brief vom 23. 12. 1904.
- 6 Prof. Paul Wilhelm Schmidt (1845-1917), seit 1878 Ordinarius für Neues Testament an der Universität Basel, Vertreter des liberalen Flügels. Schmidt hatte als Vertreter des Erziehungsrates im Kampf um die Nachfolge Bolligers schließlich die Wahl des liberalen Wendland gegen den ebenfalls vorgeschlagenen Ragaz durchsetzen können. Welche Verbindungen in dieser Angelegenheit zwischen Schmidt und Kutter bestanden, ist nicht mehr auszumachen.
- 7 Gemeint ist das Buch »Gerechtigkeit«, das im Sommer 1905 erscheinen sollte.

---

Brief 99      An Leonhard Ragaz  
Zürich, 6. April 1905

---

Mein lieber Freund!

Was machst Du, wo bist Du, was denkst Du? Meine Gedanken streben oft nach Dir hinüber, da ich hier niemanden habe, mit dem ich so von Herzenslust in den Tag hineinplaudern kann. Immer diese langweiligen prinzipiellen Gesichter, diese Reserven und reservationes mentales, daß es einem wie kaltes Wasser über den Rücken läuft, und plaudern ist doch die Hauptsache im Leben! Da kommen uns die

besten Gedanken, die wahrsten Erkenntnisse, weil sie sich da zwischen die Zeilen des Geplauderten hineindrängen können und fröhlich in den Ecken und Winkeln des zwanglos und arglos Hingeworfenen auflachen können, während die prinzipiellen Mienen und steifen Pfaffengesichter alles Leben zum erstarren bringen.

Da ich Dich aber nicht haben konnte, bin ich fleißig hinter meinem Römerbrief<sup>1</sup> hergewesen, von dem ich Dir ambulando fliegenden Atems gesprochen. – Und nun regnen die Druckbogen (bei Walther in Berlin) über mich Armen daher – eine furchtbare Strafe für meinen Vorwitz, dem Pfarrer Hauri<sup>2</sup> wieder eine aufs Maul geben wird, daß es klatscht. Videbis und wirst mir hoffentlich ein nicht allzu strenger Kritiker sein. Dieser Hauri hat übrigens eine miserable Arbeit in der Theologischen Zeitschrift geleistet<sup>3</sup> – miserabel nicht in der Schärfe, – da halte ich den Rücken gerne hin – aber in der Offenbarung seiner eigenen Schwäche. Diese Herren werfen uns immer vor, wir verstünden nichts von Geschichte<sup>4</sup> – während gerade wir alles in lebendiger Entwicklung sehen und im Gegensatz zu ihnen glauben, wirklich glauben, daß es neu wird, wo sie immer dieselben armseligen, sauer-süßen, religiös-sittlichen Auffassungen wie ein ewiges Unglück zum besten geben. Und was weiß der Mensch, ob ich nicht »geschrieen« aus der Not! Im Namen des Christentums treten sie uns entgegen – denn Du bist auch dabei – aber gerade wir haben eine lebendige Meinung vom Christentum, während ihr Christentum eine abgestandene Milchsuppe ist. Kurz und gut – ich freue mich schon auf Deine Replik und bitte Dich in aller christlichen Nächstenliebe – denn Hauri, der unter die Räuber Gefallene, ist doch vor allem unserer Hilfe bedürftig als unser Nächster – mach's nicht zu gut, und zertrete das schwanke Rohr nicht!<sup>5</sup>

Nächsten Sonntag ist Einsatz des Herrn Kollegen Bolliger<sup>6</sup>, wie wird's werden? Ich freue mich sehr auf ihn – halte mich aber ferne und lasse die anderen schwatzen und Komplimente machen. Nachher, wenn der Schwarm verlaufen und die heißen Tage kommen, sind wir dann da und finden uns dann.

Bitte, ein paar Zeilen an Deinen herzlich verbundenen und Dich samt Weib und Kind grüssenden

H. Kutter.

1 Siehe Brief vom 23. 12. 1904/4.

2 Siehe Brief vom 2. 2. 1905/3.

- 3 »Kutters und Fabers Kritik der Kirche«. Der zweite Teil von Hauris Vortrag wurde in der Schweizerischen theologischen Zeitschrift abgedruckt (1905/2, 73-91).
- 4 Hauri (siehe Brief vom 2. 2. 1905/3) wirft Kutter und Johannes Faber (Pseudonym für Alfred Zimmermann [1865-1927], Pfarrer in Pfungen [ZH] und Verfasser von »Das Christentum der Zukunft«, 1904) ein »äußerst radikales, d. h. geschichtsloses« Denken vor, das auch der Geschichte der Kirche in keiner Weise gerecht werden könne. Es sei »unrichtig, daß er (Kutter) unsre Ergebung in die geschichtliche Entwicklung mit ihrer Not und ihrem Kampf Unglauben schilt«. Von der Sozialdemokratie unterscheide sich die Kirche gerade dadurch, daß sie die geschichtlichen Tatsachen mit ihren gegebenen Verhältnissen – auch mit den Besitzverhältnissen – in Kauf nehme und in notwendiger Kleinarbeit sich ganz auf die Erziehung des Menschen zur Persönlichkeit konzentriere (Schweizerische theologische Zeitschrift 1905/1, 11 f).
- 5 Jes 42,3; Mt 12,20.
- 6 An der neu geschaffenen, vierten Pfarrstelle am Neumünster (siehe Brief vom 14. 9. 1904/3).

---

Brief 100    An Leonhard Ragaz  
                   Seewis<sup>5</sup>, 21. Juni 1905

---

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deinen teilnahmsvollen Brief. Die Sache ist nicht so schlimm wie die geschäftige Klerisei, meine lieben »Kollegen« sie darzustellen beliebten<sup>1</sup> – mit Inbrunst und Fleiß; denn die hätten allerdings ein Interesse daran, daß unsereiner »unschädlich« würde. Ich bin nur äußerst müde, mein Herz bedarf der absoluten Ruhe. So habe ich denn für ein Vierteljahr Urlaub genommen, um womöglich ein für allemal gründlich zu bessern. Von einer »Nervendepression« mit all ihren Nebenwirkungen – nichts. Ich bin frisch und froh im Geiste.



Dein Artikel<sup>2</sup> ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; ich freue mich sehr auf ihn, da ich weiß, wie meisterlich Du solche Dinge anfaßest. – Daß Du in Basel Dich mehr und mehr einlebst<sup>3</sup>, ist mir eine große Freude. Keine Überraschung zwar, da ich Deiner großen und stetigen Energie die Überwindung auch einer so schwierigen Position wie Basel stets zugetraut habe. Aller Anfang ist eben schwer – und nun hast Du Deine Anfänge schon hinter Dir.

Sehen wir uns wohl einmal im Laufe des Sommers in Graubünden? Ich hoffe es zuversichtlich und wünsche von Herzen vorerst ein gesegnetes Eintreffen des von Euch erwarteten Ereignisses<sup>4</sup>.

Hier in Seewis bei Tischhausers gefällt es mir sehr<sup>5</sup>. Herrliche Gegend, die ich zum Teil schon näher kennengelernt: Klubhütte Scesaplana, Vilan etc. Anfangs Juli bin ich in Bergün, wo ich dann – wenn nicht vorher hier – Bericht von Dir erwarte. Nicht wahr?

Herzlich grüßend und mit Dir das Pfaffentum verabscheuend  
Dein ganz verbundener

H. Kutter.

Grüße Frau und Kind.

Mein Büchlein<sup>6</sup> ist nächstens fertig, die letzten Bogen sind eben in meiner Hand.

1 Zu Kutters gesundheitlichen Störungen und Befürchtungen vgl. den folgenden Brief.

2 Gemeint ist die von Kutter erwartete Antwort von Ragaz auf Hauris Kritik an Kutter und Faber (vgl. Brief vom 2. 2. und 6. 4. 1905). Der Artikel von Ragaz ist erst im September 1905 erschienen; vgl. dazu den Brief vom 22. 9. 1905/2.

3 Ragaz war im Januar 1902 an die Münstergemeinde in Basel gewählt worden. Es waren vor allem die dort herrschenden Streitigkeiten zwischen den kirchlichen Parteien, die ihm anfänglich seine Tätigkeit zu verleiden drohten (vgl. dazu Mattmüller, Ragaz I, 79 f).

4 Tags darauf, am 22. 6. 1905, wurde Christine Ragaz geboren.

5 Kutter verbrachte vier Wochen seines Erholungsurlaubs in einer Ferienpension in Seewis (GR), die von Maria Tischhauser, der Schwester von Kutters Freund Pfr. Emanuel Tischhauser, geführt wurde. Seit dem Frühjahr 1905 wohnte hier auch der Vater der Geschwister Tischhauser, Christian Tischhauser (siehe Brief vom 4. 7. 1905/3). Emanuel Tischhauser (1868–1943) amtierte 1893–1907 als Pfarrer in Seewis (GR), 1907–1911 in Pratteln (BL), seit 1911 in Zürich-Aussersihl. Er war von Anfang an stark an der religiös-sozialen Bewegung beteiligt, gehörte später zum Kreis der »Degersheimer Zusammenkunft« (siehe Brief vom 13. 4. 1907/1) und war

dann auch Mitinitiator der religiös-sozialen Konferenzen. In seinen Ansichten stand er näher bei Kutter als bei Ragaz.

6 Gerechtigkeit. Ein altes Wort an die moderne Christenheit, Römer I-VIII, H. Walther, Berlin 1905.

---

Brief 101    An Lydia Kutter-Rohner  
Seewis, 22. Juni 1905

---

Mein liebes Schüfösel!<sup>1</sup>

Ich bin ein armer alter Mann geworden, den nur ein Gefühl durchdringt: Müdigkeit. Am Ende habe ich auch eine Herzerweiterung! Ach wie garstig sind doch diese Gedanken. Wo ich gehe und stehe, tönt's immer: Und wenn Du jetzt doch eine Herzerweiterung hättest und hier oben ganz falsch plaziert wärest! Mein armes Herz – es geht und schlägt und will mir immer etwas sagen, wie ich's machen soll und was ihm fehlt, und ich verstehe seine Sprache nicht. Armes ruheloses mißverstandenes Ding! Aber das sage ich nur Dir und nicht einmal im Ernst. Die Pfaffen sollen nicht meinen, daß sie mich unterkriegen, die geschwätzigen Surrfliegen, die mich für nervös dezimiert halten und sich allerhand Erbauliches für sie über mich zusammenmunkeln! Wir stehen auf festem Grunde – alles andere soll uns gleichgültig sein. Mein geliebtes Täubchen, denk nur nicht schreckliche Sachen von Deinem Männlichen, sein Werk schafft und gedeiht. Das merken sie hier auch und bezeugen es und wollen mich immer dabehalten, weil sie nicht genug hören können. Also laß die Pfaffen schwatzen. An Ragaz habe ich geschrieben<sup>2</sup>, ebenso Salis<sup>3</sup> definitiv abgesagt. – Morgen kommt anstelle Pflügers<sup>4</sup> ein Herr Lattmann<sup>5</sup>, der Leiter des Streikes in Z. hierher, abgearbeitet und froh, hier sein zu können!<sup>1</sup> Die

Druckbogen sind beinahe fertig – endlich. Noch einen – und dann mag's losgehen.

In unaussprechlicher Freude über Deinen Besitz und tausend Küssen

Dein M.

- 1 Die Einleitung und der Schluß des ersten Abschnittes sind weggelassen.
- 2 Siehe den vorangehenden Brief.
- 3 Vielleicht Arnold von Salis (1847-1923), letzter Antistes der Basler Kirche.
- 4 Paul Pflüger (1865-1947) war bereits während seiner Tätigkeit als Pfarrer in Dussnang (TG) 1887-1897 Sozialdemokrat und einer der meist umstrittenen Pfarrer der Schweiz. Seit 1898 war er Pfarrer in der Arbeitergemeinde Zürich-Aussersihl und setzte sich für die Arbeiterbewegung ein (Führer der Zürcher Grütlianer, Gründer des Jungburschenvereins Aussersihl). Pflüger nahm an den religiös-sozialen Konferenzen teil, war aber vor allem politisch interessiert. 1910 verließ er das Pfarramt, 1910-1922 Zürcher Stadtrat, 1911-1918 sozialdemokratischer Nationalrat. In der Partei vertrat er den rechten Flügel.
- 5 Lattmann war Spengler und wurde am 6. 8. 1903 zum Präsidenten der Arbeiterunion Zürich gewählt. Auf den 1. 7. 1905 mußte er aus gesundheitlichen Gründen seine Stelle aufgeben. Der Streik der Maurer und Handwerksleute, auf den Kutter sich hier wahrscheinlich bezieht, fand vom 3. 4.-29. 5. 1905 statt.

---

Brief 102    An Lydia Kutter-Rohner  
Seewis, 4. Juli 1905

---

Mein geliebter Schatz!<sup>1</sup>

Gestern war Pfr. Preiswerk<sup>2</sup> von Basel da, nett und freundlich, als wollte er sich ganz zu mir bekennen. Er ist der 1. Gast beim alten Freund Tischhauser<sup>3</sup>. Vielleicht hat ihm mein Protest und meine bis-

herige unbekümmerte Art doch Eindruck gemacht und fangen die Boller an einzusehen, daß ihre Blumhardtschwärmerei den Wagen nur aus dem Gleise wirft. Er sagte mir, Pfr. Hauri habe seine Philippika gegen mich in der theologischen Zeitschrift als Separatabdruck in Broschürenform herausgegeben – der gute Mann!<sup>4</sup> Er meint, damit wahrscheinlich ein braves Werk getan und mich bei den Frommen endgültig abgetan zu haben. Dankbar werde ich ihm die Hand schütteln und von da an nur noch von ihm als ihrem »lieben Bruder Hauri« reden! Und unterdessen zuckt der Blitz aus der Feder Papagenos<sup>5</sup> nieder und schreckt die Eulengesellschaft<sup>6</sup> auseinander – und schmettert die Trompete »Gerechtigkeit«<sup>7</sup> in das Lumpengesindel hinein. Wir wollen sehen.

Heiß, heiß so lautet gegenwärtig die Parole von Seewis. Ein glühender Himmel, versengende Sonnenstrahlen von den abschüssigen Berghalden doppelt glühend zurückgeworfen. Man kann sich nur helfen, indem man sich ohne Zaudern dem heißen Element übergibt und tapfer in der Sonne bergan steigt, daß die Bäche von einem laufen. Das stählt die Nerven und kräftigt Leib und Seele. Ich habs gestern wieder ausprobiert. 1000 Meter baumloser Aufstieg über Gras und Geröll und wieder zurück. Alles in 3-4 Stunden. Heute spüre ich die wohltätige Wirkung in allen Gliedern<sup>1</sup>.

1 Die ersten Sätze und der Schluß sind weggelassen.

2 Adolf Preiswerk (1861-1936), seit 1888 Pfarrer zu St. Peter in Basel. Preiswerk hatte in Neuchâtel und Tübingen (1883/84) studiert, wo er Christoph Blumhardt kennenlernte. In Basel war er der damals wohl wichtigste »Boller« (= Anhänger Blumhardts).

3 Christian Tischhauser (1839-1905), Vater von Emanuel Tischhauser (siehe Brief vom 21. 6. 1905/5). Nach seiner Missionarstätigkeit in der Basler Mission war Tischhauser 1881-1904 theologischer Lehrer am Missionshaus in Basel. Im Frühjahr 1905 zog er zu seiner Tochter Maria nach Seewis (GR). Christian Tischhauser war ein treuer Anhänger Blumhardts. Kutter lernte ihn via Bad Boll kennen.

4 Zum Artikel von Nathanael Hauri »Kutters und Fabers Kritik der Kirche« (der Kutter, wie die Briefe an Ragaz zeigen, doch stark beschäftigte), siehe Brief vom 2. 2. 1905/3.

5 Papageno versinnbildlicht in Mozarts »Zauberflöte« im Unterschied zu dem nach dem Höheren strebenden Tamino das gutmütige, unbesorgte und sinnliche Daseinsprinzip.

6 Mit dem Eulengeschlecht ist wohl das in Schillers Epigramm »Falscher Studiertrieb« angesprochene »Eulengeschlecht« gemeint: »Oh, wie viel

neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele/Seh ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt« (Friedrich Schiller, Sämtliche Werke, München 1965<sup>4</sup>, Bd. 1, 251, hrsg. G. Fricke u. a.).

- 7 Kutter beschäftigte sich in diesen Tagen mit der Korrektur der Druckfahnen seines Buches »Gerechtigkeit«.

---

Brief 103    An Leonhard Ragaz  
Bergün<sup>1</sup>, 17. Juli 1905

---

Lieber Freund!

Vor allem meine herzlichsten Gratulationen zu Deinem neuen Töchterlein, dem Sonnenschein und der Wonne Eures Herzens!<sup>2</sup> Vivat, crescat, floreat, facilis, gratiosa! – Hoffentlich – das wäre seine Schattenseite – hindert es Dich nicht an Deinem Aufstieg ins Bündnerland. In Latsch verhielt mir die ältere Tochter der Posthalterin, Ihr kämt vielleicht auch nach Latsch – was mir eine gar willkommene Botschaft war, obschon ich sie aus dem doppelten Grunde, Parpan und Kindlein – nicht recht glauben kann.

Beiliegendes Schmerzenskind von mir, das mit Haaren an den Zähnen zur Welt gekommen, nimm in Gnaden an<sup>3</sup>. Du bist der erste, dem ich es schicke, nachdem es wie eine Bombe unerwartet in meinen Bergünner Frieden eingeschlagen. Du schreibst mir dann darüber einige in-nige Wörtlein, nicht wahr?

Deine Hauri-Abfuhr<sup>4</sup> ist immer noch nicht herausgekommen, ich plange<sup>5</sup> ihr entgegen! Denke Dir, unter uns gesagt! – Pfarrer Tischhauser<sup>6</sup>, bei dem ich 4 Wochen war, will sich auch ins Zeug legen und den Hauri-Anlaß benutzen, um seine prinzipiellen Posaunenstöße in die Welt hinauszublasen. Es kommt also doch, wonach ich so lange mich gesehnt<sup>7</sup>.



Ihr werdet eine nette Hitze in Basel haben! Hier ist's zum Aushalten und einfach herrlich in jeder Beziehung. Ich befinde mich recht ordentlich und hoffe auf eine gründliche Kurierung des Übels.

Deiner geehrten Frau sage, wie sehr ich mich mit Euch freue, und grüße sie bestens von mir. Du selbst, mein lieber Streitgenosse und Freund, sei versichert meiner unwandelbaren Gemeinschaft.

Dein H. Kutter.

- 1 Kutter verbrachte den zweiten Teil seines gesundheitlich bedingten Urlaubs in einem Bauernhaus in Bergün (GR) von Anfang Juli bis Ende August.
- 2 Christine Ragaz, geboren am 22. 6. 1905.
- 3 Gerechtigkeit. Ein altes Wort an die moderne Christenheit, Römer I-VIII, H. Walther, Berlin 1905.
- 4 Siehe Briefe vom 2. 2. 1905/3 und vom 22. 9. 1905/2.
- 5 plangen = gespannt erwarten.
- 6 Siehe Brief vom 21. 6. 1905/5.
- 7 Siehe Brief vom 14. 9. 1904, wo Kutter an Ragaz schreibt: »Es ist von großer Wichtigkeit, daß andere neben mir ihre Stimme erheben.« – Der Kreis der Mitarbeiter begann zu wachsen.

---

Brief 104    An Lydia Kutter-Rohner  
                  Bergün, 20. Juli 1905

---

Mein Geliebtes!'

Die Tagblattanzeigen von »Gerechtigkeit« wollen wir dann als erste Kundgebungen einkleben<sup>2</sup> – was wird folgen?

Hier ist alles wohl und munter. Gestern wollte der Schlaf wieder nicht kommen – bis ich nasse Socken anzog, dann gings. –

Hoffentlich kommst Du mit Meieli und FrI. Blumhardt<sup>3</sup> am Samstag. Wir sehnen uns Dir entgegen. – Der amerikanische Herr<sup>4</sup>, der mich aufsuchte, ist gewiß derselbe, der mir von Oberhofen aus einen englischen Brief geschrieben, den dann Mama englisch nach meinem deutschen Diktat beantwortete. Er wollte wegen einer Übersetzung von »Sie müssen«<sup>5</sup> ins Englische fragen.

Tausend Küsse Dir und Meieli. Herzlichste Grüße an FrI. B.<sup>3</sup> und alle.

H.

1 Der erste Abschnitt ist weggelassen.

2 Siehe Brief vom 20. 6. 1904/7.

3 Meieli (= Gertrud) ist Kutters jüngste Tochter, geboren 11. 3. 1901. FrI. Blumhardt ist wahrscheinlich die Nichte von Christoph Blumhardt, Johanna, die in der Schweiz Medizin studiert hatte.

4 Es handelt sich um Rufus Weeks (siehe Adr./Korr.-Liste). Das ergibt sich aus dem unveröffentlichten Brief vom 23. 7. 1905.

5 Sie müssen! Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft, Zürich 1904<sup>1</sup>.

---

Brief 105    An Leonhard Ragaz  
                  Bergün, 18. August 1905

---

Mein lieber Freund!

Wie leid tut es mir nach Deinem heutigen Brief, daß ich Deine Anzeige unbeantwortet gelassen! Ich habe sie offenbar in dem Gestürm des Familientrubels hier im Bergüner Bauernhaus gar nicht in ihrer für Dich so schweren Bedeutung erkannt. Ich glaubte – mir jetzt unbegreiflich – aus dem Ton der Anzeige schließen zu sollen, daß es sich

nur um einen entfernten Verwandten von Dir handelte und nun schreibst Du mir so ganz anderes!<sup>1</sup> Wie schmerzt es mich, Dich in dem schweren Augenblick Deines Lebens so allein gelassen zu haben! Vergib mir meine Unachtsamkeit und sei überzeugt, daß ich von ganzer Seele mit Dir empfinde. Wenn solche bitteren Stunden, wie Du sie durchmachst, nicht dazu angetan waren wie nichts anderes, uns in Gott festzumachen, gerade vermöge ihrer Widersinnigkeit, so vermöchten wir ihre Schwere nicht zu ertragen. Aber gerade der Widersinn dieser Welt erschließt uns erst die volle Wahrheit; die Welt, die uns in Jesus tröstet und das Wort des Apostels: »Wir müssen durch viele Trübsale in Gottes Reich eingehen«<sup>2</sup>, behält immer wieder seine schmerzliche und zu gleicher Zeit tröstliche Wahrheit. Wir wollen uns nicht heruntermachen lassen und Gott trotzig in aller Wirrsal behaupten; dazu gibt er Dir und uns allen der Reihe nach Gelegenheit, vor der wir im ersten Moment erzittern, die uns aber doch mehr fördert als alles, was der Verstand begreift. Dein schweres Erlebnis hat nun den Entschluß in mir festgemacht, Dich in Parpan<sup>3</sup> für 1-2 Tage zu besuchen. Sage mir, wann ich das in den nächsten Tagen tun kann. Wir bleiben noch bis Ende August in Bergün.

Ich danke Dir sehr für Deine freundliche Aufnahme des Büchleins<sup>4</sup>. Du hast ganz recht; der Schluß ist matt, aber ich war damals schon am Zusammenbrechen und konnte nicht mehr. Möge es nun wirken, wie es ist, für die Sache, nicht für die Person.

Daß Du Bolliger heimgeleuchtet<sup>5</sup>, ist sehr gut. Bitte, setze mich in Besitz der betreffenden Literatur<sup>6</sup> – ich halte diesen Mann, den ich nun in Zürich kennengelernt, nicht für ernst genug. Und neben ihm soll ich nun weiterarbeiten! Die theologische Zeitschrift<sup>7</sup> ist noch nicht in meiner Hand. Wir wollen warten. Es geht mir ordentlich. Müde bin ich immer noch, aber es muß mit Anfang September wieder gehen! Also bitte auf einer Karte, wann ich kommen darf. Ich komme dann über die Lenzerheide.

Herzliche Grüße an die Deinen von Deinem treu verbundenen und unwandelbar mit Dir einigen

H. Kutter.

1 Der Tod (am 3. 8. 1905) seines Bruders Anton Ragaz-Engi (1863-1905), Lehrer und später Erziehungssekretär in Chur, traf Leonhard Ragaz hart.

2 Apg 14,22.

- 3 Wo Ragaz offenbar seine Ferien verbrachte.
- 4 Das eben erschienene Buch »Gerechtigkeit«.
- 5 In einer Zuschrift an das Kirchenblatt der ref. Schweiz, Nr. 23 vom 3. 6. 1905 (93) hatte sich Ragaz über die Rolle beklagt, die Bolliger (zur Person vgl. Brief vom 14. 9. 1904/3) bei der Wahl seines Nachfolgers in Basel gespielt hatte, insbesondere über dessen unsachgemäße Beurteilung von Rudolf Otto, der neben Ragaz und dem schließlich gewählten Wendland als »Ritschlianer« vorgeschlagen worden war. Bolliger hat daraufhin im Schweiz. Protestantenblatt vom 22. 7. (231, »Zur Wahl des Herrn Prof. Wendland«) sich mit ironischen Bemerkungen gegen Ragaz zu rechtfertigen versucht. In einer erneuten »Antwort« (aaO. 233) weist Ragaz Bolligers Äußerungen zurück und legt seinen Vorwurf nochmals ausführlich dar.
- 6 In der Auseinandersetzung zwischen Ragaz und Bolliger war es vor allem um die Beurteilung von Rudolf Ottos Buch »Naturalistische und religiöse Weltansicht« (Mohr, Tübingen, o. J.) gegangen.
- 7 Mit der »Hauri-Abfuhr« von Ragaz.

---

Brief 106    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 22. September 1905

---

Lieber Freund!

Wie ich zu meinem Bedauern vernehme, sind in Deiner Heimatgemeinde Tamins 18 Häuser niedergebrannt<sup>1</sup>. Sage mir doch, ob Du davon in irgend einer Weise auch betroffen bist.

Dein Artikel<sup>2</sup> hat allenthalben viel Freude gemacht; wie gut ist es, wenn Du Dein kräftiges und zuverlässiges Wort in der großen Sache erhebst! Ich weiß von einem, der nur darum dieser Sache mehr Vertrauen schenkt, weil Du in dieser Weise geredet. Habe ich es nicht immer gesagt: solange ich allein so reden soll, bleibt die Sache stecken!

Hier geht es recht ordentlich. Äußerlich und innerlich. Der Schönholzer'sche Angriff im »Protestant« war ein Schlag ins Wasser<sup>3</sup>. Niemand nimmt – aus begreiflichen Gründen – dieses Mannes Stimme ernst. Ich lasse mich nicht irre machen, und so wird in Gottes Namen langsam aber stetig vorwärts gearbeitet. Bolliger will vermitteln. Immer mehr entpuppt sich seine Stellung, wie von Anfang an gefürchtet – dahin, daß er berufen sei, den verfahrenen Wagen in Neumünster wieder ins Geleise zu bringen<sup>4</sup>. Er predigt das *ne quid nimis* nach allen Seiten und gefällt so natürlich den Leuten. Ich lasse ihn ganz machen und gaudiere mich im Stillen über diese seine naive und verständnislose Eitelkeit.

Wie geht es Dir? Was macht Dein Austritt aus der Partei?<sup>5</sup> Nicht wahr, Du schreibst mir dann darüber? Letzthin war Platzhoff-Lejeune<sup>6</sup> bei mir, dessen Büchlein: Religion gegen Kirche etc. z. T. lebhaft besprochen wird. Er beklagte sich über Wernle<sup>7</sup>, der dasselbe in einem Brief an ihn selbst »Schmutzliteratur« genannt habe! Stark! Nicht wahr? Ich kann Wernle nicht begreifen. Sollte er in einer wachsenden Verstimmung gegen die Weckrufe, die sich allenthalben erheben, sich befinden: Beginnende Scholastik? Wernle'sche Orthodoxie? Das wäre wirklich jammerschade.

Mein Lieber! Wir sollten uns recht viel sehen. Aber wie machen? Wollen wir einen Automobilverkehr zwischen Basel und Zürich einrichten? Ich spüre, wie einsam wir dastehen. Auf der anderen Seite, wie es allenthalben drängt und treibt. Oft habe ich das Gefühl, wir sollten viel mehr reden können, als ginge es dann viel rascher. Eine beständige große Unruhe und Erwartung treibt mich um und alle Literatur, in die ich mich vertiefe, hilft nichts dagegen. Hauptsächlich aber: immer überwältigender das Gefühl der Herrlichkeit des lebendigen Gottes, indem alles andere mit seinen Häklein und Spitzchen immer wieder niedertaucht.

Herzliche Grüße an Deine liebe Frau.

Die geliehenen Bücher, Carlyle<sup>8</sup>, Naumann<sup>9</sup>, Fechner<sup>10</sup> kommen bald zurück.

In alten Treuen Dein

H. Kutter.

1 Am 19. 9. 1905 war in Tamins ein Brand ausgebrochen, der 18 Häuser und etwa 15 Ställe einäscherte. Das Elternhaus von Ragaz blieb verschont (vgl. Ragaz – Briefe I, 229 f).



- 2 »Noch einmal die zwei Bücher«; eine Antwort von Ragaz auf Hauris Artikel »Kutters und Fabers Kritik der Kirche« (vgl. dazu Brief vom 2. 2. 1905/3), erschienen in der Schweiz. theol. Zeitschrift, 1905/3, 157-173. Ragaz verteidigte in seinem Aufsatz Kutter gegenüber Hauris Vorwurf, Kutter verfälsche sowohl die politisch-soziale Geschichte wie die Geschichte der Kirche (dazu siehe Brief vom 6. 4. 1905/4). Der Forderung Hauris nach »historischer Gerechtigkeit« stellt Ragaz die Legitimität und Notwendigkeit der von Kutter vertretenen prophetischen Geschichtsbetrachtung gegenüber. Diese messe mit Recht die geschichtlichen Ereignisse am Maßstab des Absoluten und könne darum das Gewesene nicht einfach sanktionieren. »Es müssen Männer kommen, die das Wirkliche nicht vernünftig finden« (163). Kutters religiöse Beurteilung der Sozialdemokratie und seine Kritik an der Kirche müsse von dieser prophetischen Geschichtsbetrachtung aus verstanden werden. Mit Nachdruck betont Ragaz, wie stark »Sie müssen« auf ihn gewirkt habe, wenn er auch geneigt sei, »in der Sozialdemokratie mehr das Gericht, die Geißel« Gottes zu sehen und »in der sozialen Bewegung im Ganzen das Schaffen Gottes, der damit sein Reich auf Erden baut« (167). Ebenso seien ihm Kutters Aussagen über Gott und sein revolutionäres Walten in der Geschichte »nicht immer verständlich«, seine Aburteilung Naumanns zu hart und die Ausführungen über Materie und Sünde so von ihm nicht vertretbar (167, 170 f). Trotzdem: »... über Nacht tauchen auf den verschiedensten Gebieten neue Gedanken und Stimmungen auf, und es eröffnen sich neue Fernen. Ja Gott sei Dank, es ist wieder eine Freude zu leben« (172 f).
- 3 Gottfried Schönholzer (1842-1920); 1891-1913 Pfarrer am Neumünster und Amtskollege Kutters; Mitbegründer und Chefredakteur der liberalen Zeitschrift »Der Protestant. Organ für Wahrung und Pflege protestantischen Sinnes«. Schönholzer hatte Kutters »Gerechtigkeit« in zwei aufeinanderfolgenden Nummern seiner Zeitschrift (Nr. 17, 65 f und Nr. 18, 69-71) rezensiert und einer flachen Kritik unterzogen.
- 4 Zu Bolligers Intentionen vgl. Brief vom 23. 12. 1904/3.
- 5 Ragaz hatte sich seit 1903 aus theologischen und politischen Gründen immer mehr von der Reformpartei distanziert, was vor allem bei der Basler Professorenwahl im Frühjahr 1905 zum Ausdruck kam. Die Loslösung von der Partei wollte er jedoch in »aller Stille« und »ohne Kampf und Lärm« vollziehen (so in einem Brief an Schmiedel vom 27. 9. 1905). Erst 1907, als Ragaz vom Vizepräsidium des freisinnigen Gemeindevereins zurücktrat, erfolgte die von Kutter erwartete Abwendung von der Partei auch äußerlich (vgl. Mattmüller, Ragaz I, 86 ff, 150 f).
- 6 Edouard Platzhoff-Lejeune (1874-1960), Theologe und Publizist, wandte sich nach dem Studium von der Theologie ab, wurde Privatdozent an der philosophisch-historischen Fakultät in Genf und ging dann 1915 doch ins Pfarramt. In seinem Buch »Religion gegen Theologie und Kirche. Notruf eines Weltkindes« (Gießen 1905) wollte er »zeigen, daß man theologisch und kirchlich ganz radikal sein und doch religiös tief und warm empfinden kann« (6 f). Seine »Zweifel und Proteste« richteten sich vor allem gegen den

theologischen Dogmatismus, gegen das Staatskirchentum, die Predigtpraxis, das geistliche Amt und das Sakramentsverständnis, in welchem Zusammenhang er auch Kutters Verweigerung der Taufe erwähnt (72).

- 7 Paul Wernle (1872-1939); 1897-1900 Privatdozent für Neues Testament, seit 1900 Ordinarius für Kirchengeschichte und Neues Testament an der Universität Basel. Wernle hatte einen Freundeskreis von Theologen um sich geschart, die sich als Vermittler zwischen Liberalen und Positiven verstanden und der Ritschl-Schule nahestanden. Zu ihnen gehörte auch Ragaz, für dessen Gedanken sich Wernle lebhaft interessierte. Wernle beteiligte sich später auch an den »Neuen Wegen«, hat sich dann aber immer mehr von der religiös-sozialen Bewegung distanziert.
- 8 Thomas Carlyle (1795-1881), englischer Schriftsteller und Geschichtsphilosoph, beeinflusst vom deutschen Idealismus und schottischen Puritanismus; vehementer Gegner des Empirismus und des historischen Materialismus. Als konservativer Gegner des kapitalistischen Wirtschaftssystems hatte er einen beträchtlichen Einfluß auf die »Christian Socialists« in England. Seine Schriften haben auch auf den jungen Ragaz nachhaltig eingewirkt. Mit Carlyle hat sich Kutter vermutlich auf Anregung von Ragaz hin beschäftigt. Seinem im August 1905 erschienenen Buch »Gerechtigkeit« ist ein Zitat aus dem 3. Band von Carlyles »Sozialpolitischen Schriften« (deutsch Göttingen 1899) als Vorwort vorangestellt.
- 9 Friedrich Naumann (1860-1919), Theologe und Politiker. Unter seiner Führung lösten sich 1895 die »Jungen« der christlich-sozialen Bewegung Deutschlands vom konservativen Kreis um Stöcker und gründeten 1896 den nationalsozialen Verein (Ziel: »soziales Kaisertum«). 1903 trat Naumann in die freisinnige Vereinigung ein, 1907 wurde er MdR. 1918 Mitbegründer der Deutschen Demokratischen Partei.  
Kutter hatte sich mit Naumann in »Sie müssen« kritisch auseinandergesetzt und sein christlich-soziales Programm prinzipiell abgelehnt (vgl. »Sie müssen«, 31 ff, 75-83, 112 ff u. a.). Ragaz stand dem »frühen« Naumann sehr viel näher als Kutter (vgl. M. Mattmüller: Leonhard Ragaz I, 94 ff). Bei der erwähnten Schrift handelt es sich vermutlich um Naumanns 1903 erschienene »Briefe über Religion«, welche Ragaz 1903 »als das theologische Ereignis dieses Jahres« begrüßt hatte (Ragaz-Briefe I, 195).
- 10 Gustav-Theodor Fechner (1801-1887), Professor für Physik und Philosophie in Leipzig. In seiner pantheistischen Naturphilosophie versuchte Fechner, die Frage nach dem Verhältnis von physikalisch-mathematischer und psychisch-immaterieller Wirklichkeit auf dem Weg eines psychophysischen Parallelismus zu lösen. Fechner gilt als einer der Begründer der experimentellen Psychologie und Ästhetik (Weber-Fechnersches Gesetz).  
Von Fechner hatte Ragaz – wie aus Briefen aus dem Jahre 1895 hervorgeht – »Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht« (1879) und sein »Büchlein vom Leben nach dem Tode« (1836) mit Begeisterung gelesen (vgl. Ragaz-Briefe I, 71 und 75).

---

Brief 107    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 26. Oktober 1905

---

Lieber Freund!

Ich muß es Dir schreiben, ich kann einfach nicht anders: Du darfst nicht nach Bern! Du mußt Dich freimachen, sonst bleibst Du ein gebrochener Mensch<sup>1</sup>.

In treuer Mitarbeit Dein

H. Kutter.

- <sup>1</sup> Ragaz war im Spätsommer 1905 als Nachfolger des verstorbenen Prof. Gottlieb Joss für den Lehrstuhl der Praktischen Theologie und Ethik an die Universität Bern vorgeschlagen. Er lehnte zuerst ab (vgl. Ragaz – Briefe I, 230 f), sagte dann aber auf den Druck seiner Berner Freunde hin zu. Nach erfolgter Wahl am 7. 10. 1905 trat er aber dann doch nach schweren Gewissenskämpfen Anfang November zurück (aaO. 231 ff).

---

Brief 108    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 27. Oktober 1905

---

Mein Lieber!

Ich wünsche dringend noch einmal mit Dir und Deiner Frau zu reden. Gestern beim Gang in die Kirchenpflege-Sitzung mußte ich für Dich beten, und nachher wurde es mir unwidersprechlich klar und gewiß,

daß Du in Basel bleiben mußt<sup>1</sup>. Du hast keine Wahl zwischen Bern und Basel, glaube mir. Deine innere eigene Berufung weist Dich auf Basel und die ganze Art, wie's bei Deiner Wahl nach Bern zugging<sup>2</sup> – war durchaus ungöttlich. Ich bitte Dich dringend, tue nichts gegen Deine eigene Erkenntnis.

Dein H. Kutter.

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 26. 10. 1905.

<sup>2</sup> Gemeint sind die parteipolitischen Auseinandersetzungen bei der Professorenwahl in Bern. Ragaz war vor allem aus Parteiinteressen den beiden anderen Kandidaten der positiven (Lauterburg) und der vermittelnden Richtung (Müller) vorgezogen worden, was sich für ihn aber erst nachträglich herausstellte (vgl. Ragaz-Briefe I, 233/6 und Mattmüller, Ragaz I, 93).

---

Brief 109    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 3. November 1905

---

Lieber Freund!

Ich erachte es für meine Pflicht, Dir das beiliegende Billet meiner Schwägerin<sup>1</sup>, die keine Ahnung von Deinen Verhältnissen und namentlich nicht von unseren gemeinschaftlichen Unterhandlungen und Besprechungen hat, zu senden. Du bekommst so ein objektives Bild der Sachlage in Bern von ganz unbeteiligter und unbeeinflusster Seite.

Ich bin im Geiste alle Tage bei Dir, und mein inniger Wunsch ist, daß Du Kraft bekommst, die Stricke der Versuchung zu durchschneiden. In Bern mußt Du Farbe bekennen. Niemand versteht dort, daß es Deine innere werdende Größe und Stellung zu Gott ist, die Dir ver-

wehrt, Parteimann zu sein. Das hat sich Dir in lebendigem Umgang mit Deiner Gemeinde ergeben, die eben angefangen, dieses Höhere zu begreifen: Gehst Du, so legen Dich die Berner fest und bricht Dein Wachstum entzwei. Es ist in jeder Beziehung falsch, wenn Du gehst<sup>2</sup>.

Gerade weil ich weiß, daß Du ganz selbständig handelst, rede ich so offen zu Dir, in der Zuversicht, daß Du mir meine Sprache nicht als Überredungsversuch und dergleichen, sondern als die Stimme eines Freundes auslegen wirst, dem bange ist um die Stelle eines Mannes, den er lieb gewonnen und dessen Ringen um Gott er nach Kräften bewahren möchte vor Menschenhand und Menschenfalschheit. Reiß Dich los, und all die tausend reinen und unreinen Fäden, die Dich jetzt umspinnen, sind endgültig zu Gunst eines zielbewußten Daseins und Strebens zerschnitten. Die Basler – das weiß ich genau – werden nachher mit doppelter Liebe an Dir hangen, und Du machst Bahn für ein großes Gotteswirken dort<sup>3</sup>.

Herzlich grüßend Dein

H. Kutter.

- 1 Dieses Billet ist nicht mehr vorhanden. Kutters Schwägerin Clara Lauterburg-Rohner wohnte in Bern (siehe Brief vom 21. 8. 1891/3). Möglicherweise war sie mit dem positiven Kandidaten Lauterburg (siehe Brief vom 27. 10. 1905/2) verwandt und setzte sich für diesen ein.
- 2 Als Kutter diesen Brief schrieb, hatte Ragaz in Bern bereits definitiv abge sagt. Dabei spielte eine Rolle, daß sich Ragaz auf den ausgesprochen parteipolitischen Kampf bei der Berner Professorenwahl nicht einlassen wollte. Dazu kamen prinzipielle Bedenken gegen die akademische Tätigkeit, die in dieser religiös gärenden Zeit für ihn einer Flucht in die Stille gleichgekommen wäre (siehe: Ragaz-Briefe I, 232). Kutter äußerte am 23. 12. 1904 ähnliche prinzipielle Bedenken gegen eine Professur von Ragaz in Basel.
- 3 Welcher Beliebtheit Ragaz sich in Basel erfreute, zeigen Zeitungsartikel in Basel zu seiner Wahl nach Bern sowie das Bestreben seiner Gemeinde, ihn zum Bleiben zu bewegen (Ragaz-Briefe I, 233, Anm. 4 f).



---

Brief 110    An Houston Stewart Chamberlain  
Zürich, 1. März 1906

---

Hochgeehrter Herr!

Soeben mit der Lektüre Ihres herrlichen Buches über Immanuel Kant<sup>1</sup> zu Ende, drängt es mich, Ihnen meinen herzlichen Dank für den seltenen Genuß und die mächtige Förderung, die ich darin gefunden, auszusprechen. Ich fand so viele verwandte Gedanken, daß ich es wagte, Ihnen mein Werk: »Das Unmittelbare« übersenden zu lassen. Wenn Sie es einiger Aufmerksamkeit würdigen, werden Sie sehen, daß die großen, von Ihnen mit Meisterschaft gehandhabten Gedanken auch in bescheidenerem Kreise schaffen<sup>2</sup>. Namentlich ist es der Kampf gegen die ontologische Selbständigkeit der abstrakten Begriffe<sup>3</sup> und für die Autonomie der menschlichen Persönlichkeit<sup>4</sup>, der mich ganz an Ihre Seite ruft, während ich vielleicht in der Auffassung der sozialen Frage andere Wege gehe<sup>5</sup>. Ich sehe in der Massenbewegung nur ein vorübergehendes Phänomen zur Bildung einer fruchtbaren Grundlage eines persönlich empfundenen Lebens, von dem sich unser heutiger, auf der Anarchie aufgebauter Individualismus nichts träumen läßt<sup>6</sup>.

Doch ich will Sie nicht ermüden.

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung!

Hermann Kutter Pfr.

1 H. St. Chamberlain: Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk, Bruckmann, München 1905.

2 Direkt wird Chamberlain im »Unmittelbaren« nur einmal erwähnt, allerdings im Zusammenhang eines für dieses Buch zentralen Gedankens: »Es ist so: Intellektualismus ist die Unwahrheit . . . Nicht, daß wir noch nicht am Ziele sind, sondern daß wir überhaupt ein ›Ziel‹ in den Dingen und Gedanken suchen, ist unsere ›exakte Unwissenheit‹, von welcher Houston Stewart Chamberlain in seinem Werke ›Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts‹ so eindrucksvoll zu reden weiß« (65). Kutter bezieht sich hier auf

- S. 905 ff der »Grundlagen«. Kutter hat gemeint, den von ihm an Chamberlain bewunderten lebensphilosophischen Agnostizismus, Anti-Intellektualismus und Irrationalismus von dessen Rassentheorie trennen zu können. Daß Kutter die rassistische Grundlage der »Grundlagen« – worauf er hier nicht eingeht – erkannt hat, zeigt eine Stelle aus »Sie müssen«: »Was sollen wir von einem Buche wie das Chamberlainsche »Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts« halten, das dem Rassenkampf das Wort redet und alle Schändlichkeiten zum Beispiel der Germanen gegen die Juden aus Rasseneigentümlichkeit entschuldbar findet?« (236).
- 3 Man vergleiche dazu Teil I (»Der Intellekt«) von Kutters Buch »Das Unmittelbare« mit Chamberlains »Immanuel Kant«, 248 ff, 363 ff, 387 ff, 433 ff, 678 ff u. a.
  - 4 Vgl. »Das Unmittelbare«, 240 ff, 333, 340, 342 und »Immanuel Kant«, 729 ff, 752 ff.
  - 5 Über den Sozialismus, den Chamberlain in seinen »Grundlagen« als Ausgeburt des Judentums diffamiert (834 ff, 681 f), heißt es im »Immanuel Kant«: »Unser heutiger Sozialismus tritt an alle diese Fragen (sc. zur Lösung der politisch-sozialen Lage) von außen heran; seine ganze Philosophie läßt sich in die Worte zusammenfassen: ôte-toi, que je m'y mette, es ist ein Klassenkampf; und wenn jene Klasse siegte, würden wir als »Menschheit« im Sinne Kants, als reine Persönlichkeiten, nicht höher, sondern tiefer zu stehen kommen« (736). Und: »Diese Leute (sc. die organisierten Arbeiter) können für unser Reich der geistigen Freiheit ebenso verhängnisvoll werden, wie die Sklaven es für das altrömische Reich der politischen Freiheit wurden« (697, vgl. auch 693 f, 696).
  - 6 Siehe dazu Kutters Ausführungen zu seinem Satz »... die Persönlichkeit ist das Prinzip des Kommunismus, der Kommunismus das Reich der Persönlichkeit« (Das Unmittelbare, 262 ff). Kutter hatte Chamberlain, der sich von ihm hatte trauen lassen wollen, an Ragaz verwiesen. Denn seit seinem Buch »Wir Pfarrer« führte er keine Kasualhandlungen mehr aus (1907). Chamberlain und seine Frau waren sehr begeistert von ihrem Traupfarrer Ragaz. Er fand sie »äußerst sympathische, prächtige, schlichte Menschen«. Ragaz war wahrscheinlich vor allem thematisch (Kant) interessiert an Chamberlain's Büchern, die er schon vor seiner Begegnung mit ihm kannte. »Chamberlain versuchte lange Zeit, die Beziehung zu mir festzuhalten; aber seine alldeutsch-fanatische Stellung zum ersten Weltkrieg hat ihr dann doch ein Ende bereitet«, schrieb Ragaz rückblickend in seiner Autobiographie (Mein Weg I, 109; Ragaz-Briefe I, 276 f). Vgl. dazu: Brief vom 27. 12. 1909 sowie Adr./Korr.-Liste: H. S. Chamberlain.

---

Brief III An Leonhard Ragaz  
Zürich, 28. Juni 1906

---

Lieber Freund!

Trotzdem Du mir vorschreibst, keine Erörterung mit Dir einzugehen, muß ich, gedrungen durch den auffallenden und nichts weniger als freundschaftlichen Ton Deines Briefes, zu Dir reden<sup>1</sup>. Du hast wahrlich kein Recht, in dieser Weise mit mir umzuspringen. In der schwersten Stunde Deines Lebens, – wie Du selbst sagtest – bin ich Dir mit dem Einsatz meiner ganzen Liebe zu Dir beigesprungen, um Dich vor einer Torheit zu bewahren. Ich wußte schon damals, daß ich bei Deinem wankelmütigen, nur schwer zu einem Entschluß gelangenden Wesen Gefahr laufe, in eine Entfremdung Dir gegenüber zu geraten, indem Du hintendrein meine Bemühungen wieder in ganz anderem Licht ansehen würdest. In der Tat ist dies auch eingetreten. Ohne daran zu denken, daß Du Deinen Freunden auch gewisse Rücksichten schuldig bist, hast Du monatelang trotz eigener Ankündigung einer Nachricht gewartet, bis Du den Weg wieder zu mir gefunden; und nachdem Du ihn gefunden, spielt Dir nun Dein Mißtrauen einen so bösen Streich, daß Du mir auf eine durchaus harmlose und nichts mehr in sich tragende Auseinandersetzung fast die Freundschaft kündest mit der naiven Anweisung »jetzt keine Erörterungen«, Du müssest Ruhe haben etc. Ob ich Ruhe habe oder nicht, das scheint Dir offenbar nicht viel auszumachen. Ich will Dir ganz offen sagen, daß Du sehr viel nur an Dich selbst denkst und wenig Verständnis hast für das, was andere bewegt. Das spiegelt sich in dem häßlichen Mißtrauen, als sei in Zürich allerhand gegen Dich gegangen, woran kein wahres Wort ist. Ich habe mich allein mit Tischhauser<sup>2</sup>, wie ich Dir schon sagte, darüber ausgesprochen, warum wohl mein Freund Ragaz plötzlich so stumm geworden sei, sonst habe ich mit niemand über Dich geredet, außer daß ich da und dort nach Deinem Befinden fragte, das ich von Dir selbst ja doch nicht erfuhr. Ich hätte allen Grund gehabt, gegen Dich verstimmt zu sein, denn Du

wärest mir in der Tat mehr Rücksicht schuldig, als Du mir gezeigt hast. Die Entfremdung ist von Dir durch Dein langes Schweigen ausgegangen. Du hast es Dir selbst zuzuschreiben, wenn Du Deinen Freund etwas reserviert und in abwartender Stellung fandest. Nimm es mir nicht übel, wenn ich Dir sage, daß ich doch nicht dafür da bin, nur solange Dein Freund zu sein, als es Dir paßt. Du hast mit Deinem heutigen Briefe mich zum ersten Male durch Dein launisches Wesen tief verletzt. Eine solche Behandlung Deinerseits, dem ich mein ganzes Herz entgegengebracht, habe ich nicht verdient. Nichtsdestoweniger findest Du mich jederzeit bereit, Deinen Bedenken Gehör zu geben. Aber das sage ich Dir zum Schluß: Ich habe Dir nicht mit dem Zaunpfahl gewunken, sondern gerade so geredet, wie ich gedacht. Der Zaunpfahl kommt auf Rechnung Deines Mißtrauens.

Nach wie vor Dein

H. Kutter.

1 Die Art und Weise, in der Kutter sich zu den persönlichen Angelegenheiten von Ragaz äußerte (siehe Briefe vom 23. 12. 1904, 2. 2., 26. 10., 27. 10. und 3. 11. 1905), muß Ragaz empfindlich getroffen haben. Der Brief, mit dem Ragaz ein halbes Jahr später das Gespräch wieder aufnahm, und seine Antworten auf die hier vorliegenden Briefe Kutters sind nicht mehr erhalten.

2 Siehe Brief vom 21. 6. 1905/5.

Lieber Freund!

Ich habe Dir meinen letzten Brief in voller Klarheit und Offenheit vor Gott geschrieben<sup>1</sup>. Du irrst, wenn Du meinst, ich hätte mich fortreiben lassen. Du hast ganz einfach eine Zurechtweisung verdient, weil Du, ohne mir ein Wort mündlich von Deinen Bedenken gegen mich zu sagen, in einem bösen Brief, einen Vorwurf schwerwiegendster Art, als hätte ich gegen Dich treulos gehandelt, ausgesprochen (das war der sachliche Inhalt Deiner Zeilen)<sup>2</sup>. Ein solches Betragen war kleinlich und Deiner unwürdig. Ich war empört über diese Weise des Auftretens. Denn Du hättest mir Deine Beschwerden persönlich mitteilen sollen. Vor allem war und bin ich noch immer betrübt über die Art, immer an den wirklichen oder vermeintlichen Fehlern anderer herumzuzerren, anstatt die Sache selbst, trotz allen Unvollkommenheiten ins Auge zu fassen. Du bist erstaunt über den Vorwurf, daß Du zuviel an Dich selbst denkst. Ich habe ihn in aller Freundschaft gemacht, weil ich wirklich von ihm überzeugt bin. Laß es Dir gesagt sein, mein Lieber – (von Sich-sagen-lassen schreibst Du mir ja ausdrücklich), daß das gerade bei Dir das schwere Hindernis ist, das Dich verhindert, ganz durchzudringen, daß Du viel zu sehr darauf schaut, was man von Dir sagt, was Du leistest oder nicht etc. Du bist zu umständlich, ängstlich und furchtsam, darum bekommst Du keine entschiedene Sprache. Daher auch Dein Mißtrauen, das nicht nur mir, das anderen schon ernstlich aufgefallen ist.

Glaube mir, daß ich meine Worte Dir gegenüber vor Gott verantworten kann. Sie sind nicht gehässig geschrieben – es war nicht wohl getan von Dir, sie so aufzufassen – sondern in der Empörung über die Torheit, woran wir beide teilnehmen, Bagatellen wichtiger zu nehmen als die große Sache. Ein scharfer Brief ist nicht immer auch ein schlechter Brief.

Sage mir in Deiner nächsten Unterredung, zu welcher Du durch Dei-



nen voreiligen Brief moralisch verpflichtet bist, nur ganz offen alles ins Gesicht, was Du auf dem Herzen hast<sup>1</sup>. Du wirst sehen, daß das besser ist als solche in der Unüberlegtheit geschriebenen Briefe. Den Vorwurf des letzten, gegen den ich mich verwahrte, hast Du übrigens in keiner Weise zurückgenommen. Du lässest Dich gar nicht darauf ein. Warum nicht? Ich bitte Dich zum Schluß: Halte zurück mit der sehr wohlfeilen, aber ebenso unschönen Ansicht, als sei ein offener und zugegebenerweise in Empörung geschriebener Brief ein Zeichen ungöttlicher Gesinnung. Wie ich zu Gott stehe, ist doch wohl meine Sache, Deine Sache doch erst dann, wenn Du mir näher stehst, als es jetzt der Fall ist.

Ich bin nur in der ersten Hälfte nächster Woche frei. Montag bis Mittwoch.

Mit herzlichem Gruß Dein

H. Kutter.

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 28. 6. 1906.

<sup>2</sup> Dieser Brief ist nicht erhalten.

<sup>3</sup> Die in Aussicht genommene Unterredung muß in freundschaftlichem Ton stattgefunden haben, vermochte jedoch die Ungetrübtheit der früheren Beziehung zunächst nicht wieder herzustellen (siehe Briefe vom 2. 7. 1906 und vom 21. 11. 1913/1).

---

Brief 113    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 2. Juli 1906

---

Lieber Freund!

Du nimmst die Sachen immer gleich so furchtbar tragisch, daß es ein wahrer Jammer ist! Ich sage Dir einige derbe Meinungen ins Gesicht, weil mir Dein Brief einen jämmerlichen Eindruck gemacht<sup>1</sup> – von

»imponieren« wollen wir da lieber nicht reden – und gleich kommst Du aus dem Häuschen und redest von »Bruch« etc. Ich möchte Dich ernstlich ersuchen, mit diesem Worte nicht zu spielen. Es ist ganz selbstverständlich, daß man deswegen, weil man einander derb die Meinung sagt, – auch Deine Zeilen sind nichts weniger als liebenswürdig und imponierend! – nicht miteinander bricht. Ich finde das sehr schwach von Dir, in dieses Horn zu stoßen. Eine Freundschaft, die nur solange besteht, als man einander freundliche Sachen sagt, und sofort von »Bruch« redet, wenn es einmal anders tönt, ist wahrlich keine. Und wenn Du mir jetzt noch einmal mit dem »Bruche« kommst, an den ich nicht von weitem gedacht, dann wird's ernst. Denn auch ich will wissen, woran ich mit meinem Freunde bin, ob er über den Widerwärtigkeiten stehen kann oder in ihnen unter-sinkt<sup>2</sup>.

Und was Du sagst von »Rechtbehaltenwollen«? – ja, mein Lieber, das ist so eine Sache. Ich will durchaus nicht recht behalten, wenn man mir mein Unrecht klar zu erkennen gibt. Aber wenn mein Freund nach einem durchaus freundlichen Zusammensein mit dem Vorwurf auf mich einstürmt, ich sei hinter seinem Rücken treulos mit ihm umgesprungen, und ich bin mir dieses Frevels durchaus nicht bewußt, wenn derselbe Freund meine Versicherung, er täusche sich, nicht einmal einer Antwort würdigt, mir also nicht glaubt und dadurch beleidigend wird, so nimmt es sich seltsam aus, wenn ich von ihm noch zu hören bekomme, ich wolle recht haben; er könne mir auch etwas sagen, Gott könne durch ihn zu mir reden! Gewiß! Aber was hat dies mit dem Vorwurf zu tun, den ich nicht auf mir sitzen lassen kann? Du schweifst ins Allgemeine ab und schreibst mir Dinge, die ich gar nicht bestreite, aber warum tust Du das nicht, was unter Freunden selbstverständlich ist: ein zugefügtes Unrecht zurücknehmen, wenn der Beleidigte seine Unschuld versichert? Das hast Du noch immer nicht getan. Und darum allein handelt es sich. Dein erster Brief ist falsch. Das darfst Du zugeben, anstatt Dich in allerhand allgemeinen Jammerjaden zu ergehen. Ich will Dir gerne entgegenkommen – und treffe Dich also zu der genannten Zeit in Baden<sup>3</sup>. Behalte nur ruhiges Blut und rede nicht mehr vom »Brechen«.

Herzlich grüßend Dein

H. Kutter.

- 1 Dieser Brief ist nicht erhalten.
- 2 Ragaz beklagt sich in einem Brief an Pfr. B. Hartmann am 10. 5. 1907:  
»Ich bin schon seit letztem Sommer mit Kutter ziemlich auseinandergekommen, persönlich und sachlich, ohne daß wir uns übrigens entzweit hätten. Man kann nicht mit ihm gehen, ohne sein Sklave zu sein« (Ragaz-Briefe I, 254).
- 3 Genaue Nachrichten über die in Aussicht genommene Aussprache haben sich nicht erhalten. Die folgenden Briefe spiegeln jedoch eine wieder sehr viel herzlichere Beziehung, so daß angenommen werden muß, daß das Treffen, sofern es stattgefunden hat, die bestehenden Differenzen bereinigte.

---

Brief 114    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 31. August 1906

---

Lieber Freund!

Besten Dank für Deine freundliche Einladung<sup>1</sup>. Ob mein Kommen für die Sache gut sei, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Ich habe das Gefühl, daß meine Abwesenheit geratener wäre, da einmal die Diskussion dadurch von allem Persönlichen freigehalten wird, andererseits gerade solche Versammlungen nicht das Milieu sind, in dem meine Weise Eindruck macht. Die Pfarrer sind nicht gewillt und auch nicht imstande, in kurzen Stunden sich überzeugen zu lassen; umso weniger, als gerade meine rasche Art, die Zeit haben muß, viel verderben könnte. Da bist Du eben der rechte Mann. Ich hätte mich lieber nicht gezeigt, gerade um nicht der Meinung Nahrung zu geben, als hätte ich mich persönlich zu stellen in einer Frage, die mich nicht persönlich angehen soll. Ich habe jetzt genug geredet und will nur da auftreten, wo ich muß, gerade um der Sache nicht im Wege zu stehen.

Doch kann ich mich ja täuschen und habe ich auf Deinen Wunsch mich entschlossen zu kommen, wenn ich kann. Es fallen die Abhandlungen dieser Woche mir zu, und wenn ich Montag oder Dienstag in Anspruch genommen werde, so kann ich nicht fort. Ich telegraphiere Dir dann noch.

Mit herzlichem Gruß! Dein

H. Kutter.

- 1 Vermutlich zum schweizerischen Predigerfest in Basel, das vom 3.-5. September stattfand und an dem Ragaz das Hauptreferat über »Das Evangelium und der wirtschaftliche Kampf der Gegenwart« hielt (erschieden in erweiterter Form unter dem Titel »Das Evangelium und der soziale Kampf der Gegenwart«, Basel 1906, 2. Aufl. 1907). In diesem Vortrag entwickelt Ragaz erstmals in systematischer Darstellung sein religiös-soziales Konzept (vgl. dazu Mattmüller, Ragaz I, 113-116). Aus dem nachfolgenden Brief Kutters an Ragaz geht hervor, daß Kutter an der Versammlung in Basel nicht hat teilnehmen können.

---

Brief 115    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 20. September 1906

---

Lieber Freund!

Allmählich habe ich mir aus Zeitungen und persönlichen Briefen ein ungefähres Bild der Verhandlungen über Deinen Vortrag<sup>1</sup> zusammengebracht. Ich beglückwünsche Dich zu Deinem prächtigen Referat und bin so froh, daß Du es gehalten – nicht ich! Werden die Leute jetzt glauben, daß die Sache – sie allein – uns erfüllt, nachdem Du so offen und mannhaft gesprochen? Und was ist Dein persönlicher Eindruck von dem, was gewirkt worden durch Dein Wort?

Gestern war ich an der Beerdigung der Frau Pfarrer Tischhauser<sup>2</sup>.  
Unser Freund schickt sich tapfer ins schwere Geschick.  
Herzlich grüßend Dein

Hermann Kutter.

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 31. 8. 1906/1.

<sup>2</sup> Hanny Tischhauser, geb. Jucker, seit 1898 verheiratet mit Kutters Freund Emanuel Tischhauser, damals Pfarrer in Seewis (GR) (siehe Brief vom 21. 6. 1905/5).

---

Brief 116 Von Rufus W. Weeks<sup>1</sup>

346 Broadway, New York USA, 27. September 1906

---

Lieber Freund!

Die Übersetzung Ihres Buches »Sie müssen« ist endlich beendet<sup>2</sup>, und ich habe viele Stunden damit verbracht, sie zu bearbeiten – das Englisch zu verbessern und jene Stellen auszuwählen, welche voraussichtlich unsere Leute hier interessieren und bewegen.

Während dieser Tage lebte ich nach Buchstaben und Geist Ihres Buches und empfand dafür große Bewunderung und herzlichste Hochachtung und Sympathie mit dessen Autor. Das Buch ist ein Posaunenruf für eine schlafende Kirche, die sich – möchte man denken – bei dem ungewünschten Ton wenigstens beunruhigt regen müßte.

In der nächsten Zeit hoffe ich, ausgewählte Stellen des Buches bei kirchlichen Versammlungen an verschiedenen Orten vorlesen zu können, und ich möchte gern die Lesung mit ein paar Worten über den Autor einleiten. Würden Sie mir darum nicht eine kleine Skizze (in Worten) über Sie selbst, Ihre Geschichte, Stellung und Arbeit geben?



Lassen Sie mich Nutzen ziehen aus allem, was gesagt werden kann, ohne Bedenken darüber, daß Sie selbst es schreiben, da ich meine Informationsquelle nicht angeben werde.

Bitte, berichten Sie mir auch von irgend einem weiteren Pfarrer, der Ihnen nahesteht und Sozialist ist; und, wenn es irgend eine Bewegung wie unsere »Christian Socialist Fellowship«<sup>3</sup> gibt, dann wären einige Worte darüber willkommen. Natürlich interessiert uns der Schwindel, sich selber »christlich-sozial« zu nennen, nicht.

Später werde ich Ihnen einen Kohleabdruck der ausgewählten Stellen senden, da es Sie interessieren mag, wie die Auswahl getroffen ist und wie Ihre Worte englisch aussehen. Die Frage einer hiesigen Publikation kann besser in Betracht gezogen werden, wenn wir herausgefunden haben, wie das Buch von den Leuten aufgenommen wird, denen wir es vorlesen.

Zum Schluß muß ich sagen, wie froh ich bin, sowohl darüber, daß Sie dieses Buch geschrieben haben, als auch darüber, daß ich das Glück hatte, damit bekannt zu werden.

Mit besten Wünschen bin ich brüderlich Ihr

Rufus W. Weeks.

<sup>1</sup> Das Original ist englisch geschrieben.

<sup>2</sup> Rufus W. Weeks (zur Person siehe Adr./Korr.-Liste) besorgte die Übersetzung ins Amerikanische. Auszüge davon brachte eine Ausgabe des »Christian Socialist«, die einen großen Absatz fand (siehe Brief vom 22. 2. 1908). 1908 kam dann die Übersetzung – durch die Initiative von E. E. Carr (siehe ebenda) – als Buch heraus: »They must or God and the Social Democracy«, mit einem Vorwort von Weeks.

<sup>3</sup> Zur »Christian Socialist Fellowship« siehe Brief vom 13. 3. 1907/3.

Lieber Freund!

Auf Deinen freundlichen Brief von heute will ich lieber gleich einiges antworten, bevor der Weihnachtsstrudel, der schon bedenklich mich umweht, mir alles aus Gedächtnis und Sinn wirbelt.

Zu Deinem Predigerversammlungs-Vortrag<sup>1</sup> habe ich schon einiges im Zusammenhang gelesen und ich mußte dabei immer wieder Deine ungemeine Gabe der Darstellung bewundern. Ich wüßte nicht, wie man das alles mit mehr »Tiefe« und »Kraft« sagen könnte. Es fehlt Dir an nichts – nur immer so weitermachen. Daß Du für die »Neuen Wege«<sup>2</sup> ein festeres, zielbewußteres Auftreten in Aussicht stellst, hat mich sehr gefreut, wie sehr ich es auch begreife, daß die Anfänge sich nicht anders machen ließen. Gerade unserem Pfarrer – oder wie Du mit meiner vollen Zustimmung sagst –, »Pfaffentum« gegenüber ist eine stahlharte Sprache notwendig, wenn etwas geschafft und nicht alles auf das Niveau der Unterhaltungs-Situation herabgemindert werden soll. Ich bin ganz mit Deiner Bemerkung meine Predigt betreffend einverstanden: daß ich die Pfarrer etwas zu hart anfasse, aber ich halte dafür, daß die Besseren mich begreifen, wenn ich vom Gros dieser – schlankweg gesagt – Pharisäer nichts Großes erwarte. Ich habe ihnen in der Reformationspredigt<sup>3</sup> Gelegenheit zur Aussprache gegeben, indem ich ihre empfindlichste Seite traf: die Sakramente. Nun der Erfolg? Ausschweigen, sich darüber hinwegducken! Doch einerlei, wir fahren weiter, froh und voller Zuversicht. Das Neue muß kommen. Ich begreife Deinen Ingrim gegen das Pfäffische, es umgibt mich hier auch auf Schritt und Tritt. Aber ich teile auch Deine Unbeirrbarkeit und rufe: Allheil!

Vom Tode der Frau Pfarrer Stückelberger-Tischhauser<sup>4</sup> wirst Du gehört haben. Sie wurde bei mir gefährlich krank und mußte sofort ins Spital verbracht werden, wo sie nach rasendem Fieber kurz darauf starb. Ein furchtbarer Schlag für alle, die die feine Frau gekannt!

Ich bin froh, daß meine neueste Predigt<sup>1</sup> Deine Zustimmung hat, komm bald einmal – wie Du in Aussicht stellst – bei mir vorbei. Wir haben dann allerhand zu reden.

Herzlichst und frohe Festtage wünschend Deinem ganzen Hause  
Dein

H. Kutter.

<sup>1</sup> Vgl. Brief vom 31. 8. 1906.

<sup>2</sup> Die Zeitschrift »Neue Wege. Blätter für religiöse Arbeit« war Ende Januar 1906 von Mitgliedern des Freundeskreises um Wernle auf Initiative von Ragaz, Hartmann und Liechtenhan (die in der ersten Ausgabe auch als Redakteure zeichneten) gegründet worden. Das Blatt verstand sich als ein überparteiliches Forum freier Aussprache über alle Fragen der Weltanschauung (wobei auch »ethische, ästhetische, pädagogische und soziale Fragen« in Betracht gezogen werden sollten). Sie richtete sich vor allem an die gebildeten Laien. (Zum Programm vgl. die »Einladung zur Mitarbeit an den Neuen Wegen«, Ragaz-Briefe I, 243 f. Zur Entstehungsgeschichte siehe Mattmüller, Ragaz I, 127–135.) Die »Neuen Wege«, anfänglich noch stark orientiert an der »Christlichen Welt« (Zeitschrift der »Ritschl-Schule«), profilierten sich erst allmählich zum Organ der religiös-sozialen Bewegung Ragaz'scher Richtung. Kutter konnte sich offenbar für eine regelmäßige Mitarbeit nicht erwärmen, wollte bloß »wohlwollender Zuschauer und gelegentlicher Mitarbeiter« sein (so Ragaz in einem Brief an B. Hartmann vom 12. 12. 1905).

Die erste Ausgabe der »Neuen Wege« erschien Anfang November 1906.

<sup>3</sup> »Leben« (über Röm 1,17), Reformationspredigt, Grütlibuchhandlung Zürich 1906 (ebenfalls erschienen in: Wir zeugen vom lebendigen Gott! Predigten religiös-sozialer Pfarrer der Schweiz, Jena 1912, 294 ff). Wir zitieren daraus einige Sätze: »Weil die protestantische Kirche das Zeugnis des lebendigen Gottes nicht mehr als eine schaffensfrohe Macht kennt, ist sie eine Kirche der bloßen Redseligkeit und Konferenzsucht geworden. Jeder kann seine eigene nichtsnutzige Innerlichkeit als Protestantismus ausgeben. Darum ist er auch die Religion der bevorzugten Klassen, und die Arbeitermassen warten vergeblich auf ein großes, befreiendes Wort, das ihr Leben erhellt, aber unsere Kirche ist die geduldige Sklavin einer Gesellschaft geworden, die die Armen peinigt. Sie hat keine Kraft mehr. – Das ist der Grund, weshalb unser protestantisches Volk zurückgesunken ist auf den Aberglauben an die Heilskraft der äußeren Zeremonie. Geht von unsrer protestantischen Taufe irgend ein belebendes Element in unser Volksleben ein? Dasselbe ließe sich vom Abendmahl sagen . . . Heidnisch ist auch die Meinung, daß der Eintritt ins Leben oder der Austritt ohne Segen der geistlichen Amtsperson der richtigen »Weihe« entbehre, heidnisch die Vorstellung, eine Ehe ohne kirchliche Einsegnung gehe des künf-

tigen ›Glückes‹ verlustig, heidnisch das Vorurteil, das Göttliche wirke durch das Organ der Kirche . . .« (Zur Kritik an der Kasualpraxis und an den Sakramenten vgl. auch in Kutters im Frühjahr 1907 erschienenen Buch »Wir Pfarrer«, 40 ff und 51 ff).

- 4 Martha Stückelberger-Tischhauser, eine Schwester von Kutters Freund Pfr. Emanuel Tischhauser (siehe Brief vom 21. 6. 1905/5), seit 1894 verheiratet mit Pfr. Lukas Stückelberger (1869-1954), damals Pfarrer in Oberhelfenschwil (SG) und Anhänger der religiös-sozialen Bewegung (1912-1919 Mitredakteur der »Neuen Wege«).
- 5 Gemeint ist vermutlich die Predigt »Der Advent der Armen« (Grütlibuchhandlung, Zürich 1906).

---

Brief 118 Von Rufus W. Weeks<sup>1</sup>  
No. 346 Broadway, New York City, USA,  
13. März 1907

---

Mein lieber Freund!

Es war sehr nachlässig von mir, Ihnen bis heute nicht geschrieben zu haben auf Ihren so freundlichen und höchst interessanten Brief vom letzten Oktober, so wie auf Ihren Brief vom 2. Februar dieses Jahres<sup>2</sup>. Es ist so, daß ich durch meine tägliche Arbeit als Beamter einer Lebensversicherungsgesellschaft so bedrängt war, daß ich für andere Sachen, selbst für die wichtigsten, keine Energie übrig hatte. Ich war jetzt auch einige Wochen krank, bin nun aber wieder hergestellt und habe einige freie Zeit. Es täte mir leid, wenn Sie dächten, die Verzögerung sei aus mangelndem Interesse für Ihre große Arbeit erfolgt, denn in Wahrheit habe ich oft und viel daran gedacht und darüber, wie man sie hier am besten bekannt machen kann.

Die Übersetzung ins Englische ist gemacht, und einen großen Teil davon habe ich überarbeitet, wie aus dem vollständigen Manuskript, das ich Ihnen sende, hervorgehen wird. Nach Abschluß der Überset-

zung fragte ich mich, was damit hier gemacht werden könnte. Sie wissen, nur jene, die »Ohren zum Hören« haben, werden es hören, und die Zahl von Leuten in diesem Lande, die an der sozialen Bewegung in Europa interessiert sind, ist gering, und diese wenigen sind nicht leicht zu erreichen<sup>3</sup>. Es war mir und meinen Freunden klar, daß kein Verleger es hier unternehmen werde, die Übersetzung aus geschäftlichem Interesse zu drucken und das deshalb – was auch immer veröffentlicht würde – auf unsere Kosten gehen und zur Propaganda bestimmt sein muß.

Wir sahen, daß wir es uns nicht leisten könnten, das für den Druck des ganzen Buches nötige Geld auszulegen angesichts der übrigen Vorhaben, an die wir uns beim Einsatz von Geld für die sozialistische Sache gebunden fühlen; folglich würde es das beste sein, eine Auswahl der eindrucklichsten Stellen abzudrucken, solcher, die höchst wahrscheinlich Amerikaner ansprechen und diese Auswahl in möglichst weiten Umlauf zu bringen. Es ist möglich, daß – wenn dies geschehen ist – einige Leser vielleicht wünschen, das Buch ganz abzudrucken und das Geld dafür aufbringen, obwohl wir das nicht für sehr wahrscheinlich halten angesichts der Armut der meisten Sozialisten. Ich habe daher mit großer Sorgfalt die Auswahl von Stellen getroffen und ihre Übersetzung überarbeitet und füge eine Kopie des Ergebnisses unter dem Titel »God and the Social Democracy« bei. Unser Plan ist, wenn Sie dem zustimmen, ungefähr 20 000 Wörter im »Christian Socialist« zu drucken, entweder das Ganze in einer Nummer dieser Zeitung oder fortlaufend und nachher als Broschüre. Wir sollten 10 000 Exemplare drucken und alles dransetzen, sie alle in Umlauf zu bringen. Ich hoffe, Sie billigen diesen Plan und ebenso die von mir getroffene Auswahl, obwohl Sie zweifellos finden werden, daß viele Stellen, ohne die der volle Eindruck ihres Anliegens nicht wiedergegeben werden kann, weggelassen worden sind.

Wenn Sie unserm Plan zustimmen, würden Sie dann so freundlich sein und mir den ausgewählten Text zurücksenden? Ich habe natürlich eine Kopie behalten, aber es ist unsicher, von einer Kopie abhängig zu sein. Die vollständige Übersetzung können Sie behalten, und falls Sie in England einen Verleger finden sollten, könnte sie ihm nützlich sein<sup>4</sup>.

Mit den herzlichsten Gratulationen zu Ihrer edlen und wahrhaft religiösen Arbeit, die Sie durchführen, bin ich brüderlich Ihr

Rufus W. Weeks



Ich sende Ihnen ein Foto von mir in einer Broschüre. Wenn Sie irgendeins von Ihren eigenen Bildern haben, würde ich es als eine Ehre schätzen, eins zu besitzen.

- 1 Das Original ist englisch geschrieben.
- 2 Die beiden Briefe sind nicht erhalten.
- 3 Seit 1890 näherten sich die kirchlichen Vertreter des »social gospel« dem politischen Sozialismus in den USA, der schwächer war als der europäische. Dabei gaben sie die christliche Wurzel ihrer sozial engagierten Haltung als Besonderheit nicht preis. Dieser entstehenden Minderheit gehörte z. B. William Bliss an; Pfarrer und Mitglied der »Socialist Party«, 1889 Mitbegründer der »Society of Christian Socialists«. »Christian Socialism« wurde um 1900 Schlag- und Kennwort aller kirchlichen Denominationen und theologischen Richtungen. Am markantesten, und zwar politisch und marxistisch, prägte er sich vor dem 1. Weltkrieg in der »Christian Socialist Fellowship« aus. Im Juni 1906 an der »Christian Socialist Conference« in Louisville begründet (im Jahr der Degersheimer Konferenz der Schweizer Religiös-Sozialen), strebte die »Fellowship« die Verbindung zum internationalen Sozialismus und zur »Socialist Party« der USA an. Der wesentliche Anreiz zur Gründung kam von der durch R. W. Weeks (zur Person siehe Adr./Korr.-Liste) 1903 initiierten Zeitschrift »The Christian Socialist« (ein gleichnamiges Blatt wurde seit 1851 in England von Maurice [zur Person siehe Brief vom 17. 10. 1907/4] herausgegeben): Er rief – mit Erfolg – zum »sozialen Kreuzzug« auf. Die Zeitschrift, nun Organ der »Fellowship«, breitete sich wie ein »Steppenbrand« aus. Die »Fellowship« erreichte ihren frühen Höhepunkt 1908 an der New Yorker Konferenz mit über 3 000 Teilnehmern. Im gleichen Jahr erschien Kutters »They must« in Chicago; der vorausgehende auszugsweise Vorabdruck im »Christian Socialist« war ein Erfolg (siehe Brief vom 8. 2. 1908). Spannungen im Innern und gegenüber der reformierten Kirche der USA waren der beginnenden Organisation der »Fellowship« nicht förderlich, mit dem Weltkrieg endete ihre Wirksamkeit. – Wie Kutter die Sozialdemokratie, so verteidigte die »Fellowship« die »Socialist Party«, der viele »Christian Socialists« angehörten und deren marxistische Theorie – zumindest theoretisch – bejaht wurde. In ihrem enthusiastischen, pragmatischen und evolutionistischen Denken rückte sie »Reich Gottes« und soziale Programmatik in gefährliche Nähe, im Unterschied zu Bliss und auch Rauschenbusch, der den unterscheidend christlichen Charakter des »Christian Socialism« stärker betonte (Lit.: C. H. Hopkins: *The Rise of the Social Gospel in American Protestantism 1865-1915*, New Haven 1940, Kapitel X und XIV).
- 4 Richard Heath (zur Person siehe Adr./Korr.-Liste) besorgte 1907 die englische Übersetzung anhand der französischen Vorlage »Dieu les mène« aus dem gleichen Jahr. Dabei konnte er mit Weeks Übersetzung (siehe Brief o. D. [nach 15. 7. 1907] aus Chester) vergleichen. Veröffentlicht

wurde »They must« erst 1910 als Kurzfassung zusammen mit zwei weiteren Zusammenfassungen von »Gerechtigkeit« und »Die Revolution des Christentums« unter dem Titel »Social Democracy, does it mean darkness or light?« mit einem Vorwort von Heath.

---

Brief 119    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 11. April 1907

---

Lieber Freund!

Nach langem schweren Kampfe bin ich leider zu dem Entschluß gelangt, an der Konferenz<sup>1</sup> der nächsten Woche nicht teilzunehmen. Ich habe noch kein Wort für eine gemischte Gesellschaft. Was ich zu sagen habe, geht die Pfarrer allein an. Eine gemischte Gesellschaft, wie Du sie eingeladen hast<sup>2</sup>, würde es nicht verstehen. Meine innere Not in diesen Dingen ist so groß, daß mein Entschluß, der Dich befremden wird, nur aus einer seelischen Unmöglichkeit, nicht etwa aus anderen nebensächlichen Rücksichten geboren ist. So wirst Du ihn auch verstehen können. Ich vermag es einfach nicht, vor gemischter Gesellschaft zu sagen, Gott fehle uns! Das wird falsch verstanden – religiös oder gar als pfarrherrliche Anmaßung und dergleichen, weil ja unsere Leute Religion und Gott zusammenwerfen und dies tun müssen, solange die Pfarrer keine größere Sprache erhalten. Da liegt, nach meinem Erachten, das Verderben. Wir müssen von innen heraus einen anderen Geist, Gottes Geist empfangen und darin einig werden, bevor wir unter die Leute treten. Sonst mindern wir das Göttliche zu bloßen göttlichen Betrachtungen herab, die man uns gern mit in den Kauf gibt.

Es fehlt an Gott. Das und das allein haben wir zu verkünden, nicht als Beiwerk zu sozialen Besprechungen, sondern ausschließlich und al-

lein. Macht jedermann mit – und Du hast die Tore weit aufgetan – so erscheint aber – so wie die Dinge heute nun einmal liegen – das Göttliche als Beiwerk. Mir ist der Mund vorläufig geschlossen. Natürlich bin ich auch ganz dafür, daß andere die Sache durchführen, und ich wünsche ihr auch das Gute, was für meine Auffassung dabei herauskommen kann. Ich bitte Dich, laß mich machen und nimm es mir nicht übel<sup>3</sup>.

Mit herzlichem Gruß Dein

H. Kutter.

- 1 Gemeint ist die erste religiös-soziale Konferenz, die am 17./18. 4. 1907 in Zürich stattfinden sollte. Ihr Ziel war eine Grundsatzdiskussion unter Gesinnungsgenossen über die Stellung der Kirche zur sozialen Frage und die Konsolidierung der religiös-sozialen Bewegung in organisatorischer Hinsicht. Ihre Initianten (Ragaz, anfänglich auch Kutter, Bader, Liechtenhan, Hagmann, Tischhauser, Pfister u. a.) hatten als Vorbild mehr oder weniger den deutschen »Evangelisch-sozialen Kongreß« vor Augen (vgl. Mattmüller, Ragaz I, 137 ff). Kutter hatte an der Vorbesprechung zu dieser Konferenz, der sogenannten Degersheimer Zusammenkunft im Oktober 1906, teilgenommen. Über Inhalt, Absicht und Form der Konferenz scheinen aber von Anfang an Mißverständnisse geherrscht zu haben, wie der Brief Kutters vom 13. 4. 1907 zeigt.
- 2 Die offizielle Einladung richtete sich an »Männer und Frauen aller Volkskreise, die von der Notwendigkeit einer sozialen Umgestaltung überzeugt und zugleich genötigt sind, diese Aufgabe mit ihrem religiösen Denken in Verbindung zu setzen« (Neue Wege 1907, V, 128) – also nicht nur an Pfarrer, wie Kutter offensichtlich wollte.
- 3 Hier stehen sich zwei eigenwillige Persönlichkeiten gegenüber. Während Kutter in der theoretisch-theologischen Interpretation der Sozialdemokratie (siehe Brief vom 21. 12. 1903/5) Ragaz nicht nachsteht, so ist er hier in praktisch-organisatorischer Hinsicht Ragaz gegenüber doch recht abstinenter, »esoterisch-sektenhaft« (siehe Brief vom 13. 4. 1907/7). Das sozialistische Anliegen und der Blumhardtsche Einfluß verblassen vor platonisierender Theologie (siehe später z. B. Plato und wir, 1927, 225) und eher pastoral-gewaltsamem als prophetisch-gewaltigem Gehabe (siehe Brief vom 13. 4. 1907/5). – Barth situiert sich später praktisch näher bei Ragaz, aber die theologische Ausrichtung Kutters übernimmt er und korrigiert so beide Positionen.

---

Brief 120    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 13. April 1907

---

Lieber Freund!

Was Du mir im heutigen Brief in freundlicher Zudringlichkeit sagst, hättest Du mir in Degersheim<sup>1</sup> sagen sollen. Damals war die Mehrzahl davon überzeugt, daß es sich zunächst um eine offene Aussprache unter uns Pfarrern handeln müsse, wobei speziell Dir das Mitbringen Deiner Freunde, von denen Du gesprochen, gestattet wurde. Aber weder Du noch sonst jemand fand meine Weigerung, jetzt schon vor gemischter Gesellschaft aufzutreten, weil wir Pfarrer zuerst am eigenen Hause anfangen müßten etc., an »Hochmut« und dgl. nette Dinge streifend. Es handelte sich ganz einfach darum, daß die Pfarrer sich auf das, was not tut, – vielleicht nicht vor allem soziale Besprechungen – unter einander offen aussprechen könnten. Damals dachte niemand an Deine animierten Gegengründe, die Du jetzt gegen meine Stellung geltend machst. Nun habt Ihr gegen den damaligen Beschluß die weitesten Kreise eingeladen – ob sie kommen oder nicht, ist eine Frage für sich, die wir jetzt gar nicht entscheiden können – und seid nun ganz erstaunt und empört über meine Absage, wie wenn wir darüber, d. h. über die Einzuladenden und über mein Mitmachen nicht ausdrücklich geredet hätten. Aber entweder waren meine damaligen Bedenken falsch, und dann muß man mir sie nehmen, oder ich muß sie aufrecht-erhalten auch dann, wenn es Euch sehr unangenehm ist. Daß dem so ist, dafür kann ich wahrlich nichts. Warum hast Du mir nie geschrieben in dieser Sache? Ich war aufs höchste erstaunt, als ich das Zirkular in die Hand bekam. Es widerspricht nun einmal dem Beschlossenen. Darf ich jetzt nicht meinen alten Standpunkt geltend machen, ohne von Dir in einer Art behandelt zu werden, die nicht gerade Zeugnis von »Verständnis für andere« zeigt? In Degersheim hast Du mich begriffen – jetzt schreibst Du so, als wollte ich mich »hochmütig« einer Gesellschaft entziehen, die mir nicht passe. Siehst Du denn nicht, daß es gerade Taktgefühl und Achtung vor den »Laien« ist,



wenn ich die Frage um Gott nicht in ihrem Kreise besprechen will? Sind wir Pfarrer nicht selbst schuld daran, daß sie diese Frage als bloße »religiöse Überzeugung« ansehen, die man niemand aufdringen soll? Bist Du sicher, daß an der Konferenz nicht solche teilnehmen, die nun einmal von dieser Frage abgestoßen sind?<sup>2</sup> Eben aus Rücksicht für sie müßten wir das Göttliche als »Beiwerk«<sup>3</sup> behandeln, um sie nicht zu ärgern und zu langweilen. – So habe ich diesen Ausdruck »Beiwerk« gemeint und nicht, um Dir und anderen eins auszuwischen.

Die Pfarrer, weil sie Verkündiger des Wortes Gottes sind, sollen und müssen sich, wenn sie ihre Aufgabe in der heutigen Zeit verstehen wollen, vor allen Dingen um eine neu zu erstrebende Einheit in Gott bemühen; und was wir da zu sagen haben, das gehört jetzt noch nicht vor weitere Kreise. Warum darf ich nicht sagen, daß meine inneren Nöte mich verhindern, an einer gemischten Konferenz teilzunehmen? Natürlich verachte ich die Laien nicht. Natürlich predige ich ihnen und lesen sie meine Bücher. Etwas anderes ist aber die Frage, ob ich mit ihnen an einer speziellen Konferenz teilnehmen kann, wo das, was mich bewegt, gerade aus Rücksicht für sie in den Hintergrund gedrängt werden muß, und ich den falschen Schein erwecke, als wäre mir etwas anderes wichtig, z. B. als käme es auf die soziale Frage soviel an, während ich in meinen Schriften so deutlich als möglich in ihr nur ein Symptom des realen Gottes erkenne, der kommt. Das gehört aber nicht ohne weiteres in die Diskussion mit allen möglichen Menschen, wie sie sich nach Eurem Zirkular doch einfinden können. Das Zartgefühl hindert uns, davon überall zu reden. Predigen ist etwas ganz anderes. Du schüttelst vielleicht den Kopf und findest das merkwürdig für Deinen Standpunkt. Du erinnerst mich an die Unversöhnlichkeit, den Eigensinn Luthers – im Gegensatz zu Christus. Du vergissegst Paulus und sein Verhalten zu Petrus<sup>4</sup>. Du denkst nicht daran, daß gerade Christus, der mit den Pharisäern in tödlicher Feindschaft lebte, am wenigsten einen faulen Frieden gutheißen würde.

Es liegt ja nahe und ist gewöhnliche Praxis, sich für seinen eigenen Standpunkt auf Christus zu berufen, aber was soll das? Ich will so wenig wie Du meinen Eigensinn durchsetzen; ich will aufrichtig den Frieden, wie Ihr alle, – aber kann man immer Frieden halten? Du wirfst mir vor, daß ich mich zurückziehe. Mit welchem Recht? Ist nicht eben das die Frage, ob mein Zurückziehen die Wahrheit für sich hat? Wie, wenn ich mich aus Gewissensgründen zurückziehe, der Meinung lebend, so wie Ihr die Sache an die Hand genommen, gerade



so komme man auf ein »totes Geleise«? Was hat es geholfen, daß sich in Deutschland die evangelischen und christlichen Kreise um die Pfarrer versammelt zur Besprechung der sozialen Frage?<sup>1</sup> Ich bin der Meinung, daß wir Größeres zu tun haben. Das wird Dir mein neues Buch<sup>6</sup> sagen, wie ich es verstehe. Unser Beitrag zur sozialen Frage ist eine neue Predigt, nichts sonst. Es handelt sich um Gott allein. Ich bedaure, daß Du dieses Wort so auslegst als meinte ich, andere – z. B. Du selbst – wüßten nichts von Gott. Ich lasse Dir ja ganz und gar Deine Stellung zu Gott und wenn Du meinst, sie leide nicht Schaden im Umgang mit Deinem Vortrags-Publikum, so soll das von mir gar nicht beurteilt werden. Ich will jedermann frei lassen und bitte nur das eine, lasset mich auch frei, und glaubet an meine Redlichkeit. Ob Euch dabei mein Verhalten »groß« oder »klein« vorkommt, ist Nebensache und berührt mich nicht. Du selbst, lieber Freund, findest etwas leicht »klein«, was Dir nicht gefällt; so wollen wir uns doch selbst immer sehr prüfen und nicht andere verurteilen<sup>7</sup>.

Vielleicht kommst Du zu mir, vielleicht scheint es Dir aussichtslos. Ich wünsche, daß Du kommst, lasse Dich aber ganz machen.

In alter Freundschaft Dein

H. Kutter.

1 Der Plan zu einer religiös-sozialen Zusammenkunft (vgl. Brief vom 11. 4. 1907/1) war im Oktober 1906 in einem kleinen geschlossenen Kreis (Ragaz, Kutter, Bader, Hagmann, Tischhauser, Liechtenhan, Pfister, Köhler, evtl. L. Stückelberger) auf der »Pädagogisch-sozialen Konferenz« gefaßt worden, zu der Pfr. Hans Bader nach Degersheim eingeladen hatte. Sitzungsberichte zu dieser »Degersheimer Konferenz« wurden keine gemacht.

2 Es war allerdings Absicht von Ragaz, vor allem Laien, wenn möglich auch sozialdemokratische Politiker, zur Mitarbeit zu gewinnen (vgl. Mattmüller, Ragaz I, 139-144). In der unterschiedlichen Beurteilung der Trägerschaft und der Adressaten der religiös-sozialen Konferenz kommt eine prinzipielle Differenz zwischen Kutters und Ragaz' Verständnis des »Religiös-sozialen« zum Ausdruck (dazu auch Anmerkung 5 und Brief vom 13. 2. 1908/1).

3 Vgl. Brief vom 11. 4. 1907.

4 Vgl. Gal 2,11 ff.

5 »Was hat alle heiße und redliche Arbeit eines Naumann eingetragen? So viel wie nichts«, schreibt Kutter (Sie müssen, 59). Der christlich-soziale »Kompromiß« habe das Christentum auf eine »Halbheit, von der man unmöglich etwas Ganzes erwarten kann« reduziert (aaO. 23). Es geht

nicht um eine äußerliche, gutgemeinte, aber aussichtslose Verbindung von Christentum und Sozialismus, sondern um ihre innerliche Abhängigkeit, von der einen notwendigen Frage nach dem lebendigen Gott her begriffen. Somit wird die soziale Frage nicht (christlich-sozial) zum »Symptom einer Unzufriedenheit« (aaO. 59) verflacht, sondern »ein Symptom des realen Gottes, der kommt«, und einzig das. Deshalb ist es nicht Aufgabe der Pfarrer, in sozial-politischen Vereinen mitzumachen (Beispiel: Evangelisch-sozialer Kongreß in Deutschland, siehe vorausgehender Brief, Anmerkung 1). Nein: »Mögen andere sich in das Detail der sozialen Frage vertiefen – wir dürfen es nicht, wenn wir nicht unserer Aufgabe, Prediger des Gottesreiches zu sein, untreu werden wollen (. . .). Gerade wir müssen die soziale Frage aus einem einzigen, lebendigen Quellpunkt ableiten: aus Gott« (Wir Pfarrer, 15).

- 6 »Wir Pfarrer«, H. Haessel, Leipzig 1907. Diederichs, Jena 1912<sup>2</sup>. Kutter schrieb das Buch im Januar 1907 »in einem Zuge« nieder (so Kutter in der Allgemeinen Buchhändlerzeitung, 1907), vgl. auch vorangehende Anmerkung 5.

»Mögen die verwickelten Verhältnisse alle, unter denen wir leiden, von anderen zum Gegenstand eindringlicher und verdienstlicher Studien gemacht werden – wir haben einen ganz anderen Beruf. Gerade wir müssen das Eine, was not tut, mit gewollter und eindrucksvoller Einseitigkeit geltend machen. Gerade wir müssen dem Glauben Ausdruck verschaffen, daß die Nöte unserer Zeit nur von innen heraus behoben werden können. Gerade wir müssen die soziale Frage aus einem lebendigen Quellpunkt ableiten: aus Gott . . . Auf die Frage: Was sollen wir tun? gibt es demnach nur eine Antwort: Den lebendigen Gott, wie er sich im Evangelium Jesu Christi geoffenbart hat, predigen« (vgl. auch 13, 23, 95, 111 ff, 120–152 [»Mammon«], 159–165).

- 7 Ragaz bezeichnet in einem Brief an Prof. Schmiedel vom 21. 4. 1908 (Ragaz-Briefe I, Nr. 112, 263) Kutters Anliegen, wenigstens einen Teil der zweiten religiös-sozialen Konferenz für eine interne Diskussion unter Pfarrern zu reservieren, als eine seiner »esoterisch-sektenhaften Schrullen«. » . . . sogar einige ›Laien‹ will Kutter dulden – welche Weitherzigkeit!« Kutter hat dann trotz seiner prinzipiellen Bedenken doch an dieser zweiten Konferenz (22./23. 4. 1908 in Zürich) teilgenommen.

---

Brief 121    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 15. April 1907

---

Lieber Freund!

Bevor es zur mündlichen Aussprache kommt, noch folgendes: Aus Deinem heutigen Briefe sehe ich, daß wir eine ganz entgegengesetzte Auffassung der Degersheimer Beschlüsse haben<sup>1</sup>. *Hinc illae lacrimae!*<sup>2</sup>

Ich erinnere mich daran, daß wir beschlossen, nur Pfarrer einzuladen, – ich selbst habe, nachdem dies beschlossen war, den Antrag gestellt, Dir zu gestatten, zwei bis drei Freunde, nicht mehr mitzubringen. Die Art der Einladung war nicht festgestellt worden. Ich habe vor ein paar Wochen zu Pfister<sup>3</sup> gesagt, das beste wäre, wir würden die Pfarrer in den kirchlichen Blättern einladen. So sehe ich die Sache an. – Du aber schreibst, wir hätten die öffentliche Einladung beschlossen! Wie ist das zu reimen? Vielleicht so, daß wir unter »öffentlicher« Einladung etwas verschiedenes meinen? Form hier – Inhalt da, d. h. die einen meinten, die Einladung sollte einen öffentlichen Ausdruck bekommen, die anderen, es sollten öffentliche Menschen sozusagen eingeladen werden, nicht nur Pfarrer! Wie dem auch sei – ich sehe keinen Nutzen aus Besprechungen öffentlicher Art erwachsen – und habe daher auch das Recht, mich davon fernzuhalten.

Zweitens: Du hast kein Recht, von »Ausfällen« zu reden, nachdem Du in Deinem ersten Brief in einer Weise mich angegriffen, die Dir viele andere entfremdet hätte. Ich kann auch nicht anders und muß Dir sagen, daß eine solche Antwort auf ein offenes Bekenntnis eines Freundes ungemein unpassend und kleinlich war. Du hast eine Dir jedenfalls ganz unbewußte schulmeisterliche Art an Dir, die nur der erträgt, der Deine reinen Absichten kennt wie ich. Das hindert mich aber nicht, Dir das gerade als Freund offen zu sagen. Was soll ich von einem Satze denken wie: »Wir wollen doch von der alten bösen Art lassen, einander sofort für Ungläubige zu halten, wenn wir Gott nicht auf gleiche Weise dienen.«<sup>4</sup>

Wenn Du mich damit meinst, dann ist das ein sehr schwerer und kränkender Vorwurf, nachdem ich Dir ausdrücklich geschrieben, daß ich mich in Dein Verhältnis zu Gott in keiner Weise beurteilend einmische. Es ist ganz gegen meine Art, andere für »ungläubig« anzusehen – das weißt Du ganz gut und brauchst mich daher nicht unnötig zu verletzen.

Wenn ich sage, wir Pfarrer sollten eine andere Predigt von Gott bekommen, so meine ich nicht, die »anderen« seien ungläubig, sondern faktisch: wir Pfarrer alle, die wir von Gott reden müssen, sollen es in stärkerer Weise tun als bisher. Das ist keine Verurteilung, sondern ganz einfach eine taktische Aufforderung für unseren gemeinsamen Glauben. Es fehlt uns allen so sehr an dem Einen, das not tut, daß wir uns erst darauf besinnen müssen, bevor wir soziale Fragen besprechen.

Das ist mein Standpunkt, den ich niemand aufdränge. Ich habe das Recht, ihn geltend zu machen. Ich bin durch eine Funktion verhindert, am Bahnhof zu sein und wünsche Euch allen bestes Gelingen Eurer Absicht.

Mit herzlichem Gruß! Dein

H. Kutter, Pfarrer

1 Siehe Brief vom 13. 4. 1907/2.

2 Deshalb jene Tränen.

3 Oskar Pfister (1873–1956), 1897–1902 Pfarrer in Wald [ZH], 1897 Promotion zum Dr. phil., 1902–1939 Pfarrer an der Kirchgemeinde Zürich-Predigern. Pfister war der erste Theologe, der sich (seit 1908) eingehend mit der Psychoanalyse Freuds beschäftigte (Die psychoanalytische Methode, 1913; Das Christentum und die Angst, 1944; Briefwechsel mit S. Freud 1909–1939, 1963 u. a.). Pfister war bereits bei der »Degersheimer Konferenz« dabei und gehörte zu den Initianten und Mitverantwortlichen der religiös-sozialen Konferenzen.

4 So offenbar Ragaz in einer (nicht mehr erhaltenen) Antwort an Kutter.

Lieber Freund!

Du hast Dich möglicherweise darüber verwundert, daß mein Dank für die Zusendung Deines Buches<sup>2</sup> und mein Urteil über dieses so lange auf sich warten ließen. Es war allerlei daran schuld, das ich jetzt nicht aufzählen will. Dafür bin ich nun in der Lage, nicht bloß einen ersten Eindruck, sondern ein Urteil auszusprechen.

Der erste Eindruck Deines Buches ist groß, mächtig, für mich noch mächtiger als der von »Sie müssen«. Ich glaube, ja ich weiß sogar, daß es auch anderen so gegangen ist. Gerade die Adressierung an einen bestimmten Kreis wird ihm eine konzentriertere Wirkung geben. Dazu kommt ein herzlicher Ton, eine mildere, zurückhaltendere Art der Kritik. Es wird nicht an mächtigem Echo fehlen. Unter den Stimmen des Beifalls werden allerdings nicht wenige sein, die nach einem pompösen Zuruf an Dich den Geist Deines Buches und Dein wahres Wollen in der nächsten halben Stunde verraten, während andere, denen es am meisten zu schaffen macht, vielleicht schweigen werden.

Es ist ein mächtiges Buch. Ich bin auch mit seinem Geist und Wollen einig. Da und dort habe ich zwar einige Bedenken. Ob die Art, wie Du den Gegensatz von reich und arm formulierst<sup>3</sup>, der Sache entspricht, ist mir z. B. problematisch. Trotzdem, ich stehe zum Inhalt und zur Tendenz des Buches, wie ich immer zu Deinem wesentlichen Wollen gestanden bin.

Dagegen hege ich in bezug auf seine voraussichtliche Wirkung einige Befürchtungen. Ich habe schon im Winter, als Du mir Deinen Plan mitteiltest, das Bedenken geäußert, ob es einen Sinn habe, daß Du Dich in dieser Weise an die Pfarrer wendest. Es ist mir nach der Lektüre des Buches von neuem aufgestiegen. Das, was Du verlangst, können wirklich nur prophetisch geartete Menschen tun. Solche wer-



den aber, wie Du wohl weißt, nicht durch Examen und Ordination berufen. Dein Buch ist also für – Kutter geschrieben. Es stellt Dein Wirken dar und beweist sein gutes Recht, aber als Zumutung an viele, an alle Pfarrer geht es nicht an. Ich glaube, daß Du von den Pfarrern zu viel erwartest<sup>4</sup>.

Die Botschaft: »Gott lebt« – so zu verkündigen, ist Dein Auftrag. Wenn aber – und das ist die Gefahr des Buches – Unberufene es Dir nachmachen und Deine Anweisung mechanisch befolgen, dann fürchte ich eine böse Entartung der Sache. Ja, ich fürchte einen rechten Mißbrauch des Namens Gottes. Schon habe ich an bestimmten Beispielen meine Befürchtungen erwachsen sehen, zu meinem Leidwesen.

Damit komme ich auf ein Zweites. Deine Mahnung, daß wir uns auf die Predigt von Gott konzentrieren sollen, ist an sich gewiß richtig. Ich habe unsere Sache nie anders aufgefaßt. Aber wie sollen wir Gott predigen, welchen Gott? Doch den lebendigen, d. h. den auch in der Gegenwart schaffenden, den kommenden. Nun fürchte ich aber, daß viele Dich sehr bereitwillig so verstehen werden, man müsse einfach die »ewigen Wahrheiten«, das »innere Leben« predigen und sich vor der Einmischung in »weltliche Dinge« hüten. Damit wären wir glücklich bei – Ritter<sup>5</sup> angelangt. Schon spricht man denn auch von einem »Einlenken« Deinerseits, und ich habe schon einen Artikel gegen Dich abweisen müssen, der diesem Mißverständnis entsprungen war. Natürlich weiß ich, daß das Torheit ist, aber diese Folgen sagen mir, daß Deine Mahnung zu früh kam. Es wäre ganz gut gewesen, wenn die Pfarrer einmal sich in diese Fragen hineingestürzt hätten, auch auf die Gefahr hin, etwas zu weit in Sozialismus hineinzugeraten, ich glaube, daß die Tieferen unter ihnen gerade dadurch von selbst zum Zentrum, zu Gott geführt worden wären.

Das Recht dieses »Zu Gott hin« möchte ich überhaupt vertreten. Es ist einer der Unterschiede zwischen Dir und mir. Das »Von Gott her« ist prinzipiell und systematisch das Richtige, gewiß. Auch ich vertrete es, so weit ich es in Wahrhaftigkeit kann. Aber »Von Gott her« kann nur reden, wer bei Gott steht, wer ihn kennt, von ihm erfüllt ist. Ohne daß diese Vorbedingung erfüllt ist, wird es Heuchelei, Methodismus schlimmster Art. Auch darum kann Deine Art nicht einfach nachgemacht werden. Und auch in einem anderen Punkte nicht. Es kommt m. E. nicht darauf an, daß immer ausdrücklich von Gott geredet wird; im Gegenteil, wenn das »Gott lebt« so unisono von Berufenen und

noch mehr von Unberufenen expressis verbis in die Welt gerufen würde, dann – ich habe es schon angedeutet – würde die Predigt vom lebendigen Gott bald den Ernsthaften entleiden. Es kommt nicht sowohl darauf an, daß wir von ihm, sondern daß wir aus ihm reden. Man kann nur um Gottes willen handeln und reden, ohne ein Wort von ihm zu sagen. So dürfen auch die Probleme nicht einfach durch das »Gott lebt« totgeschlagen, sondern müssen vom Zentrum aus gelöst werden. Kurz: Gott darf uns schließlich nicht ein bloßes Abstraktum, ein Wort, ein Schema werden, sondern muß uns aus der lebendigen Wirklichkeit entgegentreten, an ihr uns offenbar werden<sup>6</sup>.

Mit alledem bin ich mir bewußt, nicht im Gegensatz zu Deiner eigentlichen Meinung zu stehen. Ich wollte Dich nur auf diese falschen Auslegungen aufmerksam machen. Ich hoffe, daß die, für die das Buch doch eigentlich geschrieben ist (wozu ich diverse Lobredner desselben nicht rechne), es auch recht verstehen werden und die von seinem Sturm aufgewirbelten Spreu-, Stroh- und Staubmassen bald sich legen.

Was mich persönlich betrifft, so lasse ich mich durch Dein Wort mahnen und stärken, aber meinen Kurs infolge davon zu ändern habe ich keinen Anlaß. Ich habe unsere Aufgabe immer so aufgefaßt und habe mir dadurch den Vorwurf mangelnder Entschiedenheit von Seiten einiger Unverständiger und der Menschenfurcht von Seiten eines Ungerechten zugezogen. Ich wollte Gott predigen und tiefen Grund legen, statt bloß gegen die »Reichen« zu wüten, die nicht in meiner Kirche sind.

Wenn ich auch meinen Kurs nicht zu ändern brauche, so möchte ich doch gern im einzelnen noch einiges ändern. In bezug auf die Kasualien und die Sakramente sollte etwas Resolutes geschehen. Ich bin bereit, es mit andern zu unternehmen oder auch allein. Allerdings müßte ich noch einiges tun, um eine solche Reform besser vorzubereiten. Meine Hörer, d. h. der Kern meiner Gemeinde versteht mich darin allerdings ohne weiteres.

Ich resümiere mein Urteil: Es ist ein mächtiges Buch. Ob es auf die Pfarrer genügend wirken wird, um wirkliches neues Leben, um auch Taten zu schaffen, weiß ich nicht, hoffe es aber. Es kann uns aus Lüge, Tod, Erniedrigung und Jämmerlichkeit herausführen ins Große, in Leben und Wahrheit, wirklich zum lebendigen Gott, von dem es ein mächtiges Zeugnis ist. Daß das geschehe, daß wirklich ein Aufbrechen des Gottesreiches in der Christenheit erfolge, daß Pfingstgeist, star-

ker, freudiger, mutiger über uns komme und Dein Buch durch Gottes Hilfe dazu ein kräftiges Mittel sei, wünscht von Herzen Dein

L. Ragaz.

P. S. Eine Besprechung in den »Neuen Wegen« soll sobald als möglich erfolgen<sup>7</sup>.

- 1 Dieser Brief ist schon veröffentlicht in: Ragaz-Briefe I, 250 ff.
- 2 Wir Pfarrer, H. Haessel Verlag, Leipzig 1907.
- 3 Gemeint sind die Stellen aaO. 92 (Das Christentum ist in der Hand der herrschenden Klassen), 113 (Es gilt, das Evangelium aus der Bevormundung durch die oberen Klassen zu lösen), 131 und 143 (Es gilt, den Reichen das »Wehe« zu verkündigen), 132 (Von der Fruchtbarkeit des Reichthums), 137 (Das Verhalten des Pfarrers zu den Armen).  
Entnommen: Ragaz-Briefe I, 253.
- 4 Ein vielgemachter und sehr begreiflicher Einwand. In der Tat soll und kann man Kutter in seiner prophetischen, seinem Sendungsbewußtsein entsprechenden Haltung nicht imitieren. Das legitime Anliegen Kutters an seine Amtsbrüder bestand aber darin, anstelle der privaten Seelenpflege und über sie hinaus wieder ganz neue, auf Gottes lebendige Präsenz und auf seine in Christus für unsere matte Zeit bereitliegenden Kräfte zu bauen. Kutter wehrte sich immer heftig dagegen, daß er mit seiner Hoffnung allein bleiben sollte. Wenn auch der einzelne Pfarrer in Ermangelung eines Sendungsbewußtseins sich von jeder »prophetischen Geste« bescheiden zurückhält, so darf es doch um des Evangeliums willen nicht so weit kommen, daß der ihm verhaftete Prediger die Verheißung des nahen Reiches Gottes und die Erwartung neuer Himmel und einer neuen Erde verkümmern läßt.
- 5 Ragaz spielt hier auf Pfr. A. Ritters »Sebastian Gäuggeli« (siehe Brief vom 23. 12. 1904/5) an, in dem dieser die von Ragaz charakterisierte Haltung dem Sinne nach vertritt.
- 6 Es bedarf nach Kutter keiner persönlich ausgezeichneten, außergewöhnlichen Vertrautheit mit Gott, keines besonderen »bei Gott Stehens«, um »von ihm her« zu reden, sondern des eindeutigen Blicks für Gottes Kommen zur Welt in seinem Tatwort Jesus Christus, in welchem Gott seine Verheißungen einer neuen Erde zu erfüllen begonnen hat. Darum allein sind wir ermächtigt und eingeladen, die Zeichen der Zeit auf »Gott hin«, woran Ragaz soviel liegt, zu deuten. Sein ganzes Menschen- und Weltverständnis hat Kutter nur von der in Christus geschlossenen Gottesgemeinschaft her gesehen. Darum war er voller Erwartung auf ein neues Tun Gottes und wollte nur von dem »Werk Gottes in der Welt« zeugen. »Von Gott zu Gott«, das war seine ganze Sicht, und darum spähte er – wie Ragaz, freilich auf seine, oft sehr verschiedene Weise – nach den Zeichen des nahenden Reiches (vgl. auch Arthur Rich in seiner Einleitung zu: Ragaz-Briefe I, XXVI-XXX).
- 7 Die Zeitschrift »Neue Wege« brachte in der Juni-Nummer 1907 (7. Heft,

1. Jg., 174-178) eine kritische Besprechung von Kutters »Wir Pfarrer« unter dem Titel »Pfarrer und Prophet« von Benedikt Hartmann; dieser kritisiert den einseitig prophetischen Zug des Kutterschen Gottes-, Menschen- und Pfarrerbildes, lobt aber Kutters Konzentration des letzteren auf die »religiöse Arbeit« (178) und bezeichnet die soziale Frage als eine – »wenn wir auch nicht mit Kutter sagen: *die Gottesfrage*« (ebd.). – Benedikt Hartmann (1873-1955) war nach seinem Theologiestudium und zwölfjähriger Pfarrertätigkeit 1918-1926 Direktor der »Evangelischen Lehranstalt« Schiers, dann bis 1938 Lehrer an der Kantonsschule Chur. Mitbegründer der »Neuen Wege« und bis 1910 einer ihrer Redaktoren. Ausgezeichneter Kenner des Pietismus in Graubünden.

---

Brief 123 Von Rufus W. Weeks<sup>1</sup>  
Chester, England (o. D.) nach 15. Juli 1907

---

Lieber Freund!

Meine sehr eilige Reise nach Europa ist nun zu Ende, und ich fahre heute heimwärts. Ich kam durch die Schweiz, aber ich hatte zu viel Geschäftliches in Bern zu tun, und zu viel erwartete mich in Berlin, so daß ich nicht imstande war, die Reise nach Seewis zu machen. Das war eine sehr große Enttäuschung für mich, denn die hauptsächliche persönliche Freude, mit der ich bei meinem diesjährigen Europabesuch gerechnet hatte, war, Sie zu treffen. Ich hoffe, nächstes Jahr mehr Glück zu haben.

Ich verbrachte letzten Sonntag mit Richard Heath<sup>2</sup> und fand ihn noch immer intensiv an »Sie müssen« interessiert. Er hat die Übersetzung aus dem Französischen beendet, und nun vergleichen sein Sohn und seine Tochter, die Deutsch können, diese mit Ihrem Original; und später beabsichtigt er, es mit meiner Übersetzung (die er jetzt hat) zu vergleichen. Ich hoffe, all das wird zu der Publikation einer englischen Ausgabe führen.

Ich sende Ihnen 10 Exemplare der Ausgabe des »Christian Socialist«, der den Bericht der Konferenz der »Christian Socialist Fellowship«<sup>3</sup> enthält, und wäre Ihnen sehr verpflichtet, wenn Sie diese einigen Ihrer Freunde weitergeben würden. Überdies werde ich mich freuen, den »Christian Socialist« regelmäßig kostenfrei einer beliebigen Anzahl Personen zu senden – deren Namen Sie mir senden mögen –, die ihn regelmäßig lesen wollen. Es scheint mir sehr wünschenswert, daß die wenigen Personen in der ganzen Welt, die wie wir denken, miteinander in Fühlung kommen sollten. Später, wenn es möglich ist, sollten sie eine internationale Organisation bilden.

Mit herzlichsten guten Wünschen und freundschaftlichsten Grüßen  
Ihr getreuer

Rufus W. Weeks.

P. S. Während ich in Berlin war, kaufte ich ein Exemplar von »Wir Pfarrer« und hoffe, es mit Nutzen zu lesen.

1 Das Original ist englisch geschrieben.

2 Richard Heath: siehe Adr./Korr.-Liste.

3 Zur »Christian Socialist Fellowship« siehe Brief vom 13. 3. 1907/3.

---

Brief 124 Von Richard Heath<sup>1</sup>  
Limpsfield (GB), 17. Oktober 1907

---

Sehr geehrter Herr!

Ich fühle mich sehr geehrt und ermutigt durch Ihre Anerkennung meines kleinen Buches »The Captive City of God«<sup>2</sup> und danke Ihnen aufrichtig für Ihre freundlichen Worte dazu. Ich würde mich tatsächlich sehr freuen, wenn es ins Deutsche übersetzt würde.



Ihr großartiges Werk »Sie müssen« ist nun übersetzt<sup>3</sup>, und ich gehe es sorgfältig durch. Je öfter ich es lese, umso dankbarer werde ich Ihnen für die überwältigende Art, in der Sie mich fühlen lassen, daß das große Heilmittel für all unsere Sorgen darin besteht, daß der lebendige Gott wirklich wird.

Obwohl jedermann hier sehen wird, daß »Sie müssen« sich auf die Bedingungen der sozialen Bewegung in Deutschland bezieht, treffen die Hauptlinien Ihres Buches doch hier so weit zu, daß ich darüber besorgt bin, es werde mißverstanden als Angriff auf den englischen »Christian Socialism« oder andererseits in irgendwelche besondere Verbindung mit der »Social Democratic Federation« gebracht. Ich gehöre keiner der beiden Bewegungen noch überhaupt irgend einer anderen Gruppe an und möchte vor allem vermeiden, Partei für oder gegen irgend eine Gruppe zu ergreifen, da die Wiederholung partikularistischer Feindseligkeiten im Sozialismus ebenso beklagenswert ist wie im Christentum.

Christlicher Sozialismus ist hier durch drei verschiedene »Gesellschaften« der Kirche von England vertreten. Sie haben eine gute Tradition, ihre großen Vorläufer F. D. Maurice<sup>4</sup>, Charles Kingsley<sup>5</sup> und John Ruskin<sup>6</sup> haben ausgezeichnete Arbeit geleistet, und in neuerer Zeit sind ihnen die besten Intellektuellen der Kirche von England beigetreten, und ich weiß von nichts, was vermuten ließe, daß sie irgendeine Art von Reaktion erwägen würden, obwohl sie selbst dem Staat und der sogenannten »Gesellschaft« verpflichtet und an sie gebunden sind, und, bestimmt durch andere Sozialisten, sehr wenig vollbracht haben. Aber einige ihrer Mitglieder, die Geistliche sind, unterstützen mutig die sozialistischen Bestrebungen, ins Parlament zu kommen und den Sozialismus landweit zu verbreiten. Um übrigens deutlich jeden Angriff auf sie in Abrede zu stellen, schlage ich vor, »Christlich-Soziale« nicht mit »Christian Socialists« zu übersetzen, sondern den Titel zu lassen, wie er im Original erscheint. Mein Freund, Professor Rauschenbusch<sup>7</sup>, Verfasser eines neueren wichtigen Werkes über Christentum und Sozialismus, rät dies, da er sagt, »Christian Socialist« drücke nicht genau »christlich-sozial« aus, und er sollte es als Amerika-Deutscher ja wissen.

Andererseits – wahrscheinlich aus dem selben Grund wie der französische Übersetzer<sup>8</sup> – würde ich gern aus dem Bedürfnis, das Buch nicht sektiererisch zu machen, »Sozial-Demokratie« mit »Socialism« und »Sozial-Demokraten« mit »Socialists« übersetzen.

Die heute geläufige Beschimpfung erstreckt sich auf alles, was unter diesem Namen geht, und nicht nur auf die »Sozialdemokratie« als solche. Ich glaube nicht, daß diese Übersetzungen im geringsten Grade Ihre Absicht verändern werden, und sie können falsche Auffassungen verhindern, die sich auf die Anzahl der Leser des Buches störend auswirken.

Für mich ist es eine große Belohnung, Sie kennenzulernen und zu spüren, daß ich so jemand begegnet bin, dessen Gedanken dieselben sind wie meine eigenen, der sie aber vertiefen und stärken kann. Ich möchte einmal Ihre »Gerechtigkeit« lesen, da ich das Gefühl habe, dieses Buch würde mir das erklären, was ich jetzt unklar sehe und matt erlebe.

Im Einband von »Sie müssen« stehen einige Worte von Th. M., die sich auf Ihre »Gerechtigkeit« beziehen. Stehen diese Initialen für Théodore Monod<sup>2</sup>, den ich seit Jahren kenne und zu meinen geachteten Freunden zähle?

Mit jeglichem guten Wunsch und aufrichtigen Grüßen verbleibe ich brüderlich Ihr

Richard Heath.

1 Das Original ist englisch geschrieben.

2 The captive City of God (1904).

3 Vgl. dazu Brief vom 13. 3. 1907/4.

4 Frederick Denison Maurice (1805-1872): unitarischer Herkunft, puritanisch und quäkerisch beeinflusst; Kaplan der anglikanischen Kirche in London von 1836 bis 1860, daneben Prof. für englische Literatur und Geschichte und später für Theologie; seit 1866 dann Professor für Moralphilosophie in Cambridge. Seit 1848 Einsatz für den »Christlichen Sozialismus« (den englischen Terminus hat er geprägt) zusammen mit Kingsley (siehe Anmerkung 5). Maurice protestiert sowohl gegen die unsoziale Kirche wie gegen die anti-kirchlichen Chartisten. Als Sozialreformer gründete Maurice 1848 das Queen's College for Women und 1854 das Working Men's College. Maurice vertrat ein geistgewirktes freies Christentum. Hauptträger des Reichs Gottes in seinem Anbruch sollte die Kirche sein (Lit.: Mattmüller, Ragaz I, 20 f).

5 Charles Kingsley (1819-1875): zuerst Pfarrer im armseligen Dorfe Eversley, später Professor für englische Literatur in London (Verfasser von sozialkritischen Romanen: Yeast, Alton Locke), von 1860-1869 Professor für Geschichte in Cambridge, dann Domherr in Chester und später in Westminster (London). Beeinflusst von Maurice (Reich-Gottes-Theologie) wurde er zu einem redegewandten »Herold« der englischen »Christian socialists«.: »Der Sozialismus wird christlich sein, oder er wird nicht

sein.« Er arbeitete mit Maurice und dem Ökonomen und Juristen J. M. F. Ludlow (1821-1911) in der Arbeiterbildung und an der Verwirklichung des Genossenschaftsgedankens.

(Lit.: Mattmüller, Ragaz I, 21 f).

- 6 John Ruskin (1809-1900): englischer Kulturethiker, 1870-1884 Professor für Kunstgeschichte in Oxford. Er schloß sich als junger Mann den »Christian socialists« an und erteilte Arbeitern Kunstbetrachtung in Volkshochschulkursen; interessiert am Zusammenhang von Kunst, Wirtschaft, Ethik und christlichem Glauben; scharfer Kapitalismuskritiker.

- 7 Walter Rauschenbusch (1861-1918): deutsch-amerikanischer baptistischer Theologe, 1886-1897 Pfarrer in der deutschsprachigen baptistischen Gemeinde im ärmsten Hafenquartier von New York, in den nächsten zehn Jahren Professor für Neues Testament und dann für Kirchengeschichte in Rochester.

Rauschenbusch gab der amerikanischen Theologie in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts in einer wirtschaftlichen Krisenzeit eine Wende: durch seine sozialtheologische Korrektur des »personal gospel«, durch sein »social gospel«. Er wurde zum theologischen Führer der gleichnamigen Bewegung, welche ins 19. Jahrhundert zurückreicht, im Puritanismus wurzelt und die durch die zunehmende Industrialisierung hervorgerufene »soziale Frage« bewältigen will. Für Rauschenbusch gibt es keine persönliche Erlösung in einer unerlösten Gesellschaft. Er nimmt den Ritschl'schen Reich-Gottes-Begriff und das liberale Jesus-Bild (Jesus als – hier: sozialreformerisches – Vorbild) in seine Theologie auf (F. R. Müller; Walter Rauschenbusch, Leiden/Köln 1957).

- 8 Paul Gounelle: »Dieu les mène«, St. Blaise 1907 (mit einem Vorwort seines Bruders Elie Gounelle, siehe Brief vom 8. 2. 1908/5). Er übersetzte auch »Wir Pfarrer«, »Nous, les pasteurs«, St. Blaise 1908.
- 9 Th. Monod: Vater von Wilfred Monod (siehe Brief vom 8. 2. 1908/5).

---

Brief 125    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 8. November 1907

---

Lieber Freund!

Letzten Mittwochabend kam Herr Eugster<sup>1</sup> zu mir und eröffnete mir, daß sie einen sozialistisch-kirchlichen Verein gegründet hätten in dem Sinn, wie im Brief des Herrn Eugster an Dich davon die Rede ist, und daß sie Dich um einen Vortrag gebeten<sup>2</sup>. Die Nachricht kam mir vollständig unerwartet, da ich von einer solchen Gründung nicht die leiseste Ahnung hatte. Wie Du Dir aber denken kannst, nahm ich sie mit großer Freude auf, umsomehr eben deswegen, weil sich die Sache ganz ohne mein Dazutun gemacht hatte. Das ist's ja gerade, was ich immer lebhaft gewünscht: eine Antwort aus der Gemeinde auf mein jahrelanges Anpochen, ein selbständiges Gewächs, ein eigenes Leben. Natürlich rate ich Dir, der Anfrage zu entsprechen, da Du als trefflicher Referent in unserer großen Sache auf's vorteilhafteste bekannt bist. Was mich selbst betrifft, so muß ich bei der, wenn Du willst, einseitigen Betonung der religiösen Mitte der Bewegung noch an mich halten, da ich einmal nicht weiß, wie mein plötzliches Hervortreten aufgenommen würde, dann aber auch darum, weil die Gründer selbst des neuen Vereins vielleicht mit meiner prononcierten Art vom einen, was not tut, zu reden, nicht einverstanden und wohl des Glaubens wären, daß sei für ihren Verein noch zu starke Speise. Ich habe der Sache eben durch Vermeidung jeden Scheines, als gehörte ich irgend einer bestehenden Partei an, viele Freunde gewonnen, die sonst nie gekommen wären und muß nun zuwarten, ob das neue Milieu meinen Standpunkt vertragen würde. Ist das der Fall, dann werde ich auch anfangen, neben der Predigt durch Vortrag zu wirken. Aber fange Du in Gottes Namen an, Du bist dazu der geeignete Mann.

Daß Du noch immer unter dem Zorn der Sack-Patrioten zu leiden hast, ist natürlich<sup>3</sup>. Ich freue mich mit Dir darüber, auch ich habe hier in der Predigt vom 3. November (die gedruckte, die ich beilege, ist

älter<sup>4</sup>) gehörig von der Leber weggesprochen. Nicht wahr, die Avant-Garde<sup>5</sup> ist interessant?

Mit herzlichem Gruß an Dich und Deine Frau Dein

H. Kutter.

- 1 Jakob Eugster, Herausgeber des Predigtbandes »Wir zeugen vom lebendigen Gott« (mit Predigten von Kutter u. a.), Jena 1912.
- 2 Diese (vermutlich erste) Veranstaltung des Vereins fand in der Neumünstergemeinde statt. Ragaz hielt einen Vortrag über das Thema »Jesus Christus und der moderne Arbeiter« (erschieden in der Grütlibuchhandlung, Zürich 1908).
- 3 Im Oktober 1907 hatte Ragaz im Blick auf die Volksabstimmung über die neue eidgenössische Militärorganisation einen Artikel »Über Patriotismus« veröffentlicht (Neue Wege 1907, X, 260 ff), in dem er sich gegen die patriotische Stimmungsmacherei und ihre propagandistische Ausschaltung gegen die als vaterlandsfeindlich hingestellte Sozialdemokratie zur Wehr setzte. »Der Verdacht steigt in vielen auf, . . . daß man auf den Sack schlage und den Esel meine, das heißt, daß man tue, als ob es sich um die Militärorganisation handle, während man eigentlich der Sozialdemokratie einen Schlag versetzen will.« Der Artikel führte zu einer heftigen Reaktion in der ganzen Schweizer Presse, was Ragaz zu einer erneuten Stellungnahme (»Über echten und unechten Patriotismus«, Basler Nachrichten vom 27. 10. 1907) veranlaßte (sieh dazu Mattmüller, Ragaz I, 165 ff und Ragaz-Briefe I, 260 f).
- 4 Entweder »Bibel und Wohnungsnot« oder »Soziales Christentum« (beide Grütlibuchhandlung, Zürich 1907).
- 5 Die »Avant-Garde« (1899-1910/11) wurde bald nach ihrer Gründung zum Sprachrohr der »chrétiens sociaux« in Frankreich. Ihrer Redaktion gehörten auch Elie Gounelle und Wilfred Monod (siehe Brief vom 8. 2. 1908/5) an. – In der Avant-Garde erschien eine Rezension von Kutters »Sie müssen«, das Elie Gounelle ins Französische übersetzt hatte (Dieu les mène, St. Blaise 1907): 15. 4. 1907, 437 f.



---

Brief 126    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 5. Dezember 1907

---

Lieber Freund!

Herr Eugster<sup>1</sup> wird Dir alles Nötige mitgeteilt haben. Wann kommst Du?

Ist es Dir nicht auch, daß wir ein Blatt wie den »Christian Socialist«<sup>2</sup> haben sollten? Das »Religiös-Soziale« hat ja noch gar keine zielbewußte Vertretung, wobei die Zentralgedanken immer neu zum Ausdruck kämen<sup>3</sup>. Ich glaube, der Ton des amerikanischen Blattes würde unserem Christentum sehr guttun. Was ist doch dagegen der »Freie Arbeiter«<sup>4</sup> für ein schwaches Blättchen, nur auf die Tagesinteressen eines Benz<sup>5</sup> zugeschnitten, der auch – wie ich weiß – alles Kühne und Starke sorgfältig fernhält!

Schade, daß wir uns nicht mehr sehen. Mir geht wieder allerhand im Kopf herum, ob es Gestalt gewinnt, ist mir noch sehr fraglich<sup>6</sup>.

Herzlich grüßend Dich und die Deinen Dein

H. Kutter.

1 Siehe Brief vom 8. 11. 1907/1.

2 »The Christian Socialist«: gegründet 1903 von einem Pfarrer aus Webster City (Iowa) und E. E. Carr (siehe Adr./Korr.-Liste), gerichtet an die Kirche und die »Socialist Party« im Interesse von sozialem Christentum und christlichem Sozialismus. 1906 wurde die Zeitschrift zum Organ der »Christian Socialist Fellowship« (siehe Brief vom 13. 3. 1907/3), deren Gründung sie mitveranlaßt hatte, eine der bedeutensten Zeitschriften des social gospel in den USA, darin schrieben z. B. Taylor, W. Rauschenbusch, E. von Debs, R. W. Weeks. Kutter bekam die Zeitschrift seit Herbst 1907 zugestellt (siehe Brief o. D. nach 15. 7. 1907). Ragaz lernte auf seiner Amerikareise im Herbst 1907 ihren damaligen Mitarbeiter Haynes Holmes kennen.

3 Kutter sah also offensichtlich in den »Neuen Wegen« kein mögliches Organ der religiös-sozialen Bewegung. Vgl. dazu auch »Wir Pfarrer«, 160: »Bekommen wir nicht eine neue Botschaft auf die Lippen, eine neue Orientierung in die Herzen, gehen wir nicht wirklich und nicht nur

scheinbar »Neue Wege«, so hat unsere Stunde geschlagen.« Zu Kutters Plan, eine neue Zeitschrift zu gründen, siehe auch den Brief vom 4. I. 1908.

- 4 Der »Freie Schweizer Arbeiter« war im Oktober 1907 von Pfr. Gustav Benz und Pfr. O. Lauterburg als Verbandsorgan der Evangelisch-sozialen Arbeitervereine gegründet worden. Die ev. Arbeitervereine steuerten einen sozialreformerischen Kurs und sahen ihre Aufgabe in der Organisation der Arbeiter auf religiöser Basis. Der »Freie Schweizer Arbeiter« verfolgte in religiöser und politischer Hinsicht ein den »Neuen Wegen« ähnliches Programm, richtete sich aber mehr an die Arbeiter.
- 5 Gustav Benz (1866-1937), seit 1897 Pfarrer in der Basler Industrie-gemeinde St. Matthäus, Gründer des »Evangelisch-sozialen Arbeitervereins« in Basel und Mitbegründer des »Freien Schweizer Arbeiters«. Benz, der sich bereits vor der Jahrhundertwende als einer der wenigen Pfarrer für die Arbeiterbewegung eingesetzt hatte, sah die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit der ev. Arbeitervereine mit dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund, distanzierte sich jedoch mit Nachdruck vom klassenkämpferischen Kurs der Sozialdemokratie (so in seiner Rede an der Delegiertenversammlung der ev. Arbeitervereine 1908 in Bern über »Gewissenspflichten des christlichen Arbeiters«, Fr. Reinhardt, Basel 1908).
- 6 Kutter arbeitete in der folgenden Zeit an einem neuen Buch, das im Sommer 1908 unter dem Titel »Die Revolution des Christentums« bei H. Haessel in Leipzig erschien (2. Aufl. Diederichs, Jena 1912).

---

Brief 127    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 19. Dezember 1907

---

Lieber Freund!

Herr Eugster<sup>1</sup> sagte mir gestern, daß Du nächsten Sonntag kommest. Ich möchte Dich nun einladen, bei uns zu übernachten. Du wirst ja wohl nicht daran gedacht haben, am selben Abend wieder heimzukehren und zudem möchten die Herren des Vorstandes Dich noch sehr

gerne ein gemütliches Stündchen nach Deinem Vortrage sprechen. Ich selbst habe Dir allerhand zu sagen und wäre deswegen froh, wenn Du dableibest. Schreibe mir bitte umgehend, ob ich auf Dich rechnen darf und die Stunde Deiner Ankunft in Zürich.

Auf Deinen Vortrag<sup>2</sup> freue ich mich sehr und viele mit mir.

Herzlich grüßend Dich und Deine Frau Dein

H. Kutter.

<sup>1</sup> Vgl. Brief vom 8. II. 1907/1

<sup>2</sup> Vgl. Brief vom 8. II. 1907/2.

---

Brief 128    An Lydia Kutter-Rohner  
Pratteln<sup>1</sup>, 4. Januar 1908

---

Geliebtes!

Eigentlich weiß ich gar nicht, was ich schreiben soll, und eigentlich wäre es besser, Dich in strengere Zucht zu nehmen und nicht zu verwöhnen, abgesehen davon, daß es sich in meinem Alter nicht mehr schickt, ein ganz eigentlich bräutliches Verhältnis zu seiner würdigen Lebensgefährtin wieder heraufzubeschwören, nachdem es durch den Ernst des Lebens gezwungen worden, sich in die schöne Harmonie eines wohltemperierten Ehestandes zu verwandeln. Wir haben ja viel miteinander durchgemacht. Wir haben des Lebens Höhen erstiegen und seine Abgründe kennengelernt, und weil wir das getan, so will ich Dir nur sagen, daß ich gestern morgen einen schönen Spaziergang mit Tischhauser<sup>1</sup> gemacht auf eine der Prattelerhöhen, auf der wir, in ernste Reflexionen vertieft, Umschau hielten auf die zu unseren Füßen sich dehnende Menschheit. Wir sprachen von dem, was ist und dem,

was sein wird, ließen das Chaos der sozialen Frage in dunklen Rätseln zu uns sprechen, während vor unseren Blicken eine Nummer der neu zu gründenden Zeitung<sup>2</sup> langsam über dem brodelnden Kessel hin und her in den Lüften sich wiegte. Nachmittag spielten wir bei Dr. Martin<sup>3</sup>, die Frau ist eine gute Geigerin, wir vertieften uns in Bach und Händel und ließen den süßen Meister Mozart zu uns sprechen – das Ganze unterbrochen natürlich von einem pompösen z'Vieri, nach dessen Einnehmen es mir fast unmöglich gemacht war – schwer, wie ich geworden –, wieder in den Äther klassischer Musik hinaufzutau-chen. Heute nachmittag Fortsetzung.

Abends kam Ragaz mit Frau, da gab es natürlich ernste Gespräche, prinzipielle Erörterungen und tiefsinnige Feststellungen. Mammon wurde wieder einmal getötet und die Zukunft mit ellenlangen Besen an die Wand gemalt. Ist es in Zürich auch so fürchterlich und wundervoll kalt geworden wie hier? Ich sauge diese kalte Luft mit großem Verlangen ein und freue mich aufs höchste über das Geschlotter und Zähneklappern, das uns befallen hat<sup>4</sup>.

1 Kutters Freund E. Tischhauser war nach seinem Weggang von Seewis (GR) 1907–1911 Pfarrer in Pratteln (BL) (siehe Brief vom 21. 6. 1905/5).

2 Seit 1907 beschäftigte sich Kutter mit dem Gedanken, eine neue Zeitschrift zu gründen. Wie aus dem Brief vom 5. 12. 1907 an Ragaz hervorgeht, schwebte ihm als Vorbild der amerikanische »Christian Socialist« vor.

3 Es handelt sich um den Arzt Dr. Johannes Martin (1835–1915), seit etwa 1865 in Pratteln tätig, und seine zweite Frau Maria geb. Burckhardt (1856–1925), die diplomierte Geigerin war.

4 Die letzten Sätze sind weggelassen.

---

Brief 129    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 7. Februar 1908

---

Lieber Freund!

Wenn es Dir recht ist, schicke ich Dir die Christian Commonwealth<sup>1</sup> regelmäßig zu; willst Du dann so freundlich sein und das Blatt immer an Tischhauser<sup>2</sup> weiterspeditieren, da er sich sehr für dasselbe interessiert. Herzlichen Dank für Deine letzten Zeilen. Ob die letzte Nummer des Christian Socialist einen Triumph für mich bedeutet, das werden wir erst aus den Früchten sehen. Zunächst ist sie doch nichts anderes als die mit amerikanischem Feuer losgebrannte Rakete im Dienste unserer gemeinsamen Sache – die vielleicht rasch verpufft. Rührend sind sie, diese amerikanischen Enthusiasten, hätten wir doch auch etwas von ihrer Begeisterung! Immer mehr wird es mir klar, daß ein Blatt wie der Christian Socialist bei uns höchst not täte<sup>3</sup>. Sonst versinken wir im Moraste halber Aufgaben, eines halben Wirkens, das vom Widerstande, den wir antreffen, leicht zurückgeworfen wird. Ich glaube, Dein gegenwärtiges schweres Dulden und Tragen, das ich nur zu gut verstehe, kommt auch davon her. Wir müssen uns mehr Luft machen. Mir will es oft scheinen, als sei z. B. mein Predigen auch eine ganz verfehlte Sache, die nicht durchschlägt und als sollte Neues kommen. Prof. Schulthess<sup>4</sup> hier hat scheint's letzthin im Kolleg weidlich über mich geschimpft und von pathologischer Erscheinung gesprochen, Du kamst auch nicht glimpflich weg.

Wir wollen uns freuen über diese Anfechtungen, sie sind ein Anzeichen dafür, daß wir auf dem rechten Wege sind, während wir uns unnütz und unfruchtbar vorkommen, schafft ein anderer für uns.

Ich hoffe Dich nächsten Montag in Baden zu treffen<sup>5</sup>. Da wollen wir dann lieber einen rechten Privat-Speech zusammen halten – von der Konferenz<sup>6</sup> ist wohl nicht viel zu erwarten.

Mit herzlichem Gruß auch an Deine Frau

Dein getreuer Kampfgenosse

Hermann Kutter, Pfarrer.



- 1 The Christian Commonwealth. Organ of the progressive moment in religion and social ethics. – Londoner Wochenzeitschrift.
- 2 Auch Pfr. E. Tischhauser war – wie aus dem Brief vom 4. 1. 1908 hervorgeht – an der Gründung einer neuen Zeitschrift interessiert.
- 3 Zur Gründung einer solchen Zeitschrift ist es nicht gekommen. Ragaz hatte den Mitarbeiter am »Christian Socialist«, Haynes Holmes – auf seiner Amerikareise (Anfang September bis Anfang Oktober 1907) kennengelernt (siehe in seiner Autobiographie: Mein Weg I, 286).
- 4 Gustav von Schulthess-Rechberg (1852-1916), seit 1890 Ordinarius für systematische Theologie in Zürich; Anhänger der sog. Ritschl-Schule. Schulthess war Kirchenrat und hatte starken Einfluß auf die Zürcher Kirchenpolitik.
- 5 Zu dieser Vorbesprechung der zweiten religiös-sozialen Konferenz, die am 22./23. 4. 1908 in Zürich stattfinden sollte, siehe Brief vom 13. 2. 1908.

---

Brief 130 Von E. E. Carr<sup>1</sup>  
Chicago, 8. Februar 1908

---

Lieber Genosse und Bruder!

Pastor J. E. Cerisier<sup>2</sup>, rue des Perchamps, Paris, Frankreich, hat uns geschrieben und um die Erlaubnis gebeten, einen Teil des Auszuges aus Ihrem berühmten Buch »Sie müssen« abzudrucken, das kürzlich in unserem »Christian Socialist«<sup>3</sup> erschien. Er will diesen Artikel in der »Revue du christianisme social« in Paris<sup>4</sup> abdrucken. Ich habe ihn an Sie gewiesen. Indessen möchte ich Sie bitten, sobald es Ihnen möglich ist, ihm eine Fotografie oder eine Abbildung von Ihnen zu senden für den Druck in der Revue, was er sich sehr wünscht.

Es ist möglich, daß durch die Freunde Cerisier, Monod<sup>5</sup>, Passy<sup>6</sup> und Biville<sup>7</sup> Ihr Buch ins Französische übersetzt werden könnte<sup>8</sup>. Ich hoffe es! Vielleicht wäre es am besten, Sie schreiben an sie: Ihre Adressen sind folgende:

Prof. Paul Passy, 20 rue de Madeleine, Bourg-La-Reine, Frankreich; Pfr. Wilfred Monod, 75 rue Cardinallemoine, Paris, Frankreich; M. Biville, Prof. des Rechts, Univ. Caen, Caen, Frankreich. Cerisiers Adresse haben Sie oben.

Sie werden sich freuen zu erfahren, daß wir 30 000 Exemplare des Christian Socialist, der den Auszug aus Ihrem großen Buch »Sie müssen« enthält, verkauft haben<sup>9</sup>, und wir erwarten, wenigstens noch 10 000 zu verkaufen. Auch sind Vorbereitungen im Gang, das ganze Buch englisch in den Vereinigten Staaten herauszugeben. Zweifellos hat Genosse Weeks<sup>10</sup> alle befriedigenden Vereinbarungen mit Ihnen getroffen. Sie werden aus der nächsten Ausgabe des »Christian Socialist« erfahren, daß die Genossen in Frankreich die Christlich-Sozialistische Gemeinschaft<sup>11</sup> organisiert haben und die Konstitution und allgemeinen Pläne sowohl in der Cloche d'Alarme<sup>6</sup> wie in der Avant-Garde<sup>12</sup> veröffentlichen.

Wir sind ungeheuer darauf bedacht, daß die Christlich-Sozialistische Gemeinschaft in Zürich und überall in allen deutsch-sprechenden Ländern organisiert werde. Sie und Pflüger<sup>13</sup> sind ohne Zweifel die Männer, dieses Werk zu beginnen und ihm einen guten Ruf unter den deutschsprachigen Völkern zu geben. Bitte, schenken Sie dieser Angelegenheit umgehend Ihre Aufmerksamkeit, wenn Sie es nicht schon getan haben, und lassen Sie uns die wichtige gute Nachricht wissen, daß die Christlich-Sozialistische Gemeinschaft tatsächlich organisiert und in der Schweiz am Werk ist. Wir haben das Gefühl, daß nirgends in aller Welt die Christlich-Sozialistische Gemeinschaft so viel Gutes tun und solch einen tiefen Eindruck auf die religiösen Menschen machen könnte wie überall in den deutschsprachigen Ländern. Sie haben das größte und hoffnungsvollste Feld für ein christlich-sozialistisches Blatt und eine christlich-sozialistische Bewegung wie kein anderes Land auf Erden. Mit vier Millionen sozialistischer Wähler innerhalb von ein paar hundert Meilen von Zürich und einigen zehn Millionen Menschen, die anfangen, sich für den Sozialismus zu interessieren, könnten Sie die Gemeinschaft und das christlich-sozialistische Blatt in sehr kurzer Zeit erfolgreich gestalten. Und mit dem Ansehen, das Sie durch die Publikation Ihrer Bücher gewonnen haben, und mit der praktischen Erfahrung von Genosse Pflüger könnten Sie diesem großen Werk einen glänzenden und welt-inspirierenden Erfolg verschaffen.

Mit herzlichen Grüßen und hoher Bewunderung für Sie und freund-

lichen Grüßen für Ihre Familie, Genosse Pflüger und alle die lieben Freunde, die ich in Zürich traf, brüderlich

E. E. Carr.

- 1 Das Original ist englisch geschrieben. – Carr besuchte im September 1907 Wilfred Monod und Paul Passy in Paris (nach Jean Baubérot: *Un Christianisme profane?* Presses universitaires de France, Paris 1978, 108).
- 2 J. E. Cerisier, in der Mitte des letzten Jh. geboren, schrieb seine Doktorarbeit über Pascal (*L'homme et le salut d'après les pensées de Pascal*, 1871), war Pfarrer in Rouillac, Mitglied der »christlich-sozialen« Bewegung in Frankreich, Verfasser einiger polemischer Artikel gegen Katholiken.
- 3 Siehe Brief vom 5. 12. 1907/2.
- 4 »Christianisme et socialisme d'après Hermann Kutter« von J. E. Cerisier in: *Revue du christianisme social* (recueil mensuel) vom 15. 1. 1908, 137–147 (Ausschnitte von »Sie müssen« und aus dem »Kutter Special« des amerikanischen »Christian Socialist«; siehe Anm. 9).
- 5 Wilfred Monod (1867–1943), Pariser reformierter Theologe, Pfarrer an der Oratoire-Kirche und Professor für praktische Theologie an der freien protestantischen Fakultät, ein Mensch von mystischer Frömmigkeit und gnostisch geprägter Theologie, bemüht um kirchliche Einigung der Protestanten (1905 *Fédération des Eglises Protestantes de France*) und um die »Einigung der Christenheit – Union des Vielfältigen«. Wie Passy (siehe Anm. 6) und die Brüder Gounelle gehörte er der französischen christlich-sozialen Bewegung an (zu Paul Gounelle siehe Brief vom 17. 10. 1907/8). – Elie-Joël Gounelle (1865–1950): Pfarrer, einer der Hauptvertreter der christlich-sozialen Bewegung in Frankreich, deren Zeitschrift »Christianisme social« er lange redigierte. Daneben war er – wie Monod – ein Ökumeniker, der später in der Bewegung for Life and Work aktiv mitarbeitete.
- 6 Paul Passy (1859–1940), nach einer Bekehrung Evangelist baptistischer Prägung, Lehrstuhl an der Ecole des Hautes Etudes in Paris, den er seiner politischen Einstellung wegen verlor. Bei ihm verbanden sich fundamentalistischer Bibelglaube und sozialistisches Engagement. 1908 gründete er die »Union des Socialistes chrétiens« mit den Organen »La Cloche d'Alarme« (seit 1896) und »Espoir du Monde« (1908). Dazu rief er das sozialistische Landgut Liéfra (später ein Waisenheim) ins Leben.
- 7 Raoul Biville (1863–1909) war gläubiger Christ und militanter Sozialist, ein Freund von Paul Passy, mit dem zusammen er 1908 die »Union des Socialistes chrétiens« bildete. Beide standen in dieser Bewegung links von E. Gounelle und W. Monod (nach Jean Baubérot: *Un Christianisme profane?*, 108 f).
- 8 Offensichtlich war Carr nicht darüber informiert, daß Paul Gounelle »Sie müssen« bereits ins Französische übersetzt hatte (siehe Brief vom 17. 10. 1907/8) und Richard Heath, der englische Übersetzer von »Sie

müssen«, diese französische Grundlage benutzte, wie Rufus Weeks Kutter am 15. 7. 1907 mitteilte (die französische Ausgabe erschien 1908 [St. Blaise] mit einem Vorwort von Gounelles Bruder Elie). – Das ist erstaunlich, da ja Carr Kutter in einem hier nicht veröffentlichten Brief vom 15. 9. 1907 auf Ende September einen Besuch ansagte und in diesem Brief an diesen Besuch erinnert, also aufgrund des Gesprächs mit Kutter hätte informiert sein müssen.

- 9 Es handelt sich um den teilweisen Vorabdruck von Weeks' Übersetzung von »Sie müssen« ins Amerikanische: *Christian Socialist* vom 15. 1. 1908: »Kutter Special: God and the Social Democracy«.

10 Siehe Adr./Korr.-Liste.

11 Siehe Anm. 6 f.

12 Siehe Brief vom 8. 11. 1907/5: Erscheinungsdatum: 15. 2. 1908.

13 Siehe Brief vom 22. 6. 1905/4.

---

Brief 131    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 13. Februar 1908

---

Lieber Freund!

Ich war nicht so enttäuscht, wie Du Dir denkst, vielmehr eher gefaßt auf das, was geschehen ist<sup>1</sup>. Ich weiß sehr wohl, daß man einander nichts aufdrängen kann; mein Eifer galt der mir vor allem wichtigen Sache, nicht der Meinung, ich müsse andere überzeugen. Es war auch nicht für den Zweck einer großen Versammlung gesprochen, sondern im Hinblick auf die wenigen, welche zusammen an der Erneuerung unserer Zustände und Herzen arbeiten wollen. Sie müssen in einer und derselben Kraft zusammenstehen, von einem Geist erfüllt, von einer Hoffnung getrieben werden. Ich freue mich, daß Du Dich ganz zu diesem Standpunkt bekennt und dem Verlangen Ausdruck gibst, daß wir uns noch mehr sehen und aussprechen sollten. Ich bin stets

dazu bereit. Vielleicht schreibst Du mir bald etwas Näheres. Ich bin am 23. Februar ganz ohne Funktion, könnte also über diesen Montag abkommen.

Mit herzlichem Gruß Dein

H. Kutter.

- 1 Gemeint ist Kutters Versuch, an der Badener Vorbesprechung der zweiten religiös-sozialen Konferenz (siehe Brief vom 7. 2. 1908/5) sein Konzept einer geschlossenen Zusammenkunft durchzubringen, an der nur Pfarrer teilnehmen sollten und an der Kutters Meinung nach vor allem die Frage nach der spezifischen Aufgabe der Pfarrer diskutiert werden sollte. Anscheinend wurde ein Kompromiß geschlossen; der erste Teil der Konferenz vom 22./23. 9. in Zürich war öffentlich, der zweite fand in einem engeren Kreis statt, in dem Kutter ein Referat über »Die Stellung des Pfarrers zu sozialen Fragen« hielt. Zu Kutters Anliegen vergleiche auch die Briefe vom 11., 13. und 15. 4. 1907.

---

Brief 132 Von Rufus W. Weeks<sup>1</sup>  
Tarrytown, New York, USA, 22. Februar 1908

---

Lieber Genosse!

Da Sie einen Teil Ihres guten Briefes im »Christian Socialist« gesehen haben<sup>2</sup>, wissen Sie schon, daß er mich richtig erreicht hat. Er bereitete mir große Freude und Ermutigung; wie gern wäre ich mit Ihnen und Freund Ragaz zusammen gewesen, als Sie unsere Angelegenheit in Amerika und Ihre Pläne für Europa besprachen<sup>3</sup>.

Die Stellen aus »Sie müssen«, die im »Christian Socialist« gedruckt sind<sup>4</sup>, sind enthusiastisch von unseren eigenen Leuten aufgenommen worden, aber soviel ich weiß hat kein Blatt darauf Bezug genommen. Wenn es als Buch gedruckt wird, werden zweifellos einige der religiö-



sen Blätter es besprechen, und es wird mir eine große Freude sein, Ihnen Abschriften von solchen Erwähnungen zu senden<sup>5</sup>. Sie können mittlerweile versichert sein, daß inzwischen das Werk schon sehr viel Gutes hier getan hat, da über 30 000 Exemplare des C. S., in dem es enthalten ist, verkauft worden sind.

Es gibt zwei englische Übersetzungen des Buches in Manuskript, die eine in meinem Besitz, aus der die Stellen, die der C. S. druckte, genommen wurden, und die andere ist die von Herrn R. Heath, aus dem Französischen übersetzt<sup>6</sup>. Herr Carr möchte das Buch vollständig in Leinen gebunden in Chicago drucken<sup>7</sup>, und er hofft, genügend Exemplare zu verkaufen, um wenigstens die Unkosten zu decken. Ich glaube, er hat an Sie geschrieben und Sie um Erlaubnis gebeten. Ich möchte Sie bitten, ein besonderes Vorwort zu schreiben, das sich an amerikanische Leser wendet<sup>8</sup>. Das Buch enthält viele Anspielungen auf den Gang der Ereignisse in Deutschland, von denen der amerikanische Leser nichts weiß. Zum Beispiel Stöcker<sup>9</sup> und Naumann<sup>10</sup> sind ganz gelegentlich eingefügt, als wenn der Leser bekannt wäre mit dem, was sie vertreten und wie sie der Sozialdemokratie gegenüber gehandelt haben. Es würde in großem Maße zum Verständnis des Lesers beitragen, ebenso zum Interesse am Buch, wenn Sie dem amerikanischen Leser eine kurze Skizze über die Beziehungen der Christen Deutschlands zur Sozialdemokratie geben würden, dazu einige Bemerkungen nach ihrem eigenen Empfinden, die sich Ihnen aufdrängen. Wenn ich Sie nicht um zuviel bitten würde, regte ich auch gern noch an, daß Sie das Buch durchschauen, um zu erproben, wie es vom Standpunkt des Ausländers aus klingt – eines Nicht-Europäers – und hier und da eine Stelle nach Ihrem Urteil herausnehmen oder hinzufügen. Mir liegt sehr daran, daß das Buch hier ein Erfolg wird und die Beachtung erhält, die seine wahre Größe verdient.

Was nun die Aussichten der Sache hier betrifft, so sind sie wundervoll lebendig. Es wäre eine großartige Sache, wenn Sie zu einem Besuch herüberkommen könnten, wir könnten Ihnen eine ungeheure Zunahme von interessanten Begebenheiten, besonders seit Freund Ragaz hier war, zeigen. Besonders kommender Mai und Juni werden bedeutende Monate werden; die nationale Konferenz der »C. S. Fellowship«<sup>11</sup> wird für Ende Mai oder Anfang Juni geplant und wird wahrscheinlich in New York abgehalten werden. Sie wird vier Tage dauern und wird ein »Fest fetter Dinge« sein. Wenn Sie dazu kommen könnten, würden Sie einen königlichen Empfang haben.

Mit herzlichen Glückwünschen zu dem großen und weitverbreiteten Nutzen, den Ihr Werk schon getan hat, bin ich brüderlich Ihr

Rufus W. Weeks.

- 1 Das Original ist englisch geschrieben.
- 2 Dieser uns nicht mehr erhaltene Brief vom 24. 1. 1908 ist auszugsweise im »Christian Socialist« vom 15. 2. 1908 abgedruckt (ebenso Carr's Brief vom 8. 2. 1908).
- 3 Wahrscheinlich in Baden am 22./23. 2. 1908, siehe Brief vom 7. 2. 1908, vor allem Anm. 5.
- 4 Zum Plan dieses Auszuges von »Sie müssen« im »Christian Socialist«: siehe Brief vom 13. 3. 1907. Der Auszug erschien in der Ausgabe vom 15. 1. 1908.
- 5 Auf die Auszüge aus »Sie müssen« im »Christian Socialist« hatte wohl ein Blatt Bezug genommen: »St. Louis Labor« vom 8. 2. 1908. In der von Kutter angelegten Rezensionensammlung zu seinen Büchern (siehe Brief vom 20. 6. 1904/7) finden sich folgende Reaktionen auf das gedruckte Buch: »Public Chicago« (30. 4. 1909), »Christian Commonwealth« (23. 6. 1909), »The Publisher Weekly« (21. 8. 1909), »News Chicago« (26. 8. 1909), »Unity Chicago« (31. 3. 1910).
- 6 Siehe Brief vom 13. 3. 1907/4.
- 7 »They must or God and the Social Democracy« erschien 1908 in Chicago (noch vor Ende April).
- 8 Weeks schrieb das Vorwort und Kutter die »Author's Address to American Readers«.
- 9 Adolf Stöcker (1835–1909), Hofprediger in Berlin, Leiter der Stadtmision, Gründer der christlich-sozialen Partei und des Evangelisch-sozialen Kongresses, konservativer Politiker.
- 10 Siehe Brief vom 22. 9. 1905/9.
- 11 Siehe Brief vom 13. 3. 1907/3: Diese New Yorker Konferenz fand im Juni statt und bildete den Höhepunkt der »Christian Socialist Fellowship«.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe mich in den letzten Jahren in Gedanken oft mit Ihnen beschäftigt und da ich soeben in den Pfingstferien »Wir Pfarrer«<sup>1</sup> gelesen habe, drängt es mich, Ihnen einen kurzen Gruß zu senden. Ich habe den Eindruck, als ob ich auf einer Straße ginge, wo ich Sie immer im Gesicht behalten kann und muß, ohne daß wir wohl je zusammenkommen. Wenn Sie je meine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung »Von Reimarus zu Wrede«<sup>2</sup> in die Hand bekommen, werden Sie im ersten und in den letzten Kapiteln sehen, wie wir auf denselben Grundton abgestimmt sind. Das ergreift mich so sehr an dem, was Sie schreiben, daß ich denselben Gedanken in anderer Form denke und gedacht habe. Nur sind unsere Naturen verschieden. Sie können es aussprechen und als Herold unter uns treten und ich werde, weil ich innerlich sehr schwerfällig bin, immer schweigsamer. Ich besitze fast keinen Glauben an das »Wort« mehr<sup>3</sup>. Nun suche ich meinen Weg schweigend, um vielleicht am Ende meines Lebens ein Wort zu finden, das das ausdrückt, was mir auszusprechen bestimmt ist. Aber ich freue mich, daß es Männer gibt, die Ähnliches schon jetzt unter die Menschen zu werfen vermögen.

Ich bin Privatdozent der Theologie – Neues Testament – an der hiesigen Universität, zugleich Hilfsprediger zu St. Nicolai. Aber als meine Gedanken langsam sich klärten, suchte ich mir am Tage, wo ich dreißig Jahre alt wurde, vor drei Jahren, nach jahrelangem Nachdenken, eine andere Bahn. Ich werde Laie und bleibe dennoch im Dienste der Religion. Ich bin stud. med. geworden. Schon habe ich mein Physikum hinter mir. In zwei Jahren mache ich mein Staatsexamen und gehe dann als Arzt in die Congomission, wo Ärzte so dringend notwendig sind. Daneben halte ich noch meine Vorlesungen und predige allsonntäglich, aber das nicht als zukünftiger Professor und Pastor, sondern als Laie . . . dem innerlichen Gedanken nach und mit der

innerlichen Freiheit und »Unkollegialität« eines solchen. Ich bin vollständig ruhig über meinen Weg. Was ich vorläufig zum Unterhalt brauche – als Vikar habe ich 900 M, als Privatdozent fast nichts – verdiene ich, indem ich in den Nachtstunden Werke über Musik – ein Buch über Bach, das zuerst auf französisch, dann jetzt auf deutsch und demnächst auf englisch erscheinen wird<sup>4</sup> – schreibe. So wirke ich in der Religion und lebe nicht von der Religion. Das gibt mir die innere Festigkeit.

Ich verzweifle nicht an der Kirche, wie Sie glauben könnten, aber ich weiß nicht, was ich ihr jetzt helfen könnte. Darum schweige ich und trete in die Verborgenheit. Das liegt z. T. daran, daß ich weniger »enthusiastisch« als Sie, sondern mehr philosophisch-rationalistisch denke. Wenn Sie z. B. von dem »lebendigen Gott« reden, kann ich Ihnen nicht immer folgen, weil ich nicht weiß, ob Sie das, was ich denke, nicht Atheismus nennen würden. In der Frage »arm und reich«<sup>5</sup> komme ich auch nicht mit, ich bin als Pfarrerssohn in einem Fabrikdorf aufgewachsen<sup>6</sup>, habe wie mein Vater viel Herz für soziale Not und viele Freudigkeit, wirklich zu »helfen«, aber was Sie am Schluß von »Wir Pfarrer« sagen, ist mir nicht faßlich<sup>7</sup>.

Aber die Grundnote Ihres Denkens ist dem meinen verwandt, nur daß sie bei Ihnen einen hellen Klang, bei mir einen Ton wie von einer versunkenen Glocke gibt.

Ich meine, wenn zwei Menschen sich verstehen, müssen sie sich ein Zeichen geben. Das tue ich hiermit. Es gibt uns Mut, unsere Gedanken weiterzudenken. Wenn ich nach Zürich komme, suche ich Sie auf; kommen Sie nach Strassburg, tun Sie mir das gleiche an. In der Predigtart gleichen wir uns am meisten, scheint mir.

Mit herzlichen Grüßen, Ihr

Dr. Albert Schweitzer.

1 »Wir Pfarrer«, H. Haessel Verlag, Leipzig 1907<sup>1</sup>, E. Diederichs Verlag, Jena 1912<sup>2</sup>.

2 »Von Reimarus zu Wrede«, 1. Aufl. 1906; erschien seit der 2. Aufl. (1913) in überarbeiteter Form unter dem Titel »Geschichte der Leben-Jesu-Forschung«.

3 Vgl. »Wir Pfarrer«, 175: »Es tut nur eins not: Eine neue Predigt . . . Aus ihr werden von selbst die Kräfte geboren, welche die Gesellschaft erneuern. »Das Wort allein tut es.«

4 »Johann Sebastian Bach, le musicien-poète«, Leipzig 1905; deutsche, er-

weiterte Ausgabe Leipzig 1908; die englische Übersetzung erschien 1911.

- 5 Jesus hat nach Kutter – wie er in »Wir Pfarrer« im Kapitel »Mammon« ausführt – an die Stelle der moralischen Kategorie gut-böse die »große Reich-Gottesantithese: reich und arm« gestellt (136).
- 6 In Günsbach im Elsaß. Vgl. dazu Schweitzers autobiographische Schrift »Aus meiner Kindheit und Jugendzeit« (1924, neu hrsg. in: A. Schweitzer: Selbstzeugnisse, Beck, München 1959).
- 7 Gemeint sind vermutlich folgende Sätze: »Können wir auch nicht helfen, sind unsere Hände gebunden – mehr als Hilfe ist das Erbarmen, das glühende Herz, das zündende Wort. Wie wenig haben die Propheten, hat Jesus selbst ›geholfen!‹ . . . Wahrlich, auf hohenpriesterlichem Herzen die Sünden der Welt tragen ist mehr als alle Gemeinnützigkeit. Darin allein bestand die eigentliche Heilandsarbeit Jesu und nicht in seinen Heilungen« (174).

---

Brief 134    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 4. Juli 1908

---

Mein Lieber!

Ich freue mich, daß Du aus Deinem Stillschweigen wieder zurückgekehrt bist und wünsche Dir bei dieser Gelegenheit Gottes Segen zu Deiner neuen Tätigkeit<sup>1</sup>. Ich mag es den hiesigen Studenten herzlich gönnen, daß sie einmal nicht mehr nur – mehr oder weniger wässrige Milch – zu schmecken bekommen, sondern feste Speise<sup>2</sup>.

Wie wir zusammen auskommen werden – um diese von Dir aufgeworfene bängliche Frage zu berühren – hängt ganz einfach davon ab, ob wir es immer besser lernen werden, die persönlichen Interessen und Gesichtspunkte der großen Sache zu opfern – unsere Seele »zu verlieren«<sup>3</sup>. Wir müssen die Frage überhaupt nicht stellen, sondern es als selbstverständlich voraussetzen, daß Gottes Reich durch alle Feh-



ler hindurch sich Bahn bricht. Widersprich Du mir nur, soviel Du für gut findest, Du hast es bisher getan, ohne daß der Wagen umgefallen wäre.

Beigeschlossen mein neuestes Kindlein<sup>4</sup>. Nimm es mit Nachsicht auf als Beitrag zu unserer großen Arbeit.

Herzlich grüßt Dich und Deine Frau Dein

H. Kutter.

1 Am 1. Juli 1908 war Ragaz als Nachfolger des verstorbenen Prof. P. Christ zum ordentlichen Professor der systematischen und praktischen Theologie nach Zürich berufen worden (Antritt der Lehrtätigkeit Wintersemester 1908/09).

2 Vgl. 1. Kor 3,2.

3 Vgl. Mt 16,25 f par.

4 »Die Revolution des Christentums«, H. Haessel, Leipzig 1908; 2. Aufl. Diederichs, Jena 1912.

---

Brief 135    An Leonhard Ragaz  
Findeln<sup>1</sup>, 23. Juli 1908

---

Lieber Freund!

Empfange meine herzliche Teilnahme an dem schweren Verluste, den Du und die Deinen durch den Hinschied Deines ehrwürdigen Vaters<sup>2</sup> erlitten haben.

Eine große, treue Welt versinkt vor Deinen Augen, und wenn wir auch wissen, daß dieses Versinken nur ein gewisses Eintauchen in größeres, volleres Leben ist, so tut doch der Abschied sehr weh.

Ich gedenke Dein und bleibe in alten Treuen Dein Freund

H. Kutter.

- 1 Findeln (bei Zermatt, VS). U. a. war auch E. Tischhauser hier in den Ferien (unveröffentlichter Brief vom 16. 7. 1908), während Kutters Frau in Seewis war (siehe Brief vom 21. 6. 1905/5).
- 2 Bartholome Ragaz (1827-1908), Bauer, Zimmermann und langjähriger Gemeindepräsident in Tamins (GR).

---

Brief 136 Von E. E. Carr<sup>1</sup>  
Chicago, 18. März 1909

---

Lieber Genosse und Bruder!

Wir haben jetzt über 1 500 Exemplare von »Sie müssen« verkauft und freuen uns, Ihnen die erste Zahlung der Tantieme zu senden<sup>2</sup>.

Wir sind Ihnen sehr dankbar, daß Sie das Buch geschrieben haben, und Freund Weeks<sup>3</sup>, daß er es übersetzt hat und auf so viel andere wichtige Art und Weise geholfen hat, das Werk zu publizieren.

Die meisten der sozialistischen Blätter in Amerika haben sehr aufmunternd darüber geschrieben, besonders unser »Milwaukee Social Democratic Herald«<sup>4</sup>. Bis jetzt haben wir noch keine wirklich gute Rezension in den kirchlichen Blättern gesehen. Aber der Herausgeber der »Baptist World«<sup>5</sup> hat persönlich eine sehr begeisterte Empfehlung geschrieben und zwanzig Exemplare bestellt. Wir hegen keinen Zweifel, daß eine zweite Auflage innerhalb dieses Jahres nötig sein wird.

Wir warten mit großer Ungeduld auf die Gründung Ihres christlich-sozialistischen Blattes in Zürich<sup>6</sup>. Seitdem Dr. Ragaz sich dort mit Ihren Mitstreitern vereinigt hat, sollten Sie ein prächtiges Blatt ohne viel extra Arbeit oder Risiko haben. Wenn Sie mit einer kleinen Monatsschrift anfangen würden und sie weiterführen, bis Sie ein paar Tausend der besten Anhänger gesammelt haben, könnten Sie leicht

das Blatt in eine vierzehntägige Zeitschrift oder in ein Wochenblatt umgestalten und so einen glänzenden Erfolg haben.

Der »Christian Socialist«<sup>7</sup> hat seine Verbreitung im letzten Jahr wieder mehr als verdoppelt. Unser Minimum-Druck ist 20 000. Der »Methodist Special« erstreckt sich auf 60 000 und noch mehr wird gedruckt werden müssen. Die Temperance Ausgabe hat 75 000 mit noch mehr zu druckenden erreicht und die »Catholic Edition« hat 80 000 erreicht, und wir glauben, sie hat wirklich erst ihren Vertrieb begonnen.

Das Werk der Christlich-Sozialistischen Gemeinschaft macht auch gute Fortschritte. Aber wir sind leider zu »liberal« gewesen, indem wir Agnostikern und Juden gestatteten, beizutreten. Sie versuchen jetzt, die besonders christlichen Teile unserer Gemeinschafts-Botschaft zu zerstören, was wir nicht erlauben werden, selbst nicht auf Kosten einer Spaltung. Wir sind sicher, daß wir mit einer ausgesprochen christlichen Botschaft ein weit besseres Werk tun können

...

Mit herzlichen Grüßen für Sie und Ihre Familie  
brüderlich

E. E. Carr.

1 Das Original ist englisch geschrieben.

2 Der zweite Abschnitt ist weggelassen.

3 Siehe Adr./Korr.-Liste.

4 Der »Social Democratic Herald« erschien als »journal of the coming civilisation« in Milwaukee (Wis.) von 1898-1913.

5 Die »Baptist World« erschien wöchentlich von 1897-1919 in Louisville (Ky).

6 Siehe Brief vom 4. 1. 1908/2. Carr hatte wahrscheinlich keine Vorstellung von den persönlichen Besonderheiten und Spannungen unter den Schweizer Religiös-Sozialen. So redet er in seinem Brief vom 8. 2. 1908 pauschal von Kutter und Pflüger wie hier von Kutter und Ragaz.

7 Zum »Christian Socialist« siehe Brief vom 5. 12. 1907/2 und 13. 3. 1907/2.

Mein Geliebtes!

Es ist zum Ersticken heiß draußen, vom wolkenlosen Himmel brennt die Sonne herunter, als hätte sie die wochenlang verhaltene Hitze mit einem Male losgelassen – und ich sitze hier in meinem schönen großen Zimmer wie ein Gefangener. Es fehlt mir an einem leichten Anzug, um mich der Glut ohne Gefahr aussetzen zu können, ich habe nur noch meine schwarzen Pfarrerkleider und mit denen kann ich nicht ausgehen. Da lese ich denn drauflos, mehr als recht ist und denke Deiner und wie Du mir genommen bist und wie es wohl um mich stände, wenn das totenstille Haus, in dem nur mein schwerer Tritt ertönt neben dem leisen Huschen der Mädchen, für immer so bliebe und ich wirklich allein wäre mit der Erinnerung an all den frohen und lieben Lärm, der es noch eben erfüllte! Um meine Arbeit, um mein Predigen und um mein Vertrauen? Oder will es Gott so, daß die Arbeit für sein Reich sich auf unentbehrliche Herzensgeheimnisse stützt, und nicht so überzeugungsabstrakt in den blauen Himmel hinein rede – will er, daß seine Verkündiger schwache Menschen seien, oder sind diese schwachen Menschen nur solange schwach, als er ihnen keine großen Aufgaben auf die Schulter gelegt, um sofort weit über die Mönche und Heiligen heraus zu wachsen, wenn er wirklich ruft? Ich weiß es nicht und will auch nicht darüber nachdenken. Es ist aber gut, wenn man dann und wann so aufs Trockene gesetzt wird, wie ich es jetzt bin, das gibt allerhand Einblicke ins eigene Selbst, über die man sich wundert. Da kreuzen sich allerlei Fäden in einem, von allen Seiten stürmt auf einen herein, und man wird doch nicht klug daraus. Es graut einem vor charakterloser Unbestimmtheit und auf der andern Seite will man doch auch nicht sich in einer Einseitigkeit verrennen. Ist das die neue Zeit? Die weder Heilige will noch Weltkinder, sondern das richtige Gemisch zwischen beiden? Und sind wir schon soweit, daß wir die Welt durch Anerkennung und Bejahung überwinden

können, wie man sie früher durch Negieren überwinden wollte, oder hängt an der Weltfreudigkeit im Grund noch viel von der falschen, verderblichen Liebe?<sup>1</sup>

1 Der letzte Abschnitt ist weggelassen.

---

Brief 138    An Houston Stewart Chamberlain  
Zürich, 27. Dezember 1909

---

Hochgeehrter Herr!

Warmen, herzlichen Dank für Ihr freundliches Gedenken und das schöne Buch<sup>1</sup>. Ich habe auf das lebhafteste an Sie und Ihre geehrte Frau gerade in diesen Tagen<sup>2</sup> gedacht, und nun erfreuen Sie mich so unerwartet mit der Nachricht Ihres Wohlergehens.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich Ihnen an wahrem Kant-Verständnis alles verdanke! Vorher plätscherte ich im Weiher Kuno Fischer'scher Weisheit<sup>3</sup> hoffnungslos und resigniert herum, da mir, wenn ich Kant selbst zur Hand nahm, immer etwas Wesentliches in seiner glatten Reproduktion zu fehlen schien – da kamen Sie und haben mich auf den unerschütterlichen Boden gestellt, auf dem sich mir nun eine reine und große Aussicht auftut. Sie haben mich »umgewendet«<sup>4</sup>.

Auch Plato, ohne dessen Lektüre ich kaum einen Tag verstreichen lasse, haben wieder Sie mit Ihrer genialen Auffassungskunst mir erst eigentlich geschenkt<sup>5</sup>. So danke ich Ihnen Dinge, die zum Größten in meinem Leben gehören<sup>6</sup>.

Seien Sie und Ihre geehrte Frau von ganzem Herzen begrüßt von Ihrem dankbaren und ergebenen

Hermann Kutter Pfr.



- 1 Es handelt sich um die 1909 erschienene 2. Auflage von Chamberlains Buch über Kant (vgl. Brief vom 1. 3. 1906). Chamberlain hatte seit 1905 kein neues Buch veröffentlicht.
- 2 Genau vor einem Jahr, am 27. Dezember 1908, hatte Chamberlain sich mit Richard Wagners Tochter Eva in der Kreuzkirche in Zürich von Ragaz trauen lassen. Chamberlain hatte eigentlich gewünscht, von Kutter getraut zu werden. Wie Ragaz in »Mein Weg« (I, 109) berichtet, sei die Trauung ihm zugefallen, »weil Pfarrer Kutter, der sich Chamberlain durch seine Bücher empfohlen hatte, grundsätzlich keine Trauungen mehr hielt – was ihm in diesem Falle gewiß arg leid tat«. Kutter war jedoch an der Trauung dabei – als einziger Gast. Chamberlain berichtet in einem Brief an Cosima Wagner darüber: »Kutter nahm einen Sitz in der dritten Bank hinter uns; ganz im Hintergrund saß der Diener, sonst kein Mensch – also ein Ideal der ungestörten Konzentriertheit« (Cosima Wagner und H. St. Chamberlain im Briefwechsel 1888-1908, Leipzig 1934, 692, vgl. dazu Brief vom 1. 3. 1906/6).
- 3 Kuno Fischer: Kants Leben und die Grundlage seiner Lehre und: Immanuel Kant. Entwicklungsgeschichte und System der kritischen Philosophie (Bde. 3 und 4 der »Geschichte der neuen Philosophie«, 1860/61). Fischers Abhandlungen über Kant haben wesentlich zur Entwicklung des Neukantianismus beigetragen. Im »Unmittelbaren« hatte sich Kutter noch ganz auf Fischers Kantinterpretation gestützt (vgl. die Zitate S. 34, 36, 56, 60, 173, 205, 330).
- 4 Vgl. »Immanuel Kant«, 378: »... und ich möchte es Ihnen auf diese Weise für immer eingepägt haben: es kommt bei Kant auf ein innerliches Sichumwenden und damit im Zusammenhang auf das Erblicken eines vorher nicht Geahnten an.«
- 5 Mit Plato beschäftigte sich Chamberlain im 5. Kapitel seines Kant-Buches: »Fünfter Vortrag. Plato (Wissen und Wähnen). Mit einem Exkurs über das Wesen des Lebens« (395-550).
- 6 Kutter selbst hat in seinen späten Jahren Bücher über Kant und Plato veröffentlicht: Im Anfang war die Tat. Versuch einer Einführung in die Philosophie Kants und die von ihr angeregten höchsten Fragen. Für die deutsche Jugend von D. Hermann Kutter, Pfarrer. Basel, Kober, C. F. Spittlers Nachfolger 1924. – Plato und wir. Kaiser, München 1927.

---

Brief 139 Vom Eugen Diederichs Verlag in Jena  
Jena, 27. April 1910

---

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Ich komme eben von einer zehntägigen Reise zurück, die mich zu Anfang nach Zürich führte. Wenn Ihr Brief ein wenig früher gekommen wäre, so hätte ich gleich alles persönlich mit Ihnen verhandeln können. Ich glaube, Sie auch im Festzug zum Sechseläuten in einer Reformationstracht gesehen zu haben. Aber vielleicht irre ich mich<sup>1</sup>.

Jedenfalls freue ich mich, daß Sie mir Ihre beiden Bücher geben wollen und auf diese Weise das verschmähte »Sie müssen« nun doch bei mir landet<sup>2</sup>. Schicken Sie mir bitte von jedem ein Exemplar zu und sagen Sie mir Ihre Bedingungen. Wir werden dann schnell einig werden. Ich hoffe auch, daß die Vorräte nicht zu groß sind und wir dann bald zu einer neuen Auflage kommen, die sich in der Ausstattung meinen Büchern anpaßt. Jedenfalls werde ich schon bei dem Auflagenrest bezüglich Titel und Umschlag das meinige tun.

Ich habe meinen Besuch bei Ihnen noch in sehr guter Erinnerung und freue mich nun doppelt, daß Sie unter Löwenflagge mitfechten wollen<sup>3</sup>. Ich drucke in allernächster Zeit einen Katalog über meine religiösen Bücher und könnte dann gleich noch Ihre Bücher einschieben. Senden Sie mir daher bitte umgehend, was Sie an Rezensionen dort haben.

Mit freundlichem Gruß Ihr ergebener

Eugen Diederichs.

1 Diederichs muß sich tatsächlich getäuscht haben. Kutter hat nie am Umzug des Sechseläutens (aus altem Zunftbrauch entstandenes Frühlingsfest der Stadt Zürich) teilgenommen.

2 Bei den beiden Büchern handelt es sich um »Gerechtigkeit. Ein altes Wort an die moderne Christenheit, Römer I-VIII«, das in erster Auflage 1905 bei H. Walther in Berlin herausgekommen war, und um »Sie müssen! Ein

offenes Wort an die christliche Gesellschaft«, das 1903 bei Albert Müller in Zürich erschienen ist und 1904 von Walther übernommen wurde. Diederichs hat beide Schriften noch im selben Jahr 1910 in neuer Auflage herausgebracht. Zu den Angriffen auf »Sie müssen« vgl. H. Kutter: Hermann Kutters Lebenswerk, 28 ff.

- 3 Der Eugen Diederichs-Verlag in Jena hatte in seinem Signet einen Löwen. In diesem Verlag erschienen von Kutter: Das Unmittelbare, 1911<sup>2</sup>, Sie müssen, 1910<sup>3</sup>, Gerechtigkeit, 1910<sup>2</sup>, Wir Pfarrer, 1912<sup>2</sup>, Die Revolution des Christentums, 1912<sup>2</sup>, Reden an die deutsche Nation, 1916.

---

Brief 140 Von Houston Stewart Chamberlain,  
Santa Margherita, Liguria, Italien, 4. Mai 1910

---

Hochgeehrter Herr Pfarrer!

So Gott will, halten wir uns auf der Rückreise den einen Tag, Dienstag, 10. 5. in Zürich, Hotel Baur-au-Lac<sup>1</sup>, auf, damit meine Schwiegermutter<sup>2</sup> sich von den – oder vielmehr zwischen den 2 längsten Reisetagen ausruhen könne. Pläne kann man ja nie machen, wenn man in Begleitung eines Kranken reist, doch hoffen wir sehr, Ihnen die Hand drücken zu können, und selbst Frau Wagner – die heutzutage selten Fremde empfängt – hat den Wunsch ausgedrückt, Sie kennenzulernen, falls es ihr Zustand an jenem Tage gestattet.

Damit wir nun nicht etwa aneinander vorüberrennen, bin ich so frei anzufragen, ob Sie in Zürich sind und zu welcher oder welchen Stunden man am ehesten Sie anzutreffen hoffen dürfte, ohne befürchten zu müssen, Sie in wichtigen Geschäften zu stören?

Vielleicht richten Sie es so ein, daß ich bei der Ankunft, Montag Abend (9. 5.) eine Zeile von Ihnen im Hotel vorfinde.

Mit herzlichen Grüßen dankbar und verehrungsvoll

Houston Stewart Chamberlain.

<sup>1</sup> Vornehmes Zürcher Hotel.

<sup>2</sup> Cosima Wagner (1837-1930), seit 1870 Gattin von Richard Wagner.

Chamberlain hatte 1908 ihre Tochter Eva (1867-1942) geheiratet. Seine Verbindung mit der Familie Wagner geht bis in die 80er Jahre zurück (vgl. »Cosima Wagner und H. St. Chamberlain im Briefwechsel 1888-1908«, hrsgb. von P. Pretzsch, Leipzig 1934).

---

Brief 141    An Houston Stewart Chamberlain  
Zürich, 5. Mai 1910

---

Hochgeehrter Herr!

Eben erhalte ich Ihre freundlichen Zeilen, womit Sie mir die große Freude in Aussicht stellen, Sie sowie Ihre hochgeehrte Frau nächstens wiedersehen zu dürfen<sup>1</sup>. Daß ich bei dieser Gelegenheit auch der Ehre teilhaftig werden soll, Frau Wagner<sup>2</sup> kennenzulernen, gereicht mir zur ganz besonderen Freude, wofür ich Ihnen und der hohen Frau meinen herzlichsten Dank ausspreche.

Ich werde dafür besorgt sein, daß mir nächsten Dienstag genügend Zeit zur Verfügung steht (von halb 6-7 habe ich eine Unterrichtsstunde zu geben), um Ihnen zu jeder beliebigen Stunde zur Verfügung zu stehen.

Wenn Sie also die Freundlichkeit haben werden, mir nach Mühlebachstr. 88, wo ich seit einigen Tagen wohne, zu berichten (auch per Telefon durch den Portier), so werde ich Ihrem Rufe mit Freuden Folge leisten.

Ich bitte Sie, den hochgeehrten Damen meine ehrerbietigen Empfehlungen zu vermitteln und selbst entgegenzunehmen die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung!

Ihr ergebener

Hermann Kutter Pfr.

1 Vgl. Brief vom 4. 5. 1910.

2 Vgl. Brief vom 4. 5. 1910/2.

---

Brief 142 Vom Eugen Diederichs Verlag in Jena  
Jena, 12. Mai 1910

---

Sehr verehrter Herr Pfarrer!

Ich lasse bereits eine Satzprobe von »Sie müssen« machen<sup>1</sup>, die Ihnen dann in nächster Zeit zugeht.

Mit den Besprechungen ist es nicht so gefährlich. Ich habe für die Anzeige im Katalog die der Christlichen Welt über »Gerechtigkeit«<sup>2</sup> genommen. Für »Sie müssen« helfe ich mir durch Anführung eines Zitates. Nun noch eine Bitte: schicken Sie mir doch umgehend Ihre Photographie. Ich will Sie dann gleich in meinem Verlagskatalog möglichst in den Vordergrund zu rücken suchen. Sie kommen mit Kierkegaard zusammen.

Mit freundlichem Gruß Ihr ergebener

Eugen Diederichs.

<sup>1</sup> Vgl. Brief vom 27. 4. 1910.

<sup>2</sup> Rezension von »Gerechtigkeit« (1905<sup>1</sup>) von Paul Röbling in der »Christlichen Welt«, März 1906.



---

Brief 143    An Lydia Kutter-Rohner  
Torrentalp<sup>1</sup>, 14. Juli 1910

---

Geliebtes!

Strahlend ist diesen Morgen die Sonne aufgegangen. Gerade während ich luftbädete in meinem Zimmer, blinzelte sie plötzlich über den Bergkamm des Torrenthorn durch meine Fenster, so daß ich beinahe über diese unerwartete Indiskretion im 1. Anhauch städtischer Prüderie die Läden zugemacht hätte. Aber im Nu waren wir versöhnt, umsomehr als ihr goldener, siegreicher Schein einen unvergleichlichen Tag versprach. Der ist denn auch gekommen und hat mir die wunderbare Pracht einer Fernsicht eröffnet, wie man sie in der Tat nirgends in dieser Weise zu sehen bekommen mag. Ich will lieber nicht anfangen, meine Feder an dieser Welt zu versuchen; still auf sich wirken lassen ist hier das einzige. Ich komme eben davon her von einer einsamen, stillen Kletterei an den Abhängen herum, an mir herunter rieseln lassend Schweißtropfen um Schweißtropfen, bei jedem froher und froher aufatmend, daß der alte eingessessene Giftstoff gezwungen wurde, seine verborgenen Höhlen zu verlassen; schwer atmend, da mir die hohe Luft gehörig zusetzt, aber vernünftig, Deiner Lehren eingedenk, von Zeit zu Zeit absitzend und mich verschnaufend. Das unvermeidliche Buch: Kants Kritik der Urteilskraft<sup>2</sup>, lag als lieber Begleiter in meiner Hand! Wenn ich sie nur bei mir habe und ihren Geist verspüre, meine geliebten, stummen Lebensbegleiter, bin ich zufrieden, lesen kann und will ich jetzt nicht viel. Nein, mich gehenlassen, in den Tag hineinleben, nichts, gar nichts denken, träumen nur etwas unter einem herüberhangenden Felsen – wie über alle Maßen köstlich ist das! Ich vermisse die Menschen nicht – ausgenommen *eine*. Aber Du bist ja gar kein bloßer Mensch, Du bist mein geliebter, guter Geist, der immer da ist. Die letzte Nacht hatte ich heftiges Herzklopfen, aber wohltuend und durchaus normal, es geht hier am Anfang allen so. Ich schlief nach der üblichen Unterbrechung von 2 Uhr an ganz gut bis 6 Uhr. Ich glaube, ich hab's getroffen und

bleibe nun solange irgend möglich. Hält das Wetter an, so gibt's dann bald kleinere und größere Touren. Vergiß nicht, mir einen 2. Gurt zu senden. Waschen kann man hier lassen. Sei innigst umarmt und grüße alle von Deinem unendlich liebenden

M.

Kann Dr. de Quervain<sup>3</sup> nicht auch kommen? Sage Voigt<sup>4</sup>, daß er's nur nicht unterlasse, mir nachzupilgern. Wer weiß, wenn's warm bleibt, dann kommst Du auch noch! – Bitte, sende mir doch von diesem Briefpapier und Enveloppes eine ordentliche Menge und bald.

- 1 Kutter erhielt im Sommer 1910 von der Kirchenpflege aus gesundheitlichen Gründen zwei Monate Urlaub (Mitte Juli – Mitte September), dessen ersten Teil er auf der Torrentalp, oberhalb Leuk (VS), verbrachte.
- 2 Kutter benützte die von G. Hartenstein 1867 f hsgb. Ausgabe der Werke Kants.
- 3 Alfred de Quervain (1879–1927), Adjunkt an der meteorologischen Zentralanstalt und Titularprofessor an der Universität Zürich, Freund von Ragaz (vgl. Ragazens Nachruf in den »Neuen Wegen«, 1927, 70 ff).
- 4 H. Voigt war ein Student, der bei Kutter in Pension war (nach einem unveröffentlichten Brief vom 5. 10. 1908).

---

Brief 144 Von Houston Stewart Chamberlain  
Bayreuth (Bayern), Haus Wahnfried<sup>1</sup>, 5. Oktober 1910

---

Hochgeehrter Herr Pfarrer!

Wir lasen neulich im Familienkreise Ihre Predigt »Das Übel«<sup>2</sup> und waren davon sehr beeindruckt. Ihre Gegenwart rief uns aber den dringenden Wunsch zurück, Sie auch im Leibe hier zu besitzen als einen hochwillkommenen Gast zu den Festspielen<sup>3</sup>. Beiliegend finden Sie die soeben herausgegebene Ankündigung, welche Sie über die Reihenfolge der Aufführungen orientiert. Nun glaubt meine Frau<sup>4</sup>

aber sich zu erinnern, daß die Zeit der Generalproben – zwischen dem 12. und dem 20. Juli – Ihnen noch besser zusagte, auch zu diesen würden wir Sie willkommen heißen. In einer Beziehung hätten Sie es hierbei sogar besser, der große Trubel herrscht noch nicht, und wir alle sähen etwas von Ihnen. Auf einen Nachteil mache ich Sie aber aufmerksam: In den Generalproben wird ein jedes der 6 Werke ein einziges Mal aufgeführt. Sie haben also nicht die Möglichkeit, den Parsifal<sup>3</sup> mehrmals zu hören – was ich für entscheidend wichtig halte, da das Werk zu große Ansprüche stellt, als daß irgend ein Mensch fähig sein sollte, es bei einmaligem Anhören vollkommen in sich aufzunehmen. Fast möchte ich raten, daß Sie deswegen Ihren Aufenthalt in den Anfang August verlegten und etwa vom 1. bis zum 11. blieben oder vom 4. bis zum 8. wenigstens. Überlegen Sie es sich recht; da Sie auf alle Fälle unser Gast sind, hat es mit der endgültigen Entscheidung ja noch Zeit.

Ein anderes gibt es aber, wobei eventuell sofort Bestimmungen zu treffen wären. Des großen Meisters letzte Gründung war ja der Stipendienfonds<sup>4</sup>, dank vorzüglicher Verwaltung ist er von Jahr zu Jahr gewachsen, dennoch gibt es immer mehr Gesuche als gewährt werden können, und darum muß man sich bei Zeiten vorsehen. Dieser Fonds dient durchaus nicht allein der Jugend, sondern wird von Gelehrten, Beamten und Männern aus den verschiedensten Berufsklassen in Anspruch genommen – war es doch das Ideal des Meisters, die Festspiele mit der Zeit von jedem Geldzwang zu befreien.

Der Fonds wird von Herrn Friedrich Schön in München verwaltet und steht gänzlich außerhalb unserer Familienverhältnisse. Wollten Sie ihn also beanspruchen, Sie träten nicht in eine Dankbarkeitsschuld gegen irgend einen Menschen, sondern würden einfach gerechten Vorteil aus einer Schöpfung des Meisters ziehen. Um Ihnen alle weitere Mühe zu sparen, würde es genügen, wenn Sie mir Ihr Einverständnis kundgeben wollten; Ich würde dann bei Herrn Schön das Nötige veranlassen und der Besuch der Festspiele brauchte Ihrem Familien-Budget keinen Pfennig zu entziehen.

Verzeihen Sie diese Anregung, ich denke mir aber einen Pfarrer so tausendfach in Anspruch genommen, daß er sich manches Höchste versagen wird, lieber als einen anderen deswegen darben zu lassen.

Ihr von ganzem Herzen in aller Hochachtung ergebener

Houston Stewart Chamberlain.

- 1 Chamberlain hat nach seinem Umzug von Wien nach Bayreuth bis zur Fertigstellung seines eigenen Hauses im Haus »Wahnfried« gewohnt, dem ehemaligen Wohnsitz von Richard Wagner.
- 2 Kutter hatte die Predigt »Das Übel« (Predigt über Röm 1, 18-20, Grütliverein Zürich 1910) Chamberlain wahrscheinlich zugesandt. Darin bestreitet er, daß sich das Übel theoretisch bewältigen lasse. Vom Evangelium her lasse sich dieses Problem nur durch die praktische Aufhebung des Übels lösen. »Wir rätseln nicht mehr über dasselbe. Nein, wir überwinden es. Es muß aufhören. Das ist die einzige Philosophie, die ihm gerecht wird« (82). Diesen Satz begründet Kutter christologisch: »Gott litt in ihm (in Christus) und je mehr er litt bis zum Tode am Kreuze, desto klarer wurde es, daß das Göttliche nichts mit dem Schmerze zu schaffen hat. Er litt, um zu zeigen, daß die Leiden nicht in Gottes Willen liegen. Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener Protest gegen das Dasein des Übels . . .« (10 f).
- 3 Auf einer Anhöhe nördlich der Stadt Bayreuth ließ Wagner 1872-1876 das Festspielhaus erbauen. Darin wurden seitdem seine Opern aufgeführt. Nach Wagners Tod 1883 fanden jährliche Festspiele statt und dies dank der Initiative von Cosima Wagner. Sie übernahm die künstlerische Oberleitung der Spiele bis 1908.  
»Parsifal« (uraufgeführt 1882), Wagners letztes Musikdrama, wurde an jedem Festspiel aufgeführt: »Mit dem »Parsifal« steht und fällt meine Bayreuther Schöpfung« (so Wagner in einem Brief an Angelo Neumann vom 29. 9. 1882).
- 4 Adr.-Liste: siehe Eva Chamberlain (v. Bülow).
- 5 Der von Chamberlain erwähnte Stipendienfonds wurde 1882 von Richard Wagner gegründet, »um gänzlich freien Zutritt, ja nötigenfalls die Kosten der Reise und des fremden Aufenthaltes, solchen zu gewähren, denen mit der Dürftigkeit das Los der meisten und oft tüchtigsten unter Germaniens Söhnen« zugefallen sei (Wagner in einem Brief an Friedrich Schön vom 16. 6. 1882). Der Stipendienfonds wurde von 1883 an vom »Allgemeinen Wagner-Verein« besorgt, der nach dem Tod Wagners durch Zusammenschluß der verschiedenen Wagner-Vereine entstanden war.

---

Brief 145    An Houston Stewart Chamberlain  
Zürich, 10. Oktober 1910

---

Hochgeehrter Herr!

Endlich komme ich dazu, Ihre freundlichen Zeilen mit ihrer so verlockenden Einladung zu beantworten.

Vor allem herzlichsten Dank für Ihr Anerbieten, das mir die äußere Möglichkeit, nach Bayreuth zu kommen, verschaffen soll. Wenn ich aber Bedenken habe, so sind sie nicht finanzieller Natur, sondern gründen darin, daß ich gezwungen bin, meine Ferienmonate Juli oder August, die leider gerade mit den Bayreuther Aufführungen zusammentreffen, ganz ausschließlich meiner Gesundheit zu opfern, da mir meine Arbeit in Zürich eine völlige Ausspannung alles Denkens und Wollens in den Ferien zur gebieterischen Notwendigkeit macht. So fürchte ich jetzt schon sehr, Ihre für mich so ehrenvolle Einladung nicht annehmen zu können, wobei ich Ihnen nicht besonders zu versichern brauche, wie groß meine Freude wäre, die Bayreuther Tage in Ihrem Kreise und an Ihrer Seite zubringen zu dürfen<sup>1</sup>.

Ich wandelte in diesem Sommer auf Ihren Spuren auf der herrlichen Torrentalp<sup>2</sup>, die mir ungemein wohlgetan hat. Als ich einmal im Fremdenbuch blätterte, begegnete mir zu meiner freudigen Überraschung Ihr Name und dann erfuhr ich von Frau Wyta<sup>3</sup>, daß Sie wiederholt dagewesen seien! Ihr Buch Kant<sup>4</sup> war mein Gefährte neben Plato, und so fühlte ich mich unter den wenigen, nicht gerade sehr sympathischen Gästen in bester Gesellschaft bei aller äußerer Einsamkeit.

Darf ich Sie bitten, das folgende Buch: »Gerechtigkeit«<sup>5</sup> als ein kleines Zeichen meiner verehrungsvollen Dankbarkeit anzunehmen und den geehrten Damen, Frau Chamberlain und Frau Wagner<sup>6</sup> meine ehrerbietigen Grüße auszurichten!

In vollkommener Hochachtung bin ich Ihr dankbar ergebener

H. Kutter Pfr.



- 1 Vgl. Brief Chamberlains an Kutter vom 5. 10. 1910.
- 2 Siehe Brief vom 14. 7. 1910/1.
- 3 Leiterin der Pension, in der Kutter seine Ferien verbrachte. Zu Chamberlains Aufhalten auf der Torrentalp vgl. H. St. Chamberlain: »Lebenswege meines Denkens«, 142 f.
- 4 H. St. Chamberlain: »Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk«, Bruckmann, München 1905. Vgl. dazu Kutters Briefe an Chamberlain vom 1. 3. 1906 und vom 27. 12. 1909.
- 5 Die zweite Auflage war eben (Herbst 1910) neu bei Diederichs in Jena herausgekommen.
- 6 Vgl. Brief vom 4. 5. 1910/2.

---

Brief 146    Vom Eugen Diederichs Verlag in Jena  
Jena, 28. Oktober 1910

---

Sehr verehrter Herr Kutter!

Mit dem »Unmittelbaren«<sup>1</sup> pressiert es mir gar nicht so, denn jetzt vor Weihnachten kann ich nichts dafür tun. Wieweit sich nun jetzt Ihre beiden anderen Bücher<sup>2</sup> bei mir durchsetzen, kann ich noch nicht sagen, dazu gehört Geduld. Die Rezensionen kommen nun erst nach und nach. Das Sensationelle fehlt ja und die Hauptsache wird sein, daß Sie als Gesamtpersönlichkeit zur Geltung kommen und sozusagen in der religiösen Bewegung Deutschlands, nicht nur der Schweiz, als eine Nummer gelten. Ich würde Ihnen sehr dringend raten, darauf bedacht zu sein, in Deutschland persönlich bekannt zu werden. Meinetwegen auf dem evangelisch-sozialen Kongreß<sup>3</sup> ein Referat zu übernehmen, zumal da ich glaube, daß die nächste Entwicklung der liberalen Theologie schon aus Verlegenheit, mit ihrem historischen Christus nicht weiterzukommen, stark in das Soziale hineinkommen wird. Aber auch sonst scheint mir die religiöse Situation sehr stark auf das Soziale

sich hinzuentwickeln, denn auf die Dauer kann die Kirche die Entfremdung sämtlicher arbeitenden Klassen nicht ertragen.

Ich habe fast immer über meine Kräfte zu tun und bin daher eigentlich froh, wenn ich mich nur im letzten Moment mit dem Manuskript<sup>4</sup> zu beschäftigen brauche, bei dem es nötig ist.

Wieweit Ihnen das Ganze gelingt, darüber kann ich ja auch nicht urteilen, und ich habe schon das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie auch Selbstkritik sich gegenüber haben<sup>4</sup>. Also wäre es mir lieber, wenn ich das Ganze zusammen auf einmal haben würde und nicht das einleitende Kapitel, über das ich mir ein entscheidendes Wort auch nicht zu sagen getraue, denn Sie werden es ja wohl sehr subjektiv halten.

Mit freundlichem Gruß Ihr

Eugen Diederichs.

1 H. Kutter: »Das Unmittelbare, eine Menschheitsfrage«, Georg Reimer, Berlin, 1902. Die 2. Auflage ist bei Diederichs 1911 erschienen.

2 »Sie müssen« und »Gerechtigkeit«, vgl. Brief Diederichs an Kutter vom 27. 4. 1910/2.

3 Stöcker gründete 1890 zusammen mit Wagner, Weber und Kropatschek in Berlin ein neutrales Arbeitsforum aller Christlich-Sozialen evangelischer Herkunft (Evangelisch-Sozialer Kongreß: ESK). Das war möglich, weil die Bismarck-Ära zu Ende ging (Sozialistengesetze) und die kaiserliche Politik (Wilhelm II.) einen liberaleren Kurs einschlug (Februarerlasse). Der Kongreß war nötig – nach Ansicht der Gründer – zur Abwehr der drohenden Gefahr der Sozialdemokratie und als Pendant zur katholisch-sozialen Bewegung; Hauptthemen der alljährlichen Kongresse: sozialetische Probleme, von Wissenschaftlern vorwiegend behandelt: Kaftan, Weber, Wagner u. a.

Mit dem Umschwung der kaiserlichen Haltung (um 1895) zugleich ergaben sich kongressinterne Spannungen, die sich in der Auseinandersetzung zwischen Stöcker und Naumann zuspitzten: Christliches Kaisertum, Patriarchalismus, Erhaltung des Großgrundbesitzes, gepaart mit Antisemitismus und Sozialistenhaß (Die Sozialdemokraten sind »unpraktisch, unpatriotisch und unchristlich«) gerieten ins Kreuzfeuer von Naumanns Kritik. Beeinflußt vom frühen Wichern ging es ihm darum, die Sozialdemokraten zu verstehen und – gemäß Wicherns Prinzip der Selbsthilfe – um eine proletarische Reform von unten.

Stöcker verließ den ESK und gründete 1897 den Kirchlich-Sozialen Kongreß (der kirchenpolitisch »Positiven«). Aber auch Naumann wendete sich ab vom »Christlich-Sozialen« und hin zum »National-Sozialen« (vgl. Brief vom 13. April 1907/5).

Der ESK überlebte die Krise, zog die kirchlich Liberalen und die »freien«

Protestanten an, brachte eine reiche wissenschaftliche Arbeit hervor, gewann die Gunst der Behörden wieder (1902-1911 von Harnack präsiert). Gesellschaftspolitisches Leitbild war ein Ausgleich zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Es entstanden auch Landesverbände des ESK, z. B. in Sachsen, wo der Landesverband sich mit streikenden Arbeitern (1904: Crimmitschau) solidarisierte.

- 4 Wahrscheinlich handelt es sich um die 2. Auflage von »Wir Pfarrer« oder »Revolution des Christentums«, beide erschienen 1912.

---

Brief 147    An Houston Stewart Chamberlain  
Zürich, 7. November 1910

---

Hochgeehrter Herr!

Einer meiner jungen Freunde, dem ich einmal in meiner Freude von Ihrer Einladung nach Bayreuth erzählt<sup>1</sup>, hat kurz und rasch, wie die Jugend ist, die Gelegenheit ergriffen und mich gebeten, wie Sie aus dem beiliegenden Briefe sehen, ein gutes Wort bei Ihnen einzulegen, daß ihm und seinem Freunde samt dessen Schwester noch ein Plätzchen in Bayreuth aufgespart werde an den nächsten Aufführungen. Ich kann nichts anderes tun als an Ihre Güte appellieren und Sie bitten, sowohl diese Zumutung selbst als ihre Weiterleitung durch mich bestens zu entschuldigen.

Ich würde mich vor mir selbst schämen, wenn ich die Freundlichkeit, soweit Sie mich in Ihren Umgang eingeschlossen haben, zu der Taktlosigkeit mißbrauchte, mich als Ihren Vertrauten aufzuspielen, durch den man Vorteile bei Ihnen erlange. Aber was soll ich machen? Die Bitte kam so unerwartet und dringend, daß ich es in diesem Falle trotzdem wage, Sie damit zu behelligen. Seien Sie, hochgeehrter Herr, davon überzeugt, daß ich noch nie mich Ihrer Freundschaft gegen mich in dem Sinne gerühmt habe, wie er von dem inliegenden Briefe

nahegelegt werden könnte, sondern daß ich die Schranken innezuhalten mich bestrebe, die Ihre Güte um meine Diskretion gezogen.

Es kann sich also nur um einen Ausnahmefall handeln, und derselbe sei auch als solcher Ihrer freundlichen Beachtung nahegelegt.

Daß ich selbst nicht kommen kann, ist mir eine schwere Enttäuschung, die mir noch immer nicht recht eingehen will. Aber meine Gesundheit ist gerade jetzt so wenig fest, daß ich mir die Anstrengung, die ein Besuch Bayreuth's mit sich bringt, während meiner Ferien nicht gestatten darf.

Ich bitte Sie, mich den hochgeehrten Damen bestens empfehlen zu wollen und verbleibe in vollkommener Hochachtung

Ihr dankbar ergebener

Hermann Kutter.

1 Vgl. die Briefe vom 5. 10. und 10. 10. 1910.

---

Brief 148    An Lydia Kutter-Rohner  
Seewis, 14. August 1911

---

Soeben – das heißt das Mittagessen und, in Anbetracht der erlittenen Strapazen, ein schwarzer Kaffee liegt dazwischen – komme ich von meiner 2. Tour auf den Vilan, die ich durchsonnt, durchschwitzt, mit fliegendem Atem und donnerndem Herzen, Schritt für Schritt, langsam bratend mit zum Boden gesenktem Blick, den Kopf mit einem nassen Tuch umwunden, ununterbrochen an den Gipfel denkend und darum oft vor Ungeduld nicht weiterkönnend, der Gedanken fliegende Hast zwingend, sich um ein möglichst gleichgültiges Thema zu

bewegen – aber froh und gestärkt absolviert habe. Wie weit zurückliegend kommt einem in solchen heißen Leibesübungen das ganze frühere Leben vor, man war einmal Pfarrer in Neumünster, man weiß aber kaum mehr wie die Kanzel aussieht, man hatte einmal eine langweilige und banausige Kirchenpflege. Die aber jetzt in den Abgrund gesunken ist, aus dem nur noch das Faungesicht des hartnäckigen Lüde<sup>1</sup> dann und wann hervorspukt. In der Gegenwart führt man Zwiegespräche mit den malerisch zwischen den Bäumen und Matten hingehauchten Alphütten über ihre verschiedenen Besitzer und ihre diesbezüglichen Sünden etc. Oder freut sich überhaupt, frei zu sein in Gottes unendlicher Natur, zu Häupten das erquickende Gekrächz eines Alpenrabens mit seinen echten Berglauten corax, corax. Auf der Spitze des Vilan habe ich eine halbe Stunde, wie tot dagelegen, mit Jakob Böhme<sup>2</sup>, den ich hier aufgetrieben und dessen schmieriges Büchlein mich dauernd zu fesseln vermag, zugebracht, in der er mir eindringlich in seiner herzlichen, altväterischen Sprache von dem Wert der Anfechtung sprach<sup>3</sup>. Ich war ein gut vorbereitetes Land und werde also 30- und 60-fältig Frucht bringen<sup>4</sup>.

- 1 Wahrscheinlich ist der Berner Professor Hermann Lüdemann gemeint, der ihm in der Licentiaten-Prüfung 1896 eine Stunde lang mit dogmengeschichtlichen Fragen »bangemachen« wollte (siehe Brief vom 8. 8. 1896/2).
- 2 Jakob Böhme (1575-1624), Schuhmachermeister; eine der bedeutendsten Gestalten der protestantischen Mystik. Seine naturphilosophisch-mystische Spekulation wirkte nachhaltig auf die pietistischen Bewegungen, die Romantik und den deutschen Idealismus, vor allem auf Hegel und Schelling ein. In seinen späteren Schriften kämpfte Böhme gegen die Imputationslehre der lutherischen Orthodoxie und stellte ihr eine Frömmigkeit gegenüber, in deren Mittelpunkt die Frage der ernsthaften Wiedergeburt steht.
- 3 Wahrscheinlich ist die »Trost-Schrift. Von vier Komplexionen«, 1621 geschrieben (1642 erstmals veröffentlicht), gemeint. Sie trägt den Untertitel: »Unterweisung in Zeit der Anfechtung, für ein stets trauriges, angefochtenes Herz, wovon Traurigkeit natürlich urstände und komme, wie die Anfechtung geschehe? (. . .)« (zitiert nach K. W. Schiebler: Jakob Böhme's sämtliche Werke, Bd VI, Leipzig 1846, 425).
- 4 Der Rest des Briefes mit Grüßen an die Familie ist weggelassen.



---

Brief 149    An Verena Kutter  
Zürich, 19. Oktober 1911

---

Ja, mein liebes Hüpfli, es ist richtig, Du sollst nach der hochweisen Anordnung Deines Papa, unterstützt von den minniglichen Begleitworten von Mutterchen, auf Weihnachten heimkommen, damit das volle Herzchen sich einmal sattleeren kann und wieder zu sich selbst kommen. Das wird ihm wohl tun und uns allen auch, und nachher werden wir gestärkt wieder an unser Tagewerk gehen. So freu Dich also, und richte Deine Blicke auf diesen hellen Zukunftstern, und zähle die Tage, denn es ist so, und Du wirst kommen. Wenn Dich dann nur irgend ein gütiger Engel – vielleicht eine der Frl. Schaffner<sup>1</sup> oder Gounelle<sup>2</sup> – in den richtigen Zug setzen wollte, damit Du uns nicht etwa gar nach Zentralfrankreich, statt in die Schweiz befördert wirst. Gell, laß Madame<sup>3</sup>, die so freundlich mit Dir ist, wie sie kann und Dich erst noch kennenlernen muß, nicht zu viel merken von Deiner großen Sehnsucht, sonst meint sie, wir seien allesamt ein närrisches Volk und hätte nicht so unrecht. Leb Dich recht ein und denk, daß es so schön ist, das neue Heim auszufüllen mit allerhand lieben Gedanken, und wolle doch recht zu Hause sein, die eigentliche Heimat wird Dir ja sowieso bleiben. Schön hast Du's eben doch, und ich beneide Dich fast ein wenig, daß Du Paris alle Tage siehst, mein liebes Paris, in dem ich um alles in der Welt gerne wohnen möchte. – Mit Freuden sehe ich, wie Du Dich in die Gedanken meines Predigtbuches<sup>4</sup> vertiefst und sie zu den Deinen machst. Da liegt eine lange, schwere Lebensarbeit drin, ein Ringen um völliges Leben und Offenbarung. Das ist das einzige Lebenswerte, was es gibt, in diesem Ringen zu stehen. Alles Leichte und alles Schwere vergeht in seinem Ernste. Schaff Dich nur immer tiefer hinein, das gibt erst recht die wahre Gemeinschaft zwischen uns, nicht nur zwischen Papa und Töchterlein, sondern auch zwischen zwei Gottesseelen! Adieu und nimm einen bis zur Weihnacht langen Papakuß.

Herzliche Grüße an Herrn und Frau Lods<sup>5</sup> und Dank für ihre Karte.

- 1 f: Möglicherweise Kolleginnen von Verena oder Bekannte von Kutter.
- 3 Frau Lods führte eine Pension für Mädchen, die Französisch lernen wollten.
- 4 Die Welt des Vaters. Zürich 1904.

---

Brief 150    An Verena Kutter  
Sent, 16. August 1912

---

Mein liebes Radieschen!

So tapfer bist Du und so wehrst Du Dich, daß Du ganz glühst und brennst für die große Sache – das hat mir das Herz lachen gemacht und die Seele mit stolzer Freude erfüllt über mein braves liebes Töchterlein, das mit mir lebt und strebt. Sieh, die Menschen, die uns anfassen und Rechenschaft von unserem Glauben fordern, tun's, weil sie so unbefriedigt sind und unglücklich, sie sagen's nur nicht, denn sie wissen, daß sie nur im Gegensatz zu unserem Glauben und im Streit mit uns ins Gespräch über uns kommen, was sie eigentlich ersehen. Sie möchten davon hören, was sie nicht haben, und drum disputieren sie so gerne. Ob Jesus Gottes Sohn sei oder nur Menschensohn, das ist immer ihre Hauptfrage, es ist sie auch, denn wenn Jesus ein Mensch war wie wir, so haben wir von Gott nichts erfahren, als was uns unsere Vernunft auch sagt, während der Glaube an Jesus uns gerade in die Gnade des göttlichen Lebens hineinstellt. Wer Jesus nicht hat, hat auch Gott nicht. Aber darüber reden kann man nicht in Disputierworten, sondern nur so, daß die Menschen, wenn wir aus dem Geiste Jesu heraus reden, merken, daß Großes, Lebendiges uns bewegt. Du bist ganz auf dem richtigen Wege: Liebe, gib recht viel Liebe aus, göttliche vergebende Liebe aus Deinem warmen, liebenden Gemüte, dann

kommt Gott zu Ehren und Friede und Freude in die Herzen der suchenden Welt<sup>1</sup>.

Du aber sei geherzt von Deinem  
Papa.

1 Die zwei letzten Abschnitte des Briefes sind weggelassen.

---

Brief 151    An Heinrich Kutter  
Zürich, 27. Januar 1913

---

So geehrter Heinerle!<sup>1</sup>

Was Du mir von Herrn Pfarrers Predigt geschrieben, hat mich sehr interessiert Deinetwegen und des Pfarrers wegen<sup>2</sup>. Daß Du Deine Augen aufsperrst und da hineinguckst, freut mich; ach, sie tun, was sie können und vermeinen, Gott einen Dienst zu tun, wenn sie drauflos Moral predigen, statt den Leuten das Herz warm zu machen mit seiner Liebe. Was braucht's denn anderes? In Gottes Liebe gewurzelt tun wir von selbst, was recht ist. Das ist ja so einfach – aber grad die Pfarrer verstehen es nicht! – Auch in Bedrängnis bist Du gekommen wegen mir! Wehr Dich nur recht und stottere Dein Französisch nur heraus gegen die falschen Meinungen, und sags ihnen, daß uns Gottes Sache allein am Herzen liegt und nicht Sozialdemokratie etc., vor der sie einen Katzenbuckel machen<sup>2</sup>.

Dein Papa

1 Kutters zweitältester Sohn Heinrich, damals 16-jährig, mußte wegen einer Erkrankung das Gymnasium unterbrechen. Zur Erholung verbrachte er

anfangs 1913 einige Zeit im Val de Ruz, in Fenin (NE) bei Pfarrerrfamilie Verheggen.

2 Die zwei einleitenden Abschnitte und der letzte sind weggelassen.

---

Brief 152    An Lydia Kutter-Rohner  
Morgarten<sup>1</sup>, 25. April 1913

---

Herzliebste!

Vor mir ein kleines Tischchen mit meinem Kram übersät, links die Glastür zur Veranda, d. h. zur halben – denn die andere hat ihre Majestät Rex eingenommen mit seinem Hundepalast, den ihm freundliche Hände gebaut haben, – rechts das Bett, ein gutes, warmes, molliges, unter mir ein Rohrsessel, dessen Kombination mit dem ganzen Stübchen zu den Geheimnissen einer Bauernwirtschaft gehört, hinter mir der Waschtisch – und in mir ein Bild – das Bild einer 45-jährigen Frau mit goldigem Haar – so schreibe ich Dir in einer Morgenstunde, deren Frühe und gesegnete Frische ich Rex zu verdanken habe, der mich allemal um ½6 Uhr wie ein Kammerdiener ans Aufstehen mahnt, wenn er mit seinen schweren Schritten von der Veranda angetapst kommt – es gelingt ihm zwar nicht, sondern er wird mit ziemlicher Vehemenz – so wie Du sie an mir kennst! – heimgeschickt und fügt sich knurrend und sein weises Haupt schüttelnd in seine Hundsdrucke! Eine Stunde nachher ist's aber doch geschehen, und so stehe ich denn in aller Herrgottsfrühe auf, stürze mich in meine Kleider, die, wie ich bei der Gelegenheit merke, immer ländlicher zu riechen anfangen und schnalle meinem Hundekameraden, der aber meine Bewegungen mit lebhafter Zustimmung begleitet hat, das Halsband um und verlasse mit ihm das Lokal, schleunigst die Treppen hinunter, damit ein gewisses während der Nacht aufgesam-

meltes Etwas Gelegenheit hat, sich dick und dünn zu entfernen. Nach einem meinerseits frugalen – bloß Äpfel – von Seiten Rex<sup>2</sup> aber üppigen Frühstück – ein ganzer Liter herrliche Landmilch, die er heißhungrig hinunterschnalzt, – ziehen wir dann zusammen in die Welt hinaus. Thomas a Kempis<sup>3</sup> ist auch dabei und wird an besonders einsamen Stellen hervorgezogen, während sich neben mir ein ungeheurer Hundskopf gravitatisch und ernst in die Höhe reckt und Wache hält<sup>4</sup>.

1 Kutters Ferienort im Frühjahr 1913.

2 Kutter hatte – nach Aussage seines ältesten Sohnes Hermann – ein sehr intensives Verhältnis zu Tieren. So hielt er sich einen Hund. In Vinelz schiente er sogar einmal seinem Raben Hans ein gebrochenes Bein ein und pflegte ihn gesund.

3 Thomas a Kempis (1380-1471), Subprior auf dem Agnetenberg bei Zwolle, Vertreter der devotio moderna, seine mystisch-erbaulichen Schriften lehnen sich stark an Bernhard von Clairvaux an. Das ihm zugeschriebene Werk: »Die vier Bücher von der Nachfolge Christi« (De imitatione Christi, libri quattuor [1441], deutsch von Joh. Arndt) galt als das neben der Bibel am meisten gelesene Werk der Weltliteratur und als berühmtestes mystisches Werk des 15. Jhd.

4 Der letzte Abschnitt mit einer persönlichen Bemerkung ist weggelassen.

---

Brief 153    An Lydia Kutter-Rohner  
Delft-Alp<sup>1</sup>, 7. August 1913

---

Geliebte Frauelte!

Eben bringt uns der Knecht von Herrn Pfr. Grand<sup>2</sup> die nötigen Schreibutensilien, so daß wir Dir von unserem romantischen, dreckstarrenden, poesie- und gestankvollen Aufenthalt auf meiner ersehnten



Alp berichten können. Es ist vor allem unbeschreiblich schmutzig hier oben. Mehr habe ich noch nicht viel gesehen, denn seit gestern hat das Wetter gründlich umgeschlagen und streichen fette weiße Wolken das Tal und die Berge hinauf, alle Aussicht verhüllend. Will man doch zwischen ihnen hindurch ein bißchen Bergspitze oder Himmel ergattern, so ist man in Gefahr, seinen Fuß in eine unbeschreibliche Brühe zu tauchen und die halsbrechendsten Balancierübungen vorzunehmen. Unsere Stübchen sind, so wie dies innerhalb des umgebenden Dreckmeeres möglich ist, sehr nette heimelige Winkel, in die wir immer wieder, entsetzt vor der umliegenden Prosa, zurückfliehen. Wir haben letzte Nacht mit dem Schläfe gerungen und ihn endlich niedergezwungen – von wunderlichen Träumen umgaukelt – Hermann<sup>3</sup> sah Goethe und Mozart im Gespräch, und ich hatte eine unglaubliche Nebelgeschichte, aus der mir dann und wann das liebe Gesicht meines Weibes emportauchte und mich anlächelte – warum weiß ich nicht mehr. Verdient habe ich's ja auf keinen Fall! Nachher standen wir tiefsinnig vor der Türe, das Wetter mit unseren Blicken durchbohrend und dem Wolkenmeer seine hoffnungsreichste Seite abgewinnend! Rex<sup>4</sup> ist ebenfalls unbeschreiblich schmutzig, wo er einmal weiß gewesen, da klebt jetzt eine gelbe Brühe untermischt mit schwarzen eingerosteten Hartnäckigkeiten. Aber er ist fidel dabei und tollt sich mit seinem kleinen Kameraden Prinz herum, wenn er sich nicht heimlich an die herumstehenden Kühe anschleicht, sie respektvoll beschnuppernd, bis eine rasche Bewegung eines dieser Ungetüme ihm einen tödlichen Schrecken einjagt und ihn in die Flucht schlägt. – Unsere Mahlzeiten sind äußerst gemütlich. Der Senn ist ein braver Kerl, dem unsre Gesellschaft behagt und der gern auch von unserer Suppe ißt. Da sitzen wir drei denn zusammen am rohgezimmerten Tisch, trinken Kaffee, essen Bündnerbrot oder mittags einen sogenannten Schmarren: Mais, Korn und Rahm zusammengebacken, schmackhaft und äußerst »fuerig«<sup>5</sup>, plaudern allerlei. Wir hören die beweglichen Klagen des Sennen über die Faulheit seines Gehilfen, der nie macht, was er sollte »aber eben heut will niemand mehr folgen«. Hoffentlich wirds bald wieder schön – denn wenn's schön ist, dann ist's hier oben unglaublich schön! Ein Ort, wie gemacht zum Träumen und Vergessen, zum Sammeln und seine Seele wiederfinden. Grad wie ich ihn haben muß. Aber in allem bin ich doch viel lieber hier im Dreck 1900 m in Gottes herrlicher Alpenluft, in Langeweile und Eintönigkeit als in Zürich, das mir hier und da einfach unerträglich ist. Wie sehr, das

wollen wir jetzt nicht wiederholen. Das sagst Du mir dann einmal in einer stillen Stunde.

Mit Pfr. Grands und Baders<sup>6</sup> habe ich recht heimelige Stunden verlebt, bin aber froh, jetzt allein zu sein.

Die Sachen sind alle gut angekommen und sehr willkommen.

Hoffentlich kommt Dich der Seewisdrang bald unwiderstehlich selber an – was nützt doch mein Sagen! – und gibt's doch noch eines unserer klassischen Wiedersehen seligen Angedenkens und Hoffens alle Jahre!<sup>7</sup>

Leb wohl meine geliebte Wybse!

H.

<sup>1</sup> Wahrscheinlich richtig: Alp Telf, nördlich von Sent im Unterengadin (GR).

<sup>2</sup> Jon Grand (1875-1959), Pfarrer in Sent von 1899-1951, Anhänger der religiös-sozialen Bewegung und nachhaltig von Kutter beeinflusst.

<sup>3</sup> Kutters ältester Sohn, damals Theologiestudent in Neuchâtel.

<sup>4</sup> Kutters Hund.

<sup>5</sup> Dialektausdruck für »sättigend«.

<sup>6</sup> Hans Bader (1875-1935) war nach zweijähriger Amtszeit in Peist (GR) Pfarrer in Degersheim (SG) bis 1911, dann bis zu seinem Tode in der Züricher Arbeitergemeinde Auszersihl. Kutter machte ihn auf Bad Boll aufmerksam, worauf er sich intensiv mit der Arbeiterfrage beschäftigte. Von Anfang an gehörte er zum engsten Kreis der Religiös-Sozialen. 1906 im Oktober organisierte er eine kleine »Pädagogisch-soziale Konferenz«. Daraus wurde der »organisatorische« Anfang der Religiös-sozialen Bewegung (siehe Mattmüller, Ragaz I, 136). – Zusammen mit Tischhauser (zur Person siehe Brief vom 21. 6. 1905/5) wurde er in Zürich-Auszersihl Nachfolger von Paul Pflüger (zur Person siehe Brief vom 22. 6. 1905/4). Wie Tischhauser gehörte Bader eher der Kutterschen Richtung innerhalb der Religiös-Sozialen an.

<sup>7</sup> Der letzte Abschnitt ist weggelassen.

---

Brief 154    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 21. November 1913

---

Lieber Freund!

In der Tat habe ich schon wiederholt den Wunsch geäußert, Dich wieder einmal zu sehen. Ich freue mich, daß Du mir entgegenkommst und Dich mit mir aussprechen willst. Daß wir uns verstehen werden, ist auch mein herzlicher Wunsch<sup>1</sup>. Ich erwarte Dich gerne morgen am späten Nachmittag.

Mit herzlichem Gruß Dein

H. Kutter.

- <sup>1</sup> Ragaz und Kutter hatten in Zürich kaum mehr Kontakt miteinander (mündliche Mitteilung von H. Kutter jun.). Über den Inhalt der Unterredung wissen wir nichts.

---

Brief 155    An Leonhard Ragaz  
Zürich, 1. Dezember 1913

---

Lieber Freund!

Ich will gern probieren, meine gestrige Predigt<sup>1</sup> druckfertig zu machen, obschon ich gerade von ihr das Gefühl habe, sie sei mehr zum Reden als zum Schreiben gewesen und müsse daher umgeschrieben werden.

Doch wie gesagt, ich will machen, was ich kann, um womöglich  
nächsten Donnerstag fertig zu sein.  
Mit herzlichem Gruß! Dein

H. Kutter.

- 1 »Das Licht der Welt«: Predigt über Joh 8,11 ff, gehalten am 30. 11. 1913 in der Kreuzkirche, abgedruckt in: NW 1913, XII, 473-481. Außer dieser und noch zwei weiteren Predigten (»Christentum und Monismus« in: NW 1914, III, 97 ff und »Sie hielten alle Dinge gemein« in: NW 1914, VII, 253 ff) wurde von Kutter nur noch der Vortrag »Jesus Christus und unsere Arbeit« (NW 1909, VII, 203 ff und VIII, 233 ff), den er an der religiös-sozialen Konferenz in Basel gehalten hatte (13./14. 4. 1909), in den NW veröffentlicht.

---

Brief 156    An Eduard Thurneysen  
Zürich, 18. Januar 1914

---

Lieber Herr Pfarrer!

Es freut mich sehr, daß meine Kinderlehren ihre Wanderungen nicht umsonst vollendet haben, sondern mit so großem Lobe heimgekommen sind, daß ich mich geschämt habe<sup>1</sup>. Ob sie wohl aus ihrem papiernen Grabe einmal auferstehen werden und ins Leben hinausflattern? Gerade sehr darum ist's mir nicht, ich mag nicht zu meinem inneren Schaffen und Wagen Arbeit auf mich nehmen, die vielleicht nicht so ganz nötig ist<sup>2</sup>.

Leider gibt's für diesen Winter nun in der Tat nichts aus meinem Plan, einmal zu Ihnen hinüberzupilgern. Der Schnee würde mich nicht abhalten – aber die Mehrarbeit tut's, die mich in Folge von Pfr. Bolligers<sup>3</sup> Urlaub an meinen Posten schraubt.

Im Frühjahr dann aber ganz sicher Deo volente<sup>4</sup>.

Seien Sie herzlich begrüßt von Ihrem oft an Sie denkenden

Hermann Kutter, Pfr.

- 1 Thurneysen hatte während seiner Zürcher Zeit häufig neben den Predigten auch Kutters Kinderlehren besucht. Sie wurden teils von Kutter schriftlich abgefaßt, teils von seiner Frau nachgeschrieben.
- 2 Kutter hat dann aber doch – vor allem auf Thurneysens Ermunterung hin – in den Jahren 1914f sechs Kinderlehren in Druck erscheinen lassen: »Zwei Buben«, Die Glocke, Juli 1914 – »Weihnachtsfreude«, Füssli, Dez. 1914 – »Etwas vom Krieg«, Die Glocke, Dez. 1914 – »Das Eselein«, Füssli, 1915 – »Advent für Groß und Klein« und »Erfahrung«, Füssli, Dez. 1915. Auch in den späteren Jahren wurden die Kinderlehren von Kutter neben dem Predigen sehr ernst genommen und stets auch von vielen Erwachsenen besucht.
- 3 Kutters Amtskollege am Neumünster (siehe Brief vom 14. 9. 1904/3).
- 4 »So Gott will«: Anklang an Jak 4,15.

---

Brief 157    An Eduard Thurneysen  
Zürich, 7. April 1914

---

Lieber Herr Pfarrer!

Ja, nicht wahr, das ist eine schöne Geschichte, sitze da bei Ihnen und lasse mir's wohl sein und von Ihrer großartigen Gastfreundlichkeit verwöhnen – und nachher finde ich kein Wörtlein mehr, satt und stumm versinkend! Und dann kommen Sie noch und danken mir!

Meine Erinnerungen sind so schön, daß ich gern einmal wieder bei Ihnen anklopfe, vielleicht nach Ostern? Herzlich gern auch mit Ihren Freunden! Das schöne isländische Buch<sup>1</sup> kommt bald nach.

Herzlichsten Dank für alles Ihr ergebener

H. Kutter.



- 1 Vermutlich »Isländerbuch. Sammlung altgermanischer Bauern- und Königssagen«. Hrsg. von Arthur Bonus, 2 Bde. 1907; oder: Arthur Bonus: Bedeutung der altisländischen Prosaliteratur, 1907. (Zu Bonus: Siehe Brief vom 21. 4. 1916/16.)

---

Brief 158    An Karl Barth  
Zürich, 20. Juli 1914

---

Lieber Herr Pfarrer!

Noch einmal herzlichen Dank für Ihre freundliche Einladung an den Pfarrkonvent<sup>1</sup>. Ich bin leider – nicht ausschlaggebend aus inneren, sondern ganz einfach aus äußeren Gründen – verhindert, da die Hälfte der Pfarrer meiner Gemeinde in den Ferien sind und deswegen die andere nicht fort kann.

Ich denke mit Freuden an unser Zusammentreffen bei Thurneysen und grüße Sie und Ihre geehrte Frau.

Herzlich Ihr

H. Kutter

- 1 Mit diesem Pfarrkonvent ist wahrscheinlich nicht das alljährlich einberufene aargauische Pfarrkapitel gemeint, das zudem 1914 wegen des Kriegsausbruchs nicht stattgefunden hat. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine informelle Zusammenkunft von Pfarrern (vgl. etwa Brief vom 5. 11. 1916/9); auch ein Dekanatskapitel ist nicht gemeint, da diese Einrichtung erst 1930 entstand.

---

Brief 159    An Lydia Kutter-Rohner  
Parpan, 3. August 1914

---

Mein Geliebtes!

Soeben habe ich Deine Zeilen verschlungen, wie lese ich doch diese Schriftzüge so gerne, die mir so viel sagen von vergangenen und gegenwärtigen Tagen. Ich kam gerade von einem kleinen Spaziergang mit Ragaz<sup>1</sup> her, wir lagen im Walde, plauderten und philosophierten – dann bekam ich Bauchgrimmen, und das hat folgenden Grund: Heute morgen machte ich mich zum 2. Male mutterseelenallein auf die Beine, um den Vorzug der Kur womöglich in alle Glieder zu kriegen. Bestieg das berühmte Stätzerhorn, verirrte mich an den roten Orientierungsstrichen, welche unbegreiflich dumme Esel von weiß nicht was für Menschen an die Steine gemalt, gelangte aber schließlich doch nach einer unbeschreiblich mühseligen Parforcetour, immer senkrecht hinauf zum rechten Weg. Unterwegs niedliche Episoden: Gespräch mit einem romanischen Hirten, wobei die Gebärden die Hauptsache tun mußten, dann trinken aus einem zu Tal stürzenden Bächlein – mit meiner Zunge leckend wie weiland die Leute Gideons<sup>2</sup> – schließlich oben herrliche Rundschau, aber von einem plötzlichen Nebel verdorben, der sich wie eine Tarnkappe auf die Nichtsahnenden setzen wollte. Infolge davon buchstäblich ein Hinunterrasen, um dem schlimmen Gast den Weg abzulaufen. Eine Sennhütte nahm den Gehetzten auf und der gutmütige Insasse setzte mir köstliche Milch in voller Schale 1 Liter vor, die ich dann auch fast in einem Zuge austrank. – Das war mein Verhängnis<sup>3</sup>.

Ich nütze meine Zeit musterhaft aus. Fast keine Zigarren, noch nie schwarzer Kaffee etc. – Letzte Nacht habe ich sehr gut geschlafen. Die Luft ist hier ungemein angreifend, stark gewürzt und wirkt wie eine Höhe im Engadin von 1900 m. Vielleicht zu hoch und stark für Dich.

Küsse die Menge an die Kindlein – und Dir – was geb ich Dir?  
Mein ganzes Herz, meine Seele, mein Alles

Dein Männlicher.

- 1 Bei einem Besuch von Ragaz, der in Parpan (GR) seine Ferien verbrachte. Erstaunlicherweise äußert sich Kutter über dieses Zusammentreffen nicht weiter.
- 2 Ri 7,1 ff.
- 3 Einige Sätze persönlichen Inhalts sind weggelassen.

---

Brief 160    An Hermann Kutter jun.  
Zürich, 11. August 1914

---

Lieber Hermann!

Nun bist Du, wie man hier sagt, mit Deinem Bataillon an die Grenze hinangerückt und schaut dem Kriege schon näher in seine dunklen Augen<sup>1</sup>. Wir sind im Geiste immer bei Dir und begleiten Dich, gewiß, daß Du mit uns dasselbe herrliche Ziel vor Augen hast. Was wir jetzt durchmachen und noch durchmachen werden, ist ja, so betäubend und niederschlagend es auch wirken mag, doch nur ein verschwindender Teil unseres Lebens. Wir leben nicht davon, was der Augenblick bringt, und wir sterben auch nicht daran. Wir leben aus Gott. Das wird uns namentlich in solchen Zeiten, wo so viel Liebes auf dem Spiele steht, recht klar. Worauf sollen wir uns stützen, wenn alles in die Brüche zu gehen droht? Da merken wir, daß wir noch in einer ganz anderen Liebe zu Hause sind als die menschliche, daß alles noch so geliebte irdische und menschliche Wesen verblaßt vor der Entdeckung: Gott liebt mich, und ich atme und lebe aus seiner Liebe. Und diese Tatsache, von der äußeren Not zur Gewißheit in unseren Herzen entwickelt, ergießt sich allmählich durch unser ganzes Sein und Denken und lehrt uns, geliebte Menschen nicht weniger innig, aber doch in einer Weise zu lieben, die auch ihren äußeren Verlust ertragen könnte. Denn da ist's klar: wir verlieren einander nie. Wir verlieren

höchstens die irdischen Hüllen und Schlacken unserer Liebe, aber nicht sie selbst und nicht die Geliebten. Wollen wir diese Gewißheit fest in uns machen, so müssen wir in Gott lieben. Das nimmt allerdings gerade die Schlacken fort, die wir schwachen Menschen oft am heißesten lieben, aber es erhält die Sache selbst. Sei nur ganz getrost! Laß Dich nicht von der Sorge um uns und die anderen, die Dir nahestehen, als könnten wir einander verlieren, umdüstern. Wir leben stets verbunden, auch wenn wir uns nicht wiedersehen sollten. Ich sage das nicht, weil ich an unmittelbare Gefahr glaube, sondern um das, was ja doch als bange Frage in unseren Herzen lauert, ruhig auszusprechen, weil wir der Gefahr ins Auge blicken wollen, sie innerlich überwinden, ihr nicht aus dem Wege gehen. Glaube mir: es geht keine Kraft, keine Jugend, kein Leben verloren. Gottes Schauplatz ist unermesslich – damit wollen wir uns täglich mehr vertraut machen. Nur die süße Gewohnheit des Daseins steht auf dem Spiel – aber die hergeben zu müssen, jetzt schon innerlich, nicht erst einst vielleicht äußerlich, dieser Schmerz ist, wie Paulus<sup>2</sup> sagt, der Herrlichkeit nicht wert, die mit dem Besitze Gottes uns gegeben ist.

Die deutschen Berichte aus dem Kriege lauten sehr zuversichtlich und ruhig. Die aus Paris über die Maßen prahlerisch.

Grüße Brunner<sup>3</sup> herzlich und sei selbst in inniger Liebe umarmt von Deinem

Papa.

1 Hermann Kutter jun. war bei Ausbruch des Krieges zum Militärdienst aufgeboden worden. Das FüS. Bataillon 69, in dem er Dienst tat, war an der Grenze zu Frankreich stationiert.

2 Röm 8,18.

3 Emil Brunner (1889-1966), ehemaliger Konfirmand Kutters, war nach Abschluß des Theologiestudiums vom September 1913 bis Juli 1914 Gymnasiallehrer in England (Yarmouth und Leeds) gewesen, kehrte kurz vor Kriegsausbruch in die Schweiz zurück und wurde am 3. 8. 1914 in dieselbe Einheit eingezogen, in der H. Kutter jun. Dienst leistete. Beide waren in der gleichen Gruppe.

Das wegen den Sozialisten und sie hätten doch sich weigern sollen<sup>2</sup>, macht Deinem Herzen alle Ehre, aber ist doch daneben geraten. Das darf man nie, sein Prinzip im Kampf der realen Mächte, in die man verflochten ist, zu denen man gehört, geltend machen in einem Augenblick, wo diese Geltendmachung geradezu zerstörend wirken würde. Der Kampf der Sozialdemokraten gegen die bestehende Welt hat mit dem Kriege nichts zu tun. Je mehr man diese zwei ganz verschiedenen Kriege aufeinander bezieht, desto verworrener wird alles. Der Heiland ist selbst auch ein Jude geblieben, bis die jüdische Schale zersprang am Pfingstfest.

Wenn die Freixemplare meiner Predigt<sup>3</sup> kommen, so schick mir doch eines herauf, ebenso die Wochenchronik<sup>4</sup>, welche sie ebenfalls abdruckt. Sie ist äußerst lahm geraten, aber wenn die Leute nun einmal Gefallen daran finden, so sei's<sup>1</sup>.

1 Der erste und letzte Abschnitt mit persönlichen Mitteilungen sind weggelassen.

2 Am 4. 8. 1914 hatte sowohl die deutsche wie die französische Fraktion der Sozialdemokraten beschlossen, die Kredite für den Krieg zu bewilligen, was zum Zusammenbruch der Zweiten Internationalen führte. Es ist offensichtlich, daß Kutters Frau auf diese Ereignisse anspielte und die Haltung der Sozialdemokraten bedauerte. Kutters Antwort wirft im Blick auf sein Verständnis der Sozialdemokratie ernsthafte und schwierige Probleme auf, die mit seiner offensichtlichen Sympathie mit Deutschland zusammenhängen.

3 »Ihr seid alle Brüder«. Predigt gehalten am 2. 8. 1914 anlässlich der Mobilmachung der Schweizer Armee (O. Füssli 1914).

4 Zürcher Wochenchronik vom 20. 8. 1914 (16. Jg.).



Salve Carissima!

Wanderte heute bedächtig mit meinem Hündchen,  
dem lieben Sommersonntag gestimmt durch den lauschigen Wald.  
Schlängelnder Fußweg, sich windend durch saftige Gräser.  
Führte mich mächtig hinein tief in das dunkle Gehölz.  
Blumen, sie grüßten mich freundlich und streckten die Köpfchen.  
Mancher knorrige Stumpf reichte den Rest eines Arms  
Mir entgegen und ich, der wackern Gesellen mich freuend  
Ließ aus tiefstem Gemüt sprossen Gedanke und Wort.  
Heimlich brach es sich Bahn und füllte das Herz und blühte  
Lustig im Innern auf, während die Grille mir sang.  
Ist's doch ein eigenes Fühlen, wenn einsam der Männliche denket  
Liebster Gefährtin zu Haus pflichtgebannet ihm fern!  
Sieh, wie sie schaltet und wirkt und alles gehorchet dem Winke,  
den ihre Lippen behend armen Begehrlichen gibt.  
Nimmer ruht sie, sie weiß es, daß viele noch ängstlich sie  
brauchen.

Doch mit der drückenden Last wächst das Vermögen empor.  
Freundlich schimmern die Augen, die Feder eilet von hinnen,  
All den Reichtum des Rats stempelnd zum bleibenden Wert.  
Und sie gehen alle beglückt von dannen und preisen  
Unserer Pfarrerin Sinn, Geist und liebend Gemüt.  
Also spinnet, derweilen die Glocken ihr Liedlein beginnen,  
Faden um Faden sich froh mir aus dem dankbarn Gemüt.  
Und des herrlichen Weibes mich freuend, neig ich zum stillen,  
Lauschigen Plätzchen im Wald – fern von jeglicher Pflicht!  
Fröhlich neben mir wedelt der treue Geselle, als wüßt' er  
Um mein Göttergeschenk, das ich im Herzen bewahr,  
20 Jahre und drüber und immer ist's neu und erquickend.

— — —

Bücher auch trag ich im Arme, um Lücken des durstigen Geistes  
Sorglich zu stopfen, wenn rings Schöpfung und Sinnen mich ruft.  
Schon von weitem winket die Bank und ladet zum seligen Brüten,  
Unter dem mächtigen Baume, gastlich und heimlich und still.  
Alles ringsum lauschet und lispelt und wispert mir Liebes  
Neben mir grüßet im Geist – sie die Einzige auch!  
Brummend legt sich ins Gras der zottige Freund, den allein ich  
Heute zur Seite mir duld, außer der Einzgen im Geist.  
Gern wär er weiter gegangen, nun leckt er am saftigen Halme,  
Daß die genossene Milch ihm nicht den Magen verderb,  
Mich aber grüßet von fern in die weltverlorene Stille  
Durch die Gezweige des Baumes ernst das erhabene Ziel,  
Das die donnernde Zeit mit eiserner Hand mir gewiesen:  
Worte zu finden, die das, was die Gemüter bewegt,  
Auszudrücken vermöchten, damit die beschwerten Herzen  
Wieder sich wenden zu Gott, Hilfe und Fels und Bestand.  
Herrliche Einfalt, rings erschaut und erlebt sie das Auge  
Blumen und Gräser und Baum, Käfer und Hummel und Bien  
Himmelsbläue und zackiger Wolken Getürm, sie alle  
Singen das göttliche Lied hoher Einfalt mir zu.  
O, wer's vermöchte, hinab in seine Tiefe zu dringen!  
O, daß die himmlische Kraft, Geist mir und Seele erfüllt.  
Daß aus der Quelle der Einfalt ich schöpfte Erkenntnis und

Können

Und das erhellende Wort weiterleuchtend mir würd.  
Webt sich nicht alles zu einer harmonischen Eintracht, wo Einfalt  
Herrschet wie hier im Kreis wunderbarer Natur?  
Warum findest du sie so selten auf menschlichem Boden  
Warum hasset der Mensch – »Liebe, schufst du ihn nicht?«  
Also regte sich's heiß im innigsten Fühlen und Denken,  
Bis mich das Hündchen nicht mehr duldet im trauten Versteck.  
Neckisch die Pfote mir streckend, so scheucht er mich auf aus den  
Sinnen.

Fröhlich bellend und plump sprang er liebend mich an.  
Stehen blieb er bei jeder Krümmung und schaute sorglich,  
Ob der verschwiegene Herr seiner nicht gänzlich vergaß.  
Der aber freut sich von Herzen des herrlichen Tieres Getuns,  
Freut sich inniger noch, daß ihn die Einzge noch liebt!

Wie sie ihm kürzlich geschrieben, er trägt den Zettel im Busen –  
Und ihn nimmer verläßt mitten im Drang seiner Not!

— — —

Sende mir bitte noch ein Nachthemd! die Hefte sind gut angekommen  
samt Brieflein! Dank! – Was sagst Du zu der Predigt?<sup>1</sup> Schwach, was?  
Heute ist herrliches Wetter und die Deutschen siegen!<sup>2</sup> Mama ist  
wohlauf und läßt grüßen. Nehmt die Überbringerin dieses Geschreib-  
sels lieb auf, und bereitet ihr ein Nachtlager, sie war meine liebe  
Vilangefährtin.

Inniglich Dein M.

Den Kindlein dolmetsche meine Gefühle, das ganze Haus grüße.

- <sup>1</sup> »Ihr seid alle Brüder«, Kutters Predigt vom 2. August anlässlich der  
Schweizer Mobilmachung (O. Füssli, Zürich 1914).
- <sup>2</sup> Der deutsche Vormarsch kam an der Westfront erst Anfang September  
1914 zum Stillstand (Marneschlacht, 6.-9. September).

---

Brief 163    An Eduard Thurneysen  
Zürich, 19. Oktober 1914

---

Lieber Herr Pfarrer!

Herzlichen Dank für Ihren Brief<sup>1</sup>. Er mahnte mich – ganz ungewollt –  
brennend daran, daß ich Ihre Bücher, deren trefflichen Inhalt man  
nicht gerne allzu lange vermißt, immer noch habe. Da sind sie mit  
bestem Dank. Sie haben mir ungemein zugesagt und haben mir durch  
ihre Klarheit mächtig geholfen<sup>2</sup>.

Besonders aber möchte ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich freue, an

Ihnen einen so verständnisvollen Mitarbeiter zu haben, mit dem man so recht in inniger Herzenslust hineinmarschieren kann in das Gottesland, das sich vor uns ausbreitet, erschlossen von den 42-cm-Mörsern! Denn den Erfolg werden sie haben, davon bin ich überzeugt, die deutsche Kriegsführung in ihrer ungeahnten Stärke und relativ besten Gerechtigkeit hat eine gewaltige Aufräums- und Kulturarbeit zu leisten und einzuleiten. Der Krieg mag so schrecklich sein, als er will, es war ärger vorher – das wird gerade durch den Krieg klar<sup>1</sup>.

Ich denke immer daran, Sie wieder einmal zu besuchen. Bei der nächsten Lücke springe ich ab. Sehen Sie Herrn Pfr. Barth in der nächsten Zeit, bitte, grüßen Sie ihn angelegentlich von mir. Ich habe mich gefreut, ihn und seine Frau näher kennenzulernen. Leben Sie herzlich wohl in dieser bewegten Zeit, wo so viele Leute – z. B. Wernle<sup>2</sup> – den Kopf in den Busch des Patriotismus stecken.

Ihr ganz ergebener

Hermann Kutter Pfr.

1 Dieser Brief ist verlorengegangen.

2 Es ist nicht mehr auszumachen, um welche Bücher es sich handelt.

3 In der Predigt »Ihr seid alle Brüder« (O. Füssli 1914) vom 2. 8. 1914 (Mobilmachung der Schweizer Armee) sagte Kutter: »Es gibt keinen Kriegsgott. Gott will keine Kriege. Es gibt nur eine Notwendigkeit: Gott und seine Liebe in unseren Herzen.« Aus einer ungedruckten Predigt (31. 10. 1915): »Das ist der soziale Gewinn des Krieges, daß die ganze Welt – nicht mehr nur der einzelne – vor die Frage gestellt wird: Was sollen wir tun? Was heißt leben? Die ganze Welt fängt an zu merken, daß ihre Militär- und Zwangskultur fahl, daß ihre Politik kein Kulturzweck sein kann.« – Weitere Stellungnahmen in den kleineren Schriften: »Weihnachtsfreude«, eine Kinderlehre (O. Füssli 1914) – »Etwas vom Krieg«, eine Kinderlehre (Die Glocke, Dezember 1914) – »Friede auf Erden« (Predigt vom 21. 2. 1915, dem zum allgemeinen schweizerischen Betttag für den Frieden bestimmten Tage, O. Füssli 1915) – und vor allem »Ich kann mir nicht helfen – Auch ein Wort an die deutschen Freunde der Religiös-Sozialen« (O. Füssli 1915), wo Kutter sich gegen Ragaz wendet und wo seine Deutschfreundlichkeit zum Vorschein kommt. Nach Kutter jun. (aaO. 59) soll sich K. Barth in einem noch nicht veröffentlichten Brief an Ragaz für Kutters Schrift ausgesprochen haben. – Schließlich in den »Reden an die deutsche Nation« (1916): Forderung einer Politik des guten Willens, »Deutschland als kommende Kultur der Menschlichkeit« usw. »Zur Herrschaft gelangen will jetzt nicht das Deutsche, sondern durch das Deutsche das allgemein Menschliche, die große Realität Mensch« (39).

- 4 Vgl. etwa den Aufsatz Wernles (zur Person siehe Brief vom 22. 9. 1905/7) »Reich Gottes und Vaterland« vom 29. August 1914 im Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, wo es u. a. heißt: »... auch wir Schweizer werden es heute besser als vordem verstehen, daß Gott und Vaterland zusammengehören und es auf alle Wege besser und frömmere ist, mit Gott ins Feld zu ziehen als in des Teufels Namen.« Es sei »bei manchen Schweizer Pfarrern dieser seltsame und höchst unschweizerische Internationalismus und Antipatriotismus gekommen im Gegensatz zu einem bornierten, vielleicht militaristisch verdorbenen Patriotismus... Wer für sein Vaterland, seine Erhaltung und Kräftigung arbeitet, der tut einen Gottesdienst und darf darauf vertrauen, daß Gott mit dabei ist.« Vgl. weiter zu Wernles patriotischer Gesinnung die Aufsätze: »Gedanken über Krieg und Frieden« (Kirchenblatt 1914), »Evangelium und Antimilitarismus«, »Gedanken eines Deutschschweizers« (Kirchenblatt 1915) u. a.

---

Brief 164    An Karl Barth  
Zürich, 19. März 1915

---

Lieber Herr Pfarrer!

Besten Dank für Ihre Zeilen<sup>1</sup>. Ich hätte Ihnen gerne auch ein Exemplar meines Büchleins<sup>2</sup> geschickt, wenn ich noch Freiexemplare bekommen hätte! – Hoffentlich richtet es nicht Skandal an. Ich war mir bewußt, nur von unsrer gemeinsamen Schuld zu reden und habe mich nicht nur pro forma miteingerechnet<sup>3</sup>. In den Neuen Wegen konnte ich's nicht veröffentlichen, da ich es den deutschen Freunden zusenden wollte, und Ragaz hätte vielleicht auch Schwierigkeiten gemacht. Getroffen braucht sich niemand besonders zu fühlen<sup>4</sup>. Wir sind alle getroffen. Daß wir nicht imstande sind, ändern zu predigen. Das den Deutschen zu sagen, denen immer gepredigt wurde, war einfach eine Sache der



Wahrhaftigkeit und des Anstandes. Übrigens geht der Inhalt auch die Deutschen an.

Mit herzlichem Gruß! Ihr

H. K.

- 1 Dieser Brief ist nicht erhalten.
- 2 »Ich kann mir nicht helfen . . . Auch ein Wort an die deutschen Freunde der Religiös-Sozialen« (O. Füssli, Zürich 1915), eine Entgegnung Kutters auf die Friedensbemühungen und -appelle von Ragaz und seinen Freunden, welche ihre Kriegsgegnerschaft als direktes Bekenntnis zu Christus verstanden. Kutter beurteilte diese pazifistische Haltung als »Pharisäismus der Idee« (aaO. 47) und unzulässige Vermischung von Friedenspolitik und Gotteszeugnis.
- 3 Kutter sah die Schuld der Religiös-Sozialen in ihrem Unvermögen, dem Zeugnis vom lebendigen Gott, »das um seiner selbst willen abgelegt werden muß«, zum Durchbruch zu verhelfen (aaO. 9 f).
- 4 Vgl. dagegen den ersten Abschnitt von »Ich kann mir nicht helfen«: »Ich kann mir nicht helfen, ich muß euch deutschen Freunden einmal sagen, wie ich empfinde, nachdem eine gewisse Gruppe religiös-sozial Gesinnter in der Schweiz so wunderliche und seltsame Stilblüten im Treibhaus der Kriegshitze zur Entfaltung gebracht und an die Adresse der Deutschen – warum grad nur der Deutschen? – versandt haben.«

---

Brief 165    An Lydia Kutter-Rohner  
Marburg<sup>1</sup>, 7. Mai 1915

---

M. L.!

Ich schleppe eine ungeheure Last mit mir selbst herum, es muß an der Luft in Marburg liegen und an der unregelmäßigen Lebensweise ohne Silbermänteli, daß ich mehr und mehr in einen Dämmerzustand

verfalle. Gestern habe ich mit Hermann Prof. Wechssler<sup>2</sup> besucht. Wir werden alle drei morgen bei ihm essen.

Herzlichst Dein

M.

- 1 Kutter besuchte im Mai 1915 seinen Sohn Hermann, der – wegen einer Fußfraktur vom Militärdienst beurlaubt – das Sommersemester 1915 als Student der Theologie in Marburg verbrachte. Kutter reiste zusammen mit seinem Schwager Pfr. Otto Rohner (zur Person siehe Brief vom 21. 8. 1891/5), dem Taufpaten von Hermann Kutter jun.
- 2 Eduard Wechssler (1869-1949), von 1904 bis 1920 Professor für romanistische Philologie in Marburg, seit 1920 in Berlin. Wechssler war Anhänger der völkischen Bewegung.

---

Brief 166    An Lydia Kutter-Rohner  
                  Degersheim<sup>1</sup>, 31. Mai 1915

---

Mein geliebtes Immergrün!

Heute ist erst der 31. Mai und ich bin schon ganz eingelebt und eingeeicht in das geheimnisvolle System, aus dessen Licht und Wasserfluten ich wie ein Apollon neu verjüngt heraussteigen soll! Ich komme grad aus einem Fichtennadelbad, in dem ich mich wohligherumgedreht habe, neben meiner Wanne zwei andere mit gewichtigen Herren als Inhalt, die mit einem Auge über den Rand ihrer Wanne zu mir herübersahen, grad wie Faune in einem Böcklinbilde. Diese Bäder tun mir besonders gut! Nachher hole ich mir allemal mein Hündlein zum gemeinsamen Bummel, und so geht's aufs Geratewohl in die herrliche Gegend hinein, bis ein Bänklein winkt und Kants Kritik der praktischen Vernunft aus der Tasche steigt, in deren Fluten ich ebenso

wohlig herumspekuliere, wie im Fichtennadelbad. Denn das habe ich gleich gesehen und gestern abend Frau Pfarrer des längeren auseinandergesetzt, daß zur Naturheilmethode eine Menge Geist als Gegengewicht gehört, wenn man nicht im Fleische versinken will. Der Leib ist nur als Werkzeug gesund, wenn er in den Mittelpunkt rückt und zum Thema wird, wie es hier so gerne geschieht, dann bekommt die Kur den ewigen Umgang und nützt nichts. Darum gehe ich dem Geschwätz aus dem Wege, mit meinem »heißgeliebten Plato« oder, weil der zu groß, mit seinem modernen Doppelgänger Kant, drücke ich mich abseits in die Wälder und kann da sitzen und sitzen und denken . . . und immer spinnen sich die Fäden von der praktischen Vernunft zum heutigen Krieg, bohren und schaffen und möchten es gern herausbringen, wie die große ewige Vernunftwelt, von der Kant so wurzelkräftig spricht, hereinwachsen könnte in unsre elende Sinnenwelt mit ihren harten Dingen im engen Raume, ihren losgehenden Kanonen und italienischen Lügenmäulern<sup>2</sup>. Seit gestern speist gemeinsam mit mir in einer sehr netten Familie nahe beim Pfarrhaus ein elsässisches Fräulein, das Gottlob genug von der Welt gesehen hat, um ein halbwegs vernünftiges Wort sprechen zu können. Gestern ist auch eine stockfranzösische Waadtländerin im Pfarrhaus eingezogen. Da heißt's Sprach und Vernunft üben und ist Kritik der praktischen Vernunft doppelt angebracht<sup>3</sup>.

Wann kommt wohl der erste Besuch? Bis jetzt wär das Wetter nichts für Dich gewesen – aber wart, wenn's einmal schön wird. Seit heute haben wir ziemlich scharfen Ostwind – gut!

Grüße an alle und . . .

Dein M.

<sup>1</sup> Kutter hielt sich Ende Mai bis Mitte Juli 1915 zu einer vierwöchigen Badekur in Degersheim (SG) auf. Er wohnte während dieser Zeit bei Pfr. Ulrich Guttersohn (1882-1965), von 1911-1923 als Nachfolger von Hans Bader in Degersheim, dann Religionslehrer an der Kantonsschule St. Gallen.

<sup>2</sup> Italien hatte am 4. 5. 1915 den Bündnisvertrag mit Deutschland und Österreich-Ungarn (Dreibund) aufgekündigt und am 23. 5. 1915 Österreich-Ungarn den Krieg erklärt, obschon es bei Kriegsausbruch eine neutrale Haltung versprochen hatte. Für Kutter mußte der Anschluß Italiens an die Entente als Verrat erscheinen.

<sup>3</sup> Zwei Sätze mit persönlichen Mitteilungen sind weggelassen.

---

Brief 167    An Hermann Kutter jun.<sup>1</sup>  
von E. Brunner  
Zürich, 8. Juni 1915

---

Mein Lieber!

Die langerwartete Kriegserklärung Italiens<sup>2</sup> hat neben vielen andern Übeln auch das zur Folge gehabt, daß ich mich nie entschließen konnte, Dir zu schreiben, da Du ja möglicherweise doch selber wieder bei uns eintreffen werdest. Nun ist's ja glücklicherweise – für Dich – nicht so gekommen, und meine Schreibfaulheit kann sich nicht mehr hinter politischen Gründen verschanzen. Ich höre mit Genugtuung von Deiner Begeisterung für Dein neues Milieu und würde mich freuen, einmal Authentisches über Deine Studien zu hören. Wie's mir geht, weiß ich nicht recht zu sagen. Zunächst äußerst ausgezeichnet, so daß ich gar nicht dran denke. In der Mitte zwischen äußerlich und innerlich liegt mein neues Klavier – resp. in einer Ecke meiner neuen Bude steht es – ein ganz herrlicher großer Burger und Jacobi, den ich mir anschnalle. Aber sonst im eigentlichen Sein geht's auf und nieder. Im ganzen überwiegt das Gefühl, daß mit meiner Predigerei und Unterrichterei herzlich wenig los sei, trotzdem ich oft an einer einzelnen Predigt oder Unterrichtsstunde eine Bombenfreude habe, die mich aber zeitweise wieder kindisch anmutet. All diese Produktion fällt mir sehr schwer. Bei dem gewöhnlichen Tramp kann ich mich nicht befriedigen, und das Neue und Eigene muß ich mir doch erst suchen. Meine Hauptarbeit ist immer noch die Auseinandersetzung mit Deinem Vater, natürlich in silentio et secreto. Bis jetzt bin ich erst so weit, daß ich deutlich sehe, wie wenig ich mich bisher noch gründlich und praktisch mit diesen Fragen beschäftigt habe. Ich hielt mich zwar für einen leidlichen Kutterkenner und sehe nun mehr und mehr, daß ich mir noch lange nicht klar bin über das Eigentümliche und den Grad und die Art, die Abweichung seiner Ideen von denen der »Schule«. Ich finde die Auseinandersetzung darum sehr schwierig, weil er sich nicht nur in Gegensatz stellt zum Inhalt des bisherigen

Glaubens, sondern zum Glauben selbst. Nicht nur andere Dogmatik, sondern überhaupt keine, ebenso Ethik. Dazu kommt noch, daß die Form – die prophetisch-rhetorische – solcher Auseinandersetzung sehr ungünstig ist. Einige der wichtigsten Fragen sind dabei – ich nehme an, das interessiere Dich auch ein wenig –

1. Was soll die Betonung des »lebendigen« Gottes Neues bringen, gegenüber dem der dogmatischen Providenz.
2. Kommt K. nicht (trotz dem Unmittelbaren) zu einem Dualismus, der die Providenz aufhebt.
3. Die brennendsten Fragen liegen auf dem Gebiete der subjektiven Dogmatik.
  - a) Ist das »Unmittelbare«, das »Erleben« Gottes identisch – oder worin teilweise – mit dem reformatorischen Glauben.
  - b) Wie ist das Verhältnis von Sittlichkeit und Glaube zu denken. Oft scheint es, als ob das Erleben Gottes etwas für uns Christen (?) noch ganz unrealisiertes wäre, während doch der ref. Glaube etwas Wirkliches, wenn auch in den verschiedensten Graden vorhandenes ist. Und wie sind dann von unserer gegenwärtigen religiösen Verfassung aus die sittlichen Aufgaben zu verstehen. Diese Frage wird akut dem Krieg gegenüber. Hier die Differenz zwischen K. und Ragaz.
  - c) Der Weg zum Erlebnis Gottes. Sittlichkeit Vorstufe oder immer nur Folge? D. Bedeutung der Kirche dafür, des Unterrichts.
  - d) Von hier aus Zweck, Inhalt und Form der Predigt und des Unterrichts, eine Frage, die mir fast täglich akut wird. – Natürlich auch noch andere Punkte. Doch genug davon. Zur Klarheit bin ich noch in keinem gekommen, doch gehts vorwärts, wenn auch langsam.

(Am Rande:) Daß ich, außer der Auseinandersetzung bei Deinem Vater oft auf Pump lebe<sup>3</sup>, wirst Du mir vorderhand nicht übel nehmen, man darf wohl einem Meister folgen, nur nicht ohne Freiheit.

Im Unterricht finde ich besonders die Konfirmanden-(Knaben-) Klasse ein Kreuz. Wo die Kerle packen, was ist ihnen lebendig, worauf reagieren sie? Ich habe diesen archimedischen Punkt noch nicht gefunden. Die eine Stunde gerät ordentlich, die andere schlägt nicht ein und bringt nur ein moralisches Minus. D. Kinderlehren geraten in der Regel nicht übel, doch bin ich mir über ihren spezifischen Zweck noch nicht klar. Überall Unklarheit – und ich glaubte so klar zu sein! Dafür bin ich am dankbarsten und darüber am befriedigsten, daß ich mich



nicht zufrieden geben kann, sondern recht »am Seil abeglah«<sup>4</sup> werde. Ich weiß ja, daß Zufriedenheit das Ende ist! – Dir wünsche ich vor allem große Aufnahme- und Verarbeitungskraft, im übrigen die Freuden eines Sommersemesters im schönen Marburg. – Bei Euch zuhause ist mir vögelwohl. –

Grüße mir Baumgartner<sup>5</sup> und empfange selbst einen biedern Handschlag von Deinem E. Brunner.

Ich nehme den Brief nochmals aus dem bereits verschlossenen Kuvert, da ich höre, daß Ende Juni<sup>6</sup> Dein Geburtstag sei. Bis dahin wird's nicht zu einem 2. Epistel langen. Deshalb schon jetzt meine besten Wünsche!

1 Dieser Brief von E. Brunner an Kutters ältesten Sohn Hermann, damals in Marburg, wird hier abgedruckt, weil in ihm Brunners Verhältnis zu Kutter, seine kritischen Anfragen an ihn, in einer in den späteren (noch erhaltenen) Briefen Brunners an Kutter selbst nicht zum Ausdruck kommender Deutlichkeit vorliegen. Emil Brunner war, seit dem er 1905 als Konfirmand den kirchlichen Unterricht bei Kutter besucht hatte, in regem Kontakt mit ihm gestanden. Als Kutter sich im Sommer 1915 für ein halbes Jahr beurlauben ließ, wurde E. Brunner sein Vikar am Neumünster. Er wohnte während dieser Zeit in Kutters Haus.

2 Die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn erfolgte am 23. 5. 1915, jene an Deutschland am 26. 8. 1916.

3 = die andern Gedanken einmal »leihweise« übernehmen.

4 »abeglah« (Dialekt) = heruntergelassen.

5 Es dürfte sich um den späteren Basler Theologieprofessor für Altes Testament Walter Baumgartner (1887-1969) handeln. Nach dem Studium der Geschichte und semitischen und klassischen Philologie und der Promotion zum Dr. phil. (1913) weitere Studien in Marburg und Gießen (unter dem Einfluß von Hermann Gunkel) und 1916 Promotion zum Lic. theol. 1915 wurde er in Marburg Lektor für Hebräisch, 1916 Privatdozent für Altes Testament.

6 Am 29. Juni.



1 Hermann Kutter als Student mit Band und Mütze der »Zofinger«

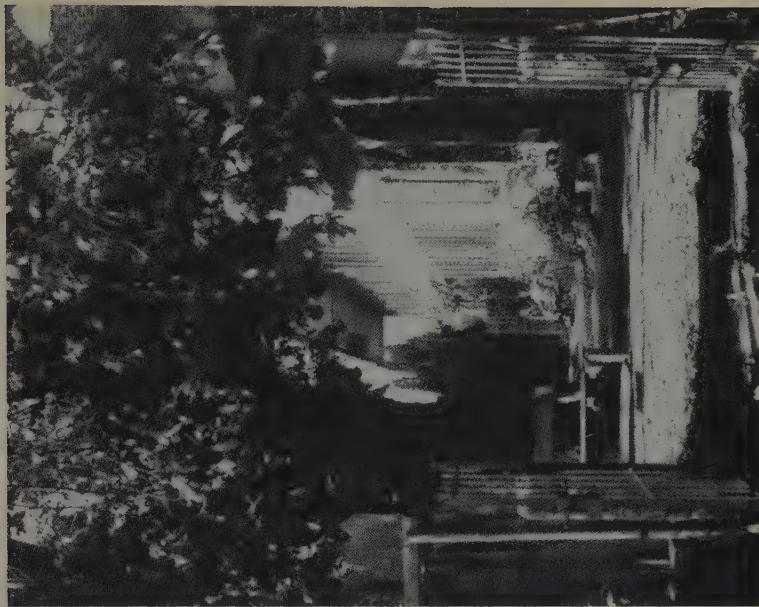


2 Hermann Kutter mit Frau Lydia geb. Rohner und Tochter Verena





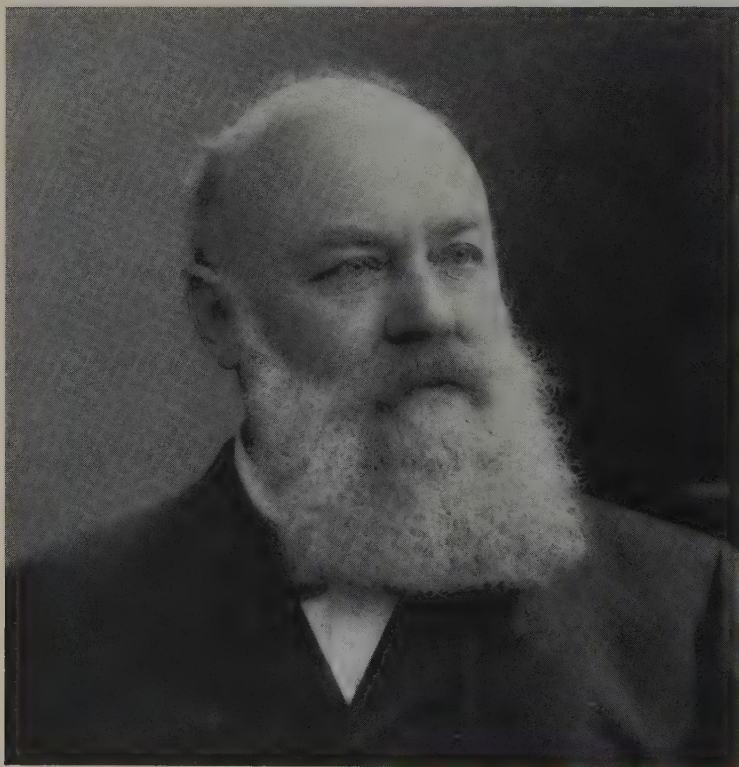
3 Kirche in Vinelz, dem ersten Wirkungsort Kutters (1887-1898)



4 Pfarrhausgarten in Vinelz



5 Kurhaus Bad Boll (um 1894)



6 Christoph Blumhardt (um 1895)

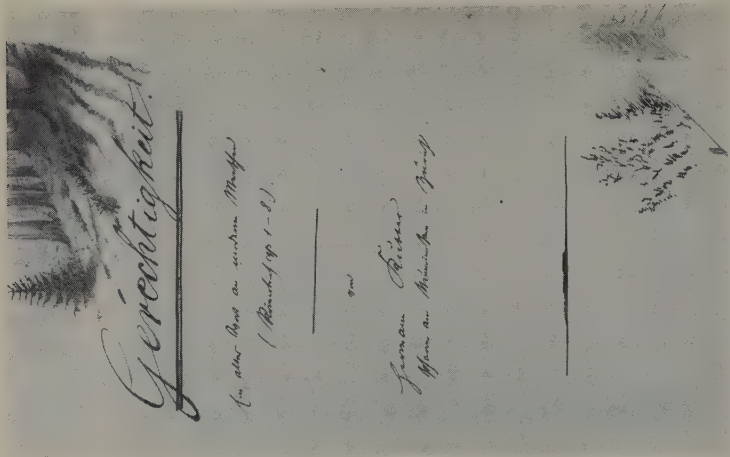




7 Landschaftsskizze in Seewis (1906)



8 Die Neumünsterkirche, Kutters Wirkungsort in Zürich



9 Erste Seite des Manuskripts von »Gerechtigkeit«  
(Sommer 1905)



10 Otto von Greyerz (1863-1940)



11 Leonhard Ragaz (1868-1945)

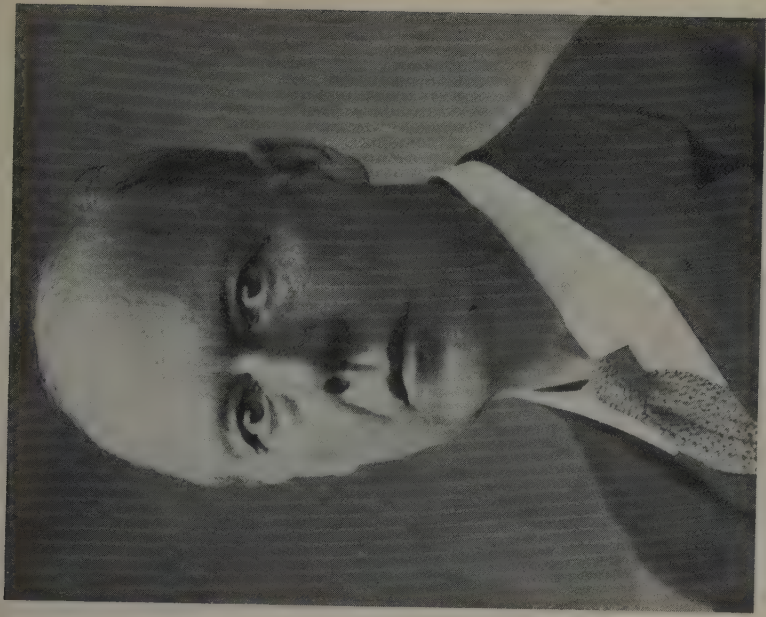




12 Religiös-soziale Konferenz in Degersheim 1906  
obere Reihe: Oskar Pfister, Hans Bader, Emanuel Tischhauser  
untere Reihe: Hermann Kutter, Joh. G. Hagmann, Leonhard Ragaz



13 1913 im Familienkreis  
Hinter den Eltern, v. l. n. r. die Söhne Heinrich und Hermann sowie  
die Tochter Verena



14 Houston Stewart Chamberlain während des Ersten Weltkriegs



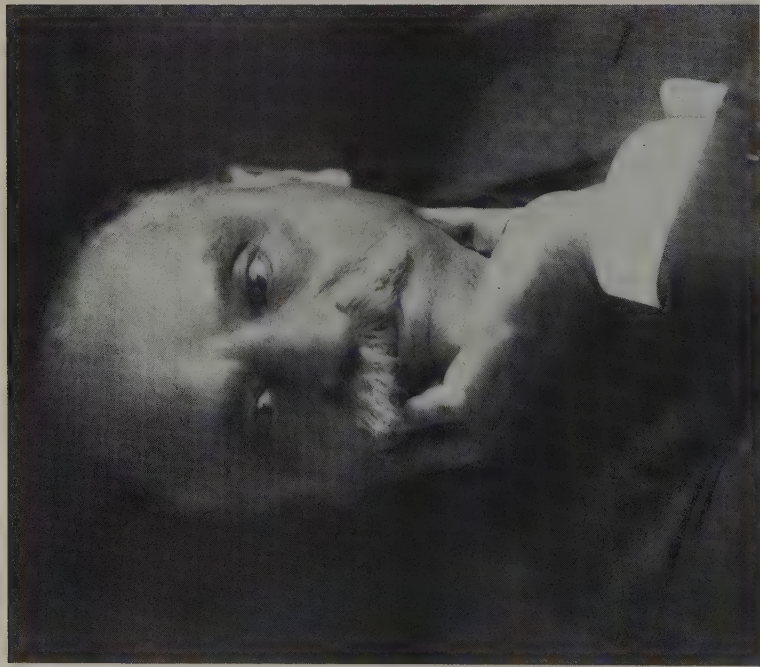




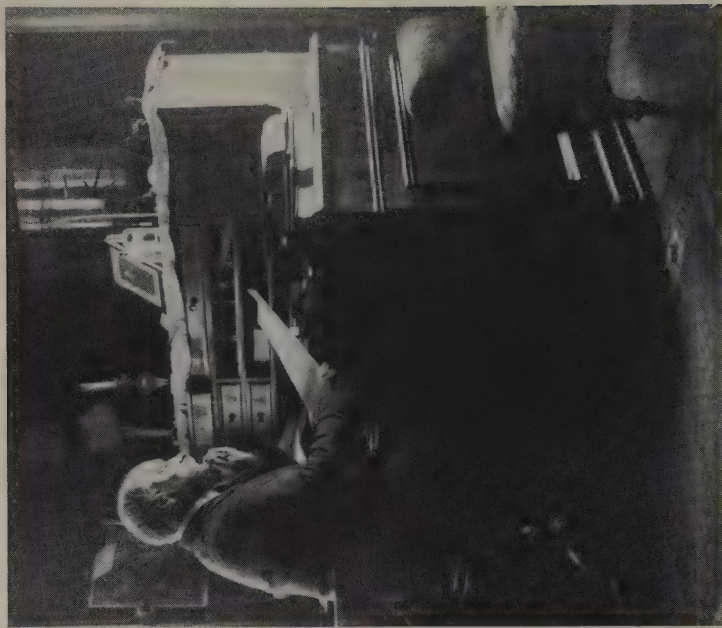
17 Wilhelm Stapel (1916)



18 Hermann Kutter mit seiner Frau Lydia



19 Hermann Kutter in der Mitte seines Lebens



20 Im Studierzimmer des Neumünster-Pfarrhauses in Zürich





22 Karl Barth und Eduard Thurneisen auf dem »Bergli« (1920)



21 Emil Brunner und Frau Margrit geb. Lauterburg, Hermann Kutters Patenkind, mit ihrem Sohn Hans Heinrich (1919 in Obstal-  
den)

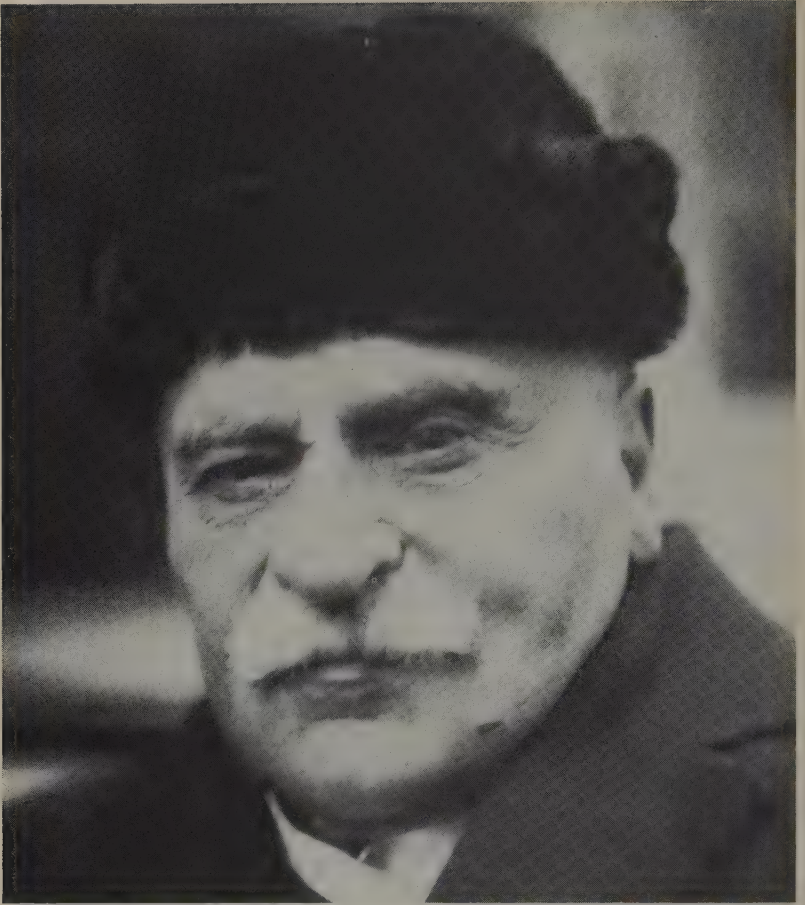


23 Heinrich Federer, 50 Jahre alt





24 Kahler Wald (1922), ein immer wiederkehrendes Motiv in Kutters Landschaftsskizzen



25 Hermann Kutter kurz vor seinem Tod am 22. März 1931

---

Brief 168    An Lydia Kutter-Rohner<sup>1</sup>  
Degersheim, 17. Juni 1915

---

So Pastor Huchet<sup>2</sup> hat in diesem Sinn geredet, daß die Franzosen schon lange den Krieg geplant – braver Kerl, gewiß der einzige in Frankreich, dagegen der arme Gounelle<sup>3</sup>! O ils sont fous ces pauvres frères en France!<sup>4</sup> – Gestern beim Sonnenbädli sagte mir auch einer, der plötzlich ganz höflich und geschmeidig tat: Mais, monsieur, vous êtes une célébrité, vous avez écrit des livres bien connus, je ne savais pas. . .<sup>5</sup> aha, ja eben, so bald man's weiß, wird man lieb. Ich gaudiere mich und mache ihm eine lange Nase nach innen. Also daß Du mir Montag arrivierst ganz sicher! Morgen esse ich nur saure Milch. Sag Badern<sup>6</sup>, den ich sehr grüßen lasse! er soll doch mal hierherkommen, ich zahle ihm die Reise! Bitte anzeigen, wer mich am Sonntag besuchen will, sonst bin ich vielleicht fort.

Grüße, Grüße, Grüße! In a. L.

Dein M.

1 Der erste Abschnitt des Briefes ist weggelassen.

2 Pfarrer aus Paris.

3 Wahrscheinlich Elie Gounelle (siehe Brief vom 8. 2. 1908/5).

4 »Oh, sie sind verrückt, diese armen Brüder in Frankreich.«

5 »Aber, Sie sind doch eine Berühmtheit, Sie haben bekannte Bücher geschrieben, ich wußte nicht . . .«.

6 Siehe Brief vom 7. 8. 1913/6.

---

Brief 169    An Hermann Kutter jun.  
Degersheim, 13. Juni 1915

---

Lieber Hermann!

Dein Brief hat mir in sehr eingehender und erfreulicher Weise Einblicke in Dein Studium und Schaffen gewährt, grad wie ich's mir gedacht, hat's Dich gepackt, so soll es sein, wenn einst ein fruchtbarer Baum, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten und von dem die Menschen Früchte brechen, erwachsen soll. Ein völliges Absorbiert- und Verlorensein in die großen Gedanken der bahnbrechenden Geistesheroen, ein von Zeit, Raum und Umständen unabhängiges Walten und Weben in ewigen Dingen, ein Nichtwissen, wo hinaus, ein Grausen und Verzagen über sich selbst und der künftigen Bestimmung, eine ununterbrochene Meeresbrandung, ein gewaltiges Ahnen und durch alles hindurch ein stilles Vertrauen, daß etwas wird. Noch keine abgeschlossenen klaren Ziele, nur das Gefühl: es kommt, es kommt, es wächst. Mit einem Wort: Geburtsschmerzen. Nur nicht zu weit hinausschauen wollen – nur nicht ungeduldig fertig sein wollen, nein, sich hergebenwollen zum Kampfplatz widerstreitender Ideen und Gedankenmächte, leiden, dulden, auskosten wollen – aus alledem wird das Lebenswerk des Mannes heranwachsen. – Schade, sehr schade, daß Du wieder ins Militär mußt, nachdem wir schon gehofft, Du könntest noch ein Semester in Marburg bleiben. Ich möchte fast wünschen, Dein Fuß fange dann wieder so energisch zu rebellieren an, daß sie Dich wieder ziehenlassen<sup>1</sup>. So wie die Dinge jetzt aussehen, macht uns Italien noch lange keine Not, seine Armeen erleiden Schlappen und Niederlagen über die andere, die armen Großmäuler sind recht kleinlaut geworden, gewiß wird's da bald ganz stille! Und dann kannst Du wieder in Dein geliebtes Nestchen bei Frau Hildebrandt<sup>2</sup> zurück! Ich freue mich, dann einmal mit Dir die Dich beschäftigenden Fragen im einzelnen durchzusprechen. Am meisten wird Dir von allen Großen doch immer wieder Kant bieten neben Plato, seinem antiken Doppelgänger. Beide haben einen solchen Adel



sittlicher Gesinnung, daß man je näher man sich hineinliest, durch sie heimisch wird in der Ewigkeit selbst. Man lernt vielleicht nicht einzelne Fragen lösen – wo ist schon eine einzelne Frage gelöst worden? – aber man wächst immer tiefer im Boden der Ewigkeit an und das ist das Entscheidende. Schleiermacher hat auch etwas davon – aber ist mir zu bewußt und zu sehr gemacht und andoziert, was bei den anderen wie unbewußt und selbstverständlich durch ihre Ideen strömt.

Mein Aufenthalt, verschönt jetzt durch Mamas, Mölls<sup>3</sup> und Meielis<sup>4</sup> Gegenwart, naht sich seinem Ende. Ich glaube, die Kur hat mir gut getan. Spüren soll man's ja erst später. Nun geht's nach Cresta und nachher nach Zernez. Grüße Frau Hildebrandt sowie Professor Wechsslers<sup>5</sup>, auch Rade<sup>6</sup> und Stephan<sup>7</sup>. Ich habe heute Fr. 100.-- per Bank an Dich beordert. Hoffentlich erhältst Du sie richtig. Vielleicht sehe ich Dich im Engadin wieder, wo jetzt viel Militär ist!

In treuer Liebe Dein

Papa.

1 Siehe Brief vom 7. 5. 1915/1.

2 Lokomotivführerswitwe in Marburg, bei der Kutters Sohn wohnte.

3 Verena Kutter, siehe Adr./Korr.-Liste.

4 Kutters jüngste Tochter Gertrud, geboren 11. 3. 1901, 1921 verheiratet mit dem Basler Kirchenhistoriker Ernst Staehelin (1889-1980).

5 Siehe Brief vom 7. 5. 1915/2.

6 Martin Rade (1857-1949), Prof. für systematische Theologie in Marburg, Schriftleiter der »Christlichen Welt« (siehe Brief vom 22. 5. 1916/6).

7 Horst Stephan (1873-1954), Prof. für systematische Theologie in Marburg. Kutter hatte ihn vermutlich während seines Aufenthaltes in Marburg kennengelernt (vgl. Brief vom 7. 5. 1915).



Lieber Heini!

Zu Deinem Geburtstag<sup>1</sup> meine wärmsten väterlichsten Grüße und Wünsche zum weiteren Vorwärtsschreiten, das ich so gerne in aller Stille an Dir beobachte und mitmache. Ich freue mich herzlich über Dein zielbewußtes Streben, das schon so viele tüchtige Resultate gezeitigt hat, freue mich besonders, daß dabei Dein innerer Mensch nicht in die Brüche gegangen ist und Du keiner von den vielen Naturgötzendienern geworden bist, die, wie Paulus sagt, »dem Geschöpf mehr dienen als dem Schöpfer«<sup>2</sup>. – Saft und Kraft, Geist und Leben hat ja alles nur, wenn das große ewige Geheimnis göttlichen Daseins dahinter liegt und durch die tausend Erscheinungen und Gestalten hervorbricht. Wie die Sachen alle geworden sind, so müssen wir sie auch betrachten: von innen nach außen, vom Ganzen zum Teil, aus einem Gedanken, dem die unendliche Mannigfaltigkeit der Einzeldinge immer wieder in stets neuen Formen Ausdruck gibt. Das muß über jedem Naturstudium geschrieben stehen: Herr, wie sind Deine Gedanken so groß und viel!<sup>3</sup> Sind's nicht Gedanken Gottes, was sind sie denn, die Blumen, Käfer und Ameisen? Ganz vertraut sind mir die winzigen Naturbrüderlein geworden durch Dich, und wenn ich barfuß am Vilan<sup>4</sup> herumkrabble, so lasse ich sie mit ganz besonderem verständnisvollen Vergnügen über mich dahinlaufen oder mich zerbeißen, als wärs ein Gruß von Dir.

Du hast mit zarten Händen in Deinem Briefe daran gerührt, daß wir so sehr zusammengehören und es nur nicht sagen können und nicht sagen wollen! Worte machen in so großen und lieben Wirklichkeiten kann und will man nicht. Ich weiß, daß Deine Wege, sie mögen auch gründlich verschieden von den meinen sein, nie sich von der gemeinsamen Welt, die wir im Herzen tragen, abtrennen werden. Laß nur an Dich kommen, was mag, wir wissen, woran wir sind und bleiben trotz allem Gerüttels und Geschüttels des Lebens dabei!

Um auch etwas Weniges auf Dein Tischlein zu legen, habe ich Dir ein Seewiser Geschmier zgedacht, das Dir die Gegenden, in denen ich in diesen Tagen herumlungere, vergegenwärtigen soll<sup>5</sup>. Und damit das, was fürs Auge ist, nicht allzu kläglich ausfalle, habe ich ein wenig materielle Schmiere zugelegt, denn man lebt von beidem: vom Sehen und vom Greifen.

Herzlich grüßt Dich Dein sich Deiner freuender

Papa<sup>6</sup>.

1 Am 22. 9. (1896).

2 Röm 1,25. Der Satz bezieht sich auf die Ameisenstudien seines Sohnes. Angeregt durch Prof. R. Brun (Zürich) hatte Heinrich Kutter bereits 1910 mit diesen Studien begonnen; im Sommer 1914 hatte er zusammen mit Prof. A. Forel aus Yverne (VD) eine Studienreise nach Norditalien unternommen.

3 Vgl. Ps 92,6.

4 Lieblingsberg Kutters oberhalb Seewis (GR).

5 Kutter zeichnete gut und gern, am liebsten Landschaften. Vor allem im Alter widmete er sich diesem Vergnügen.

6 Ein Schlußgruß ist weggelassen.

---

Brief 171    An Karl Barth  
Zürich, 12. Oktober 1915

---

Lieber Herr Pfarrer!

Aus meinem langen Nichtstuerleben heimgekehrt finde ich Ihre frohe Botschaft<sup>1</sup> von Ihrem ersten Buben<sup>2</sup>, zu der ich Ihnen und Ihrer geehrten Frau noch nachträglich, aber nicht minder, angelegentlich gratuliere. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß ich schon lange Ihr

Briefschuldner bin. – Bitte rechnen Sie nicht mir mir, ich bin in diesem Punkte so schwach wie Achilles an seiner Ferse. Den Plan, nach Safenwil zu kommen, gebe ich trotz allen Buben, die dazwischenkommen, nicht auf!

Mit herzlichem Gruß an Sie beide Ihr

H. Kutter.

1 Der Brief ist nicht erhalten.

2 Markus Barth, geb. am 6. 10. 1915 (1942-1953 Pfarrer in Bubendorf; seit 1953 Professor für NT in Dubuque, Chicago und Pittsburg, vom Frühjahr 1973 an in Basel).

---

Brief 172    An Marie Kutter-König  
Zürich, 3. November 1915

---

Liebe Mama!

Nun bin ich seit einigen Tagen wieder hier und sinne daran herum, wie ich in nicht allzu langer Zeit zu Dir gelangen könne. Ich wollte Ende Oktober kommen; da gingen wir aber, nachdem das Wetter plötzlich und unerwartet ins Schöne umgeschlagen, noch für einige Tage nach Seewis zurück, damit Lydia ihre Lungen noch recht tüchtig mit Alpenluft fülle vor dem Winter. Nachher kam dann die Predigtwoche und nun hat mich der amtliche Mechanismus wieder in Banden geschlagen. Sobald ich ein Löchlein erspähe, springe ich hinaus zu Dir.

Die Eingewöhnung hier war recht mühsam. Die Zürcher Luft tut mir nun einmal nicht gut, und bis sich mein Berner Organismus wieder dieser molligen, charakterlosen Atmosphäre angepaßt hat, wehrt er

sich mit allen Kräften, bis er sich endlich ins Unvermeidliche fügt. Das hat er nun getan, allmählich nimmt das Leben nun seinen gewohnten Gang; es ist gut so.

Die erste Predigt (vom letzten Sonntag)<sup>1</sup> ist schon hinter mir. Recht viel Teilnahme kam mir entgegen. Die Kirche war überfüllt und die Aufmerksamkeit groß. Ich glaube, allmählich erwacht doch etwas im Neumünster, etwas Göttliches, das Verlangen ist ganz gewiß vorhanden, die Leute fassen es immer besser, daß es sich um kein fremdes System, sondern einfach darum handelt, daß Gott in ihrem Leben eine Macht gewinnt. Sie können es noch nicht recht begreifen wie gewaltig diese innere Umkehrung in ihr Dasein einzugreifen bestimmt ist; aber sie ahnen es und wollen mehr und mehr hören. Das ist das Gute am Krieg, daß er die Herzen bis in die Tiefe erschüttert, die innersten Gedanken offenbar macht und Kräfte weckt, die in dem allgemeinen Krämerwohlbehagen, das die Welt ergriffen hatte, unterzugehen drohten. Die Welt wird anders, ich glaube, der Höhepunkt der Krämerei wird mit der Schwächung Englands überschritten sein – was dann? Man darf ja nicht dran denken, was Großes Gott noch vorhat mit seinen ungebärdigen Menschenkindern!<sup>2</sup>

Herzlichst Dein

Hermann.

<sup>1</sup> Einige Sätze aus dieser ungedruckten Predigt vom 31. 10. 1915 zitiert Hermann Kutter jun. in »Hermann Kutters Lebenswerk«, 53 f.

<sup>2</sup> Der letzte Abschnitt ist weggelassen.

---

Brief 173    An Hermann Kutter jun.  
Zürich, 13. Dezember 1915

---

Lieber Hermann!

Da bin ich nun endlich mit meinem Geschreibsel im Hauptsturm der Adventszeit, der gestrige Tag ist glücklich vorbei, so daß ich für einen Moment Luft gekriegt habe und an den fernen, tapferen und unentwegten Soldaten<sup>1</sup> denken kann, der das tückische Italien von der Schweizer Grenze fernhält. Wie ich mit Freuden aus den verschiedenen Äußerungen ersehe, geht es Dir körperlich recht gut, der Fuß scheint Dich nicht weiter anfechten zu wollen, und die gute Kondition ist offenbar allen gefrorenen Maisfeldern und anderen Prüfsteinen deutschschweizerischer Gesundheit vollauf gewachsen. Langweilig ist's gewiß oft und gnietig<sup>2</sup>, wenn man an alle die schönen Semesterstunden denkt, die man jetzt – wie es scheint – nutzlos auf dem Altar des Vaterlandes opfern muß, dem Vaterland »zum süßen Geruch«, um mich alttestamentlich auszudrücken, aber zum Verheben<sup>3</sup> der eigenen Nase! Da in der aufgezwungenen Stille wird Dir übrigens manches innere Problem in eigenartiger Weise nahetreten, ganz anders als unter dem Hochdruck des Studiums. Das pectus, das ja den Theologen macht<sup>4</sup>, kommt da ganz anders zu seinem Rechte, als in den intellektuellen Kunstturnleistungen auf der Hochschule, wo man vor lauter Intellekt ganz vergißt, daß es noch einen ganz anderen Weg gibt zur Lösung all der Fragen, die einen bewegen. So im Umgang mit Kameraden im Dienst sieht man hinein in das leere Loch, Menschenherz genannt, und lernt am Gegenteil die Notwendigkeit und einzige Wahrheit des Gottesglaubens erkennen. Ist doch der Mensch ohne Geist aus Gott der beste Gottesbeweis selbst, indem er so deutlich als möglich die ganze Elendigkeit und Unwahrheit des Lebens ohne Gott vordemonstriert praktisch, so daß man's immer vor Augen hat. Über Gott hin- und herreden, das Ja und Nein erwägen ist leicht, aber wenn man's dann so grell vor Augen hat, was das ist, was es im täglichen Leben bedeutet, ohne Gott in der Welt zu stehen, dann übernimmt



einem doch der Graus und findet man an allen Beweisen vorbei den Weg, womit einem die Illustration des Gegenteils die Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit des göttlichen Lebens in die Seele schreibt. Mir geht es heute noch so. Ich brauche mir nur z. B. aus den Schilderungen Heinis<sup>1</sup> von seinen Kantonsschullehrern das Bild eines Menschen vor die Seele zu stellen, der in seinem eigenen Dünkel aufgeblasen sich vermißt »zu sein wie Gott«, so stürzen alle Gottesbeweise in sich selbst zusammen, weil es dann einfach doch klar ist, daß Gott ist. Gewiß machst Du jetzt ähnliche Erfahrungen und über dieses Praktikum, so rigoros es ist, freue ich mich mehr, als über das gelungenste Kolleg. Solche Praktika haben wir vor allem nötig! Nachher stellt sich dann die entsprechende Theorie schon zur rechten Zeit ein. Erst muß der lebendige Eindruck da sein, und der wird einem so selten im Kolleg gegeben, viel öfter und drastischer vor fluchenden und zotenden Soldaten!

Nach langen, lauen Tagen ist hier nun tüchtig Schneefall eingetreten, zur großen Wonne von Meieli!<sup>6</sup>

Nun sei herzlich begrüßt und beglückwünscht zu Deinem Praktikum von Deinem

Papa.

1 Kutters Sohn Hermann befand sich 1915/1916 im Aktivdienst im Tessin.

2 = verdrießlich

3 = zuhalten

4 »pectus facit theologum« (Das Herz macht den Theologen): Dieser programmatische Satz wurde in der Erweckungstheologie bedeutend, vor allem bei deren typischem Vertreter F. A. G. Tholuck (1799-1877, seit 1826 Professor in Halle). Ihm galt das »erbaulich-seelsorgerliche« Moment seiner theologischen Existenz (unermüdlicher Prediger, »Studentenvater«) mehr als das »wissenschaftlich-methodische«. Das »unmittelbare« Ereignis der Herzenserregung als solches und nicht dessen leerer Begriff trieb seine Theologie an. – Auch Kutter zieht hier dem »Kolleg« das »Praktikum« vor, vermeidet aber die Ambivalenz dieser Position, indem er die Erfahrung zwar als notwendig, jedoch negativ als zu überwindende darstellt: Das Herz wird zum leeren Loch. – (»pectus est, quod facit theologum« steht als Widmung im 1. Band der Kirchengeschichte von A. Neander (Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, 1825 ff). Er hat diesen Satz Quintilian nachgebildet: »Pectus est, quod disertos facit« (Inst. orat. X,7)).

5 Kutters jüngster Sohn, geboren 1896, damals Gymnasiast in Zürich.

6 Siehe Brief vom 13. 7. 1915/4.

Liebe Mama!

Herr Fetscherin<sup>1</sup> wird Dir meinen Gruß gebracht haben, und nun will ich mir auch mitten in der Predigtmeditation ein paar Augenblicke abstehlen, um Dir wenigstens mit Tinte Gottes reichen Segen auf die Festtage zu wünschen. Mir sind diese Tage immer recht schwer, indem sie mir die Unzulänglichkeit des menschlichen Wortes, das Göttliche auszudrücken, so beängstigend deutlich vor die Seele stellen. Was ist unser Reden, wenn Gottes Sein und Wesen in uns Wohnung machen will? Aber wenn man doch nun einmal reden muß, so suche ich es wenigstens so einfach als möglich zu sagen, daß die Menschen merken müssen: das, was sie hören, ist etwas, das sie selbst am tiefsten angeht, ist ihre eigene von Gott ihnen ins Herz gebaute Welt. Jesus hat uns offenbar gemacht, wie wir im tiefsten Grunde sind hinter allen Schlacken der Sünde und des Verderbens. Er kam zu uns, und wir verstanden, daß es unsere Heimat ist, was er uns brachte, daß uns das Göttliche nicht wie eine fremde Welt berührt, sondern als die uns von Uranfang an vertraute. Nichts ist uns fremd an Jesus, weil wir zu ihm gehören. Seit Weihnacht ist der Menschheit die Seele erwacht, das Herz aufgegangen, die innere Welt der Wahrheit und des Lebens fängt an, die äußeren Krusten zu durchbrechen, die Menschen müssen immer mehr und mehr horchen und verstehen, ist es doch ihre eigene Heimat, die ihnen verkündigt wird, und je mehr sie horchen, desto mehr fallen die äußeren Schranken, die Mauern und Riegel und Hüllen dahin. Das ist es ja, was uns den Sieg des Evangeliums garantiert, daß es unser Leben ist, und es ist ganz unmöglich, daß dieses unser Leben nicht zum Blühen kommen wird.

Das ist in wenigen Worten, was mich in diesen Tagen besonders bewegt. Ich kümmerge mich nicht um das, was um mich vorgeht, still und einsam gehe ich meinen Weg, immer mehr mich zurückziehend in die göttliche Stille, um hier Kraft zu sammeln für das Wort, das noch

gesprochen werden muß. So bitte ich Dich auch, mich gewähren zu lassen und nicht viel Briefe von mir zu verlangen, – ich kann gerade in diesen Jahren weniger schreiben als je, aber Deiner gedenken, das tu ich alle Tage<sup>2</sup>.

Meine »Erfahrung«<sup>3</sup> wirst Du erhalten haben. Beiliegend noch zwei andere Adventsschriftchen<sup>4</sup>, die mir so nebenbei aus Predigt und Kinderlehre erwachsen sind. Sie vergegenwärtigen Dir ziemlich getreu das Stadium, in dem sich befindet Dein Dich dem Segen Gottes aufs herzlichste empfehlender alter Sohn

Hermann.

1 Im Brief vom 16. 4. 1892 ist in einem weggelassenen Abschnitt vom »kleinen Fetscherin« die Rede, wahrscheinlich dem Sohn einer ebenfalls dort erwähnten Martha, welche Kutter in Vinelz besuchte. Möglicherweise ist er identisch mit dem hier genannten Herrn Fetscherin oder sein Vater.

2 Einige Sätze sind weggelassen.

3 »»Erfahrung«. Die Weihnachtserfahrung eines Buben«, O. Füssli, Zürich 1915.

4 »Gideonsgeist, zum Advent« (Predigt) und »Advent für Groß und Klein«, beide bei O. Füssli, Zürich 1915.

---

Brief 175    An Karl Barth  
Zürich, 2. Februar 1916

---

Lieber Herr Pfarrer!

Also – wenn es Ihnen beiden recht ist – halte ich an meinem patenten Gedanken fest und komme nächsten Sonntag zu irgend einer Tageszeit – vielleicht melden Sie mir, wann's Ihnen am liebsten? – mit Sack und

Pack angerückt. Aber ohne Hund, dagegen vielleicht mit dem ominösen Manuskript!<sup>1</sup>

Mit herzlichem Gruß an Sie und Frau Pfarrer Ihr

H. Kutter.

- 1 Gemeint ist das Manuskript zu den »Reden an die deutsche Nation«, die im Sommer 1916 bei Diederichs in Jena herauskommen sollten.

---

Brief 176    An Karl Barth  
Zürich, 23. Februar 1916

---

Lieber Herr Pfarrer!

Da haben Sie es nun, daß Sie mich gerufen! Die Geister, die ich rief . . . Denn nun komme ich wieder und frage Sie und Ihre geehrte Frau an, ob ich meine fertigen Schreibseligkeiten<sup>1</sup> Ihnen zu Ende lesen darf oder ob Sie genug haben. Ich könnte gut nächsten Sonntagabend bei Ihnen eintreffen, wenn es Ihnen paßt. Also sagen Sie mir bitte ganz offen und deutsch – das können Sie ja – Ihre Meinung.

Mit herzlichen Grüßen an Sie und Gefährtin Ihr

H. Kutter.

- 1 Vgl. den vorhergehenden Brief.

---

Brief 177    Von Dr. Wilhelm Stapel  
Kunstwart-Leitung  
Dresden-Blasewitz, 6. April 1916

---

Sehr geehrter Herr!

Ihr Manuskript kam vor einigen Tagen hier an. Wir hätten Ihnen das freilich gleich bestätigen sollen, aber wir hofften, in den nächsten Tagen Ihnen zugleich Bestimmtes über dessen Verwendung schreiben zu können. Daher haben wir gewartet. Nun bin ich bei der Kunstwart- und Dürerbundarbeit<sup>1</sup>, die sich jetzt zusammendrängt, noch nicht mit der Lektüre des Manuskriptes fertig geworden. Ich habe erst fünf von den 15 Seiten gelesen. Aber Ende dieser oder Anfang nächster Woche kann ich Herrn Dr. Avenarius<sup>2</sup> bestimmte Vorschläge machen. Er wird Ihnen alsdann antworten.

Die ganze erste Rede<sup>3</sup> zu bringen, geht ja aus Gründen der Zeitschriftentechnik nicht wohl an. Wenigstens nicht bei unsrer Zeitschrift. Wir müssen also versuchen, in welcher Weise wir entweder das Ganze durch ausgewählte Stücke in eine für uns genügend knappe Form kondensieren können, oder in welcher Weise wir einen bestimmten Komplex, der ein Thema für sich behandelt, herausheben können. Ich denke, das wird sehr wohl möglich sein, so daß wir im 1. Maiheft, das wir eben vorbereiten, einen Teil der Rede bringen können.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
f. d. Kunstwartleitung

Dr. Wilhelm Stapel

1 Der »Kunstwart«, eine Halbmonatszeitschrift für »Kunst, Literatur und Leben«, wurde 1887 von Ferdinand Avenarius (siehe Anmerkung 2) in Dresden im Selbstverlag gegründet (Auflage 1903: 20 000). 1916-1919 erschien er als »Deutscher Wille«, dann bis 1932 als »Kunst- und Kulturwart«, schließlich bis 1937 als national-konservative »Deutsche Zeitschrift«.

Der »Dürerbund«, 1903 ebenfalls von Avenarius gegründet, verstand sich



als freie Vereinigung zur Förderung des Kunstverständnisses und einer gesamtdeutschen »Ausdruckskultur«. Er gab den »Literarischen Jahresbericht« und den »Literarischen Ratgeber« heraus, ferner das »Dürerblatt« und das Jahrbuch »Gesundbrunnen«. Wilhelm Stapel war von 1911-1916 Schriftleiter des »Kunstwart« und 1915/16 zweiter Vorsitzender des Dürerbundes.

- 2 Ferdinand Avenarius (1856-1923). Nach dem Studium in Leipzig und Zürich betätigte sich Avenarius als Kunstkritiker, Dichter und Verleger (»Wandern und Werden« 1880, »Kinder von Wohldorf« 1886, »Stimmen und Bilder« 1897). 1887 gründete er den »Kunstwart« und 1903 den »Dürerbund«. Durch diese Organe sowie durch seine zahlreichen Aufsätze und die Herausgabe von Gottfried Keller, W. Raabe, Fr. Hebbel u. a. versuchte er, erzieherischen Einfluß auf breite Bevölkerungsschichten, v. a. auch auf die Jugendbewegung auszuüben (siehe auch Brief vom 12. 7. 1916/7).
- 3 Gemeint ist die erste Rede der »Reden an die deutsche Nation«, die noch im selben Jahr bei Diederichs herauskamen, vgl. Brief Diederichs an Kutter vom 7. 4. 1916.

---

Brief 178    Vom Eugen Diederichs Verlag  
Jena, 7. April 1916

---

Sehr geehrter Kutter!

Ich will gern Ihre neuen Reden an die deutsche Nation<sup>1</sup> bringen und möchte Sie fragen, wann Sie sich den Zeitpunkt der Herausgabe denken. Der Text ist ja an einigen Stellen so gehalten, als wäre der Krieg vorbei, aber das mag ja noch gute Weile haben. Ich möchte Ihnen aber vorschlagen, daß wir das Buch im Herbst herausbringen und daß die paar Stellen dann in der Korrektur modifiziert werden<sup>2</sup>. Ich hoffe ja, daß die Papierfrage dann nicht allzu große Schwierigkeiten macht. Jedenfalls könnte ich schon das Papier dafür reservieren. Die Bedingungen wären wohl die gleichen wie früher, 15% für jedes

verkaufte Exemplar vom Ladenpreis. Die Ausstattung ähnlich den bisherigen Bänden. Ich habe mich sehr über Ihr Manuskript beim Lesen gefreut und ich hoffe, daß es einen Erfolg haben wird. Im allgemeinen ist augenblicklich noch kein besonderer Boden für religiöse Schriften da, aber je länger der Krieg mit seinen Einschränkungen dauert, desto mehr wird die Verinnerlichung<sup>3</sup> vorbereitet. Mit freundlichem Gruß Ihr

E. Diederichs.

- 1 Reden an die deutsche Nation, Diederichs, Jena 1916. Kutter hatte das Manuskript zur ersten Rede zugleich an Wilhelm Stapel, den Schriftleiter des »Kunstwart« nach Leipzig gesandt (siehe den vorangehenden Brief).
- 2 Am 18. 5. 1916 schreibt Thurneysen an Barth: »In Zürich verlautete auch etwas davon, daß Kutter wirklich wegen der Mißerfolge der Deutschen vorläufig sein Buch nicht wollte erscheinen lassen. Ich weiß aber nicht, ob das wahr ist« (Briefwechsel Barth-Thurneysen I, Zürich 1973, 137).
- 3 In dem mit Schreibmaschine geschriebenen Brief lautet der letzte Satz ursprünglich: »Im allgemeinen ist augenblicklich noch kein besonderer Boden für religiöse Schriften da, aber je länger der Krieg mit seinen Einschränkungen dauert, desto mehr wird die Verkäuflichkeit vorbereitet.« Vom Unterzeichner des Briefes, E. Diederichs, ist »Verkäuflichkeit« handschriftlich in »Verinnerlichung« umgeändert.

---

Brief 179 Von Wilhelm Stapel  
Blasewitz, 21. April 1916

---

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Ja, warum hab' ich Ihnen eigentlich nicht längst geschrieben? Da ich es doch so gern gemacht hätte. Aber ich bin eben Norddeutscher –

genauer: Altmärker, und zwar seit Jahrhunderten, unser Henning ist der erste in unsrer Linie, der außerhalb der Altmark geboren, aber doch wenigstens, dafür haben wir gesorgt, auf heimatlichem Boden getauft wurde. Und Norddeutsche reden nicht gern andre Menschen an; um das zu bewirken, muß schon eine Kriegserklärung oder ein großer Sieg kommen. Wir hatten auf unserm Gymnasium einen schlesischen Professor, der tobte immer auf uns ein wegen unsrer altmärkischen »Maulfaulheit«. »Was wollt ihr hier auf dem Gymnasium? Geht nach Haus und fahrt Mist!« Der Mann hatte sicherlich einige Ursache zur Ungeduld. Aber mit »langsam und sicher« kann man nicht nur einen Mistwagen über einen holprigen Weg fahren, sondern auch eines Tages Verdun erobern. Sie kennen die Geschichte von den beiden Bauern, die früh morgens zur Stadt fuhren? Da sagte der eine zum andern, auf ein Feld deutend: »De Roggen steit schäun.« De anner schmökt sien Pip und seggt nicks. Als sie nachmittags zur Vesperzeit auf der Rückkehr wieder an dem Feld vorbeikommen, tut plötzlich der morgens Angeredete den Mund auf und meint: »Ja, 't wär schad, wenn't hageln dä.« Die Moral davon: Wenn ich Ihnen die beinah zwei Jahre, die seit meinem Aufsatz<sup>1</sup> verflossen sind, nicht geschrieben habe, so habe ich Sie deshalb nicht aus dem Auge verloren. –

Wie ich auf Ihre Schriften gekommen bin, hatte ich in jenem Aufsatz angedeutet. Der christlich-soziale Gedanke konnte doch nicht mit Stöcker<sup>2</sup> gescheitert und mit Naumann<sup>3</sup> versiegt sein. Denn das wäre ja Aufhören – nicht etwa des »christlich-sozialen Gedankens« bloß – was liegt an dem? – gewesen, sondern ein Ende des Lebensstromes, der von Jesus ausgeht, grad als ob Gott seine Welt ganz dem Teufel überlassen wollte. Aber es war mir alles unklar und unbestimmt. Viel förderte mich Walter Rauschenbuschs »Christianity and the Social Crisis«<sup>4</sup>. Ich hatte – als Student – den Verfasser persönlich kennengelernt auf einem evangelisch-sozialen Kongreß<sup>5</sup>. Das Buch stärkte mir das Gefühl für die Halbheiten unseres reichsdeutschen christlichen Sozialismus und machte mir Mut, meinen eignen Erlebnissen zu trauen. Auf der Suche nach weiteren Ausprägungen des christlichen Sozialismus kam ich zu den Schweizern und geriet glücklicherweise gleich an Ihre Bücher. Und das schlug ein. Das, eben das war es, wohin es mich drängte. Ich weiß nun wohl, wozu die Klarheit mich verpflichtet. Darum bedaure ich es so oft, nicht Pfarrer geworden zu sein. Ich wurde es seinerzeit aus Ehrlichkeit nicht. Nach meiner damaligen Unklarheit und nach den Vorstellungen, die ich von Kirche und Christentum hatte, konnte ich's

nicht. Aber nun ich – nach den geltenden Begriffen – als Laie sozusagen »außerhalb« der Kirche – ja wahrhaftig, so empfindet man's! stehe, ist es unmöglich, mich mit meiner Person einzusetzen für die Kirche, die sein sollte. Was kümmert sich die Kirche um das, was irgend ein Laie da draußen schreibt! Das zwingt sie nicht zur Entscheidung. Nun wäre ich ja noch jung genug, Theologie zu studieren. Aber ich habe kein Geld gehabt – es war eine rechte Würgerei, als ich Kunstgeschichte, Philosophie, Volkswirtschaft und daneben noch allerlei studierte! – und habe noch heute keins. Also muß ich wirken an der Stelle, wo ich hingestellt bin. Da ist wiederum kein volles, freies Wirken möglich. Denn der KW<sup>6</sup> steht jenseits der Parteien, der Extreme usw. Und das ist sein besondrer Wert. Es ist eine der ganz wenigen Stätten öffentlicher Ansprache in Deutschland, wo alle Parteien und Konfessionen zu Wort kommen und von allen gehört werden. Einen solchen Vorzug darf man verantwortlicher Weise nicht opfern. Zudem ist der KW durch Avenarius<sup>7</sup> Wesen in seiner Eigenart bestimmt, da kann sich nicht wohl allzu stark andre, eindeutig bestimmte Art vordrängen. Es sind mir da also durch die Natur der Dinge Grenzen gesetzt. Nun, ich lasse gern die Dinge an mich herankommen. Man soll nichts »machen« wollen. Die Menschen verderben das Pfand, das ihnen gegeben, häufiger durch die Ungeduld ihrer Nerven als durch ihre Lässigkeit, wenigstens in unserm Zeitalter. –

Zur Schweiz habe ich, abgesehen von Ihnen, nur zwei Beziehungen: Erstens Gottfried Kellers<sup>8</sup> Werke. Seit meiner Gymnasiastenzzeit, ja früher, schon als ich noch Buchhändler war, hab' ich ihn gelesen. Und heut noch steht er mir neben dem alten Raabe<sup>9</sup> immer zur Hand. Raabe und Keller, außer den beiden könnte ich die übrige neuere Literatur ziemlich entbehren. Zweitens: Ich bin einmal eines Tages mitten durch die Schweiz gefahren nach Rom und zwölf Tage später nachts zurück denselben Weg. In Zürich hatte ich auf der Hinfahrt fast zwei Stunden Aufenthalt. Da bin ich einmal vom Bahnhof bis an den See gefahren. Im übrigen liegen mir Schweiz und Schweizer recht fern. Ursache jener Fahrt war: Ich verwendete das erste Monatsgehalt, das ich als Redakteur in Stuttgart erhielt, dazu, um mich in Rom zu verloben. Meine Braut, die ich schon von der Tanzstunde her kannte, war, da wir uns doch noch nicht »kriegen« konnten und sie bei der mit vier Töchtern gesegneten Mutter das Brot nicht unnütz mit wegessen wollte, auf ein paar Jährchen als Erzieherin nach Italien gegangen. Da ist es wohl verständlich, daß ich mich auf der Italienfahrt nicht weiter



mit der Schweiz aufhielt, obwohl sie im verlockendsten Frühlingssonnenschein dalag. –

22. 4. 1916

Daß mir jetzt viele Stimmen, die aus dem religiös-sozialen Chor der Schweiz herüberschallen, recht unangenehm klingen<sup>10</sup>, brauche ich kaum zu sagen. Ihr Schriftchen »Ich kann mir nicht helfen –«<sup>11</sup> war mir eine rechte Erleichterung. Einer, der Gott nicht mit seiner menschlichen Vernunft meistert! In dem »Gebet«, das ich neulich in der Christl. Welt veröffentlichte<sup>12</sup> – ich sandte Ihnen ein Exemplar – spielten auch die Gedanken an die Schweizer mit. Die Gefahr, daß an die Stelle der von Gott Ergriffenen die bloßen Affen Gottes treten, erscheint mir als die Hauptgefahr des religiösen Sozialismus. Da »werden« die Gedanken und Pläne und Bestrebungen, die das volle Herz gebar, (nach Schillers Ausdruck) »fest«<sup>13</sup>, sie werden zu Normen, nach denen man richtet. Aber sobald der lebendige Odem Gottes entweicht – und die Gefahr ist gerade beim Richter ungeheuer – ist all diese Richterei eben gottlos, schlechthin menschlich. Was aber ist uns mit Maßstäben und Formen gedient, in denen nicht mehr der lebendige, wachsen machende Odem ist? Ohne diesen ist doch alles nur Äfferei. –

Das Stück aus Ihrer Rede kommt im nächsten Heft, das in der Osterwoche ausgegeben wird<sup>14</sup>. Voran steht ein Aufsatz von Walter Classen<sup>15</sup>. Eigentlich sollte noch ein größerer Aufsatz von Bonus<sup>16</sup> folgen über »Gott, Wirklichkeit, Tod«. Doch waren auf einen Beitrag über die Mode neulich soviel Entgegnungen und Aufsätze eingelaufen, daß ich schleunigst eine zusammenfassende Polemik schreiben mußte, die in das Heft unter dem Titel »Die Frau und die Tracht von heute« kommt. Da mußte der größere Aufsatz von Bonus leider einstweilen warten. Hätte ich vorher gewußt, daß auf diese Weise noch über eine Druckseite Raum gewonnen würde, so hätte ich gern noch den Schluß Ihrer ersten Rede mit ins Heft hineingenommen, aber es war zu spät dazu. –

Ein wenig hätte ich mich Ihnen nun wohl vorgestellt. Vielleicht in einer nach Ihrem Empfinden schnurrigen Weise. Keine tiefgründige Erörterung, keine scharfsinnige Deduktion, keine Weisheit über die »gegenwärtige Lage«! Ja nun, »Aufsätze« muß ich beruflich genug schreiben, da mache ich meine Briefe nicht gern auch noch zu Aufsätzen.

Herzliche Ostergrüße Ihr ergebenster

Wilhelm Stapel.



- 1 Im 1. Juni-Heft 1914 des »Kunstwart« schrieb Stapel einen Artikel (Pfarrer Kutter, Zu Pfingsten, 281-286), ferner gab er im gleichen Heft eine Text-Auswahl aus Kutters Schriften unter der Rubrik »Fliegende Blätter«, 300-317.
- 2 Siehe Brief vom 22. 2. 1908/9.
- 3 Siehe Brief vom 22. 9. 1905/9. Kutter hat das christlich-soziale Programm von Stöcker wie von Naumann scharf abgelehnt. Vgl. dazu »Sie müssen«, 12-26 (2. Aufl.).
- 4 Zu Rauschenbusch siehe Brief vom 17. 10. 1907/7. – »Christianity and the Social Crisis« (1907) wurde von Clara Ragaz ins Deutsche übersetzt und mit einem Vorwort ihres Mannes 1922 unter dem Titel »Die religiösen Grundlagen der sozialen Botschaft« herausgebracht (Rotapfel Verlag, Zürich).
- 5 Wahrscheinlich 1908, als sich Rauschenbusch während eines Sabbathjahres in Deutschland aufhielt.
- 6 = Kunstwart, siehe Brief vom 6. 4. 1916/1.
- 7 Siehe Brief vom 6. 4. 1916/2.
- 8 Gottfried Keller (1819-1890), Schweizer Dichter, bedeutendster Vertreter des »poetischen Realismus«.
- 9 Wilhelm Raabe (1831-1910), von Jean Paul, Charles Dickens und Schopenhauer beeinflusster Erzähler (symbolischer Realismus): »Chronik der Sperlingsgasse« (1856), »Der Hungerpastor« (1863), »Abu Telfan« (1867), »Der Schüdderump« (1870), »Alte Nester« (1877-1879).
- 10 Gemeint sind wahrscheinlich Ragaz und seine Anhänger. In seiner Rede »Von den letzten Voraussetzungen der schweizerischen Unabhängigkeit« hatte Ragaz vor Nationalismus und deutschem Imperialismus gewarnt (in Bern am 14. 11. 1915 vor Hochschullehrern). Die Rede wurde in »Wissenschaft und Leben« Nr. 8, 1916 abgedruckt. Zur Reaktion auf diese Rede vgl. den Aufsatz von A. Bonus: »Der Geist Luthers erwacht. Eine Schweizer Weissagung« in: Christliche Welt, Nr. 39, September 1916, 744-754.
- 11 Siehe Brief vom 19. 3. 1915/2.
- 12 Siehe Brief vom 12. 7. 1916/8.
- 13 Ein zugrundeliegendes Schillerzitat ist nicht auffindbar. Außerdem ist dieser Gedanke nicht typisch für Schiller (Auskunft von Prof. K. Pestalozzi, Basel).
- 14 Vgl. Kunstwart 1916, 91-94. Der Auszug aus der ersten Rede (»Der Tag der Deutschen«, Reden, 16-21) erschien unter dem Titel »Vom Werte des deutschen Staatswesens« (von einem Neutralen).
- 15 Vgl. Kunstwart 1916, 89-91. Classen spricht in seinem Osteraufsatz von der »großen Frühlingshoffnung«, von der »Auferstehung des deutschen Volkes« (zur Person siehe Brief vom 6. 10. 1916/5).
- 16 Arthur Bonus (1864-1941) war Schriftsteller und bis zu seiner Emeritierung aus Gesundheitsgründen 1904 Pfarrer in einer Arbeitergemeinde. Bonus erwartete von der Germanisierung des Christentums die Überwindung der religiösen Krise. Werke (u. a.): Deutscher Glaube, 1897'; Die

Kirche, 1909; Zur religiösen Krisis: Zur Germanisierung des Christentums, Bd. I, 1911; Vom neuen Mythos. Eine Prognose, Bd. IV, 1911; Religiöse Spannungen, Bd. III, 1912; Religion als Wille. Grundlegendes zur neuen Frömmigkeit, 1915.

---

Brief 180    Vom Eugen Diederichs Verlag  
Jena, 22. Mai 1916

---

Sehr verehrter Herr Kutter!

Heute geht die erste Korrektur<sup>1</sup> an Sie ab, und jedenfalls wird es nicht länger als 2-3 Wochen dauern, bis sie ausgesetzt ist, denn es ist Maschinensatz. Der Umfang wird ungefähr 15 Bogen werden. Ich bin durchaus dafür, daß wir den Titel beibehalten<sup>1</sup>, denn Sie haben jedenfalls mehr Veranlassung, Reden an die deutsche Nation zu halten, als ein Herr Dittrich<sup>2</sup>. Ich werde dann eine Rede gewissermaßen als Voranzeige im Juliheft der *Tat*<sup>3</sup> abdrucken. Natürlich nicht die, die der Kunstwart gebracht hat<sup>4</sup>. Es ist Ihnen auch wohl recht, wenn ich der Christlichen Freiheit<sup>5</sup>, ev. der Christlichen Welt<sup>6</sup> und vielleicht auch der Hilfe<sup>7</sup> eine Rede im voraus zur Verfügung stelle, falls sie sie aufnehmen wollen. Vielleicht kriege ich auch eine sozialdemokratische Zeitung dazu.

Das Vorwort können Sie ja dann ändern, wenn ausgesetzt ist, es wäre mir auch ganz lieb, wenn es noch einen etwas größeren Umfang bekäme, so daß die Seite voller wird.

Militärisch werden uns die Gegner nicht unterbekommen, ich fürchte nur, die Sache wird mit gegenseitiger Erschöpfung enden.

Vielleicht interessiert es Sie, was wir hier in Jena im Sinne Fichtes<sup>8</sup> tun, leider hat mir Fendrich<sup>9</sup> abgesagt. Könnten Sie nicht einmal in Deutschland auftauchen? Ich könnte Sie Ende Juni sehr gut dazu

brauchen, wir würden dann eine schöne Feier in der Kirche machen. Oder dann im nächsten Winter. Vielleicht reden Sie auch noch an ein paar anderen Orten. Es wäre ganz gut, wenn man Sie hier in Deutschland auch einmal persönlich kennenlernte<sup>10</sup>.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Eugen Diederichs

Vielen Dank für Ihre Gratulation.

1 Reden an die Deutsche Nation, Diederichs, Jena, 1916. Zur Wahl des Titels: siehe Brief vom 12. 7. 1916/10.

2 Ottmar Johann Peter Dittrich (1865-1951), Professor für Philosophie in Leipzig (1912-1933), an Fichte orientierter Vertreter des Neuidealismus. Hauptwerk: Geschichte der Ethik, 6 Bde. 1926 ff. Dittrich hatte zur gleichen Zeit wie Kutter (1916) »Neue Reden an die deutsche Nation. Nach Vorgang von J. G. Fichte durch Ottmar Dittrich« veröffentlicht.

3 Vgl. »Die Tat«, 8. Jg., Bd. 1, Juli 1916, 307-317: Auszug aus der 2. Rede »Die moralische Lebensgestaltung« (23-35). Zum Verfasser Kutter merkt die Redaktion der »Tat« an: »Pfarrer Kutter ist eine der stärksten religiösen Persönlichkeiten in der Schweiz. Z. B. hat er die Konfirmation in seiner Kirche abgeschafft, und der Staat hat seine religiösen Beweggründe dazu anerkannt. (Ob das wohl im Deutschen Reiche möglich wäre, ohne daß man schreien würde, Deutschland sei in Gefahr?)«

»Die Tat«, eine konservative Kulturzeitschrift, wurde vom April 1909-1912 von den beiden von Nietzsche beeinflussten Philosophen August und Ernst Horneffer herausgegeben. Seit 1916 übernahm E. Diederichs die Herausgabe. Seitdem stand auf den Briefköpfen des Diederichs-Verlages neben dem Verlagselement (Löwe) auch das Emblem der Tat und dazu ein programmatischer Text am Rand: »Die Tat« bezweckt eine »innerliche Erneuerung Deutschlands« »aus den irrationalistischen Anlagen seines Volkes heraus«. »Die schöpferischen Kräfte des Neuidealismus« sollten in national-staatlichen Rahmen als neue Volkskultur organisiert und realisiert werden. (Einstellung der »Tat« 1944, seit 1939 unter dem Titel »Das XX. Jahrhundert«.)

4 Siehe Brief vom 21. 4. 1916/14.

5 Gemeint ist wohl die Zeitschrift für praktische Theologie: »Evangelische Freiheit«.

6 1886 von M. Rade u. a. begründetes ev.-luth. Gemeindeblatt, anfänglich der katholischen (Kulturkampf) und sozialen (Fürsprecher der Evangelisch-Sozialen Kongresse seit 1890) Frage zugewandt; nach der Jahrhundertwende Öffnung zur religionsgeschichtlichen Schule (Weiß, Bousset, Troeltsch) und Entwicklung zur kirchenpolitisch, theologisch und kulturell aktiven Zeitschrift. – In der »Christlichen Welt« vom 30. 11. 1916 erschien eine Rezension von Kutters »Reden an die deutsche Nation« durch Ewald Stier.

- 7 »Die Hilfe« wurde von Friedrich Naumann im Dezember 1894 gegründet, als Wochenzeitschrift, bis 1902 mit dem Untertitel: »Gotteshilfe, Selbsthilfe, Staatshilfe, Bruderhilfe«. Sie stand – nach dem Ausklingen der alten evangelisch-sozialen Bewegung – im Dienste des nationalsozialen Gedankengutes des älteren, von Rudolf Sohm und Max Weber beeinflussten Berufspolitikers Naumann. Sie erschien auch nach Naumanns Tod (1919) bis 1944.
- 8 Diederichs hatte im April 1916 zusammen mit Vershoben und Maurenbrecher die »gemeinnützige Gesellschaft 1914 zu Jena« gegründet, als »Arbeitsgemeinschaft zur Veranstaltung von Vorträgen in Jena, die den Glauben an die große Zukunftsaufgabe unseres Volkes wachhalten sollen«. Im Mai und Juni fanden in der Stadtkirche zu Jena die ersten Vorträge statt. Im selben Jahr veranstaltete Diederichs auch Kurse über Fichtes »Reden an die deutsche Nation« (vgl. »Eugen Diederichs Leben und Werk« (hrsg. L. v. Straus, Jena 1936). Zu Diederichs' Vorstellung einer völkischen Erneuerung im Sinne Fichtes vgl. auch seinen Aufsatzband »Politik des Geistes«, Jena 1920, Kap. I-III.
- 9 Anton Fendrich (1868-1949) begann als sozialistischer Schriftsteller, schrieb Heimaterzählungen und Sportbücher. Buch der Heimat (1922); Die badische Bewegung 1848/1849 (1924); Mehr Sonne (1924) u. a. Diederichs versuchte ihn wahrscheinlich für einen Vortrag in der »gemeinnützigen Gesellschaft« (siehe Anm. 8) zu gewinnen.
- 10 Kutter lehnte Diederichs' Einladung ab, anscheinend aus Rücksicht auf Reaktionen in der Schweiz (dies ergibt sich aus einem unveröffentlichten Brief Diederichs' an Kutter vom 26. 1. 1917).

---

Brief 181 Von Wilhelm Stapel  
Blasewitz, 12. Juli 1916

---

Hochgeehrter Herr Pfarrer!

Sie haben mich durch Ihre Antwort auf meinen vorigen Brief<sup>1</sup> – wie soll ich sagen – beschämt, so reich war er. Sie haben mir auf eine kleine erzählerische Plauderei hin, die nur von allerlei Äußerlichkeiten

sprach, ein Stück wesentliches Leben gegeben. Darauf kann ich Ihnen nicht »antworten«. Es ist bei mir doch noch alles zu unfest. Stunden der Kraft und der vollen Getragenheit und Zeiten der Mattheit, ja Dürre, über die nur das Gedächtnis und die Vorstellung eines Künftigen hinweghilft – und oft reißt auch diese dürtige Brücke, die der Intellekt baut, klaffend auseinander. Und in solchen Zeiten ist schlecht reden, zumal mit dem Gedanken, daß das Auge des Zensors da in Dinge hineinschaut, die mir nicht, wie das wunderliche Spiel des Lebens, im letzten Grunde ziemlich gleichgültig sind, Dinge, über die ich noch mit keinem Menschen gesprochen habe. –

Eins ist mir in Ihrem Brief besonders merkwürdig, weil nicht voll durchsichtig, gewesen. Schon in Ihrem Buch »Wir Pfarrer«<sup>2</sup> schrieben Sie von der Notwendigkeit, sich loszureißen vom alltäglichen Leben und seinem kleinen Behagen. Man fühlte persönliche Kämpfe heraus, die dahinter staken. Nun schreiben Sie auch in Ihrem Brief andeutend von einer, wenn ich so sagen darf, Flucht in die Wüste, zur innern Sammlung, zum stillen Reifen. Hier ist etwas, das mich beunruhigt. Sie werden aus meinem Brief gespürt haben, daß ich ein Mensch des Behagens bin. Heide, Wald, jeder Käfer, ein schönes Kunstblatt, all das genieße ich mit freundlicher Versenkung. Der harmlose Verkehr mit allerlei Menschenkindern, je lieber, je raabischer<sup>3</sup> sie sind, ist mir Bedürfnis. Wenigstens von Zeit zu Zeit. Es gibt wohl Zeiten, wo ich nichts außer mir spüre. Scherzen und Neckten tu ich mit viel Vergnügen. Ich kann »aus meinem Herzen keine Mördergrube machen«<sup>4</sup>. Ich gestehe, es ist mir ein Hauptpaß, einem Freunde, der keine Schnecken leiden kann, ein Schneckengehäuse in seinen Salat zu praktizieren. Aber ich fühle mich bei all dem frei. Es ist mir nichts Störendes. Es ist so, wie ich mit meinem Jungen spiele. Ja doch; ich habe die Welt lieb. Und auch das Grauensvolle kann mich von der Welt nicht scheiden. Dabei aber ist zweierlei Widerspruch: Ich könnte – ich weiß, was ich sage – in jedem Augenblick dem Tode folgen, in der Gewißheit, daß Gott es so will. Mit einem Bedauern, wie man bei der Reise von daheim scheidet, aber ohne wirkliches Sträuben. Und zum andern: Ein Haß auf die Triebkräfte der Welt, die in mir selbst ja wühlen, die Sünde, die der Welt eingeboren ist, die mich immer wieder zu Boden reißt. Wenn mir eins im Fühlen, Denken und im Tun gewiß ist, so ist es die Erbsünde, sie ist so evident wie Gott, sie spaltet das Ich in zwei miteinander ringende Teile. Das Bewußtsein der Erbsünde richtet sich nicht gegen die Erscheinung der Welt, wohl aber gegen – ja



die Triebe der Welt überhaupt oder nur gegen einzelne? Nein, gegen sie alle. Es ist ja kein Zweifel, es sind zwei »Reiche«, dazwischen wir im Werden sind. Aber wie nun das Verhältnis zur »Welt«? Flucht und Versenkung, absichtsvolle, in die andere? Aber wozu fliehn, wir entfliehen ihr doch nicht? Auch in die Wüste folgt der ewige Versucher. Dann wieder: Mich erfaßt der Drang zu wirken, in der Wirklichkeit zu bewähren. Hat nicht eben dieser Drang zur sozialen Bewegung geführt? Ich fühle mich zum sozialen Handeln gedrängt, nicht zum Organisieren, äußern Gestalten – ach, es kommt wahrhaftig auf die Formen der Welt nicht an, sie werden, so oder so, gleich schlecht sein. Aber zum Entzünden: Luk 12,49<sup>5</sup>. Und Sie sagen nun: Nein, losreißen, still sein. Hier, an dieser Stelle stehe ich mit einer Frage vor Ihnen. –

Ich bitte Sie, zu entschuldigen, daß ich Ihnen jetzt erst schreibe. Es macht: Ich habe so zahllose Briefe zu schreiben, so vielen Freunden, zumal auch draußen im Felde. Und mein doppelter Beruf: Kunstwart und Dürer-Bund<sup>6</sup>, ist gerade jetzt sehr aufreibend gewesen. Hinzu kommt allerlei kleine Krankheit in der Familie. Nächste Woche reist Herr Avenarius<sup>7</sup> ins Bad, es tut ihm sehr nötig. Da soll vorher der Tisch von mancherlei Arbeiten rein-gemacht werden. So hab ich seit Montag voriger Woche keine Nacht mehr halbwegs ausschlafen können. Nächsten Montag gehe ich selbst auch drei Wochen auf Urlaub, nach Hause. Freilich, ich nehme mein Teil Arbeit mit: Das »Avenarius-Buch«<sup>7</sup>, das ich zum Herbst fertig haben will, damit es vorliegt, wenn Avenarius im Dezember seinen sechzigsten Geburtstag hat. Und das zweite Augustheft muß ich daheim auch fertigmachen und das erste Septemberheft vorbereiten. Wollen Sie bitte mein Zögern im Briefschreiben nicht als Lässigkeit auffassen.

Als einen kleinen Gruß sandte ich Ihnen neulich die Nummer der Christlichen Welt mit dem »Eisernen Gebet«<sup>8</sup> und den letzten KW mit den Ausführungen gegen den Försterschen Pazifismus<sup>9</sup>. –

Eine Kleinigkeit, die mir am Herzen liegt: Es ist ein neues Buch von Ihnen in Aussicht – wie freue ich mich darauf! Die erste Rede davon kenne ich ja schon. Sie schrieben seinerzeit an Avenarius von dem Buch als von »Reden an die deutsche Nation«. Nur dem Sinne nach oder war's als Titel gemeint?<sup>10</sup> Wenn's der Titel des Buches sein sollte – bitte, bitte, nicht so! Mir sind Fichte's »Reden an die deutsche Nation«<sup>11</sup> ein einzigartiges Buch, und ich habe es nie leiden mögen, wenn andre sich diesen Titel oder anklingende wählten. Es ruft

Assoziationen wach, die dann verquer-laufen beim Lesen. Eugen Diederichs schwärmt ja, wie man weiß, für Fichtische Titel. Aber das ist nicht recht von ihm. –

Ich erwarte nicht, daß Sie mir rasch wieder schreiben. Sie haben auch Ihre reichliche Arbeit. Aber wann immer Sie mir schreiben, es wird mir ein Feiertag sein, wenn ich den Brief in die Hand nehme. Seien Sie versichert, daß jeder Brief von Ihnen nicht nur einmal so »durchgelesen« wird wie die meisten andern Briefe<sup>12</sup>.

Mit aufrichtiger Verehrung Ihr ergebenster

Wilhelm Stapel.

1 Vom 21. 4. 1916. Kutters Antwort ist nicht erhalten.

2 »Wir Pfarrer«, H. Haessel, Leipzig 1907, 2. Aufl. Diederichs, Jena 1912, z. B. 151.

3 Vgl. Brief vom 21. 4. 1916/9.

4 Vgl. Mt 21,13 par.

5 »Ein Feuer auf die Erde zu bringen bin ich gekommen, und wie sehr wünschte ich, es wäre schon entfacht.«

6 Vgl. Brief Stapels an Kutter vom 6. 4. 1916/1.

7 Stapel: Avenarius-Buch (München 1916), eine Sammlung von Texten aus Aufsätzen und Büchern von Ferdinand Avenarius (zu Avenarius: siehe Brief vom 16. 4. 1916/2).

8 Stapels »Eisernes Gebet« erschien in der »Christlichen Welt« (siehe vorangehenden Brief, Anm. 6) vom 29. 6. 1916 (497 f). Wir geben es ausschnittsweise wieder:

»Was klagt ihr über eure Leiden? Gott wird euch nicht erhören. Er hat Verderben beschlossen und wird die Welt verderben. (. . .) Ihr alle müßt Verderben bringen und Verderben leiden. (. . .) auf daß abgetan werde die Sünde der vergangenen Geschlechter und des gegenwärtigen. – Auf daß ein neues Geschlecht aus der Wurzel entsprosse (. . .) – Wehe denen, die nicht gewappnet sind gegen das Elend! (. . .) – Gott ist Eisen geworden. Fühlst du Eisen um dein Herz und um deine Stirn, selig bist du in dieser Zeit, denn du wirst gerettet für die künftige. (. . .) – Das Geschrei in den Lüften zerriß mein Herz. – Herr Gott, hilf mir (. . .) Daß ich mit nüchternem Auge sehe auf all das Elend und hindurchblicke auf die künftige Zeit deiner Gnade. – Daß ich fühllos werde gegen das Leiden der Leidenden, aber fühle und bewahre, was keimen soll in der künftigen Zeit deiner Gnade. (. . .)«

9 Friedrich Wilhelm Förster (1869-1966). Pädagoge und politischer Ethiker. 1901 Professor in Zürich, 1912 in Wien und 1914 in München. Förster emigrierte 1920 aus politischen Gründen in die Schweiz, später in die USA. Er war Vertreter eines bürgerlichen Pazifismus und Gegner der nationalistischen Ideologie. Zu Auseinandersetzungen mit der Münchner Universität war es 1916 gekommen, als Förster in der Zürcher »Friedens-Warte«

- (Blätter für zwischenstaatliche Organisation. Hrsg. Dr. A. H. Fried, 1-9) das Konzept eines übernationalen, föderativen Europas vorlegte, wie Konstantin Frantz es in seiner 1882 erschienenen »Deutschen Weltpolitik« entworfen hatte. Stapel hat in einem Aufsatz mit dem Titel »Konstantin Frantzens Mitteleuropa und F. W. Försters Europa« im 2. Juliheft des Kunstwart (49-57) kritisch gegen Förster in den Streit eingegriffen.
- 10 Den Titel »Reden an die deutsche Nation« hatte der Verleger Eugen Diederichs (zur Person siehe Adr./Korr.-Liste) vorgeschlagen. Kutter hatte Bedenken; ihm wäre der Titel »Was haben die Völker von Deutschland zu erwarten?« lieber gewesen. Die Entscheidung wurde schließlich von Diederichs selber getroffen. Das Buch erschien unter seinem Titel.
- 11 J. G. Fichte: »Reden an die deutsche Nation«, Berlin 1808, neu hrsg. von E. Spranger, Leipzig 1943.
- 12 Zwei Sätze sind weggelassen.

---

Brief 181a An Eugen Diederichs  
Zürich, 16. Juli 1916

---

Sehr geehrter Herr Diederichs!

Ich kann ein großes, schwerwiegendes Bedenken nicht los werden, seitdem mir gestern ein sehr urteilsfähiger Deutscher von bekanntem Namen geschrieben<sup>1</sup>, ich möchte doch ja meinem Buche *nicht* den Titel: Reden a. d. d. Nation geben, da das wie ein Eingriff in ein vorhandenes deutsches Kulturgut erscheine. Ich weiß nicht, ob der feinfühilige Mann recht hat, aber ich fürchte wenn er recht hat, so schadet der Titel so sehr meinem Buch, daß nicht nur meine Absicht gänzlich übersehen wird im Ärger über den Titel, sondern auch, was ja gewiß auch wichtig ist, die Verbreitung des Buches gehemmt wird. Ich habe bis jetzt die Sache viel harmloser angesehen, aber nun bin ich nicht mehr ruhig.

Ich schreibe Ihnen das auf alle Fälle. Vielleicht beruhigen Sie mich oder vielleicht kann noch in letzter Stunde – ich weiß ja nicht, wie weit der Druck schon gefördert ist, der Titel abgeändert werden.

Es wäre doch ein nicht wieder gut zu machender Mißgriff, wenn wegen des bloßen Titels das Ganze fehlschläge. Und unglücklicherweise kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Mann recht haben könnte.

Ich bitte Sie, mir hierüber so bald wie möglich berichten zu wollen und bin in herzlicher Hochachtung Ihr

Hermann Kutter Pfr.

1 Vgl. Brief vom 12. 7. 1916/10.

---

Brief 182    An Karl Barth  
Zürich, 26. Juli 1916<sup>1</sup>

---

Lieber Herr Pfarrer!

Ich habe immer auf den Tag gewartet, da ich Ihnen mein Buch bringen könne. Nun bekomme ich heute von Diederichs die Nachricht, daß es von der Zensur verboten worden ist<sup>2</sup>. Tableau!

Es gibt doch dumme Leute!

Mit herzlichem Gruß! Ihr

H. Kutter.

1 Die folgende Karte hat Kutter mit griechischen Buchstaben geschrieben!

2 Die »Reden an die deutsche Nation« verfielen im Juli 1916 der deutschen Militärzensur und erhielten bis September Verkaufsverbot mit der

Begründung, die beiden letzten Reden – »Mammonismus, Sozialismus und Staat« seien »lieb knechtisch« und »kommunistisch« (zur Zensur-Geschichte siehe weiter die Briefe vom 8. 8. und 5. 10. 1916).

---

Brief 183    An Karl Barth  
Zürich, 28. Juli 1916

---

Lieber Herr Pfarrer!

Vielen herzlichen Dank für Ihre Einladung – quand même. Es käme nur noch der nächste Sonntag in Betracht, da ich in den Wochentagen wegen allfälliger Funktionen hier sein muß. Nun predigt aber mein Sohn Hermann<sup>1</sup> zum ersten Mal gerade an diesem Sonntag, was mich natürlich an seine Seite ruft in der Schlacht, es sei denn, er wolle mich lieber nicht sehen, was ich auch begreife und was sehr wohl möglich ist. In diesem Falle käme ich schnell herübergesprungen, wenn möglich schon Samstagabend. Bitte, machen Sie gar keine Umstände, sondern richten Sie nur das Bett auf alle Fälle. Und sollten Sie schon einen Gast haben, dann quartier' ich mich in einem Safenwiler Hotel ein. Ihrer Frau herzlichen Dank zum voraus für die Mühe. Käme ich dann nicht, dann bin ich eben in der Schlacht!

Nicht wahr, mit meinem armen Büchlein ist's schlimm gegangen? Aber noch schlimmer mit seinen Zensoren. Denn sie wollen es wegen der 2 letzten Kap. – wegen Mammon! – nicht<sup>2</sup>. Das ist in der Tat sehr betrübend für sie! für mich ist's auch. Soll aber, was mir durch Herz und Gemüt gefahren, von einem Zensorenbleistift durchgestrichen werden können? Ich wehr mich noch und suche, in der Schweiz anzukommen; wer weiß, vielleicht hat ein hiesiger Verleger Mut genug dazu. –<sup>3</sup>



Ihre Predigt in Aarau hat mich sehr gefreut und angeheimelt.<sup>4</sup> Nur so geht's noch, aber es geht und immer besser!  
Herzlichste Grüße an Sie, Frau Pfarrer und dem kleinen »Mammongeist«<sup>5</sup>. Ihr

H. Kutter

- 1 Hermann Kutter jun., damals noch cand. theol., hielt seine erste Predigt in Kilchberg (ZH).
- 2 Tags zuvor, am 27. 7. 1916, hatte Barth an Thurneysen geschrieben: »Was ist das für eine Katastrophe mit der Zensur, die Kutters Buch verboten hat! Ist das nun eine Attacke des leidigen Teufels oder ein freundliches Eingreifen des lieben Gottes, der noch rechtzeitig ein Unheil verhüten wollte? Jedenfalls ein Beweis für die seltene Blindheit, mit der im Gottesvolk da draußen immer noch regiert wird und insofern eine kuriose Beleuchtung des Kutterschen Buches selbst« (Briefwechsel Barth-Thurneysen I, 148).
- 3 Eine zweite Auflage ist weder in der Schweiz noch in Deutschland erschienen. Kutter hat sich schon bald nach Erscheinen (September 1916) von seinem Buch distanziert (vgl. dazu den Brief vom 13. 8. 1916/8).
- 4 Barth hatte an der 20. Christlichen Studentenkonferenz in Aarau (13. bis 15. März 1916) die Predigt (über Gen 15,6) gehalten. Sie ist in den Konferenzberichten unter dem Titel »Das Eine Notwendige« erschienen (A. Francke, Bern 1916): Statt alles mögliche zu tun, sagt Barth dort, müsse man endlich »mit dem Anfang anfangen«, »anerkennen, daß Gott Gott ist« (vgl. E. Busch: Karl Barths Lebenslauf. München 1975<sup>3</sup>, 102).
- 5 Barths Tochter Franziska, geboren am 13. 4. 1914. Bei Kutters Besuchen im Hause Barths fiel das Wort »Mammon« so häufig und in so ausgeprägter Weise, daß die damals zweijährige Franziska, als sie Kutter zum erstenmal zu Gesicht bekam, fragte: »Bist Du Mammongeist?« (Vgl. dazu auch den Brief Barths an Rade vom 26. 3. 1916, in Karl Barth/Martin Rade. Ein Briefwechsel, hg. von Chr. Schwöbel, Gütersloh 1981, 137.)

Lieber Herr Pfarrer!

Ich freue mich, daß ich Sie so anreden darf. Daß ich Sie »sehr ehre«, wissen Sie ja durch eine Anzahl Briefeingänge zur Genüge. Das Wörtchen lieb ist aber jedesmal neu.

In aller Eile ein paar Wort zu Ihrem Brief vom 3. August. Zunächst was zur Entschuldigung der deutschen Bücherzensur dient: Erstlich: Der Mann, der über Ihr Buchmanuskript das Veto verhängt hat<sup>1</sup>, weiß höchstwahrscheinlich nichts von Hermann Kutter und dessen früheren Büchern. Er hat sein Schema: Alles, was den Klassenkampf anregen könnte, soll während des Krieges unterdrückt werden. Da liest er nun von Kapitalismus, Mammonismus, liest es, wie ein vielbeschäftigter Zensor liest, ohne den Zusammenhang, ohne den Grundton der Liebe zu Deutschland zu erfassen. Ihm genügt der Gedanke: Das könnte vielleicht den bösen Klassenkampf aufwecken. Also: Veto! Daß er damit zwei Dummheiten zugleich begeht, erstens die, deutschfreundliche Schweizer, grob ausgedrückt, in die Opposition zu treiben, zweitens, eine turmhoch über das politische Tagesgezänk hingehende Erörterung der vornehmsten deutschen Interessen zu unterdrücken, kommt ihm nicht zum Bewußtsein. Und schließlich, wer kann ihm in dieser Zeit drum böse sein?

Zweitens: Daß in diesem Augenblick, da der ganze große Körper des Volkes mit gewaltigster Anstrengung sich wehrend kämpft und arbeitet, da der Atem keucht und die Adern bersten wollen, da uns wahrhaftig alles gleichgültig ist, was ist, und jeder Gedanke nur schreit: Halt fest! halt fest!, damit das kommende Geschlecht auf dem, was wir halten – mag dies nun aussehen, wie es will – in neuem, andersartigen Kampf das Neue errichtet (vielleicht erinnern Sie sich hier des »Eisernen Gebets«, das ich Ihnen sandte<sup>2</sup>), daß in diesem Augenblick die Aufgabe einer Zensur sein muß, alles fernzuhalten, was die Gedanken von dem einen großen Ziel des Sich-nach-außen-Wehrens

ablenken könnte, ist unbestreitbar. Und wieviel wühlt und wütet hier nicht schon unter uns, das uns schwächen will! Wenn sogar anonyme Propaganda für einen Generalstreik, wohl durch Sendlinge aus Feindesland, betrieben wird! Sind Sie sicher, daß in Ihrem Buch nichts war, das einem verantwortlichen und besorgten Zensor Anlaß zu berechtigter Sorge geben könnte? Es klingt hier im Feuerkreis manches anders, als es draußen gesprochen wurde und umgekehrt. Man soll auch demgegenüber nicht die freiere englische Praxis uns als Muster vorführen. Erstlich ist die »freiere« manchmal in Wirklichkeit doch wohl nur eine – »andere« Praxis. Und zum andern: Die englische Insel liegt verhältnismäßig behaglich fern im Ozean.

Soviel zur Entschuldigung. Aber ich bin trotzdem der Meinung: Das Buch, von dem ich ja den Anfang kenne, zu unterdrücken, ist ein Fehler. Was aus Ihrem Herzen kommt, kann gar nichts Schwächendes sein. Wo man das meint, muß es Mißverständnis sein. Nach allem, was Sie schon geschrieben haben, dürfen wir gerade von Ihnen Wertvollstes für unsre Willensbildung erwarten. Können wir Ihnen nicht irgendwie behilflich sein, etwaige Mißverständnisse bei der Zensur zu beseitigen? Herr Dr. Avenarius<sup>3</sup> ist bereit, zu tun was er irgend kann. Sobald Sie zustimmen, werden wir uns mit Eugen Diederichs<sup>4</sup> darüber in Verbindung setzen. Vielleicht ist nur diese oder jene formale Änderung nötig? Vielleicht läßt sich dieses oder jenes Bedenken überhaupt beheben.

Und noch ein Wort zum Sachlichen: Sehn wir die Dinge mit den Augen der Welt, also »natürlich« an: Die Bande, die auch bei uns Staat und Großkapital verknüpfen, sind eng. Teilweise werden sie gerade durch den Krieg enger: Sind es doch Großkapital und Großindustrie, welche die notwendigsten kriegerischen und friedlichen (Handels-U-Boot!) Waffen liefern. Hier steht Deutschland unter denselben »natürlichen« Bedingungen wie alle andern Staaten. Darum kann prinzipiell dem Staat gerade jetzt eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus und Mammonismus wenig willkommen sein. Aber diese Auseinandersetzung bei uns kommt, muß kommen. Ich könnte vieles dafür anführen, aber das ginge über einen Brief hinaus. Ich verzweifle nicht an einem gesunderen, frömmeren Deutschland. Wenn ich es auch wohl nicht erleben werde. So schwer ich die Last kommender Kämpfe empfinde, so sicher bin ich Ihrer endlichen Frucht. Wenn du siebenmal siebzig Mal enttäuscht wirst, sollst du doch nicht aufhören zu hoffen und von vorn anzufangen.

Denn nur so beweist sich starke Liebe, und wie starker Liebe bedürfen wir! Gott gebe uns so starke Liebe.

Ihr Wilhelm Stapel.

- 1 Zur Zensurierung von Kutters »Reden an die deutsche Nation« vgl. den Brief vom 26. 7. 1916/2.
- 2 Vgl. Brief vom 12. 7. 1916.
- 3 Zur Person vgl. Brief vom 6. 4. 1916/2.
- 4 Zu den Bemühungen Diederichs' um die Freigabe der Reden vgl. dessen Brief vom 5. 10. 1916/4.

---

Brief 185    An Lydia Kutter-Rohner  
Tschamut<sup>1</sup>, 13. August 1916<sup>2</sup>

---

Ich bin sehr entzückt, daß es Euch so gut geht und ihr die Fidazerluft<sup>3</sup>, auf die wir hier alle Tage so mitleidig, gelegentlich aus einer Höhe von 2900 m herunterschauen, so gut aus- und einquetschet. Sie ist wohl gut genug für solche Reptile und Tausendfüßler, wie Ihr seid. – Gelegentlich sag' ich, denn gestern waren wir auf einer langen Tour über den Thomasee und auf dem Gipfel des Badus (Karte)<sup>4</sup>. Schneefelder, Schneelöcher, Felsen, Herzklopfen und Atmen, etwaige Schwindelanfälle von Heini mit lächelnder Geduld an seinem alten Vater ertragen, mehr oder weniger vollkommenes Herunterrutschen auf dem Schnee. Bewunderung von Rexens vollständiger Virtuosität im Schneewandern, zwei offene Mäuler von ebensoviel Gemen, sporadische Gespräche, unterbrochen von langen Sela, d. h. Schnaufpausen, Ausblicke auf den Gipfel und Niederblicke bis da, wo hinter den Maulwurfshügeln eine im Kreis ihrer Lieben herumfidazt, stolz im Bewußtsein überwundener Schwierigkeiten, heiße Wangen, Schuhe voll Schnee, schmunzelnder Abstieg, gutes Abendessen, Bett- und das

Resultat davon, daß ich heute meinen ersten frischen Tag habe. Also hat der alte Mensch – nicht der biblische – durch alle die Neumünster-Krusten doch endlich sich den Durchbruch erkämpft und sein eigentliches Element wieder erreicht. Es ging dieses Jahr ein wenig länger als früher, alle Jahre ein wenig länger, bis es endlich --- Heute brütet nun eine widerwärtige, heiße Luft, die nichts Gutes verkündet über Tschamut. Was werdet Ihr erst zu leiden haben, wenn Ihr's überhaupt merkt! Aber in dieser Bruthitze, in die uns heuere Natur eingenommen hat, brüten wir nun neue Projekte aus, die nicht ermangeln werden, auf neuen Höhen herumzuschmetterlinglen. Von unserem biederem Otto<sup>5</sup> keine Spur. Ich glaube, er ist einfach zu faul gewesen, hier vorbeizukommen und reptilt jetzt im Fidazer<sup>3</sup> Sumpf herum. Die Briefe von Diederichs<sup>7</sup> und Stapel<sup>7</sup> habe ich mit allerhand Kommentaren beantwortet, deren Hauptsumme war: macht um Himmelswillen keinen weiteren Lärm um das Buch. Vergraten ist vergraten<sup>8</sup> – und da wird auch keine ahnungsvolle Weiblichkeit, trotz der zu prophetischen Eingebungen so geeigneten, dem Himmel so nahen Fidazer Luft, etwas daran zu ändern vermögen. Mag's kommen wie es will, mir liegt nichts mehr daran, wie überhaupt an meiner ganzen zukünftigen Schriftschmiererei! – Unseligerweise kenn ich die alte würdige Dame Rossow aus Bremen<sup>9</sup>, die in ihrer Karte behauptet, wir hätten Juni 1914 einen gemeinsamen prophetischen Raptus gehabt, gar nicht, ich kann mich schlechterdings nicht an sie erinnern. Nun muß ich in meiner Antwort innigstes Verständnis heucheln, um die 83-jährige Seele nicht zu kränken. Oder ist sie etwa Mama in Bremer Ausgabe? 83 Jahre? Ich denke verhältnismäßig recht viel an Dich und hie und da auch in großartiger und liebevoller Weise, ich nehme mir auch vor, meinen Kindern ein recht freundlicher und gewissenhafter Vater zu sein, das macht alles die Bergluft! Und das Ende der Seite macht, daß ich jetzt, wo gerade der Erguß meiner tiefsten Gefühle hervordrängen wollte, aufhören muß. Du weißt ja vom letzten Brief: das Ungesagte, das allein das echt Sonnenhafte ist. Die Kinder bis zu Toni<sup>10</sup> herab, nimm eins ums andere her, und hau sie durch in meinem Namen! Herzliche Grüße an Fräulein Schulthess<sup>11</sup> und nichts als ungesagt Sonnenhaftes! von Deinem

M.

1 Kutters Ferienort im Sommer 1916, Weiler im obern Vorderrheintal bei Disentis (GR).



- 2 Eine längere Einleitung persönlicher Art ist weggelassen.
- 3 Ferienort von Kutters Frau, nahe Flims im untern Vorderrheintal (GR).
- 4 Dem Thomasee entspringt der Hinterrhein, südlich der Oberalppaßhöhe. Der Piz Badus ist über den Thomasee nach Süden erreichbar (ca. 3000 m).
- 5 Siehe Brief vom 21. 8. 1891/5.
- 6 Siehe dessen Brief vom 22. 5. 1916.
- 7 Siehe dessen Brief vom 8. 8. 1916.
- 8 Nach Mitteilung seines Sohnes Hermann soll Kutter ein von Diederichs im Oktober erhaltenes Exemplar der »Reden an die deutsche Nation« zerrissen haben. »vergraten« (Dialekt) = mißglückt.
- 9 Weiteres über die Frau ist nicht bekannt. Ihr Brief ist nicht erhalten.
- 10 Toni Kranzfeld, Tochter einer russischen Arztfamilie in Zürich. Sie wohnte bei Kutters, weil ihre Mutter krank war.
- 11 Unbekannt.

---

Brief 186    Vom Eugen Diederichs Verlag  
                   Jena, 5. Oktober 1916

---

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Ich sende Ihnen heute die ersten Aushängebogen und füge diesen ein Exemplar der anschließenden Revisionsbogen bei. Von Bogen 7 an sind die Streichungen der Zensur, ich habe Ihnen die betreffenden Lücken kenntlich gemacht, und Sie können dann an Ihrem Handexemplar nachsehen, was gestrichen ist<sup>1</sup>. Es sind das im Verhältnis zum Ganzen unwesentliche Lücken, und das Weitere schließt sich immer gut an.

Die Ausstattung wird also die gleiche wie die Ihrer bisherigen Bücher, vorausgesetzt, daß ich die gleiche Leinwand bekommen kann. Das Buch soll in dieser Woche ausgedruckt werden. Die Umschlagszeichnung ist auch da, also wenn der Buchbinder es in 8 Tagen fertigbringt,

so wird es in der zweiten Hälfte des Oktobers auf den Markt kommen.

Die ersten 15 Exemplare lasse ich Ihnen gleich direkt vom Buchbinder zuschicken, weitere 15 gebundene bekommen Sie dann ein paar Tage später.

Geben Sie mir noch weitere Adressen in Deutschland an, an die ich in Ihrem Auftrag noch Exemplare schicken soll, das wird dann besorgt, und die Exemplare gehen dann von denen, die Ihnen zustehen, ab. Im allgemeinen bin ich aber gar nicht knickerig, denn es kommt auf ein paar Freixemplare mehr gar nicht an. Natürlich kriegt Kaftan<sup>2</sup> auch von mir aus ein gebundenes Exemplar. Er hat sein Gutachten wohl so gemacht, daß es an der betreffenden Stelle wirken sollte<sup>3</sup>. Ich würde ihm an Ihrer Stelle einen Brief schreiben, mich für das Gutachten bedanken und ihn um seine persönliche Stellung bitten.

Ich freue mich, daß meine Eingabe an den Reichskanzler Erfolg gehabt hat<sup>4</sup> und alles noch gutging.

Herzlichen Gruß! Ihr

Eugen Diederichs.

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 26. 7. 1916/2.

<sup>2</sup> Julius Kaftan (1848-1926, 1874 Professor für systematische Theologie in Basel, seit 1883 in Berlin, seit 1904 Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrates) bezeichnete in seinem Gutachten (liegt in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich) die Reden als »utopische Übertreibung der Zukunftsperspektive«, womit er ihre Freigabe, allerdings unter der Bedingung gewisser Streichungen, erreichte.

<sup>3</sup> Militärzensur.

<sup>4</sup> Zur Freigabe des Buches hatte sich Diederichs in einem Brief persönlich an Th. v. Bethmann-Hollweg (1886-1921, Reichskanzler 1909-1917) gewandt. (Der Brief liegt ebenfalls in der Zentralbibliothek Zürich.)

---

Brief 187    Von Wilhelm Stapel  
Blasewitz, 6. Oktober 1916

---

Lieber Herr Pfarrer!

Ihre letzte Karte trifft mich nun auch als Soldat. Meine Feldpostadresse ist: Grenadier Stapel, II. Grenadier-Regiment Nr. 101, II. Ersatz-Bataillon, 1. Ersatz-Kompanie, 8. Korporalschaft in Klotzsche bei Dresden. Wir werden hier als Rekruten ausgebildet. Ich schreibe in etwas beengten Umständen, ringsum hantieren die Kameraden. Es ist aber doch recht behaglich unter ihnen, ein guter Geist im allgemeinen drin.

Daß Ihr Buch nun von der Zensur genehmigt ist und erscheinen kann, freut mich herzlich. Ich bin nun gespannt auf die Kapitel, die ich noch nicht gelesen habe<sup>1</sup>. Aber daß Diederichs<sup>2</sup> Ihnen den Titel so eigenmächtig behandelt, finde ich abscheulich. Was hat ein Händler in die Manuskripte zu pfuschen! Denn aus purem, geschmacklosen Buchhändlergesichtspunkt wählt doch der biedere Diederichs den für seinen Standpunkt reklamemachenden Titel. Man muß dem Onkel Diederichs wirklich öfter auf die Finger klopfen.

8. 10. 1916

Soweit war ich neulich abends gekommen. Jetzt schlafe ich in einem eignen privaten Zimmer, da kann ich nach dem Dienst immer noch etwas arbeiten.

Noch eine Neuigkeit. Ich wollte zum 1. Januar nach Hamburg übersiedeln als geschäftsführender Vorsitzender des Hamburger Volksheims<sup>3</sup>, das Sie auch kennen werden, da es ja für Deutschland mustergültig ist (besonders in der Jugendpflege). Dr. Heinz Marr<sup>4</sup> geht nämlich nach Frankfurt a. M. ans Soziale Museum und als Dozent an die dortige Universität. Mich hat man zu seinem Nachfolger auserkoren. Wohnung habe ich in Hamburg schon, gar nicht weit von Walther Classen<sup>5</sup>. Wenn ich durch mein Militärverhältnis gehindert bleibe, die Stellung anzutreten, bezahlt man mir für die Kriegszeit die Wohnung sowie 2000 M. jährlich für Frau und Kind. Man ist dort sehr anständig.

Sie werden sich wundern, daß ich zwei glänzende Stellungen hier, die viel weiter »leuchten«, aufgebe. Ich möchte auf die einzelnen Umstände nicht eingehen, es liegen viele Gründe vor. Nur ein allgemeines Motiv. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen einmal<sup>6</sup> schrieb, ich sehnte mich nach praktischer sozialer Arbeit. Vielleicht schien Ihnen das etwas wunderlich. Denn der Luther'sche Einwand liegt so nahe: Man kann Gott in jedem Stand und Beruf dienen<sup>7</sup>. Gewiß. Aber für einen Menschen, der sich noch nicht genügend durch Tat und Wirklichkeit bewährt hat, – und ich meine, ich bin noch nicht über meine »Wanderjahre« weg – ist es eine schwere Versuchung, vom Redaktionsstuhl und vom Papier aus einen so großen Einfluß ausüben zu können. Man hat es zu leicht, christlich zu sein und die Leute zu lehren. Man ist nicht immer gezwungen, das Gelehrte in der Wirklichkeit auch zu leben. Glänzende Begabungen sind dem schon erlegen, ihre Seele hat sich zwiegeteilt. Schuld und Tragik mischen sich wie in allen solchen Fällen ineinander. Das scheue ich, Sie sehn, es sind nicht eigentlich die in Deutschland üblichen »christlich-sozialen«, sondern ganz persönliche Motive, die mich treiben. Der Pfarrer hat seinen praktischen Wirkungskreis in der Gemeinde, der Hochschul-lehrer unter seinen Schülern. Der Schriftsteller aber ist durch Papier von der unmittelbaren Wirklichkeit und Wirksamkeit getrennt. Daher es denn kein Wunder ist, daß soviel innerlich unwahre Existenzen in ihm sind. Mehr als der Nicht-Journalist ahnt.

Aber, lieber Herr Pfarrer, ich habe noch viel zu schreiben und viel Korrekturen zu lesen, da ich vor meiner Einziehung noch das Menschenmögliche in die Druckerei geschafft habe. Ein andermal mehr, wenn Dienst und private Arbeit Zeit lassen. Beschütze Gott unser deutsches Vaterland und, was mehr und höher ist, das gesamte deutsche Volk, dessen Schicksal auch außerhalb der Reichsgrenzen in unsere, der Reichsangehörigen, Hände gelegt ist.

Ragaz<sup>8</sup> ist ein lebensferner Begriffsmensch, der in Wahrheit von Gott nicht mehr weiß »wie der Esel vom Geigenspiel«. Ragaz ist das Kuckucksei, das der Teufel Ihnen ins Nest gelegt hat. Ein derber Ausdruck, aber m. E. stimmt's.

Herzlichst, Ihrer in Liebe und Verehrung gedenkend, Ihr

Wilhelm Stapel.

1 Vgl. Brief vom 26. 7. 1916/2.

2 Zur »Titelgeschichte« siehe Brief Stapels an Kutter vom 12. 7. 1916/10.

- 3 Das Hamburger Volksheim wurde von Walther Classen (siehe Anm. 5) aufgebaut und war zu einem Zentrum der sozialen Arbeit und der Jugendfürsorge geworden.
- 4 Heinz Marr, geb. 6. 2. 1876, wurde nach seinem Weggang vom Hamburger Volksheim, dessen Geschäftsführer er war, 1917 Direktor des Sozialen Museums in Frankfurt, 1924 Privatdozent und 1926 a. o. Professor für Wirtschaftssoziologie und Sozialpolitik an der Universität Frankfurt. Stapel kannte ihn von seiner Mitarbeit am Kunstwart.
- 5 Walther Classen (1874-1954) war nach dem Theologiestudium zuerst Hilfspfarrer in Hamburg, wo er v. a. durch den Einfluß von Clemens Schultz auf die Probleme der Jugendarbeit aufmerksam wurde. Nach einem Aufenthalt in England widmete Classen sich ganz der Sozialarbeit und verzichtete auf ein Pfarramt. Er baute in Hamburg das Werk der Volksheime auf, in das nun Stapel eintreten sollte. 1926 erhielt Classen den Ehrendoktor, und 1930 wurde er zum Professor ernannt (Werke: Soziales Rittertum in England. Ein Reisebericht. 1900; Großstadtheimat, 1910; Das Werk des deutschen Volkes, 1934 ff; 16 Jahre im Arbeiterquartier, 1940).
- 6 Brief vom 12. 7. 1916.
- 7 Siehe 1 Kor 7,20 f.
- 8 Ragaz hat die Reden als ein »im ganzen (. . .) törichtes Buch«, »womit sich Kutter sein prophetisches Amt verscherzte« (Mein Weg II, 107) kritisiert. Zum andern kritisiert hier Stapel im Sinne Kutters (siehe Brief vom 19. 3. 1915/1) Ragazens »Pharisäismus der Idee«, dessen »Auflösung des lebendigen, schöpferischen Evangeliums in Ideen, denen der lebendige schöpferische Untergrund fehlt, die nicht mehr Wirklichkeit, sondern nur noch Postulate sind« (nach Mattmüller, Ragaz II, 213).

---

Brief 188    Von Emil Brunner  
 Obstalden<sup>1</sup>, den 27. Oktober 1916

---

Verehrter lieber Herr Pfarrer!

Da ist's auf einmal und Jena, Diederichs auf der ersten Seite<sup>2</sup>; das war keine kleine Überraschung und eine mächtige Freude. Ich hätte grad



eine Beerdigungspredigt machen sollen, aber die mußte jetzt halt warten. Ich wollte nur ein wenig darin blättern, aber da hat's mich nicht losgelassen und läßt mich auch jetzt nicht los. Das ist wie früher der Samichlaus<sup>1</sup>, wenn er die guten Sachen aus dem Sack schüttelte, so daß man mit Schauen und Staunen gar nicht nachkommt, und das Funkeln und Leuchten nimmt gar kein Ende. Es hat unerhört schöne Sachen in Ihrem Buch. Wie eine gewaltige Bachfuge rauscht es daher, immer das eine Thema, aber immer wieder anders und immer wieder ganz aus der Tiefe heraufgeholt. Entweder habe ich den Verstand verloren, oder dann müssen diese Reden einen gewaltigen freudigen Wiederhall finden bei allen denen, die ihren Idealismus noch nicht an Dogmen und Theorien verloren haben. Es ist alles drin, dünkt mich, was uns Junge je und je in Ihren Predigten und Büchern gepackt, mitgerissen und emporgeschwungen hat und das mir und meinen Freunden wie nichts anderes immer wieder Freude und Begeisterung gegeben hat für unsere Sache und neuen Mut. Jetzt, wo ich's lese<sup>2</sup>, scheint mir alles, womit ich nicht einverstanden sein kann, unbedeutend gegenüber dem beglückenden Gesamteindruck.

Haben Sie tausend Dank für Ihr Buch und die freundliche Widmung. Ich wollte, ich könnte Ihnen anders als in Worten danken. Vielleicht später einmal, wenn ich Sie ganz verstanden habe.

Ihr E. Brunner.

1 Emil Brunner (siehe Korr. / Adr.-Liste) war seit Februar 1916 Pfarrer in Obstalden-Filzbach (GL).

2 Reden an die deutsche Nation, Diederichs, Jena 1916.

3 Sankt Nikolaus.

4 In einem (unveröffentlichten) Brief von Brunner an Thurneysen vom 28. 8. 1916 berichtet Brunner, Kutter habe ihm während eines sechstägigen Besuchs sein ganzes »Kriegsbuch« vorgelesen. (»Kutters Buch ist im ganzen geistvoll, tief und groß, aber halt die falsche Verliebtheit ins Deutschtum«.) – »Brunner hat doch meinem Herz einen Stoß gegeben!«, schrieb Ragaz in sein Tagebuch (10. 11. 1916). Denn jener »rühmte mächtig das neue Buch von Kutter, sei genial usf.« (Mattmüller, Ragaz, II, 229).

Lieber Herr Pfarrer!

Ich habe Ihnen noch gar nicht gedankt für Ihr Buch. Nicht aus Undankbarkeit und Gleichgültigkeit. Die »Reden« haben vergangene Woche eine bedeutende Rolle gespielt in unserem Haus. Mein Bruder<sup>1</sup> mit seiner Frau war da, und da wurde fast beständig irgendwo darin und daraus gelesen und vorgelesen. Der unter Tränen lächelnde Humor figuriert sogar als Illustration in unserem Fremdenbuch. – Mir sind diese »Reden« sehr viel, auch abgesehen von der Veranlassung und von der konkreten Seite des Buches, mehr als ich wohl seinerzeit beim Vorlesen zu erkennen geben konnte. Sie haben seit dem »Unmittelbaren« nie mehr so umfassend und verbindlich die eigentlichen Hintergründe Ihrer Gedankenwelt aufgedeckt wie hier. Und weil es ein Schlag mit gesammelter Kraft ist, geführt in eine sehr zugespitzte Situation hinein, wird er sicher seine Wirkung tun im Geisterreich, wie früher etwa »Sie müssen«. Dieser Pflug muß Furchen ziehen! Ich ahne freilich auch die Mißverständnisse, die kommen werden. Der größere Teil der lesenden Menschheit – auch der deutschen – hat jetzt das Gleichgewicht nicht, um auch nur zu ahnen, daß auch diesmal das Vergängliche ein Gleichnis sein könnte. Das Kapitel »Die Völker«<sup>2</sup> lese ich mit starken Bedenken, weil ich fürchte: hier wird die menschliche Torheit, der sonst überall so starke Riegel geschoben sind, das offene Pfortlein finden, um ins Freie zu stürmen, zum Schaden der Sache. Manchmal kommt es mir auch vor, als hätten Sie wie absichtlich diesen Stein des Ärgernisses aufgerichtet, wie die Barfüßer im Mittelalter ihren Kirchen irgendein unsymmetrisches, das Auge beunruhigendes Fenster einfügten, um der göttlichen Vollkommenheit nicht vorzugreifen. Und dann ist's eben kein Schade für die Sache, sondern wird dazu dienen, die Wirkung fruchtbar zu machen, daß sie an einer Stelle nicht vom Himmel herab, sondern von der Erde aus reden, nicht abschließend, sondern κατὰ ἀνθρώπους<sup>3</sup>.

Ich habe den »Basler Nachrichten« eine Besprechung für die Sonntagsbeilage angeboten<sup>4</sup> und bekam darauf diese Antwort<sup>5</sup>. Auf diesen vorsichtigen Bescheid des Politikers Zellweger<sup>6</sup> (wo bleibt der Boller?!<sup>7</sup>) ist es mir nicht recht drum, an die Sache heranzugehen. Sie haben letztthin in den »Basler Nachrichten« jubelnd verkündet, der Friede zwischen deutscher und welscher Schweiz sei jetzt eben geflickt, nun gelte es, Sorge dazu zu tragen. Was halten Sie davon? Läßt man sie nicht besser machen, besonders da Ihnen ja die Wirkung in der Schweiz nicht so wichtig ist?

Meine Frau schließt sich mit herzlichem Dank für alles, was Sie uns geben, an. Und sogar Fränzeli<sup>8</sup> grüßt freudigst. Morgen sehen wir Thurneysens in unserem Konventikel in Schöffland<sup>9</sup>. Th. und ich hatten am Freitag eine Entrevue mit Ragaz wegen der Konferenz<sup>10</sup>. Er ist mit einigen Reserven auch für die Auflösung. Mit herzlichem Gruß  
Ihr

Karl Barth.

1 Peter Barth (1888-1940), nach Studium in Bern und Marburg 1912 Pfarrer in Laupen (BE), 1918 Pfarrer in Madiswil (BE), seit 1915 verheiratet mit Helene geb. Rade (Tochter von Prof. Martin Rade in Marburg). Bekannter Calvin-Forscher. Mitherausgeber von »Calvini opera selecta«.

2 Vgl. z. B. am Schluß der 8. Rede (»Die Völker«), wo er den Deutschen, dem jungen und starken Volk, seine Missionsmöglichkeit ausmalt: »Deutsche! An euch ist es, das Jesuswort in der Welt weiterzuführen, in euern unverbrauchten innern Kräften die Pforten des Himmels für eure Brüder aufzureißen. Laßt euch euren Idealismus nicht zum Fallstrick werden. Vergöttert ihn nicht« ... (wie das auf ihre Weise die ideenlosen sogenannten Realisten, Frankreich, England und die russische Regierung tun). »Ein Idealismus, der vor den Pforten Gottes stehen bleibt und da sich eine eigene Welt erbaut, ist viel gefährlicher als der ideenlose Realismus. Er kann und soll nie etwas anderes sein, als der Übergang vom falschen Realismus zum wahren, vom Ding-Realismus zum Gottes-Realismus. Wir müssen alle durchbrechen durch die Geister hindurch zum Geiste selbst« ... »Deutscher Geist, dringe durch, beruhige dich nicht, schaffe, suche, klopfe an, laß dir deine Kräfte und Gewalten zum Hammer werden, womit du die Pforte Gottes sprengst und dem Reiche Gottes Gewalt antust« (aaO. 166 f). Vgl. auch Greyerzens Kritik (Brief vom 12. 12. 1916).

3 = nach Menschenart

4 Barth schrieb am 17. 10. 1916 an Thurneysen: »Ihr werdet auch hinter Kutters »Reden« sitzen, ich bin nächstens durch. Sollte man nicht in den »Basler Nachrichten« den Helvetikern mit einer rechten Rezension zuvorkommen? Ich fürchte sonst Schlimmes. Das Buch ist mir viel wert.

Aber die Welschen werden mordio schreien« (Briefwechsel Barth-Thurneysen I, 156).

- 5 Der beigelegte Brief des Redakteurs Otto Zellweger (datiert vom 1. 11. 1916) hat folgenden Wortlaut:

Hochgeehrter Herr Pfarrer,

Wir haben das Buch von Kutter nicht selbst in Händen gehabt, aber nach dem, was ich sonst gelegentlich schon darüber vernommen habe, scheint mir eine Besprechung in den »Basler Nachrichten« in heutiger Zeit eine sehr schwierige Angelegenheit. Ich kann deshalb nicht dafür garantieren, daß wenn Sie uns eine Besprechung schicken, wir ihre Aufnahme gewähren können, bin aber gerne bereit, eine solche Besprechung von Ihnen zur Prüfung entgegenzunehmen, wenn Sie sich damit einverstanden erklären können.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

O. Zellweger.

- 6 Siehe Brief vom 1. 10. 1891/1.
- 7 Bezeichnung der Freunde und Anhänger Blumhardts in Bad Boll, zu denen auch Zellweger gehörte.
- 8 Tochter von Karl Barth.
- 9 In Schöftland (AG) amtierte Pfarrer Robert Epprecht (1889-1976, in Schöftland Pfarrer bis 1918, dann bis 1924 in St. Gallen-Tablat und schließlich bis zur Pensionierung in der Arbeitergemeinde Zürich-Wiedikon). Er gehörte zum von Barth und Thurneysen getragenen Diskussionszirkel von Pfarrern des gleichen Kapitels – dem »Kränzli«.
- 10 Diese »Entrevue« fand am 3. 11. 1916 im Pfarrhaus von Umiken bei Brugg statt. Barth, der im Mai desselben Jahres zum Präsidenten der religiös-sozialen Konferenz gewählt worden war, trat zusammen mit Thurneysen mit dem Plan an Ragaz heran, die religiös-soziale Konferenz, der Kutter schon immer nur mit Distanz zugehört hatte, aufzulösen (siehe Mattmüller, Ragaz, II, 227 ff). Im Sommer 1916 hatte Thurneysen noch versucht, Kutter zur Teilnahme an einer Konferenz zu gewinnen, jedoch erfolglos. Karl Barth, Eduard Thurneysen, R. Pestalozzi und K. Sandreuter traten dann im Oktober 1917 vom Vorstand der religiös-sozialen Konferenzen zurück.

---

Brief 190    An Karl Barth  
Zürich, 6. November 1916

---

Lieber Herr Pfarrer!

Herzlichen Dank für Ihren Brief mit dem Barfüßerkirchenfenster, durch welches ich auf die Völker blicke<sup>1</sup>. –

Ein echter Zellweger<sup>2</sup> – ja wo ist Boller<sup>2</sup> und noch manches andere hingekommen in dem politischen Datterich<sup>3</sup>. Ich begreife, daß Sie nicht von seiner Gnade abhängen wollen und bitte Sie, die Besprechung zu unterlassen.

Wärmste Grüße an Ihre Frau und ein dickes »Onkel«-Müntschli dem Fränzeli<sup>4</sup>. Ihr

H. Kutter.

- 1 Siehe vorangehenden Brief.
- 2 Siehe ebenda, Anmerkung 6 f.
- 3 = Angsthase
- 4 Siehe Brief vom 28. 7. 1916/5.



---

Brief 191    An Heinrich Federer  
Zürich, 22. November 1916

---

Sehr geehrter Herr!

So liebe, teilnehmende Zeilen, wie ich sie heute von Ihnen empfangen durfte<sup>1</sup>, tun so sehr wohl, besonders wenn sie von einem schon lang in der Stille verehrten und geliebten Manne kommen! Es ist mir in meinem stürmischen Leben, wo ich oft versucht bin, von elementaren – nicht immer reinen – Impulsen angetrieben, gewalttätig dreinzufahren, um dem großen Gottesimpuls, der mich bewegt, genug zu tun, eine ungemeine und tröstliche Freude, daß Sie mir Ihre Teilnahme, geduldig an meinen Schwächen vorübergehend, in so warmer Weise ausdrücken. Mein Buch ist von der welschen Presse schon wütend angegriffen als quasi verbrecherischer Pangermanismus-Trompeter<sup>2</sup>, und doch bin ich mir bewußt, etwas ganz anderes gewollt zu haben als Verherrlichung der Deutschen, das Aufzeigen und Namhaftmachen des Göttlichen im jetzigen Sturm der Welt. Und daß Sie das schon bei der ersten Rede herausgefunden, sagt mir, wie sehr ich auf Ihr weiteres Verständnis rechnen darf, nachdem ich bei der Lektüre Ihrer sonnigen Bücher immer wieder empfunden, wie sehr die mir von Ihnen mit Künstlerhand gestaltete Welt auch meine Welt ist.

Wie gerne würde ich unserer Nachbarschaft<sup>3</sup> durch ein gelegentliches »Bsüchli« Ausdruck geben; aber ich höre zu meinem tiefen Bedauern, daß Sie oft so sehr unwohl sind, so daß ich es nicht wage, Sie zu stören.

Seien Sie von ganzem Herzen begrüßt von Ihrem in Verehrung und Liebe ergebenden

Hermann Kutter.

1 Dieser Brief Federers, mit dem der Briefwechsel zwischen Kutter und dem durch seine Erzählungen »Lachweiler Geschichten« (1911), »Sisto e Sesto« (1913), »Das letzte Stündlein des Papstes« (1914) u. a. bekanntgewordenen Schweizer Schriftsteller beginnt, ist nicht mehr erhalten.

- 2 Louis Debarge schrieb in »La semaine littéraire« vom 18. 11. 1916 einen bissigen Artikel über Kutters Reden mit Textauszügen (»Un pangermaniste suisse«, 57-61). Die Reden seien ein Musterbeispiel für Ragazens These des deutschen Einflusses (z. B. im intellektuellen Milieu) auf die deutsche Schweiz (siehe dessen Aufsatz »Von den letzten Voraussetzungen der Schweizerischen Neutralität« in: Wissen und Leben, 1915 f, 305 ff, Januar 1916); seine Erwartungen an die Deutschen könnten nur von »Über-Deutschen« erfüllt werden, was um so krasser sei, als das heutige reale Deutschland gerade nicht mehr das Volk der Träumer, Dichter und Denker, der Ideale und der »Innerlichkeit« sei. Sarkastisch meint Debarge: »Der Autor der Reden glaubt ohne Zweifel an Wunder und denkt: nach dem, dessen sich die Deutschen im Verlauf dieses Krieges fähig gezeigt haben, könne man sich ganz ihnen anschließen« (560). Ihm gebühre – wie H. S. Chamberlain als englischem Pangermanisten – ebenfalls das Eiserne Kreuz.
- 3 Federer – nach seinem Rücktritt als Kaplan (1899) schriftstellerisch und journalistisch an mehreren Schweizer Blättern tätig – wohnte seit dem Frühjahr 1903 an der Billrothstraße 18 in Zürich (siehe Adr./Korr.-Liste).

---

Brief 192    Von Otto von Greyerz  
Bern, 12. Dezember 1916

---

Lieber Freund!

Ich schäme mich fast, Dir erst heute für Dein schönes Geschenk<sup>1</sup> zu danken und – schäme mich doch nicht, weil ich das Buch entweder ganz und gründlich oder gar nicht gelesen haben wollte, ehe ich Dir dafür dankte. Und das habe ich nun getan, aber vier oder mehr Wochen dazu gebraucht. Das liegt vor allem an der knappen Muße, die mir meine Arbeit dazu gelassen hat, besonders die Rezensenten-Arbeit am »Bund«<sup>2</sup>, die ich auf mich geladen habe, weil sie mir in ehrenvoller Weise angeboten wurde und eine erwünschte Verbindung zwischen Wissenschaft und Leben schien, die ich nötig habe und

gerne als gutes Beispiel pflegen möchte. Dann lag es aber auch an dem Buche selbst, das ich nur in kleinen Abschnitten bewältigen und genießen konnte. Es hat einen heißen, gewaltigen Atem, den mitzuatmen ich immer wieder frische Luft schöpfen mußte. Ich kann mir kaum einen Leser denken, der solch ein Buch verschlingt. Und ich mag ihn mir nicht gerne denken, oder er müßte den Widerstand einer Persönlichkeit gegen die hinreißende Suggestion einer anderen aufgeben können. Dazu bin ich nicht gemacht oder nicht mehr imstande. Und wenn ich das Geheimnis der Kraft Deines Buches recht verstehe, so brauche ich mich meines Widerstandes vor Dir nicht zu schämen. Du bist eine Welt für sich, wie man es von wenigen sagen kann, und ich bin auch eine Welt für sich, möchte es wenigstens sein. Wenn wir den goethischen Spruch vom höchsten Glück der Erdenkinder<sup>3</sup> gleich verstehen, so ist gerade das, was uns trennt, die Verschiedenheit unseres Mikrokosmos, das, was uns darüber hinaus einigt. Ich glaube nicht, daß der Sinn Deines Buches der sei, alle Menschen müßten eigentlich gleich denken wie Du; sondern eher der, sie müßten alle so einheitlich, so aus dem innersten Lebensgefühl heraus denken wie Du. Wenn ich Dich hierin recht verstanden habe, so forderst Du eigentlich jede festere Persönlichkeit zum Widerstand heraus, zu dem Versuch, ganz sie selbst zu sein, wie Du ganz Du selbst bist. Denn der individuellen Spielarten sind unendlich viele, und ihre Besonderheit macht den Reichtum und Reiz des inneren Lebens aus. Darüber freust Du Dich auch. Die prophetische Gewißheit z. B., mit der Du die Zukunft ergreifst (ein ganz neues Leben beginnt jetzt u. dgl.), ist eine solche individuelle Begabung, die man hat oder nicht hat. Man kann über die philosophische Grundanschauung Deines Buches, daß die unsichtbare Welt des Innern das Leben und der Wille zum Guten, der beglückende Sinn des Lebens, Gott aber, als die Liebe, der Inbegriff dieses Lebens ist, – darüber kann man sich mit Dir einig fühlen, ohne mit Dir zu glauben: Jetzt bricht diese Gotteswelt durch, jetzt naht die Erfüllung. Dazu gehört eine Individualität, die nicht nur das eigene Gesetz zum allgemeinen erhebt, sondern die moralische Forderung des Sein-Sollenden zum Glauben an das zeitliche Werden dieses Sein-Sollenden steigert. Wer das kann, erfüllt damit offenbar ein tiefes Bedürfnis. Bei anderen bleibt die Sehnsucht, was sie ist. Und die Scheu, das Ideal ins Zeitliche zu versetzen, sei's in die Vergangenheit (Glaube ans goldene Zeitalter), sei's in die Zukunft (Tausendjähriges Reich, Kommunistischer Zukunftsstaat und dgl.), ist auch nicht zu

verachten. Alles Menschliche, Stoffliche, Vergängliche ist seiner Natur nach ungeeignet, das Allgemeine, Ideale zu verkörpern. Wie man vom Reich Gottes nicht sagen soll: Hier ist es, oder da ist es, so sträubt sich ein Gefühl von Allzumenschlichem gegen dieses: Jetzt (nach diesem Kriege) und jenes da (in Deutschland), mit denen Deine Sehnsucht ein bestimmtes Ziel ergreift. Zwar (verzeih den nüchternen Ausdruck) Deine Prophezeiung hat viel für sich: Ideal gedacht (aber doch nur so) ist auch für mich das deutsche Volk der Träger des Bewußtseins reinen Menschentums, und daß sich jetzt in ihm ein neuer Glaube an seine höhere Bestimmung regt, glaube ich auch herauszufühlen – aber die Wellenlinien der vieltausendjährigen Menschengeschichte, die auch nach Christi Opfertod und Herrlichkeit, die schwärmerischen Erwartungen der Gläubigen enttäuschend, Wellenlinien blieben, reden eine ernüchternde Sprache. Diese Sprache ändert nichts an meiner Überzeugung vom Wert des Menschen und seiner Bestimmung, aber sie hält mich ab, von der Menschheit irgendwo und irgendwann ein im Vergleich zu unserer Kenntnis vom Menschen Übermenschliches zu erwarten. »Wir werden andere Menschen«, sagst Du. Aber wie der einzelne nie über das Individuelle hinauskommt, so die Gesamtheit nie über das Generelle. Und dieses steht nicht über jenem. »Gott will Gestalt gewinnen« – wir wollen es, die Frommen haben es zu allen Zeiten gewollt. Aber »wollen« ist menschlich; göttlich ist das Sein und Wirken. – O, ich hätte eine Masse mit Dir zu reden, wenn ich all die angestrichenen und herausgestrichenen Stellen mit Dir durchsprechen wollte; Stellen, die ich aus tiefer Überzeugung freudig und dankesvoll über die hinreißende Wortgewalt wiederholt habe, und Stellen, wo ich friedliche Kampflust, Fechtlust verspürte oder einfach Nein fühlte. – Sage, kann ich Dir mit einer Besprechung im »Bund« einen Dienst erweisen?<sup>4</sup> Der Gedanke kam mir, weil mir ein merkwürdiges Stillschweigen unheimlich werden wollte. Bist Du irgendwo (etwa in Wissen und Leben<sup>5</sup>) verständnislos oder unehrlich oder unbillig behandelt worden, so daß ich darauf antworten könnte? In solchem Fall gäbe mir das Gefühl der Gerechtigkeit Mut zu einem Schritt, zu dem ich mich sonst nicht berufen fühle. Sage mir in aller Offenheit, was Du denkst! Mein Wunsch wäre, Deinen Gegnern in etwas zu besserem Verständnis zu verhelfen. Laß überhaupt etwas hören, und sei mit den Deinen herzlich von mir und meiner Frau begrüßt Dein

O. v. Greyerz.

- 1 Reden an die deutsche Nation, Diederichs, Jena 1916.
- 2 Bürgerliche Tageszeitung der Stadt Bern.
- 3 Das Zitat stammt aus dem west-östlichen Diwan (1819): »Volk und Knecht und Überwinder/Sie gestehn, zu jeder Zeit, Höchstes Glück der Erdenkinder/Sey nur die Persönlichkeit.« (Nach der kritischen Ausgabe der Gedichte, besorgt von H. A. Maier, Tübingen 1965, 148.)
- 4 Ganz im Sinne dieses Briefes besprach Greyerz im »Sonntagsblatt des Bund« (11. 2. 1917, 87–91) Kutters Reden. Er verteidigte ihn gegen den »Pangermanismus«-Vorwurf (siehe vorangehenden Brief, Anmerkung 2) und grenzte sich von Kutters Position ab, ohne ihr aber den gebührenden Respekt zu versagen: »Seine Reden sind ein Friedensruf. – Möge seine Stimme gehört werden bei allen, die guten Willens sind« (aaO. 91).
- 5 »Wissen und Leben« wurde 1907 von Ernst Bovet gegründet mit der Zielsetzung, Wissen und Leben in ein harmonisches Verhältnis zu bringen »zur Bildung zielbewußter Individualitäten« (aaO. Nr. 1, 1907, 3). – Im ersten Weltkrieg vertrat die Halbmonatsschrift gegenüber dem alldeutschen den »Schweizer Standpunkt«: angestrebt wurde ein substantielles Nationalitätsdenken: jenseits des Geistes der Macht, der Rasse, der Sprache soll die Macht des Geistes eine unabhängige, neue, geeinte Schweiz hervorbringen. Ragaz, Berufskollege des Zürcher Romanistikprofessor Bovet, schrieb in »Wissen und Leben« für eine unabhängige Theologie (siehe vorangehenden Brief, Anmerkung 2). – Eine Rezension der Reden ist in »Wissen und Leben« nicht erschienen (siehe Mattmüller, Ragaz II, 53–74).

---

Brief 193    An Otto von Greyerz  
                   Zürich, 19. Dezember 1916

---

Lieber Freund!

Nun bin ich für einen Augenblick frei in all dem Festgetue und will gleich kommen und Dir sagen, wie sehr mich Deine große Teilnahme an meinem Schaffen gefreut hat. Schwere und schmerzliche Zeiten



sind ihm ja vorangegangen, der Krieg hat mich an der Wurzel gepackt und war oft nahe daran, mich umzuschmeißen. Frage auf Frage in unablässiger Folge überschüttete meine Seele »wie mit Meereswellen« – und der Ertrag von alledem ist eben ein Buch, das ich, wie keinen Rat mehr wissend, schnell in wenigen Wochen aufs Papier warf. Es soll, wie die Vorrede sagt, gar nichts anderes sein als eine Selbstbefreiung, ein Loswerden, ein Wort, das ich zunächst um meiner selbst willen habe sagen müssen, das mich quälte, das mir aber auch immer gewisser, deutlicher, beherrschender vor der Seele stand. Das ist wohl der Grund, warum es Dich so absolut, vielleicht – wir wollen sagen apokalyptisch anmutete, dem gegenüber Du umso energischer gezwungen warst, Deine eigene Art zu behaupten. Ich kann zunächst da nichts anderes sagen als: Seid, wie ihr sein wollet, ich taste euch nicht an – nichts liegt mir ferner! – aber lasset mich halt in Gottes Namen auch sein und nehmet den absoluten Gesellen freundlich auf in eure Gesellschaft schöner, ausgeglichener und wohlgesitteter Relativität! Dies letztere soll kein Vorwurf sein, keine Geringschätzung. Ich weiß die Berechtigung der evolutionistischen Betrachtungsweise wohl zu schätzen. Es ist einfach beides wahr: Das Absolute und das Relative. Sie verhalten sich wie Prinzip und Taktik – und hier liegt nach meinem Dafürhalten die Erklärung so manchen Mißverständnisses. Gerade darin liegt es, daß man jeweilen die prinzipielle Betrachtungsweise mit der taktischen verwechselt, ohne zu sehen, daß beide nebeneinander existieren müssen. Das Prinzip darf nie anders als absolut sein, die Taktik, d. h. die Anwendung des Prinzips auf das Leben darf nie absolut sein. Ein anderes ist die Größe der Idee selbst, ein anderes ihre jeweilige Verwirklichung. Daß sie nie rein ausgeführt zu werden vermag, ist kein Grund, gegen ihre absolute Geltendmachung, und umgekehrt schließt diese letztere die Anerkennung ihrer jeweiligen Erdenschränken nicht aus. Ungefähr wie ich es im Buche gesagt: »Plötzlich ist nur die Idee, nie ihre Verwirklichung. Aber je mehr Menschen es geben wird, die die Idee in ihrer absoluten Unantastbarkeit aller bösen Wirklichkeiten zum Trotz emporhalten werden, desto schneller wird sie ins reale Leben umgesetzt werden können.« »Das Prinzip selbst ist nie relativ, sonst gibt es keinen Fortschritt...« S. 46–47.

Kann die böse Wirklichkeit der Idee irgend etwas von ihrer Ausschließlichkeit wegnehmen? Ist die Wahrheit deswegen weniger wahr, weil sie nie ganz zur Erfüllung kommt, und muß man sie nicht in ihrer

ganzen Schroffheit trotzdem sagen, daß sie nicht oder nur zum kleinsten Teil verwirklicht werden wird? Kāme es zu dieser Verwirklichung, wenn an der Idee selbst abgedungen worden wāre? Ist nicht die Idee in ihrer Absolutheit gerade stark genug, um das Geschehen ein wenig von der Stelle zu rücken? Wenn sie nie zu ihrer ganzen Verwirklichung kommt, wer ist schuld daran? Ihre eigene Unwahrheit oder die Faulheit der Menschen? Und kann man um dieser letzteren willen am Inhalt der Idee Abstriche machen? Was wāre das für eine Wahrheit, die man dem Leben mit seiner verlogenen Praxis (S. 78–79) anpassen wūrde? Gibst Du den Menschen ein Stück Wahrheit preis, so verlangen sie solange neue Stücke, bis nichts mehr von ihr übrig bleibt und umgekehrt, je höher Du das Ideal stellst, auf einer desto besseren Grundlage baut sich das Leben auf. Man kann nie zuviel und zu gleicher Zeit nie zu wenig verlangen. Man muß schonungslos in der Idee sein und unendlich geduldig und barmherzig in der Praxis.

Warum findet die Idee nur mangelhafte Verwirklichung? Weil die Menschen den Willen dazu nicht haben. Aber wie sollen sie ihn je haben, wenn ich die Idee ihrer Willensschwäche anpasse? Ist nicht das ganze Ideal des Guten im menschlichen Willen zu Hause? Und kann man behaupten, daß der Wille nie wollen wird? Der Gegensatz von Idee und Wirklichkeit ist ja eine Willensfrage – keine intellektuelle! – und wissen wir, was der Wille alles kann? Wenn das ganze Gute in ihm Raum hat, darf man denn da mit Recht behaupten, es sei unmöglich, daß das ganze Gute auch wirksam in ihm werde? Die relative Betrachtungsweise hat ja nie die »Erfahrung« für sich, aber was ist das: Erfahrung? Gibt es keine faulen unvernünftigen Elemente in der Bildung der Erfahrung? Was hat dieser vage Begriff Erfahrung zu bedeuten gegenüber der absolut gewissen Tatsache des Guten, welches der Inhalt des wahren Willens ist. – Und diese Tatsache sollte nie auch im Äußeren herrschend werden? Was ist das, das Äußere? Hängt es nicht von uns ab? Und was hat das Äußere, das nicht von uns abhängt, Sterne z. B. gegen die Verwirklichung des Guten einzuwenden?

Ich wollte nichts anderes tun, als in diesem für die Deutschen so entscheidenden Augenblick die Möglichkeit des Guten, die ihnen jetzt nähergerückt ist, geltend machen, ob sie hören oder nicht – darauf kommt es zunächst nicht an. Laß es mich noch einmal in den Worten meines Buches sagen: »Jedes tief in das Leben eines Volkes einschnei-

dende Ereignis ist immerdar nichts anderes gewesen als die aufgerissene Pforte zu den letzten Wahrheiten.« . . . »Die großen Fragen stehen immer wieder vor unserer Türe. Sie sind deswegen nicht weniger groß, weil wir ihnen die Türe nicht auf tun.« (S. 76) Und: »Wann werden sie alle wollen? Ich weiß es nicht. Sie können jeden Augenblick wollen. Man kann es nicht zwingen, eben weil es Wollen ist. Ja, wann werden sie wollen? Ich weiß es nicht – aber sagen muß man es: Werdet Menschen des guten Willens.« (S. 95).

Das ist so etwas wenig von dem, was Deine Bedenken in mir wachgerufen haben und was ich dringend hoffe, bald mit Dir mündlich besser besprechen zu können. Ich komme nämlich nach Neujahr nach Bern auf das Konzert am 9. Januar. Und da hoffte ich in erster Linie, Dich vorher oder nachher anzutreffen, sag mir nur, wann Du am sichersten zu treffen bist und die größte Ruhe hast.

Ich bitte Dich noch herzlich um Entschuldigung für meine Anrempe lung via fratris<sup>1</sup>, deren Grundlosigkeit Du mir durch Deine zweite Mitteilung so beschämend klargemacht! Und ebenfalls herzlich um Entschuldigung, daß ich von Deinem freundschaftlichen Anerbieten, Dich meiner in der Öffentlichkeit ein wenig anzunehmen, so ohne weiteres Gebrauch machte<sup>2</sup>. Ich ärgerte mich eben ein bißchen darüber, daß die deutschschweizerische Presse den massiven Angriffen der Welschen<sup>3</sup> nur Stillschweigen entgegenzusetzen hatte und offenbar absichtlich nichts verlauten ließ. – Nicht wahr, Du machst ganz wie es Dir angenehm ist, es würde mir leid tun, wenn ich Deine schon so ausgefüllte Zeit ungebührlich in Anspruch nähme.

Nicht wahr, das Friedensangebot der Deutschen<sup>4</sup> war doch eine schöne Bestätigung meines Vertrauens zu ihnen?

Und nun nimm noch einmal meinen wärmsten Dank für Deine Freundschaft, die ich wieder in ihrer ganzen Echtheit erfahren durfte, und sei samt Deiner geehrten Frau und filius aufs herzlichste begrüßt von Deinem

Hermann Kutter.

1 Der Bruder von Otto von Greyerz, Karl von Greyerz, 1870–1949, war damals Pfarrer in Kandergrund (BE), 1918–1935 an der Johanneskirche in Bern. Karl von Greyerz war ein Freund von L. Ragaz.

2 Vgl. Brief vom 12. 12. 1916/4.

3 Vgl. Brief vom 22. 11. 1916/2.

4 Siehe folgenden Brief, Anmerkung 5.

---

Brief 194 Vom Eugen Diederichs Verlag  
Jena, 19. Dezember 1916

---

Sehr verehrter Herr Pfarrer!

Ihr Buch<sup>1</sup> fängt in Deutschland erst an, langsam zu gehen. Besprechungen sind noch nicht in größerer Anzahl erschienen. Die in der »Christlichen Welt«<sup>2</sup> kennen Sie ja wohl. Ich werde Ihnen dann nach Weihnachten einmal alles schicken, was mir in die Hände kam. Aus der Schweiz kenne ich vorläufig nur eine Besprechung aus St. Gallen<sup>3</sup>, und dann die Äußerung der Neuen Zürcher Zeitung<sup>4</sup>, aber das kennen Sie ja wohl alles. Ich brauche mein Material für die Reklame, was ich also nicht doppelt habe, bestelle ich, Ihnen dann von den Blättern direkt zuzuschicken.

Ich sende Ihnen anbei meinen neuesten Katalog und erwidere Ihre Festtagswünsche auf das herzlichste. Der Friedensvorschlag hat uns alle in Deutschland sehr freudig berührt<sup>5</sup>, aber unsere Herren Feinde werden wohl wenig Gebrauch davon machen.

Mit freundlichem Gruß Ihr

Eugen Diederichs.

1 Reden an die deutsche Nation, Diederichs, Jena 1916.

2 Von Ewald Stier unter dem Titel »Die Politik des guten Willens« (Christliche Welt, Jg. 30, Nr. 48, 30. November 1916, 919–922). In seiner umfangreichen, im ganzen applaudierenden Besprechung kritisiert Stier Kutters Urteil über die Kirche sowie seine allzu einseitige Charakterisierung der »Völker« (vgl. Brief vom 6. 11. 1916). Trotzdem: »Man kann nicht deutscher sein als Kutter.« Und: »Welch ein Unterschied hier zwischen Kutter und Ragaz, die nur wenige Straßen voneinander wohnen und beide Religiös-Soziale sind« (vgl. auch Brief vom 8. 10. 1916/7).

3 St. Galler Tagblatt vom 29. 11. 1916 unter dem Titel »Stimmen der Zeit«. Die Rezension ist im ganzen positiv; gewürdigt wird v. a. Kutters Appell zur Verinnerlichung und sein Kampf gegen die Dingwelt (Verfasser O.F.).

4 NZZ vom 3. 12. 1916. Die Besprechung von Theodor Pestalozzi (siehe Adr.-/Korr.-Liste) versucht, Kutters »Reden« mit ihren »kühnen Urteilen

und starken Paradoxien« vor einer unsachgemäßen politischen Kritik zu schützen (wie sie etwa in der »Semaine littéraire« erfolgt sei – siehe Brief vom 22. 11. 1916/2). Es gehe in diesem Entwurf einer »Politik des guten Willens« weder um politische und wirtschaftliche Programme noch um eine Staatstheorie, und das Werk sei darum auch »nicht nach irgend einem Parteischema« zu beurteilen. Denn der »Mammonismus«, der im Krieg seine Orgien feiere, werde nach Kutter durch keine Staatsform und durch keine Partei aufgehoben, sondern allein durch die Macht Gottes. Kutters Reden seien von seinen Predigten her zu verstehen. Sie richteten sich zwar an das deutsche Volk, erörterten aber Fragen, die nicht nur dieses betreffen, sondern im tiefsten Sinne als »Menschheitsfragen« zu verstehen seien.

- 5 Nach dem Sieg der Mittelmächte über Rumänien machte der deutsche Kaiser am 12. 12. 1916 der Entente ein Friedensangebot, das jedoch von England, Frankreich und Italien abgelehnt wurde (offiziell am 30. 12. 1916). Der darauffolgende Friedensvorschlag des amerikanischen Präsidenten Wilson wurde von beiden Seiten abgelehnt, von Deutschland am 26. 12. 1916, von der Entente am 12. 1. 1917.

---

Brief 195 Von Eugen Diederichs  
Jena, 21. Mai 1917

---

Sehr verehrter Herr Kutter!

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie sich wegen Ihrer Schrift zuerst an mich gewandt haben, selbstverständlich reflektiere ich nicht darauf, wenn sie sich an Schweizer Leser wendet.<sup>1</sup>

Was nun Ihr Buch<sup>2</sup> betrifft, so kommen jetzt erst die Besprechungen, aber mit dem Absatz ist es nicht weit her. Ich muß mit Bedauern sagen, die Tageszeitungen haben sich gar nicht dafür interessiert und infolgedessen fehlt die Suggestion des Publikums. Im allgemeinen steht die Presse und das Publikum auf dem Standpunkt, sich für



Kriegsfragen wenig zu interessieren. Es liebt eine Menge alldeutsches Gerede und Gezänke, aber eigentliche, ernsthafte Probleme finden in den Köpfen der Fünfzigjährigen und Älteren, die jetzt in Deutschland hausen, keinen Raum. Wenn man nicht hoffte, daß die Leute, die aus dem Felde kommen, sachlicher und ernster, wenigstens soweit es Führernaturen sind, geworden sind, würde ich sehr pessimistisch in die Zukunft schauen. Das Interesse für religiöse Vertiefung ist noch nicht im geringsten erwacht, ich kann das sehr gut an meinen Verlagswerken sehen.

Letzten Endes ist es nur die Jugend, auf die wir hoffen dürfen, und die wird sich erst nach dem Krieg mit Ihrem Buch beschäftigen können. Dann will ich auch mit einer umfassenden Agitation für Sie einsetzen.

Mit freundlichem Gruß Ihr

Eugen Diederichs

- 1 Es handelt sich um »Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein, Römerbrief/Erstes bis neuntes Kapitel«, das Kutter aber dann bei Kober in Basel drucken ließ.
- 2 Reden an die deutsche Nation, Diederichs, Jena 1916.

---

Brief 196    An Eduard Thurneysen  
Zürich, 24. Mai 1917

---

Lieber Herr Pfarrer!

Herzlichen Dank für Ihre heutige Sendung, Brief und Blatt!<sup>1</sup> Ja, ja, der Zellweger<sup>2</sup> lächelt immer sich alles vom Leibe. Er hätte eigentlich auch in mein »Bilderbuch«<sup>3</sup> hinein sollen! Für die Mühe, die Sie mit ihm hatten, noch besonderen Dank.

Denken Sie, ich habe soeben mein bald fertig werdendes Manuskript<sup>3</sup> Herrn Dr. Kober-Stachelin in Basel zum Verlag angeboten! Diederichs ist einverstanden<sup>4</sup>. Was wird er wohl sagen?

Hoffentlich wird bald unser Verkehr durch Meisterschwanden<sup>5</sup> intensiver gestaltet. Hermann hat einen gefährlichen Konkurrenten. Herr Pfr. Buhhofer<sup>6</sup> agitiert scheint auch gegen Hermann – Herr Dr. Barth<sup>7</sup> in Seengen weiß davon – so daß seine Aussichten nicht eben groß sind. Schön wärs schon, wenns etwas gäbe. Es hat mich in der letzten herrlichen Maienzeit oft gelüstet, zu Ihnen zu springen, – vielleicht bald einmal nach Pfingsten.

Mit herzlichem Gruß an Sie und Ihre liebe Frau! Ihr

Hermann Kutter

1 Brief und Blatt sind nicht mehr vorhanden.

2 Redakteur der »Basler Nachrichten« (zur Person siehe Brief vom 1. 10. 1891/1). Offenbar hatte auch Thurneysen versucht, eine Rezension der »Reden« in die »Basler Nachrichten« zu bringen.

3 Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein, Kober-Verlag, Basel 1917.

4 Kutter tauschte 1917 den Verlag Eugen Diederichs in Jena (in dem die 2. Aufl. von »Das Unmittelbare«, die 3. Aufl. von »Sie müssen«, die 2. Aufl. von »Gerechtigkeit«, die 2. Aufl. von »Wir Pfarrer«, die 2. Aufl. von »Die Revolution des Christentums« und die »Reden an die deutsche Nation« herausgekommen waren) mit dem Verlag Kober C. F. Spittlers Nachfolger in Basel, da des Krieges wegen der deutsche Verlag zahlungsunfähig geworden war (vgl. Brief vom 29. 7. 1920/1).

5 In Meisterschwanden (AG), einem nicht weit von Thurneysens Gemeinde Leutwil entfernten Dorf, wurde die Pfarrstelle frei. Hermann, der älteste Sohn Kutters, hatte sein Vikariat in Schlieren (ZH) beendet und bewarb sich, wie sich später herausstellte erfolglos, um die Stelle.

6 Rudolf Buhhofer (1859–1924) war Pfarrer in Uerkheim (1886–1907) und bis 1917 in Fahrwangen, der Nachbargemeinde von Meisterschwanden.

7 Felix Barth (1883–1960), Dr. med., von 1910–1928 Kurarzt auf Schloß Breitenberg in Seengen (AG).

Lieber Herr Kutter!<sup>1</sup>

Ich hoffe, Sie werden anfangs Oktober auf der freideutschen Woche sprechen<sup>2</sup>. Ich werde daselbst die Lutherrede halten. Auf meine Veranlassung hat man Sie aufgefordert. Sie sehen, Ihre Voraussetzung trifft nicht zu. Nicht wahr, Ihre letzte Karte darf ich als ungeschrieben ansehen. – Der Titel Ihres Buches ist, wie ich voraussagte, ein starkes Hemmnis<sup>3</sup>.

Freundliche Grüße und bitte vertrauen Sie mir, obwohl ich in einem Umgetriebensein bin, das mich kaum zu Privatbriefen kommen läßt.

Ihr Wilhelm Stapel.

1 Der erste Abschnitt ist weggelassen.

2 Tagung der »Freideutschen Jugend«, die sich 1913 auf dem Hohen Meißner aus verschiedenen Gruppen der Jugendbewegung konstituiert hatte. Im Laufe des Weltkrieges kam es innerhalb der Freideutschen Jugend zu einer Spaltung. Auf der »Solling-Tagung« im Oktober 1917, auf die Stapel hier anspricht, konnten sich die linksgerichteten Gruppen gegenüber den sogenannten »völkischen«, zu denen sich auch Stapel zählte, zwar noch durchsetzen, die Spaltung aber nicht verhindern, die dann 1919 zur Auflösung der Freideutschen Jugend führte. Kutter nahm die Einladung zur Sollingtagung nicht an.

3 Gemeint sind die »Reden an die deutsche Nation«. Zu Stapels Bedenken gegenüber dem Titel vgl. seinen Brief vom 12. 7. 1916, Abschnitt 5.

---

Brief 198    An Heinrich Federer<sup>1</sup>  
Scanfs, 14. August 1917

---

Verehrter Herr und Freund!

Wie freue ich mich, daß Sie mir die Erlaubnis geben, Sie so zu nennen! Von Anfang an habe ich's gespürt, daß uns mehr verbindet als gemeinsame Ethik oder Ästhetik, daß etwas unsere Herzen erfüllt, das über alle konfessionellen Schranken hinüber in ursprünglicher, aus der Ewigkeit geborenen Wahrheitsliebe daherflutet.

Ich hätte Ihnen das schon in Zürich so gerne gesagt, wo Sie mich leider verfehlt haben, aus Anlaß Ihres freundlichen Gedenkens in Ihrem Artikel über Niklaus von Flüe<sup>2</sup>, ich sage es Ihnen kurz jetzt, länger und gründlicher dann einmal mündlich, wie ganz und gar ich mich mit Ihnen in Gott eins weiß, ja in Gott, in der Gewißheit, den lebendigen Gott zu kennen, dem gegenüber wir es wagen dürfen, die sonst so ehrwürdigen Überlieferungen und Glaubenssätze unseres Christentums nicht so wichtig zu nehmen, daß sie uns im geringsten nur störten in der Gemeinschaft mit dem erlebten, wahrhaftigen, wirklichen Gott.

Hoffentlich hat Ihnen meine Frau die gewünschten Bücher unterdessen nachgesandt<sup>3</sup>; was ich an Literatur besitze, steht Ihnen jederzeit zur Verfügung. Pressieren Sie nur nicht mit der Wiedergabe, sondern machen Sie den ergiebigsten Gebrauch davon – ich freue mich, wenn ich Ihnen dienen kann.

Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen in der herrlichen Umgebung, in der Sie sich jetzt befinden<sup>4</sup>, Stärkung für Ihre Gesundheit und grüße Sie in aufrichtiger Freundschaft

Ihr ergebener

Hermann Kutter, Pfr.

1 Der Brief ist abgedruckt in S. Frick: Federer-Briefe, Rex-Verlag, Luzern 1963, 224 f.

2 In dem in der »Schweiz« (21. Jg., März-Oktober 1917) erschienenen Artikel über »Niklaus von der Flüe. Gedanken und Studien zum 21. März

1917« hatte Federer auf Kutters »Reden an die deutsche Nation« Bezug genommen: »In der gleichen evangelischen Fassung höre ich in Hermann Kutters jüngstem Buch darüber (sc. über das Wort Ding oder Sache) prachtvoll tief und modern sprechen. Mit geistvoller Logik und dem schönen herben Klang der Ehrlichkeit schreibt sich da eine ungebrochene und sichere Feder dem Mammonismus unserer Tage scharf ins Gewissen. Ganz ähnlich hat Bruder Klaus später gegen die Vergöttlichung der Dinge zu Volk und Obrigkeit gepredigt. Vielleicht durch eine mehr als nur konfessionelle Kluft von Hermann Kutter getrennt, aber sicher auch durch mehr als eine intellektuelle Brücke mit ihm verbunden, mußte der Schreiber oft bei der Lektüre jener Reden ergriffen gestehen, daß so ein Buch merkwürdig gut ins Bruder Klausen-Jahr paßt und mancher schwere und starke Satz darin vom Weisen aus der Ranft selber so erdacht sein könnte.«

3 Siehe Brief vom 24. 8. 1917.

4 Federer befand sich wahrscheinlich in San Bernardino (GR), wo er zwischen 1914–1924 oftmals als Kurgast weilte (vgl. O. Floeck: Heinrich Federer. Berlin 1938, 265).

---

Brief 199    An Heinrich Federer<sup>1</sup>  
Rigi-Scheidegg, 24. August 1917

---

Lieber Freund!

Ihr letzter, herzenvoller und lebenswarmer Brief traf mich mitten im Abreisgestürm, bitte entschuldigen Sie mich, wenn ich erst jetzt darauf antworte – oder eigentlich auch nicht darauf antworte. Wo das Herz so deutlich spricht wie zwischen uns, gibt es nur eine Sprache, die lebendige! Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über, nicht die Feder! So nehmen Sie vorläufig mit der Versicherung vorlieb, daß Ihre Zeilen den entsprechenden Klang in meiner Seele wachgerufen haben und daß ich mich innig freue auf das innere ungezwungene Verhältnis, das Ihr Brief aufgemacht hat. Wo die Einheit und Gemein-



schaft in Gott wirklich gefunden ist, da – und da allein – darf man sich über die Schranken hinwegsetzen, die menschlicher Irrtum und menschliche Wahrheit aufgerichtet haben. Doch davon und noch von viel anderem dann lieber mündlich.

Es freut mich so, daß Hauck<sup>2</sup> Ihnen dient, bitte, beeilen Sie sich nicht damit, sondern machen Sie den ergiebigsten Gebrauch davon. Leider besitze ich die folgenden Bände nicht, vielleicht, weil sie damals, als ich das Werk kennenlernte, noch nicht herausgekommen waren. Was ich sonst noch habe – viel ist es zwar nicht – steht Ihnen selbstverständlich jederzeit zur Verfügung.

Und nun pflegen Sie sich recht, seien Sie nicht allzu fleißig mit Lesen. Gott sei mit Ihnen!

In herzlicher Liebe Ihr

H. Kutter

---

<sup>1</sup> Der Brief ist abgedruckt in: S. Frick: Federer-Briefe, 225.

<sup>2</sup> Albert Hauck (1845–1918), seit 1878 Professor für Kirchengeschichte in Erlangen, seit 1889 in Leipzig. Die fünf Bände seines Hauptwerkes, die »Kirchengeschichte Deutschlands« (Bände I 1887; II 1890; III 1896; IV 1904; V,1 1910; V,2 1920), von denen Kutter die ersten Bände Federer ausgeliehen hatte, gehören zu den klassischen Werken der deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts.

---

Brief 200    An Karl Barth  
Zürich, 1. Oktober 1917

---

Lieber Freund!

Ich freue mich mächtiglich mit Ihnen über den neuen Burschen<sup>1</sup> und wünsche von Herzen, daß er ein ebensolcher θεοπολέμαρχος<sup>2</sup> wird wie sein Vater! – Bei der Gelegenheit: bitte, wollen Sie mir die Blum-

hardtandachten<sup>3</sup> senden, ich habe schon lange ein stilles Verlangen danach. Wann sieht man sich wieder?

Herzlich grüßend und guten Fortgang wünschend!

Ihr H. Kutter.

- <sup>1</sup> Christoph Barth (geb. 19. 9. 1917), 1947–1961 theologischer Lehrer in Kalimantan und Djakarta, 1967–1979 Professor für Altes Testament in Mainz, seither in Basel.
- <sup>2</sup> = Gottesstreiter (genau: Kriegsüberster Gottes)
- <sup>3</sup> Hausandachten für alle Tage des Jahres. Nach Losungen und Texten der Brüdergemeinde, Stuttgart 1916. Barth las das neu erschienene Buch intensiv zur gleichen Zeit, in welche der Beginn seiner Arbeit am Römerbrief fiel (siehe M. Mattmüller: Der Einfluß Christoph Blumhardts auf schweizerische Theologen des 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für evangelische Ethik 1968/12, 244 f). Seine Rezension der Andachten erschien nicht wie gewünscht in den »Neuen Wegen«, weil Ragaz sie in der Form nicht bringen wollte, sondern im »Freien Schweizer Arbeiter« 1916, Nr. 49 f. (Zu dieser Auseinandersetzung zwischen Barth und Ragaz siehe: M. Mattmüller, Ragaz II, 220–227. E. Busch: Karl Barths Lebenslauf, 96–109, bes. 104.109.) In dieser Auseinandersetzung spiegelt sich die zunehmende Entfernung Barths von der religiös-sozialen Bewegung und von Ragaz (vgl. Brief vom 12. 12. 1919/3) hin zu einer neuen Theologie, »der gegenwärtig besser gedient ist mit Hausandachten . . . als mit Abhandlungen. Unsere Dialektik ist auf einem toten Punkt angelangt. Und wenn wir gesund und stark sein wollen, müssen wir von vorn anfangen und werden wie die Kinder. Da kann Blumhardt allem Volk große Dienste tun« (zitiert aus der Barthschen Rezension nach Mattmüller, aaO. 222).

Verehrter Herr Pfarrer!

Es hat eine lange Stille geherrscht von unserer Seite Ihnen gegenüber. Aber wirklich nur äußerlich. Inwendig sind wir hier im Aargau Ihnen nahe geblieben, und Sie sind uns mit dem »Bilderbuch«<sup>2</sup> aufs neue nahegetreten. Ich hätte Ihnen, als ichs gelesen hatte, so gerne ausführlich geschrieben und dafür gedankt, noch lieber einen persönlichen Besuch gemacht; der Tag dafür war schon bestimmt, da kam etwas dazwischen und so blieb wieder beim Gedenken. Dieses war aber, vor allem seitdem das »Bilderbuch« in unseren Händen lag, ein täglich lebendiges; es hat mich wieder manche Stunde lang auch zu Ihren früheren Büchern zurückgeführt; als ein kleines Zeichen dieser Wochen innerer Zwiesprache mit Ihnen möchte ich Ihnen hier die Anzeige beilegen, die ich fürs »Bilderbuch« in den Basler Nachrichten geschrieben habe und die nun gestern in der Zeitung kam<sup>3</sup>. Es war mir ein inneres Bedürfnis und eine Freude, durch diesen Hinweis Ihrem Buche einen geringen Dienst zu leisten und zugleich auch einmal Ihnen damit in der Basler Öffentlichkeit ein kleines Zeichen des Dankes zu geben für das Viele, Reiche, das ich aus der Verbindung mit Ihnen schon empfangen durfte. – Unterdessen ist auch Karl Barth's und mein Predigtbüchlein<sup>4</sup> erschienen; wir möchten es Ihnen, lieber Herr Pfarrer, gern zusenden, auch als Dankeszeichen für viel Empfangenes. Wir glauben, Sie werden daraus doch auch ein wenig sehen können, daß wir, wenn auch erst als »Anfänger« an der gleichen großen Sache stehen und arbeiten möchten, die Ihnen zur Lebenssache geworden ist und für die Sie auch uns miterwärmt haben.

So ist mir nun einfach der Dank zuvorderst Ihnen gegenüber, und ich mußte ihn, in aller Eile zwar und mit nur flüchtigen Worten doch schnell aussprechen, bevor es Weihnacht wird. Nach Neujahr hoffen wir, Sie wieder einmal in Zürich besuchen zu können. Daß Sie bei uns

in alter Weise ein stets willkommener Gast wären, möchte ich nur noch aufs Neue gesagt haben!

Wir grüßen Sie und Ihre ganze Familie in alter Herzlichkeit Ihr  
Eduard Thurneysen und Margrit Th.

- 1 Thurneysen wurde 1913 in die aargauische Gemeinde Leutwil gewählt (die Briefe Thurneysens an Kutter aus der Zeit bis 1917 sind nicht mehr vorhanden).
- 2 Siehe Brief vom 21. 5. 1917/1.
- 3 Die Anzeige erschien im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten vom 23. 12. 1917 (12. Jg., Nr. 51) unter dem Titel »Ein Weihnachtsbuch«. Thurneysen schrieb u. a., das »Bilderbuch« sei seinem Gehalte nach »nichts anderes als ein aus der schöpferischen Gedankentiefe und der inneren Bewegtheit eines wahrhaft prophetischen Geistes herausgeborenes Wort von den letzten, metaphysischen Wirklichkeiten und Kräften, die unser und aller Welt Leben im Innersten gestalten und bewegen . . .« »Das Neue und Lebendige daran ist ja nicht sein Grundgedanke an sich, sondern wie sich dieser nun in tausend geistreiche Wendungen zerlegt, wie überhaupt das Intellektuelle, das ganze Gedankensystem von innen heraus verlebendigt und erwärmt wird und Glut und Kraft bekommt.«
- 4 »Suchet Gott, so werdet ihr leben!« Predigtsammlung von K. Barth und E. Thurneysen (G. A. Bäschlin, Bern, 1917. Neue, erweiterte Aufl. bei Chr. Kaiser, München 1928). Vgl. auch Barths Brief an Kutter vom 27. 12. 1917.

---

Brief 202    An Eduard Thurneysen  
Zürich, 25. Dezember 1917

---

Lieber Herr Pfarrer!

Also das wars, was in mir trieb und heimlich mein innerstes Herz durchströmte, während ich mein Buch aufs Papier brachte, diese fröhliche, zuversichtliche, herrliche und heilige Gotteswelt, wie Sie mir sie

in Ihrer tiefgehenden und mitschaffenden Besprechung heute vor Augen stellen!<sup>1</sup> Das! Wie danke ich es Ihnen, daß Sie mich so ganz verstanden und wie freut es mich, daß wir in dieser schlackenfreien Weise miteinander verbunden sind! Daß die Sache uns verbindet immerdar, daß wir dessen gewiß sind, daß nichts Beschränktes und Fehlerhaftes – wie sonst bei gewöhnlichen Freundschaften – da hinein zu greifen vermag, wo unsere Wurzeln treiben.

Wie gerne möchte ich auch Sie Beide wieder einmal sehen und das Dritte<sup>2</sup>, das nun auch dazu gehört! Lange haben wir uns nicht gesehen, ich mußte halt einfach in meine Einsamkeit hinab, das geht nun bei mir nicht anders, und da kann ich nichts anderes tun, als bei meinen Freunden um Nachsicht bitten, wenn ich stille werde. Es geschieht um der Welt willen, die uns Gott geoffenbart, und die mir oft einfach zu groß vorkommen will und nur in der Stille auszuhalten. Und dann kommt das Bedürfnis wieder, mich mit Freunden auszusprechen – warten Sie nur, unversehens komme ich wieder einmal herübergesprungen.

Von Ihrem und Barths Buch<sup>3</sup> habe ich gehört – unterlassen Sie es ja nicht, es mir zu schicken, es wird mir eine Erquickung sein, denn jetzt schon lesen zu dürfen, daß Gott uns in sich hegt mit all unseren Sünden, – ein fast verschwundener Klang, tut unendlich wohl.

Seien Sie und Frau Pfarrer von Herzen begrüßt und nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank für die große Freude, die Sie mir durch Ihr mehr als freundschaftliches Verstehen gemacht.

Ihr treuer Mitstreiter

H. Kutter.

<sup>1</sup> Siehe vorangehenden Brief, Anmerkung 3.

<sup>2</sup> Erstes Kind des Ehepaares Thurneysen: Dorothee (1940 verheiratet mit dem Theologen Georges Casalis).

<sup>3</sup> Siehe vorangehenden Brief, Anmerkung 4.



Lieber Herr Pfarrer!

Thurneysen und ich haben dieses Büchlein<sup>1</sup> zusammengestellt, möchten es Ihnen gerne – gemeinsam – überreichen als ein kleines Zeichen unserer Verehrung und Dankbarkeit. Sie werden darin von Anfang bis zu Ende unschwer die Spuren Ihrer eigenen Lebensarbeit wiederfinden, deren Erträgnisse uns Beiden so wichtig geworden sind. Wir probieren es auf unsere Weise zu sagen und sind uns wohl bewußt, wie gebrechlich es herauskommt und daß wir es eigentlich nicht »dürften«. Der Vergleich mit Ihrem wundervollen Buch<sup>2</sup> macht das ja offenkundig. Aber Sie haben uns ja selber so oft vor allen Vergleichen gewarnt und uns geheißen, zu probieren auch ohne eigentlich zu »dürfen«, daß wir es doch auch auf diese Weise einmal gewagt haben<sup>3</sup>. Wann werden wir Sie wieder einmal bei uns haben? Der Römerbrief ist nun bis Anfang von Kapitel 8 gediehen und soll auf Ende 1918 fertig werden<sup>4</sup>. Es wäre also viel vorzulesen und zu besprechen, wenn Sie Zeit und Lust dazu haben. Ferner wäre hier und in Leutwil<sup>5</sup> je ein neues kleines Kind zu besichtigen.

Wir senden Ihnen und Ihrer lieben Familie unsere wärmsten Grüße.  
Von Herzen Ihr dankbarer

Karl Barth.

1 Siehe Brief vom 24. 12. 1917/4.

2 Siehe Brief vom 21. 5. 1917/1.

3 Vgl. dazu Briefwechsel Barth-Thurneysen I, 232.245.

4 Barth arbeitete seit Juli 1916 an seinem ersten »Römerbrief« (Bäschlin, Bern 1919).

5 Christoph Barth (siehe Brief vom 1. 10. 1917/1) und Dorothee Thurneysen (siehe Brief vom 25. 12. 1917/2).

---

Brief 204    An Karl Barth  
Zürich, 28. Dezember 1917

---

Lieber Herr Pfarrer!

Mit großer Freude und Erwartung habe ich heute Ihr gemeinschaftliches Predigtbuch erhalten<sup>1</sup>, herzlichen Dank. Es wird mir, wie ich schon Freund Thurneysen geschrieben<sup>2</sup>, eine Erquickung sein, in ihm zu lesen und mich des gemeinschaftlichen Geistes zu freuen. Sie »dürfen« schreiben, denn man »darf« immer, wenn man »muß«, und daß es Sie treibt, mächtiglich treibt, das habe ich schon lange gespürt. Auf Ihren Römerbrief freue ich mich ungemein. Sobald ich einmal kann und die Kälte auch nicht mehr gar so groß ist, klopfe ich bei Ihnen an; denn das müssen Sie mir lesen<sup>3</sup>. Und dann kann ich auch das neue Kindlein<sup>4</sup> auf meine Arme nehmen – ich hätte fast gesagt, wie der alte Simeon, wenn ich mich nicht noch so jung fühlte! – Seien Sie mit Frau Pfarrer und Fränzeli von Herzen begrüßt von Ihrem

H. Kutter.

1 Siehe Brief vom 24. 12. 1917/4.

2 Siehe Brief vom 25. 12. 1917.

3 In einem Brief an Thurneysen vom 3. 2. 1918 berichtet Barth: »Kutter hörte Kap. 5, 6 und 7 (s. c. des Römerbriefes) und schien soweit befriedigt. Ganz liegt ihm meine Art offenbar nicht. Er möchte offenbar auch von mir ein direktes »Lebensbuch« und schenkte meiner Interpretationskunst nur technisches Interesse, weil er »es« ja schon weiß« (Briefwechsel Barth-Thurneysen I, 264).

4 Christoph Barth, geb. 19. 9. 1917 (siehe Brief vom 1. 10. 1917/1).

Sehr verehrter und lieber Herr Pfarrer!

Sie haben mich seinerzeit ersucht, Ihnen möglichst bald nach dem Weihnachtsgeschäft meinen Eindruck darüber mitzuteilen, ob die Form des »Bilderbuchs«<sup>1</sup> sich für weitere Kreise als die richtige erweist, besonders im Hinblick auf die geplante Fortsetzung.

Ich kann Ihnen zu meiner Freude schon heute sagen, daß das »Bilderbuch« jedenfalls einen für seinen Umfang und seinen Preis durchaus erfreulichen Erfolg gehabt hat. Ich betrachte dabei den Absatz dieser Weihnachtszeit nur als einen Auftakt, da die Rezensionen<sup>2</sup> zu spät erschienen sind. Nach meinen Erfahrungen sollte im Laufe des kommenden Jahres die 1. Auflage abgesetzt werden können. Die Nachfrage in Deutschland beginnt sich bereits einzustellen, und ich habe nach verschiedenen Anzeichen den Eindruck, daß der Absatz in Deutschland ein sehr erfreulicher werden wird.

Was in diesem Falle meine Prognose so günstig gestaltet, ist in erster Linie die Beobachtung, daß jede Firma, die das Buch erst in einzelnen Exemplaren bestellte, bald darauf mit Partiebestellungen sich einzustellen pflegt. Das beweist mir, daß das Buch sich selbst weiter empfiehlt. Die Propaganda des Verlegers kann ja nur vorläufig auf das Buch aufmerksam machen und nie den ganzen Erfolg schaffen. Nur wenn das Buch einem wirklichen Bedürfnis entspricht, empfiehlt es sich selbst weiter. Ich möchte Sie also von ganzem Herzen ermutigen und bitten, die Fortsetzung recht bald in Angriff zu nehmen<sup>3</sup>, denn ich habe so überraschende Äußerungen von ganz unkirchlichen, ja sogar unreligiösen Männern über das »Bilderbuch« gehört, daß ich überzeugt bin, daß das Buch nach Inhalt und Form ganz außerordentlich große Aufgaben erfüllt und erfüllen wird.

Mit freundlichem Gruß und den besten Wünschen zum neuen Jahr bleibe ich

in herzlicher Verehrung Ihr ganz ergebener

Alfred Kober-Staehelin.

P.S.: Soeben erhalte ich Ihre Briefkarte. Das Exemplar an Rade<sup>4</sup> ist nach meinen Büchern richtig abgegangen, aber vermutlich, wie so vieles, verlorengegangen. Ich werde sofort noch eins senden.

- 1 Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein. Römerbrief/Erstes bis neuntes Kapitel, Verlag Kober, Basel 1917.
- 2 Das »Bilderbuch« ist Anfang November 1917 auf dem Büchermarkt erschienen. Außer den Rezensionen im Basler Volksblatt (20. 12. 1917), im Schweiz. Protestantenblatt (15. 12. 1917) und der Thurneysenschen (siehe Brief vom 24. 12. 1917/3) sind alle größeren Besprechungen erst im Jahre 1918 erschienen (Semaine Religieuse, 8. 6. 1918; Rel. Volksblatt, 20. 7. 1918; Rezension von Otto von Greyerz im »Bund« vom 15./16. 8. 1918).
- 3 Auf der letzten Seite seines Bilderbuches (2. Aufl. 465) deutet Kutter die Möglichkeit einer Fortsetzung an: »Wenn alle die großen und die kleinen Kindlein, die es (sc. das große Bilderbuch Gottes) mit mir geschaut, später gern noch mehr schauen, so wollen wir weiter fahren. Sonst aber nicht. Es muß ja nicht sein, und wenn ich's verkehrt angefangen, so solls damit ein Ende haben« (vgl. dazu den Brief vom 12. 4. 1918/8). Eine Fortsetzung ist nicht erschienen. 1928 ließ Kutter zwei Kapitel des Bilderbuches »Die Gottlosigkeit des Menschen im Guten« und »Von der Gottlosigkeit des Menschen im Bösen« separat herauskommen. Ein Teil dieses Abschnittes und der nächste mit verlagsadministrativem Inhalt sind im Druck wegge-lassen.
- 4 Martin Rade: Siehe Brief vom 13. 7. 1915/6.

Lieber Herr Pfarrer!

Das fehlte grad noch, daß ich, was mir wichtig geworden, als »religiöse Erfahrung« oder als das »Irrationale«, »Intuitive« vor einer Predigerversammlung preisgeben sollte!<sup>1</sup> Sind denn die Leute vor den Kopf geschlagen, was will der gute Liechtenhan<sup>2</sup> mit seinem korrekten Geschreibsel? Hat er denn gar nichts von Gott verstanden? Soll denn immer alles vermenschlicht und »Vor – Lüdemann<sup>3</sup> – confrontiert« werden. Ein Schauspiel, ein Pfarrohrenschmaus? Das einzig gute an der Sache ist für mich nur das, daß die Herren endlich gemerkt haben, daß man mir damit nicht mehr kommen darf. Also da wird nichts draus, ich pfeife auf alle »Erfahrung« und Irrationalitäten.

Was Sie machen wollen, das muß ich Ihnen selbst überlassen. Wenn es Sie treibt, so gehen Sie<sup>4</sup>. Ich weiß nur, daß ich immer weniger zu haben bin, bis den Leuten der Respekt vor Gott kommt!

Mit herzlichem Gruß an Sie beide! Ihr

H. Kutter.

1 K. Barth war von Pfr. R. Liechtenhan im Auftrag der Schweizerischen Predigergesellschaft angefragt worden, auf ihrer Versammlung im September 1919 mit einem ersten Votum die Diskussion zum Thema »Denken und religiöses Erleben« zu eröffnen. Zum Tagungsthema schrieb Liechtenhan in seinem Brief an Barth vom 16. 1. 1918 (der Brief liegt im Karl-Barth-Archiv in Basel): »Wir haben die in erster Linie durch Kutter vertretene Strömung im Auge, welche das Irrationale, Unmittelbare, Intuitive, kurz das was sich in dem Wort ›Erleben‹ zusammenfaßt, in den Vordergrund stellt und das Rationale, Erkenntnismäßige zurückschiebt oder sein Existenzrecht überhaupt leugnet.« Als Votant sei im Komitee auch Kutter genannt worden, »da es aber ganz aussichtslos ist, ihn zu kriegen, wurde er wieder fallengelassen« und es sei also Barth vorgeschlagen worden. Barth hat offenbar gleich nach Empfang dieses Briefes Kutter über die Angelegenheit orientiert und daraufhin diese Antwort erhalten.



- 2 Rudolf Liechtenhan (1875–1947), damals Pfarrer zu St. Matthäus in Basel; Mitarbeiter von L. Ragaz und Redaktor an den »Neuen Wegen«. Liechtenhan war als Vertreter der »Jungen« ins Komitee der Schweiz. Prediger-gesellschaft gewählt worden.
- 3 Siehe Brief vom 8. 8. 1896/2. Lüdemann sollte an der Predigerversamm-lung das Hauptreferat übernehmen und man erwartete von ihm, daß er als »typischer Vertreter des Rationalismus« das Recht des Denkens gegen-über dem religiösen Erleben verfechten werde.
- 4 Barth sagte ab. Die Versammlung wurde schließlich unter dem Thema »Die göttliche Weltregierung in ihrem Verhältnis zu Übel und Sünde« durchgeführt.

---

Brief 207 Von Alfred Kober  
Basel, 12. April 1918

---

Sehr verehrter und lieber Herr Pfarrer!

Ihre Predigt<sup>1</sup> habe ich schon letzten Montag mit großer Freude gelesen und sie meinem Freunde Gotthilf Bäschlin von Herzen gegönnt<sup>2</sup>.

»Das Bilderbuch«<sup>3</sup> wird fortwährend in befriedigender Weise ver-langt. Ob eine neue Auflage in diesem Jahr noch notwendig wird, weiß ich allerdings noch nicht. Es ist das außerordentlich schwer zu beurteilen, weil in der Kriegszeit die Nachfrage nach einzelnen Bü-chern außerordentlich unregelmäßig und stoßweise sich bemerklich macht. Wenn ich nach bisherigen Erfahrungen rechne, so sollte der Vorrat noch bis in die ersten Monate 1919 reichen, aber eine einzige gute Besprechung, beispielsweise im »Kunstwart«<sup>4</sup>, könnte die Vor-räte auch in wenigen Wochen erschöpfen<sup>5</sup>.

Die letzten Rezensionen liegen in Abschrift bei. Die aus der »Chri-stentum und Gegenwart«<sup>6</sup> hat mich am meisten gefreut. Die Tageszei-tungen in Deutschland haben sich schlecht gehalten, es ist ein Jammer

damit<sup>5</sup>. Jedenfalls habe ich den Eindruck, daß der Zeitpunkt, Ihre Gedanken in die breiten Schichten des Volkes zu tragen, jetzt günstig wäre. Ihre früheren Werke, vielleicht mit Ausnahme von »Sie müssen«<sup>7</sup>, das vielleicht beim großen Publikum den Eindruck von zu starker Polemik hinterlassen hat, sind im allgemeinen nicht in die weitesten Volkskreise hinausgedrungen. Das »Bilderbuch« ist zum ersten Mal in größerer Anzahl auch in die Hände von ganz einfachen Menschen gekommen, und hat dort teilweise einen auch von mir unerwarteten Eindruck geschaffen. Es ist aber noch etwas umfangreich und teuer, aber wenn jetzt etwas Kürzeres und ebenso sprachlich Einfaches und Schönes von Ihnen erschiene, so könnte ich an eine geradezu umgestaltende Wirkung glauben.

Ich habe Ihnen deshalb immer von einer Erzählung gesprochen, aber ich bin selbst noch nicht ganz überzeugt, ob nicht ein solcher Auszug aus dem »Bilderbuch«, wie ich ihn oben beschrieben habe<sup>8</sup>, oder etwas ganz Neues noch geeigneter wäre, natürlich etwas nicht zu umfangreiches und nicht zu teures<sup>9</sup>.

Ihr herzlich ergebener

Alfred Kober-Stachelin

1 Die einzige Hilfe. Einzelpredigt, G. A. Bäschlin, Bern 1918. Im gleichen Verlag erschien die 1. Auflage von Barths Römerbrief 1919.

2 Der Rest des ersten Abschnittes ist weggelassen.

3 Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein.

4 Siehe Brief vom 6. 4. 1916/1.

5 Die nächsten zwei Abschnitte sind nur teilweise abgedruckt.

6 In der Rezension von »Christentum und Gegenwart«, Nr. 4, Nürnberg 1918 heißt es u. a.: »In der unerschöpflichen Fülle köstlicher Bilder, die auch schon bekannte Gedanken uns neu macht, liegt ganz besonders der Reiz des Buches. Man geht durch die Blätter von einer Überraschung zur andern, wirklich ein »Bilderbuch« . . . Selbstverständlich tritt der eigentümlich schweizerisch religiös-soziale Standpunkt Kutters auch hier hervor. Es weht etwas von der revolutionären Stimmung des Urchristentums durch diese so harmlose Kinderunterweisung.«

7 »Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft.« Zürich 1903<sup>1</sup>. Berlin 1904<sup>2</sup>. Jena 1910<sup>3</sup>.

8 Nämlich ein Abdruck einzelner Teile; vgl. dazu den Brief vom 24. 12. 1917/3. Thurneysen schrieb in seiner Rezension: »Eine Art Vorrede zur Bibel, in sich abgeschlossen und wertvoll genug, um einen Sonderdruck zu verlohnen, findet sich in dem Kapitel »Etwas von der Bibel.« Zu diesem Sonderdruck ist es nicht gekommen, jedoch sind die beiden

Kapitel »Die Gottlosigkeit des Menschen im Guten« und »Von der Gottlosigkeit des Menschen im Bösen« 1918 vom Verlag Kober, Basel, separat gedruckt worden.

9 Die zwei letzten Abschnitte sind weggelassen.

---

Brief 208    An Eduard Thurneysen  
Kurhaus Reinhardt, Melchsee-Frutt, 8. August 1918

---

Lieber Herr Pfarrer!

Herzlichen Dank für Ihren Brief voll Teilnahme an unseren Sorgen um Heinrich<sup>1</sup>. Er traf mich hier oben, wo ich seit dem 1. August bin. Ernste Stunden waren es, die wir an seinem Bette zubrachten, dort in der von kranken Soldaten angefüllten Turnhalle von Gerlafingen. Jetzt ist er Gott sei Dank außer Gefahr, nur muß er eine längere Nachkur in Arosa Ende dieser Woche antreten.

Auch für Ihre so große und tiefgehende Mitarbeit an unserer Reich-Gottes-Hoffnung bin ich Ihnen aufrichtig dankbar, umso mehr, als sie noch wenig Boden gefunden und wir noch immer mühsam, wenn auch unentwegt und gewiß den Weg durchs Geröll hinauf, suchen müssen. Ich habe die Predigt an der Aarauer Konferenz<sup>2</sup> wieder abgesagt, ich kann einfach noch nicht. – Herzlich gerne komme ich wieder einmal zu Ihnen.

Seien Sie, wie Frau Pfarrer, unterdessen aufs wärmste begrüßt von Ihrem treuverbundenen

H. Kutter.

<sup>1</sup> Sohn Heinrich.

<sup>2</sup> Aarauer Studentenkonferenz vom 24.–26. 3. 1919. Gedruckt wurden nur

die beiden Vorträge von E. Brunner (»Denken und Erleben«) und H. Barth (»Gotteserkenntnis«). Ein ausführlicher Bericht ist wegen der Teuerung nicht erschienen (Vorträge an der Aarauer Studentenkonferenz, Kober, Basel 1919).

---

Brief 209    Von Wilhelm Stapel  
Hamburg, 16. Januar 1919

---

Lieber Herr Kutter!

Jetzt kann man sich wohl allmählich wieder über die Staatsgrenzen hin verständigen. Ich hätte Ihnen seinerzeit gern meinen Aufsatz über Ihre »Reden an die deutsche Nation« zugeschickt, den die »Deutsche Arbeit« im Oktoberheft brachte<sup>1</sup>. Aber gerade damals war es sehr erschwert, Drucksachen über die Grenze zu bringen. Und da blieb das dann liegen. Nun habe ich kein Exemplar mehr davon. Aber ich habe den Herausgeber gebeten, mir noch ein paar zu schicken. Ich denke in den nächsten Tagen kann ich Ihnen ein Heft mit dem Aufsatz zuschicken. Und ich hoffe, Sie werden erfreut sein über den Fortschritt des Verständnisses gegenüber dem Aufsatz in den »Grenzboten«<sup>2</sup>. Gerade Ihr letztes Buch »Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein«<sup>3</sup> hat mich sehr erheblich gefördert.

Es ist für unsereinen schwer, mit Leuten jenseits der Grenze sich auszusprechen. Man hat das Gefühl, daß wir die Welt draußen nicht ordentlich verstehen, und daß auch wir von der Welt draußen nicht verstanden werden. Was mich so häufig abstößt in Auslassungen der Neutralen, ist ein gewisses Überlegenheitsgefühl. Sie glauben besser zu sein, weil sie all das Furchtbare nicht erlebt haben, was wir durchmachen mußten. Und wir haben wieder das Gefühl, daß wir eben dadurch reifer geworden sind als andere, und daß wir uns deshalb

schwer begreiflich machen können. Man steht da wie Hiob vor seinen Freunden.

Ich hatte in diesen Monaten seit der Revolution eine solche Fülle von Arbeit, dazu von innerer Erregung, daß es mir unmöglich wird, Ihnen ausführlich zu schreiben. Sobald ruhigere Zeiten kommen, werde ich vielleicht wieder mit Ihnen in ein näheres Verhältnis kommen. Es wird ja dann auch nicht mehr alles unter den Augen irgend eines fremden Zensors geschrieben werden müssen.

Für jetzt schicke ich Ihnen das erste Heft des »Deutschen Volkstums«<sup>4</sup> zu, dessen Herausgabe ich mit dem neuen Jahre neben der Leitung des Volksheims<sup>5</sup> übernommen habe. Sie ersehen aus dem Leitaufsatz sowie aus den kleinen ungezeichneten Beiträgen hinten meine gegenwärtigen Ansichten und Stimmungen.

Das Aprilheft möchte ich gern vor allem den religiösen und kirchlichen Fragen widmen, die ja für uns jetzt sehr dringend geworden sind. Würden Sie einmal zu dem Kreise, der sich um unsere Zeitschrift sammelt, sprechen über das, was Ihnen jetzt besonders für uns Deutsche am Herzen liegt? Ich möchte Sie dann bitten, mir den Aufsatz bis spätestens 20. Februar zu senden. Ich und viele andere würden uns sehr freuen, in dieser Zeit ein eindringliches Wort von Ihnen zu vernehmen<sup>6</sup>.

Mit herzlichen Grüßen Ihr

Wilhelm Stapel.

1 Dieser Aufsatz ist in der Zeitschrift »Deutsche Arbeit« (Monatsschrift für die Bestrebungen der christlich-nationalen-Arbeiterschaft. Köln 1916 ff) erschienen.

2 Erschienen in »Die Grenzboten« (Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst). 76. Jg., Nr. 46, 1917, 205–208.

3 Kober, Basel 1917.

4 Siehe Brief vom 5. 10. 1919/15.

5 Siehe Brief vom 6. 10. 1916.

6 Dazu kam es nicht. Kutter distanzierte sich zunehmend vom Organ »Deutsches Volkstum« und von Stapel (siehe Briefe vom 24. 1. 1926 und 14. 11. 1927).



---

Brief 210    An Eduard Thurneysen  
Zürich, 24. Februar 1919

---

Lieber Herr Pfarrer!

Besten Dank für Ihre Predigten<sup>1</sup>, die ich mit warmem Interesse und freudigster Zustimmung gelesen. Wir stehen einfach mit allem was wir haben für Gott ein – das ist unsere Sicherheit und unser Trost. Gott kann man nicht machen, eine geistliche Tätigkeit kann man machen, aber Gott nicht, und wer das verstanden hat, der wird ganz und gar gelöst von seiner eigenen Tätigkeit und fängt an, nur noch zu vertrauen, daß Gott schafft, auch durch seine Schwachheit hindurch, aber daß er wirklich schafft, selbstverständlich schafft! Des sind wir in guter Zuversicht und in dieser Gemeinschaft grüße ich Sie und Ihre Frau herzlichst!

Ihr H. Kutter Pfr.

<sup>1</sup> Die neue Zeit. Der Menschensohn. Zwei Predigten über Sach. 1,3 und Matth. 8, 19–20, gehalten am 17. und 24. 11. 1918 in Leutwil (Sonderdruck, Leutwil 1918).

---

Brief 211    Von Wilhelm Herrmann  
Marburg, 12. März 1919

---

Verehrter Herr Pfarrer!

Ihr Buch<sup>1</sup>, mit dem Sie uns auf der Höhe unserer Siege zur Besinnung rufen wollten, könnte jetzt vielleicht noch stärker wirken. Daß die in Jesus erschienene Liebe das Einzige ist, was sich nicht zermalmen läßt, könnte dem Volke Luthers und Kants jetzt noch deutlicher werden. Ob freilich das Volk in seiner Hungersnot noch die Kraft dazu aufbringt, können wir nicht wissen. Tobt doch nun auch der Kampf mit wahnsinnig gewordenen Mörderbanden durch das Land. Nur das dürfen wir unserem Volke zutrauen, daß es sich durch die Fußstritte erbarmungsloser Feinde nicht entwürdigen läßt. Sehr habe ich mich darüber gefreut, daß Sie Mammonsdienst und Kapitalismus unterscheiden wollen<sup>2</sup>. Daß die Bildung von Kapital unvermeidlich ist, wo die Menschen sich emporarbeiten wollen, hat Marx vielleicht nur scheinbar übersehen. Er hat die Tatsache wohl nur deshalb beiseite geschoben, um die Agitation unter den Massen zu verstärken. Damit hat er freilich der S. D.<sup>3</sup> ein schlimmes Erbe hinterlassen. Schon Lassalle<sup>4</sup> wollte deshalb lieber an Fichte anknüpfen. Ich werde aber auch suchen, mir das von Ihnen leider ohne Jahreszahl zitierte Buch von Max Adler<sup>5</sup>, Marxistische Probleme<sup>6</sup>, zu verschaffen.

Mit bestem Dank und Gruß Ihr

Wilhelm Herrmann,  
Professor der Theologie

1 Reden an die deutsche Nation.

2 Zu dieser Unterscheidung zwischen dem »Mammonismus« – als einer Geisteshaltung, als einem verkehrten »Willen«, als Hingabe an die »Materie« und an den »Ding-Gott«, als »Liebe zum Nichts« – und dem »Kapitalismus«, unter dem Kutter die moderne ökonomische Ausdrucksform, das allbeherrschende »Werkzeug« des Mammonismus verstand (Reden an die deutsche Nation, 171 ff) und: »Wenn unter »Kapitalismus« nichts anderes verstanden werden soll, als das System unseres modernen wirt-

schaftlichen Lebens, so ist es nicht von vornherein ausgeschlossen, daß dieses System vielleicht auch einem dem Mammon gerade entgegengesetzten Geist, dem Geist der Menschlichkeit, brauchbare Dienste leisten würde. Freilich über ein »vielleicht« kommen wir nicht hinaus. So ganz lassen sich Geist und Form nicht trennen« (S. 199).

3 = Sozial-Demokratie.

4 Ferdinand Lassalle (1825–1864): nach dem Studium von Philosophie, Geschichte und Philologie in Breslau und Berlin wurde er 1845 durch seine Parisreise mit den Freiheitsdichtern Heine und Börne bekannt; er verteidigte in einem Aufsehen erregenden Ehescheidungsprozeß (1846–1854) die Gräfin von Hatzfeldt mit Erfolg (mit der politischen Absicht, ein Exempel der Emanzipation zu statuieren). 1848 nahm er in Wort (Mitarbeit an der »Neuen rheinischen Zeitung«) und Tat (Mitarbeit an der Organisation der rheinischen Arbeiter und in der Düsseldorfer Bürgerwehr) zusammen mit Marx und Engels gegen die Restaurationsbewegung für die Märzrevolution Stellung. Die klassischen Dokumente seines politischen Programms sind: das »Arbeiterprogramm«, seine erste große politische Agitationsrede vor Arbeitern in Berlin und das »Antwortschreiben«, eine Stellungnahme zur Frage der politischen Arbeiterpartei an das Leipziger »Centralkomitee zur Berufung eines deutschen Arbeiterkongresses« (beides 1862): Lassalle vertrat einen Staatssozialismus (Staat als Instrument zur Emanzipation des vierten Standes) auf demokratischer Grundlage (allgemeines und gleiches Wahlrecht) und zwar auch im ökonomischen Bereich (staatlich zu fördernde Produktivassoziationen – zur Befreiung der Arbeiter aus dem Zwang des »ehernen Lohngesetzes«) und förderte deren parteipolitische Organisation: 1863 wurde Lassalle erster Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, einem Vorläufer der späteren sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

5 Max Adler (1873–1937), Mitbegründer und einer der führenden Theoretiker des sogenannten Austromarxismus, einer Spielart des Revisionismus in Österreich, zu dessen linken Flügel er gehörte. Adler suchte nach einer Synthese zwischen der marxistischen Soziologie und der Erkenntnistheorie und Ethik Kants, was auch in dem von Kutter in seinen »Reden« (aaO. 185) angeführten Zitat aus den »Marxistischen Problemen« (aaO. 146) zum Ausdruck kommt. Herrmann, selbst vom Neukantianismus stark beeinflusst, sah sich hier offenbar angesprochen.

6 M. Adler, Marxistische Probleme, Dietz, Stuttgart 1913.

---

Brief 212    Von Wilhelm Stapel  
Salzwedel, 18. März 1919

---

Lieber, verehrter Freund!

Ihr letzter Brief<sup>1</sup> hat mir sehr wohlgetan. Man ist immer in der Erwartung, von jenseits der Grenzen nichts als Verurteilung und zurechtweisende Ratschläge zu hören. Da unsre Zeitungen, seit sie »frei« sind, fast gar nichts mehr aus den ausländischen Blättern mitteilen, so ist man ganz ungewiß, wie man nun eigentlich als Deutscher unter den anderen Menschen dasteht. Ich fürchte, die widerwärtigen Orgien der Selbstbezüglichung, die Lust am Schelten über das einst Angebetete wird nicht gerade die Achtung erhöhen. Denn wer weiß denn draußen, daß die Leute, die dieses Handwerk betreiben, fast durchweg Juden und Halbjuden sind. Auch in unserer Presse kommt ja die wirkliche Seelenverfassung unseres Volkes gar nicht zum Ausdruck, denn was weiß ein Journalist vom deutschen Volke? Von dem deutschen Volke, das nicht tanzt, nicht ins Kino läuft, nicht schleichhandelt und wuchert, nicht auf Preußen schimpft, nicht die Revolution für einen Fortschritt hält – und das ist denn doch das eigentliche deutsche Volk. In diesem Volk ist das alte Lied wieder lebendig geworden: »Wir hatten gebauet ein stattliches Haus« . . . »Und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt.« Unsere Enkel werden's einst begreifen. Wir können nur stillehalten und – ruhen nach all der un menschlichen Qual.

Ich war im Februar eigentlich mit meiner Arbeitskraft zu Ende. Eher, als die Winterarbeit zu Ende ging. Darum sparte ich mir für den März eine Woche zur Erholung aus. Aber dicht vorher bekam ich die Grippe. Trotzdem reiste ich, denn wer weiß, wann man sich wieder freimachen kann. Kaum war ich zwei Tage hier in der Heimat, so bekam ich einen Rückfall. Und wenn ich nun morgen oder übermorgen wieder nach Hamburg fahre, werde ich hinfälliger sein als je. Auch unserm Jungen geht's schlecht. Da er über vier Jahre ist, bekommt er keine Milch mehr. Milch läßt sich aber bei Kindern nicht

»ersetzen«, am wenigsten durch das, was unter dem Namen Brot heutzutage verkauft wird. Infolge Unterernährung und Mangel an freier Bewegung ist der Junge nun skrofulös. Und dabei in ganz Hamburg kein Lebertran aufzutreiben. Nicht einmal Lebertran für kranke Kinder lassen unsre ehrenwerten Feinde ins Land herein. Versöhnlichkeit und Moral und Menschenliebe – verflucht will ich und sollen meine Enkel sein, wenn sie je die Gemeinheit vergessen, mit der Kinder, Frauen, Greise zu Hunderttausenden durch Hunger hingemordet sind. An dem Siebzigmillionen-Haß, den sich die Feinde Deutschlands mitten in Europa großziehen, sollen sie noch selbst zugrundegehen, wenn sie uns heute auch alle Waffen rauben. Die Welt ist rund und dreht sich rasch. Man hat uns gezeigt, daß man die Feinde auch anders als durch Waffengewalt und ehrlichen Kampf besiegen kann. Doch – es ist dies alles ja nur ein Ausfluß der Bitterkeit, von der einem das Herz bis zum Zerspringen voll ist. Es ist kein unangenehmeres Geschäft jetzt, als Aufsätze zu schreiben, weil man immerfort das unklare subjektive Gären zurückhalten muß, damit es die Gedanken nicht verwirre. –

Ich wollte Ihnen jetzt, da ich das Bett verlassen und ein paar freie Tage habe, nur einen freundlichen Gruß und Dank für Ihre Zeilen schicken. Zur Erholung lese ich jetzt wieder einmal Goethes Italienische Reise. Wenn ich nun nach Hause komme, will ich das erste Bändchen meiner »Übersetzung der Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche«<sup>2</sup> druckfertig machen.

Herzliche Grüße Ihr

Wilhelm Stapel

<sup>1</sup> Der Brief ist nicht erhalten.

<sup>2</sup> Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt von W. Stapel. 2 Bde., Verlag des Deutschen Volkstums 1919/1921.



---

Brief 213    Von Wilhelm Stapel  
Hamburg, 11. Mai 1919

---

Lieber, verehrter Freund!

Mein letzter Brief<sup>1</sup>, während der Grippe geschrieben, war sehr grantig und aufbegehrerisch. Da saß ich im Zimmerchen, das wegen des Kohlenmangels schlecht geheizt war, hatte ein von der Krankheit dumm gewordnes Gehirn und sah auf der Straße die herumlungernenden Arbeitslosen, die man in der Uniform stecken ließ – die ganze Trostlosigkeit des Volkes auch in der kleinen Landstadt. Da wurde ich sehr zornig und bitter. Und bin's eigentlich noch. Und Gott hat mir das gute Recht gegeben, es zu sein. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren verständnisvollen Brief.

Nun habe ich wochenlang gelebt wie einer, der an den Marterpfahl gebunden ist. Fratzen umtanzen ihn und werfen mit Beilen und Pfeilen nach ihm. Da waren die Zeitungsberichte, die über die Absichten unserer Feinde von Paris und London aus verbreitet wurden<sup>2</sup>. Endlos quälend. Beruflich muß ich täglich 13 Zeitungen lesen – schließlich überschlug ich das. Aber was half's, die Qual blieb. Man hoffte und fürchtete zugleich, daß der ernsthafte Schlag kommen würde. Nun ist das Beil niedergesaut<sup>3</sup>. In Schmerz und Zorn schreit alles auf. Ach, es ist doch nur, wie wenn ein Hahn, dem die Köchin den Kopf abgeschnitten hat, noch ein paar konvulsivische Sprünge macht, ehe er umfällt.

Ich bin am Freitag im wundervollsten Sonnenschein durch die Vierlanden gewandert. Stundenlang durch blühende Gärten, und in den Gärten die alten, riesigen, vornehmen Niedersachsenhauser mit den mächtigen Strohdächern. In der Altengammer Kirche bin ich gewesen, die von den Bauern selbst mit herrlichem Schmiedewerk und Einlegearbeiten verziert worden ist. Und auf dem Elbdeich habe ich gestanden, die herrlichste Sonne lag auf dem breiten Strom, der einst so belebt war, nun aber leer ist von Schiffen. Doch wenn auch keine

Schiffe fahren, die Bauern da hinterm Deich, die bleiben. Mögen doch die Herren in Versailles auf den Kopf stellen! Sie können mit ihren bitterbösen Paragraphen das quellende Leben nicht umbringen. Das wächst, wie es will, nicht wie die Paragraphen es wollen. Napoleon hat sich geirrt, als er mit Preußen Frieden schloß und war doch viel klüger als Wilson<sup>4</sup>. Ich bin dafür, daß wir Deutschen nichts abhandeln, sondern klar und rund ja zu dem Frieden sagen. Damit das Unrecht klar und offen dastehe. Fangen wir erst an zu markten, so sieht es am Ende aus, als ob wir unser »Recht« bekommen hätten und alles in Ordnung sei. Man hat ja in die Suppe ein paar besonders harte Brocken klug hineingetan, die wir herausholen sollen, um dann zu meinen, nun sei die Suppe halbwegs schmackhaft. Z. B. die 140 000 Milchkühe<sup>5</sup>, als ob wir Milch hätten! Oder die Abstimmung in Südschleswig<sup>6</sup>, die den Dänen selbst peinlich ist. Nehmen wir nur die Suppe, wie sie ist, dann weiß Mit- und Nachwelt genau, mit welcher Gesinnung dieser Friede gemacht worden ist. Und umso eher bricht der Unsinn des Friedens in sich zusammen.

Aber unsere Sozialdemokraten werden für eine solche Politik zu dumm-ehrlich und enge sein. Sie werden wahrscheinlich mit hellem Eifer verhandeln und am Ende stolz sein, wenn sie ein paar Brocken aus der Suppe gefischt und in den Abguß geworfen haben<sup>7</sup>.

Sie erhalten das »Deutsche Volkstum«?<sup>8</sup> Ich argwöhne, daß der Verlag aufdringlich war. Ich hatte Ihnen das erste Heft als Aufmerksamkeit zugehen lassen. Und der Verlag hat eine ganze Reihe solcher Adressen ohne mein Wissen benutzt, um durch weitere Zusendung zu werben. Er hat es durch seine intensive Werbetätigkeit schon so weit gebracht, daß unsere Leserschaft nicht allzuviel hinter der des »Kunstwarts«<sup>9</sup> zurücksteht. Nein, Sie brauchen nicht zu abonnieren. Ich schicke Ihnen die Hefte, in denen etwas ist, was Sie angeht. So das Aprilheft. Da wird Sie mein Aufsatz »Menschheitsfortschritt?« interessieren, wenigstens der vierte Abschnitt daraus sowie der Aufsatz über »Arbeiterjugend und Kirche«<sup>10</sup> von Alfred Pfarre, einem Mitglied unseres Rothenburgsorter Gehilfenvereins. Der war 1913 als 18jähriger Stukateur, von dunkler Sehnsucht getrieben, durch Deutschland und Italien gewandert bis Neapel, unter Hunger und Krankheit. Ein prächtiger Mensch. Sie werden's dem Aufsatz anmerken.

Hier gibt es viele Leute, besonders Sozialdemokraten, die sagen: In Versailles geschieht uns ganz recht, warum haben wir in Brest den Russen einen solchen Frieden zugemutet<sup>11</sup>: Der Gedanke Schuld und

Strafe, Auge um Auge. Ich kann meinem Volk und Vaterland gegenüber nicht so »objektiv« und »gerecht« (?) sein.

Herzliche Grüße Ihr

Wilhelm Stapel.

- 1 Vgl. den vorangehenden Brief. Kutters Antwort darauf ist nicht erhalten.
- 2 Nach Abschluß der geheimgehaltenen Friedensverhandlungen von Versailles (vom 18. 1.-7. 5. 1919) zeigte sich, daß der amerikanische Präsident Wilson mit seinen Vermittlungsvorschlägen dem härteren Kurs der englischen und französischen Delegation unterlegen war.
- 3 Am 7. 5. 1919 wurden der deutschen Delegation die Friedensbedingungen ausgehändigt.
- 4 Am 11. 11. 1918 hatte Deutschland die auf der Grundlage der sogenannten »Vierzehn Punkte« getroffenen Waffenstillstandsbedingungen angenommen. Die »Vierzehn Punkte« waren vom amerikanischen Präsidenten Wilson ausgearbeitet worden.
- 5 Bezieht sich vermutlich auf die vom Versailler Vertrag geforderten Reparationsleistungen in Naturalform.
- 6 Gemäß dem Versailler Vertrag sollte in mehreren deutschen Grenzgebieten durch Volksabstimmungen über die territoriale Zugehörigkeit entschieden werden. Nach der Abstimmung in Nordschleswig (nicht Südschleswig) vom 10. 2. und 14. 3. 1920 ist dann die 1. Zone des Abstimmungsgebietes Dänemark zugesprochen worden.
- 7 Hier irrt Stapel. Die USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei) ist als einzige Partei von Anfang an für die Unterzeichnung des Versailler Vertrages eingetreten.
- 8 Vgl. Brief Stapels vom 5. 10. 1919/15.
- 9 Siehe Brief vom 6. 4. 1916/1.
- 10 In seinem Aufsatz »Menschheitsfortschritt?« (Deutsches Volkstum 1919, Heft 4, 101-107) kritisierte Stapel die Verquickung der Sittlichkeits-Idee mit dem Begriff der Entwicklung und Vervollkommnung. »Warum nicht lieber glauben an das höchste und letzte Geheimnis, das nicht Begriff ist, sondern das Leben selbst?« (aaO. 106). Deutschlands Chance liege darin, auf Gott wieder hellhörig zu werden und nicht auf den mammonistischen Fortschrittsmythos der Siegermächte; so könne der »Sklave der Völker« »ihr Meister« werden (aaO. 107). – Der Aufsatz von Alfred Pfarre »Arbeiterjugend und Kirche« erschien aaO. 112-114.
- 11 Der Friede von Brest-Litowsk wurde Rußland am 3. 3. 1918 von Deutschland ultimatim aufgezwungen, nachdem es im Dezember 1917 auf Angebot der neuen sowjetischen Regierung zu einem Waffenstillstand gekommen war. Rußland mußte auf das Baltikum, Polen, Finnland und die Ukraine verzichten sowie der Türkei Gebiete abtreten. Lenin bejahte den Frieden als Atempause zum Aufbau der Roten Armee. Der Reichstag billigte ihn unter Stimmenthaltung der SPD. Die Entente setzte nach dem Zusammenbruch Deutschlands den Frieden außer Kraft.

---

Brief 214    Von Alfred Kober-Staehelin  
Basel, 8. Juli 1919

---

Sehr verehrter Herr Pfarrer!

Darf ich Sie fragen, wie es mit der Fortsetzung des »Bilderbuchs«<sup>1</sup> steht? Ich habe in den letzten Wochen, seit dieser grauenhafte Friede<sup>2</sup> bekanntgeworden ist, viel an Sie und unsere Gespräche im Februar gedacht. Wollen Sie nicht etwas für das deutsche Volk schreiben?<sup>3</sup> Sind Sie in nächster Zeit noch in Zürich? Ich werde wahrscheinlich bald einmal hinkommen und würde gerne über alles dies mit Ihnen sprechen.

Mit herzlichen Grüßen auch an Frau Pfarrer  
Ihr ganz ergebener

Alfred Kober-Staehelin

1 Vgl. Brief vom 28. 12. 1917.

2 Versailler Vertrag (vgl. den vorangehenden Brief).

3 Kutter hat sich nach den »Reden« literarisch nicht mehr zur deutschen Politik geäußert.

---

Brief 215 Von Wilhelm Stapel  
Friedrichroda (Thüringen), 5. Oktober 1919

---

Lieber, verehrter Freund!<sup>1</sup>

Der erste Brief dieser ersten Tage der Muße, die mir in diesem Jahre vergönnt sind, soll Ihnen gehören. »Ferien« habe ich zwar schon öfter gehabt – Juni war ich mit der Familie an der Ostsee, Juli zu Haus in Salzwedel – aber das war immer nur eine Verlegung des Arbeitsplatzes. Da ich seit Mitte August schließlich Nervenschmerzen bekam, habe ich mich entschlossen, die erste Oktoberwoche ganz der Erholung zu widmen: Ich fuhr nach Eisenach zur Tagung der Freunde der Christlichen Welt<sup>2</sup> und bringe im Anschluß daran einige Tage im Heim der Freunde in Friedrichroda zu. Und ich bin wirklich der Schmerzen ledig geworden.

In Eisenach und hier habe ich Teilnehmer der Tambacher Tagung<sup>3</sup> gesprochen. Vorher hatte ich nichts davon vernommen. Also es soll nun die »religiös-soziale Bewegung« von der Schweiz nach Deutschland »übertragen« werden. Ich sehe den alten, klugen lieben Gott auf seinem Wolkenthron schmunzeln. Er kennt ja seine Menschlein.

Die »Übertragung« hat doch ihre erheblichen Gefahren. Nämlich: Es ist seit dem 9. November so furchtbar leicht, Sozialist zu sein. Es sind nun mit einmal so viele sozialistische Pfarrer da; wo waren die denn vorher, als es noch ein Martyrium war? Der November-Sozialismus<sup>4</sup> geht mir wider den guten Geschmack. Ich mag jetzt gar nirgends mehr sagen, daß ich eigentlich Sozialist bin, weil es so billig ist. Und weil man damit Ämter und Würden bekommen könnte. (Welches nun allerdings bei mir persönlich deshalb ausgeschlossen ist, weil ich »völkisch« bin und weil alles, was nach Achtung und Liebe für das eigene Volk und den eignen Staat schmeckt, bei dem dicken Klumpen unseres sozialdemokratischen Rindviehs einigermaßen als suspekt gilt). Aber ich frage mich bei jedem Pfarrer, der jetzt als Sozialist auftritt, immer: Freundchen, Freundchen? Und wo ich nicht aus den Augen, dem Händedruck, der Sprechweise die Echtheit herausspüre, mache



ich lieber die Fensterläden zu. Wer bloß Sozialist »wird«, um die Arbeiter zu »gewinnen«, bei dem ist's nicht das Rechte. Von den Tambachern, die ich in Eisenach reden hörte, habe ich nicht den Eindruck, als ob sie Gott anders denn durch ihr Denken und Wollen ergriffen haben. Mir fehlt das Vollaftige, Quellende, nach dem ich mich so sehne. Man sagte mir, die Schweizer, die in Tambach<sup>5</sup> waren, hätten einen viel besseren Eindruck gemacht als unsere Reichsdeutschen. Bei ihnen sei Geschlossenheit und Einheitlichkeit und Kraft gewesen. Leider habe ich selbst Liechtenhan<sup>6</sup> in Eisenach nicht gehört. Ich wurde in dem Augenblick gerade außerhalb des Saales festgehalten. Aber Barth (den Schwiegersohn Rades)<sup>7</sup> habe ich hier in Friedrichroda in der Aussprache gehört und habe davon einen starken Eindruck gehabt.

Das weitaus stärkste Erlebnis, das ich in den letzten Monaten, ja Jahren gehabt habe, war ein Jugendtag auf der Burg Lauenstein an der fränkisch-thüringischen Grenze<sup>8</sup>. Es war da der »völkische Flügel« der Jugendbewegung versammelt – etwa 200–300 Führer. Aus allen Teilen des Reiches und des Landes, die einstmals zum Reiche gehörten. Dort habe ich den Eindruck gewonnen, daß unser Volk nicht sterben wird. Es waren doch meist Menschen, die im Kriege gestanden hatten. Also Leute, denen das Bekenntnis zum Deutschtum innerlich nicht »leicht« war. Doch Einzelheiten brauche ich hier nicht zu erzählen, ich berichte im »Deutschen Volkstum«<sup>9</sup> davon. Im ganzen: Es scheidet sich allmählich das Feste von dem Flüssigen. Die Welt des Geistes klärt sich. Und ich habe große Hoffnung für die Zukunft.

Ich hoffe auf eine starke Offenbarung Gottes in unserm Volke. Die Geister schließen sich immer mehr auf dafür. Um die Kirche freilich bekümmern sich nur die Kirchlichen, aber Gott ist vielerorts wieder ein Gegenstand leidenschaftlichen Ringens geworden, so wie ich es vorher doch selten erlebt habe. Gerade unter der Jugend. Auch die »völkische« Jugend auf dem Lauenstein – diese zum großen Teil un-intellektuellen Menschen – war im tiefsten getragen von einem religiösen Gefühl: »Wir wollen trauen auf den ew'gen Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.«<sup>10</sup> Auch die Leidenschaft gegen Gott bezeugt die zunehmende Empfindlichkeit für das Göttliche. So neulich in der Eisenbahn zwischen Neumünster und Hamburg. Da stieg ein älterer Mann in das übervolle Abteil und begann von Gott zu predigen. Sofort lehnten sich Kriegsteilnehmer aufs heftigste dagegen

auf: Er sei wohl nicht im Kriege gewesen, sonst würde er nicht Glaube an Gott fordern. Der Gottesglaube sei der größte Schwindel. Freilich, daß Kinder daran glaubten, wäre recht, denn ohne dies gebe es keine Erziehung. »Aber uns bleibt damit vom Halse. Wer das erlebt hat, was wir erlebt haben, der glaubt nicht an einen gütigen und gerechten Gott.« Ich konnte dem Manne, der vom Leben nach dem Tode sprach, nur mit Mühe freie Rede verschaffen. Wäre die Fahrt nicht so kurz gewesen, ich glaube, der erregteste der Gottesfeinde wäre, wenn ihn das rechte Wort getroffen hätte, zum Gottesbekenner geworden. Wogegen er sich auflehnte, das war doch der alte »liebe Gott« der Pastoren, der Gott, der den bequemen Menschen das Leben bequem machen soll. Für den ewigen, gewaltigen Gott hat er sicher reifes Verständnis – wenn er ihm nur eines Tages gegenübertritt. Und das wird kommen. Das ist der Segen der Niederlage für uns Deutsche.

Wie bitter und lange hat mir diese Niederlage das Innerste aufgewühlt! Und wenn man glaubt, ruhiger zu werden, war's doch nur Schein. Anfangs Juli, nach der Unterzeichnung des Friedens<sup>11</sup>, schrieb ich den Aufsatz »An meinen Sohn«<sup>12</sup>, den ich Ihnen zugeschickt habe. Ich wollte darin für meinen Jungen die Stimmung jener Tage festhalten. Und wegen dieses persönlichsten Zweckes ist dies wohl der herzlichste Aufsatz geworden, den ich je geschrieben. Dann kamen die entsetzlichen Tage der »Enthüllungen«<sup>13</sup>. Ich war damals in Salzwedel. Und habe draußen in den weiten Wiesen unter den ziehenden Wolken gelegen und geweint. Aber der Entschluß ist mir nun ganz fest: Menschheit hin, Menschheit her, mein Volk! Hätten wir gesiegt, ich hätte nie mein Volk mit dieser Inbrunst lieben können wie jetzt. Und es hätte nie eine Lauensteiner Tagung geben können. Aus der Stimmung jener Tage heraus habe ich beschlossen, all mein Tun und Treiben ganz dem einen großen Dienst meines Volkes zu widmen: Dem Wiedererwecken unseres Volkstums, nicht des politisch-nationalen sowohl, als des innerlichen, naturhaften, schöpferischen Volkstums. Die Leitung des Volksheims<sup>14</sup> habe ich niedergelegt. Ich bin in dem Kreise nicht warm geworden. Dafür bin ich stärker in der Fichte-Hochschule<sup>15</sup>, einer Hamburger Volkshochschule, beschäftigt, als Vorsitzender der Lehrerschaft. Die Arbeitsgemeinschaften, die ich darin abhalte, und zu denen ich reichlich Teilnehmer habe, stehen im Dienste des Volkstums. Eine Vorlesung über Volksbildungsarbeit an der Sozialen Frauenschule halte ich diesen Winter zum letzten Mal.

Dem »deutschen Volkstum« möchte ich immer mehr Sorgfalt zuwenden. Schon haben wir 12 000 feste Bezieher, also eine Verzehnfachung seit Januar! Die Zeitschrift hat merkwürdig »eingeschlagen«. Neben dem allen dann Vortragstätigkeit, ebenfalls im Dienste des Volkstums. Innerlich arbeite ich jetzt an dem Thema »Deutschtum und Christentum«. –

Eines habe ich auf dem Herzen: Sie könnten uns Deutschen jetzt sehr viel helfen. Nun sind Ihrer Bücher zu viele und zu umfangreich. So kommen Sie nicht an die Menge der Leser. Es sollte jemand – wenn nicht Sie selbst – eine Anthologie aus Ihren Schriften machen (in der Art des Avenarius-Buches)<sup>16</sup>. Darin sollten die wichtigsten Stellen zusammengetragen werden. Das könnte ein nicht allzu starkes, verhältnismäßig billiges Buch geben. Ich würde gern dabei helfen, indem ich Ihre Bücher auf Stellen hin jetzt nochmals durchläse, die für unsere Zeit in Betracht kämen. Auf diese Weise würden Ihre Bücher sicherlich wirksamer. (Auch in den »Reden an die deutsche Nation«<sup>17</sup>, deren Verbreitung durch den unglücklichen Titel gehindert wurde, ist doch so manches, was auch jetzt noch seinen Wert hat.) Vielleicht erwägen Sie einmal diese Anregung näher. Ich glaube, es ist die rechte Zeit. –

Nun will ich einen Spaziergang in die nebelverhängten Tannenberge machen.

Herzliche Grüße Ihr getreuer  
Wilhelm Stapel.

1 Zwei einleitende Sätze sind weggelassen..

2 Die Tagung fand am 1. und 2. Oktober 1919 statt. Zur Aussprache und Diskussion trafen sich die Freunde der Christlichen Welt (zur »Christlichen Welt« siehe Brief vom 22. 5. 1916/6) am darauffolgenden Tag in ihrem »Heim« (zur Tagung siehe »Christliche Welt« 1919, Nr. 44, 709).

3 Siehe Brief vom 12. 12. 1919/3.

4 Gemeint ist die (dann schnell wieder vorübergehende) Sozialismus-Konjunktur in Deutschland nach der November-Revolution 1918.

5 An der Tagung nahmen neben Barth und Thurneysen auch Hans Bader (siehe Brief vom 7. 8. 1913/6), Peter Barth (siehe Brief vom 5. 11. 1916/1), Arthur Jäggli (1892–1955. Seit 1917 Pfarrer in Beinwil am See [AG]), Rudolf Liechtenhan (siehe Brief vom 18. 1. 1918/2) und Gottlob Wieser (siehe Brief vom 29. 10. 1922/4) teil.

6 Siehe Brief vom 18. 1. 1918/2.

7 Siehe Brief vom 5. 11. 1916/1 (Peter Barth).

- 8 Diese Kulturtagungen gingen aus der von Eugen Diederichs (siehe Adr./Korr.-Liste) ins Leben gerufenen »Gemeinnützigen Gesellschaft 1914 zu Jena« hervor, fanden erstmals im Juli 1916 statt und wurden immer mehr zu Veranstaltungen der »Freideutschen Jugend« (siehe Brief vom 24. 6. 1917/2).
- 9 Ein Bericht ist im »Deutschen Volkstum« nicht erschienen.
- 10 Vgl. Apg 5, 29 und der Rüttschwur in Schillers »Wilhelm Tell«.
- 11 Versailler Vertrag vom 28. 6. 1919.
- 12 Deutsches Volkstum. 8. Heft 1919, 229–234.
- 13 Im Jahre 1919 bewegte die Deutschen neben den Versailler Friedensbestimmungen die Frage nach der Kriegsschuld, und dies im Zusammenhang mit dem »Dolchstoß«, worauf Stapel hier wahrscheinlich anspielt. Der »Dolchstoß« beschäftigte die politische Öffentlichkeit über viele Jahre hinweg. Lit.: Fr. Frhr. Hiller von Gaertringen: »Dolchstoß«-Diskussion und »Dolchstoßlegende« im Wandel von vier Jahrzehnten. Rothfels-Festschrift 1963. – J. Petzold: Die Dolchstoßlegende. Eine Geschichtsfälschung im Dienste des deutschen Imperialismus und Militarismus, 1963<sup>3</sup> (zitiert nach B. Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte IV, 1976<sup>2</sup>, 225).
- 14 Siehe Brief vom 6. 10. 1916/3.
- 15 Die Fichte-Hochschule in Hamburg wurde von der 1916 ebenda gegründeten Fichte-Gesellschaft ins Leben gerufen mit der Zielsetzung einer »Nationalerziehung im Sinne Fichtes«. Die Monatsschrift »Deutsches Volkstum«, deren Herausgeber Stapel 1919 zusammen mit A. E. Günther (siehe Brief vom 11. 11. 1919/4) geworden war, war ein Organ der Fichte-Gesellschaft.
- 16 Siehe Brief vom 12. 7. 1916/7.
- 17 Diederichs, Jena 1916.

Lieber Herr Kutter!

»Das Unmittelbare«<sup>1</sup> ist vergriffen. Ich gebe Ihnen anbei einen Auszug über Ihre Bücher. Über das letzte Jahr und die Abrechnung über Ihr Guthaben. Schade, daß die Mark jetzt so tief steht! Das tut mir nicht nur für Sie, sondern auch für die anderen Schweizer Autoren leid. Die Schweizer Bücherkäufer haben freilich den Vorteil davon. Ich möchte »Das Unmittelbare« gerne wieder neu drucken, nur werden jetzt alle Bücher so teuer in der Herstellung. Man druckt daher nur Bücher, bei denen man etwa darauf rechnet, daß sie in 1–2 Jahren abgesetzt sind; sonst passiert es einem später, daß einem die teuren Bücher wegen der allzuhohen Preise ganz liegenbleiben. Es läßt sich ja überhaupt noch nicht übersehen, was wird. Vorläufig steigt alles weiter im Preise. Es ist wie eine Katastrophe, wie ein Rad, das dem Abgrunde zurollt. Man kann immer nur von Fall zu Fall handeln. Irgend ein Baseler Verleger bot mir neulich an, er wollte die neue Auflage vom »Unmittelbaren« übernehmen<sup>2</sup>; aber das bedeutet dann keinen Absatz in Deutschland. Denn in der Schweiz erschienene Bücher können wir bei unserem niedrigen Markkurs nicht kaufen.

Schade, daß Sie neulich nicht mit zur religiös-sozialen Konferenz in Tambach waren, wo die Schweiz durch sieben aufrechte Theologen vertreten war<sup>3</sup>. Ich muß sagen, unsere liberalen Theologen kamen mir neben den Schweizern recht in die Problematik versunken vor. Die Schweizer waren viel unmittelbarer in ihrem religiösen Empfinden und viel bildkräftiger in der Sprache. Aber sie wußten alle ganz genau Bescheid, was der Liebe Gott vorhatte und gewollt hatte, und da kann ich dann nicht mit. Es war ein deutscher Geistlicher da, Günther<sup>4</sup>, der Sohn der Verfasserin von »Der Heilige und ihr Narr«<sup>5</sup>, der nach meinem Gefühl allen Schweizern überlegen war. Er war durch die Problematik hindurchgegangen und doch dabei bildhaft und unmittelbar. Dies war mir eine große Genugtuung, sonst hätte ich mich für unser



Volk vor den Schweizern geschämt. Es wurde in Tambach viel vom Sozialismus und der neuen Religion gesprochen. Ich glaube instinktiv die fernen Umriss einer ganz neuen Religion zu schauen, die von dem Expressionismus geahnt wird. Sie wird kommen aus der vertieften Erkenntnis unseres Körpers, aus seinem Rhythmus, auf dem sich seine geistigen Gesetze aufbauen. Karl Bröger<sup>6</sup> spricht das gleiche Gefühl in seinem letzten Kultspiel »Kanaan«<sup>7</sup> aus, es schließt: »Alles Geistige kommt aus dem Fleisch.«

Ich freue mich, daß Sie aus der Ferne gute Zuversicht zu der deutschen Zukunft haben. In der Nähe empfindet man gar zu leicht die Unzulänglichkeiten seines Volkes.

Mit herzlichem Gruß Ihr Eugen Diederichs.

Absatz-Statistik	1917/18	1918/19
Das Unmittelbare <sup>8</sup>	5	1
Sie müssen <sup>9</sup>	102	297
Gerechtigkeit <sup>10</sup>	108	141
Wir Pfarrer <sup>11</sup>	98	138
Revolution <sup>12</sup>	98	114
Reden an die Nation <sup>13</sup>	578	165

1 »Das Unmittelbare, eine Menschheitsfrage« (Georg Reimer, Berlin 1902) war von Diederichs 1911 für eine zweite Auflage übernommen worden.

2 Gemeint ist der Basler Verleger Alfred Kober (siehe Adr./Korr.-Liste), der das »Unmittelbare« 1921 dann auch in einer dritten Auflage herausgebracht hat, vgl. Brief vom 11. 8. 1921.

3 Vgl. Brief vom 12. 12. 1919/3.

4 Albrecht Erich Günther, geb. 1893, Schriftsteller, seit 1919 zusammen mit W. Stapel Herausgeber der Monatsschrift »Deutsches Volkstum« in Hamburg (»Totem. Tier und Mensch im Lebenszusammenhang« [1927], »Geist der Jungmannschaft« [1933], Herausgeber von »Was wir vom Nationalsozialismus erwarten, 20 Antworten« [1932]).

5 Agnes Günther, geb. Breuning (1863–1911), Gattin des Marburger Theologieprofessors Rudolf Günther, Erzählerin von »gemühtiefer Frömmigkeit und stimmungsvoller Romantik« (Kosch im Deutschen Literaturlexikon). »Die Heilige und ihr Narr« (2 Bde. 1913 f) erreichte 1928 die 107. Auflage.

6 Karl Bröger (1886–1944), bis 1906 Bauarbeiter, seit 1912 Redakteur an der Fränkischen Tagespost. Seine Romane, Gedichte und Berichte (»Der unbekannte Soldat« [1917], »Der Held im Schatten« [1919], »Der blühende Hammer« [1924]) sind einerseits geprägt durch sozialistisches Gedanken- gut (Bröger wurde 1933 wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung im

Konzentrationslager Dachau inhaftiert), andererseits durch eine pantheistisch-mystische Frömmigkeit

- 7 Das Kultspiel »Kanaan« wurde 1920 von Eugen Diederichs verlegt (K. Bröger: »Flamme«, Gedichte und Kultspiele).
- 8 Verlegt von Georg Reimer, Berlin 1902; Diederichs, Jena 1911<sup>2</sup>; Kober, Basel 1921<sup>3</sup>.
- 9 A. Müller, Zürich 1903; H. Walther, Berlin 1904<sup>2</sup>; Diederichs, Jena 1910<sup>3</sup>.
- 10 H. Walther, Berlin 1905; Diederichs, Jena 1910<sup>2</sup>.
- 11 H. Haessel, Leipzig 1907; Diederichs, Jena 1912<sup>2</sup>.
- 12 H. Haessel, Leipzig 1908; Diederichs, Jena 1912<sup>2</sup>.
- 13 Diederichs, Jena 1916.

---

Brief 217 : An Karl Barth  
Zürich, 12. Dezember 1919

---

Lieber Herr Pfarrer!

Es freut mich sehr, daß Ihr Brief<sup>1</sup>, für den ich Ihnen herzlich danke, Ihren Besuch für die nächste Zeit in Aussicht stellt. Wir wollen dann die kleinen Anstände neben viel wichtigeren Themata, die wir zu besprechen haben, auch noch grad erledigen. Wie ich höre hat Thurneysen nach langem Kampf nun definitiv angenommen<sup>2</sup>, was mich ungemein freut, da ich überzeugt bin, daß es für ihn das Richtige ist. Von Tambach<sup>3</sup> hör ich allerhand, was mich mehr oder weniger freut – doch davon dann mündlich.

Herzlich grüßt Sie und Frau Pfarrer samt Kindlein!

Ihr H. Kutter.

1 Der Brief ist nicht erhalten.

2 Gemeint ist die Wahl Thurneysens nach St. Gallen-Bruggen. Thurneysen

hatte anfänglich den Ruf abgelehnt, entschloß sich Mitte September aber dann doch für St. Gallen.

- 3 Die Tambacher Tagung – eine zur Konsolidierung der religiös-sozialen Bewegung in Deutschland von O. Herpel und H. Schultheis einberufene Konferenz, zu der die »Schweizer Väter des Religiösen Sozialismus« eingeladen worden waren, fand vom 22.–25. 9. 1919 in Tambach (Thüringen) statt. Neben H. Bader (zur Person siehe Brief vom 7. 8. 1913/6) war auch L. Ragaz um ein Referat gebeten worden, der jedoch aus gesundheitlichen Gründen ablehnte. Kutter wollte ebenfalls nicht teilnehmen, weil er – wie Thurneysen in einem Brief an Barth vom 10. 7. 1919 meldet – der Meinung war, »die innere Gesinnung aufs Göttliche müsse in den Deutschen selber und allein aufwachsen; es gefalle ihm nicht, daß da gleich von einer großen ›Bewegung‹ die Rede sei« (Briefwechsel Barth–Thurneysen I, 339). Nach der Absage von Ragaz übernahm Barth das diesem zugedachte Referat über »Der Christ in der Gesellschaft« (wieder abgedruckt in: J. Moltmann [Hrsg.], Anfänge der dialektischen Theologie I, 1962, 3 ff). Dieser berühmt gewordene Vortrag, in dem Barth eine grundsätzliche Kritik an jeder Art von »Bindestrich-Christentum«, an den »Kombinationen wie ›christlich-sozial‹, ›evangelisch-sozial‹, ›religiös-sozial‹« (5), überhaupt an der Neuaufgabe der Säkularisierung Christi, »heute z. B. der Sozialdemokratie, dem Pazifismus, dem Wandervogel zuliebe, wie ehemals den Vaterländern, dem Schweizertum und Deutschtum, dem Liberalismus der Gebildeten zuliebe« (6) vornahm, löste z. T. Begeisterung aus, brachte aber jene, die am religiös-sozialen Programm festhalten wollten, in Verlegenheit: Ragaz, mit welchem Barth schon 1916 in Unstimmigkeit geriet (siehe Brief vom 1. 10. 1917/3), warf diesem vor, er habe den Einfluß der religiös-sozialen Bewegung durch ihre »dialektische Entstellung« in Deutschland verdorben (siehe E. Busch: Karl Barths Lebenslauf, 123; Mattmüller, Ragaz II, 255). Kutter verhielt sich den theologischen Neuansätzen Barths gegenüber ähnlich distanziert wie seinerzeit Blumhardt ihm gegenüber (siehe Brief an Barth vom 28. 12. 1917/3 und F. W. Marquardt: Theologie und Sozialismus. Das Beispiel Karl Barths, München 1972<sup>2</sup>, 71, ferner: Briefe vom 27. 3. 1922 und vom 5. 2. 1925). – Vermutlich hatte Hans Bader Kutter über die Tagung informiert (»In Zürich singt Bader das Lob der Tambacher Konferenz in allen Tönen« schreibt Thurneysen an Barth in einem Brief vom 18. 10. 1919 [Briefwechsel Barth–Thurneysen, I, 347]).

Hochverehrter lieber Herr Pfarrer!

Sie glauben gar nicht, welche große Freude Sie mir durch Ihre lieben Worte vom 6. Dezember<sup>1</sup> gebracht haben! Es war mir schmerzlich seit Jahren – und was für Jahre – von Ihnen nichts zu erfahren und ich selber kann die Feder nicht mehr halten und komme somit schwer dazu, einen Briefwechsel anzufangen. Es war von Ihnen eine christliche Tat, daß Sie mir sofort schrieben, als Sie von meinem Zustand erfuhren<sup>2</sup>, Ihre Worte haben mir unendlich wohlgetan, haben mir Freude und die Stärkung, eine Freundeshand in der meinen zu fühlen, gebracht. Noch einmal: Dank!

Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ein jedes Ihrer Worte den stärksten Widerhall in meiner Seele gefunden: Sie schildern gleichsam meine eigene Erfahrung. Gottes Nähe habe ich zwar immer stark empfunden, doch nie so unmittelbar wie jetzt. Dazu kommt, daß ich ein kleines Buch, welches wahrscheinlich den Titel »Gott und Mensch« führen wird, in Arbeit habe<sup>3</sup>, so daß meine Gedanken fast jede Stunde des Tages und manche Nachtstunde dort weilen, wo auch die Ihren daheim sind. Haben Sie eigentlich mein letztes Buch »Lebenswege meines Denkens«<sup>4</sup> schon zu Gesicht bekommen? Bitte melden Sie mir das auf einer Karte, damit ich Ihnen, wenn Sie es nicht kennen, ein Exemplar schicke. Ich weiß, Sie verfügen über wenig Muße, doch haben Sie alles aus meiner Feder mit so viel Freundschaft aufgenommen, daß ich kaum zweifle, auch dieses Buch wird Ihnen wert sein. In dem Vorwort erwähne ich, daß Freunde mich gebeten hatten, Bekenntnisse etwa unter dem Titel »Meine religiösen Erlebnisse« zu schreiben, hierzu habe ich mich nun freilich nicht entschließen können, doch griff ich ein altes Vorhaben wieder auf, für das ich schon vor dem Kriege manches vorbereitet hatte und warf mich kühn in die Flut. Mit eigentlicher Theologie hat mein Buch natürlich nichts zu tun, so viel habe ich schon studiert, daß ich mich auf ein derartiges Wagnis nie

einlassen würde, doch mußte ich mir sagen: In bezug auf Religion ist jeder Mensch Sachkenner – wenigstens in soweit als sein eigenes Herz und sein eigenes Gewissen in Betracht kommen. Die Schwierigkeiten, die sich aus meinem Körperzustand ergeben, sind allerdings phantastisch und werden natürlich – es ist nicht anders möglich – auf das Ergebnis zurückwirken. Dennoch bin ich guter Hoffnung, denn ich beende in diesen Tagen das 3. Kapitel betitelt: »Der Heiland«, das umfangreichste und schwierigste des Buches und somit hoffe ich, die folgenden 4 Kapitel auch nach und nach fertigzubringen.

Gerade in den letzten Tagen mußte ich manchmal lebhaft an Ihr frühes Werk betitelt: »Das Unmittelbare«<sup>1</sup> zurückdenken und lasse danach in meiner Bücherei suchen.

Da Frau Recher<sup>6</sup> Ihnen von meinem Leiden erzählt hat, schätze ich mich glücklich, dieses Thema nicht behandeln zu müssen. Sie kennen meine Frau<sup>7</sup> und wissen, in welcher Hut ich stehe. Außerdem lerne ich aus Erfahrung die Elastizität der Menschennatur kennen: Der Mensch lernt sich in alles fügen und bei bedeutender Verschlimmerung des Zustandes fühle ich mich jetzt gefaßter und freudiger als vor einem Jahre.

Nun aber zwingt mich der Zustand der Kehle und der Zunge, mich für heute zu unterbrechen in der Hoffnung, gelegentlich wieder mit Ihnen kurze Mitteilungen auszutauschen und sage nur noch einmal Dank und begrüße Sie aus vollem Herzen als Ihr in Verehrung und Liebe Ihnen verbundener

Houston Stewart Chamberlain.

1 Der Brief ist nicht erhalten.

2 Chamberlain war an Parkinsonscher Schüttellähmung erkrankt.

3 Chamberlain änderte den Titel später in »Mensch und Gott. Betrachtungen über Religion und Christentum«, München 1921.

4 Bruckmann, München 1919.

5 Das Unmittelbare, eine Menschheitsfrage, Berlin 1902.

6 Unbekannt.

7 Kutter hatte Eva Chamberlain kennengelernt, als sie sich mit ihrem Mann und ihrer Mutter von einer Italienreise zurückkehrend in Zürich aufhielt (vgl. Brief Chamberlains an Kutter vom 4. 5. 1910).



---

Brief 219    An Karl Barth  
Zürich, 27. Dezember 1919

---

Lieber Herr Pfarrer!

Ich danke Ihnen für das auch äußerlich prächtig ausgestattete Buch<sup>1</sup>. Ich lese gern in seinen wohlüberlegten, disziplinierten Gedankengängen, die für mich wie den Rückgrat meiner Auffassung bilden. Es wird eine kleine, aber auserlesene Schar für sich interessieren, worunter vielleicht auch einige Pfarrer sein werden.

Mit besten Grüßen an Sie und Frau Pfarrer!

Ihr H. Kutter Pfr.

1 Der Römerbrief, Bern, G. A. Bäschlin, Bern 1919<sup>1</sup>.

---

Brief 220    An Houston Stewart Chamberlain  
Zürich, 8. Januar 1920

---

Sehr geehrter Herr und Freund!

Ein längeres Unwohlsein hat mich verhindert, auf Ihren mir so überaus wertvollen und herzlichen Brief<sup>1</sup> zu antworten. Zur Not wieder hergestellt, will ich nicht länger zögern, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich an Ihrem tapferen und siegesgewissen Gottvertrauen erbaut

habe. Sie haben an sich erfahren, was jeder ehrliche Gottsucher erlebt, wenn die äußeren Stützen brechen, daß ein neues, in dieser Triebkraft von ihm selbst noch gar nicht gekanntes, kraftvoll nach oben strebendes Leben sich geltend macht, in dem sich aber die großen Gedanken und Wünsche, auf welche der Gesunde so vielfach allein angewiesen ist, verwirklichen, Gestalt gewinnen und Tatsachen werden.

Da erfahren wir es dann zu unserer tiefen Freude, daß eine göttliche Antwort auf unsere vielen Fragen wirklich vorhanden ist, eine Antwort nicht in Worten aber in Kraft sich offenbarend, in der Fülle der Gewißheit, des Schmeckens und Sehens, der unmittelbaren, über allen Verstand hinausgehenden Lebenszuversicht und Gemeinschaft mit Gott, in Gnade und Vergebung. Wir erfahren an uns selbst den herrlichen Satz des Apostels Paulus: »Dieser Zeit Leiden sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden.«<sup>2</sup> Das ist gerade der herrliche Vorzug des Leidenden, daß er in allen Schmerzen und Ängsten sozusagen die Kräfte, die uns vom Schauen des Göttlichen abhalten, mit dem Strahl seines im Leiden geschärften Auges zu durchbrechen vermag und heimisch wird in der vorher doch nur mehr oder weniger gedachten Gotteswelt. Es wandeln sich die Anblicke der Dinge. Was wirklich gewesen, wird in seiner Nichtigkeit offenbar und was in bloß idealen religiösen oder philosophischen Gedankengebilden wie ein luftiger Himmel der Ahnung sich über uns ausbreitet, das wird wirklich, wird Besitz, Heimat und Selbstverständlichkeit. –

Und aus Ihrem Brief leuchtet mir von dieser Realität so vieles entgegen, um das ich Sie in meinem Ringen um die göttliche Wahrheit fast beneiden möchte. Seien Sie dessen gewiß, daß lauter Herrlichkeit Sie umgibt, die Herrlichkeit des in Jesus Christus gnädigen Vaters, der »nicht mit uns handelt nach unseren Sünden«<sup>3</sup>. Dessen gewiß zu werden immer mehr wie ein kleines Kindlein, das ist doch das Herrlichste, nicht wahr?

Ihr letztes Buch kenne ich nicht<sup>4</sup>. Es von Ihnen erhalten zu dürfen, ist mir ein so lieber Gedanke, daß ich meine Ungeduld, es zu besitzen, gerne zügle, bis Sie es mir schicken. Nehmen Sie zum voraus meinen herzlichsten Dank. Alles, was Sie geschrieben, hat für mich nicht nur den Wert der Berühmtheit, sondern vor allem der unerbittlichen Wahrheitsliebe und Überzeugungskraft, wie ich sie sonst nicht leicht antreffe. – Sie können sich denken, wie tief erschüttert ich durch das grausame Geschick Ihres Vaterlandes bin. Doch darüber vielleicht ein anderes Mal<sup>5</sup>. Ich habe Sie schon zu lange ermüdet.

Seien Sie sowie Ihre geehrte Frau und Frau Wagner<sup>6</sup>, wenn ich bitten darf, von ganzer Seele begrüßt!  
Von Ihrem in dankbarer Verehrung ergebenen

H. Kutter.

1 Siehe Brief vom 18. 12. 1919.

2 Röm 8,18.

3 Ps 103,10.

4 Lebenswege meines Denkens. Bruckmann, München 1919.

5 Siehe den folgenden Brief.

6 Siehe Brief vom 4. 5. 1910/2.

---

Brief 221    An Houston Stewart Chamberlain  
Zürich, 9. Februar 1920

---

Sehr geehrter Herr!

Nehmen Sie meinen tiefgefühlten herzlichen Dank für Ihr prächtiges Lebensbuch<sup>1</sup>, dessen Lektüre mir hoher Gewinn und Genuß gewesen ist. Als kleine Gegengabe – ein Glaukos-Diomedes-Tausch! – soll Ihnen mein Verleger in Basel ein Exemplar meines letzten Buches: »Das Bilderbuch Gottes«<sup>2</sup> übersenden, das ich Sie bitte, als Ausdruck meiner Dankbarkeit, die ich Ihnen gegenüber in reichem Maße empfinde, zu betrachten und nicht allzu streng zu behandeln.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie unbeschreiblich schwer die allem bisherigen spottenden Ungeheuerlichkeiten der Entente auf meiner Seele lasten. Sehen denn diese Weltverbrecher nicht, daß sie ihre eigenen Völker ins Verderben jagen? Wie bald wird England von Frankreich abrücken – und was wird das jetzt schon von aller Welt ver-

lassene Frankreich dann noch zu bedeuten haben? Mir ist es ganz klar, daß jede neue Ungerechtigkeit der Entente Deutschlands Guthaben in der Rechnung des Weltenmeisters vermehrt und daß ihre Maßlosigkeit nichts anderes ist als das Anzeichen ihrer Gottverlassenheit.

Darf ich gelegentlich einmal ein paar Zeilen über Ihr Ergehen, das mich täglich beschäftigt, erhalten?

Was für eine Zeit ists doch, in der wir leben! Gerade die Besten unter Deutschlands Verteidigern, wie Sie, sind gebunden!<sup>1</sup> Es ist, als dürfe jetzt die Wahrheit keinen Laut von sich geben, als sei der Lüge erlaubt, ihre letzten Abgründe auszuschütten, – es ist so und soll so sein, diese gründliche Verkehrung der Dinge geht einer ebenso gründlichen Reinigung von allem Unrat voran.

Gottes Kraft, die in den Schwachen mächtig sein will, stärke, gründe, erhalte und durchdringe Sie durch alle Schmerzen hindurch und mache Sie froh »wie ein Held zu laufen den Weg«<sup>4</sup>.

Das wünscht Ihnen von ganzem Herzen

Ihr Ihrer allzeit gedenkender

H. Kutter.

Bitte, meine höflichen Grüße an Ihre geehrte Frau und Frau Wagner<sup>5</sup>.

1 H. St. Chamberlain: »Lebenswege meines Denkens«, Bruckmann, München 1919 (vgl. die Briefe vom 18. 12. 1918 und vom 8. 1. 1920).

2 »Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein« war 1917 bei Kober in Basel herausgekommen.

3 Durch seine Parkinson'sche Schüttellähmung.

4 Freier Bezug auf 2 Kor 12,9; 1 Petr 5,10; schließlich Ps 19,6.

5 Vgl. Brief vom 4. 5. 1910/2.

---

Brief 222    An Eduard Thurneysen  
Zürich, 24. März 1920

---

Lieber Herr Pfarrer!

Immer und immer wieder habe ich die Absicht gehabt, noch einmal zu Ihnen zu kommen, um von dem lieben gastlichen Haus in Leutwil persönlich Abschied zu nehmen<sup>1</sup> – und immer ist etwas dazwischen getreten, namentlich hat mir eine anhaltende Schwäche den Mut genommen, da ich jeden Tag einen neuen Ausbruch meines Brustkatarths erwartete. Nun, da ich der Gefahr enthoben bin, ist die Zeit so kurz geworden, daß ich den Plan zu kommen definitiv aufgeben muß. Aber glauben Sie ja nicht, daß ich nicht mit wärmstem Interesse Ihrer und Ihren neuen Aufgaben gedenke, es vergeht kein Tag, da ich nicht im Geiste für eine Weile bei Ihnen bin. Ich freue mich herzlich, daß Sie Ihre anfänglichen Bedenken überwunden haben und nun fröhlich und getrost in Ihrem Gott in den neuen Wirkungskreis eintreten. Was Sie da schaffen werden, unbeirrt durch der Menschen Gunst und Ungunst, wird – ich bin fest überzeugt davon – mächtig dazu beitragen, den Namen Gottes in der Christenheit wieder zu Ehren zu bringen.

Nun nehmen Sie und Frau Pfarrer meinen herzlichsten Dank noch schriftlich entgegen für alles, was Sie mir in dem unvergeßlichen Leutwiler Pfarrhaus an Leib und Seele erwiesen sowie meine nicht minder herzlichen Segenswünsche zum Umzug.

In Gemeinschaft des Geistes bin ich Ihr Ihnen beiden herzlich ergebener

Hermann Kutter Pfr.

<sup>1</sup> Thurneysen trat seine Stelle in St. Gallen-Bruggen Anfang April 1920 an.



Hochgeehrte Frau!

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre mir so wertvollen Mitteilungen<sup>1</sup> über das Befinden Ihres lieben Mannes. Meine Gedanken weilen oft und viel an seinem Krankenbett. Was Sie mir über seine Geduld und seine Meisterschaft über sein Leiden schreiben, hat mich tief bewegt und mit Bewunderung erfüllt; ich weiß, daß Gott mit ihm ist und ihn seiner herrlichen Vollendung entgegenführt. Wer leidet, erfährt es an sich selbst, daß die Hemmnisse, die die Krankheit uns auferlegt, nur die eine Seite, die vordere, sichtbare des Lebens sind und daß dahinter ein verborgener, in der Ewigkeit wurzelnder und zum ewigen Leben strebender, sieghafter und froher Auftrieb arbeitet, für den man alle Schätze der Welt nicht eintauschen würde.

Was ist doch die Welt, was sind alle ihre Güter, was sind unsere Künste, unser ganzes Wollen und Vermögen gegenüber der einen Gewißheit, daß wir zu Gott gehören, *gehören* und daß das nicht ein erbauliches frommes Wort bloß ist, sondern der Grund unseres Lebens! Ist nicht aller grausame und verzehrende Ernst des Lebens nur deswegen im Handumkehren und unwillkürlich wieder so komisch, weil er ein falscher, ein selbstgemachter, eigene Ideale anbetender und vergottender Ernst ist, ein Ernst, der neben der einzig ernst zu nehmenden Tatsache, daß wir in Gott leben, weben und sind<sup>2</sup>, sich gleichsam aus Gott herauszuschwingen versucht, um zu sehen, wie man ohne den wirklichen und einzigen Ernst auf eigene Rechnung sonst sein könne?!

Ist nicht alles Spiel, wenn Gott unser Leben ist? Und wenn, was kommt es dann noch darauf an, daß man »seinen Lebenszweck« oder wie sonst die falschen Ernsthaftigkeiten heißen mögen, erreicht? Lebenszweck? Ist er nicht schon lange in der unerschöpflichen, trotz aller Hemmungen immer wieder neu aufquellenden Gewißheit der Gottzugehörigkeit erreicht? Leben, weil Gott lebt, nicht neben Gott

leben und ihn über sich leben lassen, nein in Gott leben, aus Gott Leben entfalten und die Lebensgemeinschaft mit Gott wie einen unzerbrechlichen Ring um alles Geschehen herumgehen lassen, nicht wahr, hochgeehrte Freunde, das ist, das allein.

Straßen aus dieser Welt sind mir aus Ihren Vorträgen über Kant<sup>3</sup> besonders deutlich aufgebrochen und seitdem weiß ich, daß wir denselben Berg von verschiedenen Seiten erklimmen. Ganz frei von jeglichem Zwang, jedem »Fürstentum, Macht, Gewalt, Herrschaft«<sup>4</sup>, wie Paulus sagt, ganz ohne jede Religion, die nur einen Dämmerzustand zwischen Gott und die Seele zaubert, ohne jede abstrakte Grundsatzdirektive. Weil ganz gebunden an den lebendigen Gott, aller Wahn, Haß und alles Gute, jede besondere Form ihrer Kundgebung als Strombett betrachtend, durch das die Liebe zu Gott in Jesus Christus – denn was wäre die Klarheit Gottes, wenn sie sich nicht im Angesicht Jesu spiegelte? – ihre Wellen ergießt: So einfach in Erkenntnis des Urlebens ergibt sich uns die Lösung der schweren Lebenshemmungen von selbst. Die Hemmungen nach Leib und Seele kommen daher, daß Gott gehemmt ist. Liebet Gott – und alles andere wird euch von selbst zufallen!

Wie hoffe ich mit Ihnen, daß das neue Zeugnis des Lebens, von dessen Werden – Gehaucht-Werden! Sie mir hochgeehrte Frau, ein so erschütterndes Bild entworfen haben, das neue Buch fertig möge werden<sup>5</sup>. Ich werde Ihres gemeinsamen Schaffens von nun an täglich gedenken und mitschaffen, soweit eine reine Teilnahme das vermag. Das Buch »Demokratie und Freiheit«<sup>6</sup> ist leider nicht in meinen Besitz gelangt, wie gerne hätte ich die Lüge dieser Synthese an der Hand eines so bewährten Führers aufs neue mir vergegenwärtigt!

Und nun habe ich Sie schon viel zu lange aufgehalten. Verzeihen Sie mir und seien Sie, wie Ihr verehrungswürdiger Mann gewiß der herzlichen und hochachtungsvollen Ehrerbietung Ihres ergebenen

H. Kutter.

Darf ich Sie bitten, Ihrer ehrwürdigen Frau Mutter für Ihren Gruß zu danken und meine ehrfurchtsvollen Grüße auszurichten.

Soeben fast vor Schluß des Briefes ist das vermißte Buch<sup>6</sup> angekommen. Herzlichsten Dank.

1 Der Brief ist nicht erhalten. Vgl. die Briefe Chamberlains vom 18. 12. 1919 und Kutters vom 8. 1. 1920 und 9. 2. 1920.

- 2 Apg 17,28 (von Kutter gern zitiert).
- 3 Chamberlain verfaßte: Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk, München 1905.
- 4 Eph 1,21.
- 5 Mensch und Gott. Betrachtungen über Religion und Christentum, München 1921.
- 6 Chamberlain: Demokratie und Freiheit, Bruckmann, München 1917.

---

Brief 224    An Lydia Kutter-Rohner  
              Degersheim, 18. Juni 1920

---

Meine geliebte Seele!<sup>1</sup>

Es ist das Auseinander – das Fernsein von einander so etwas grausames, daß ich immer nicht begreife, was mich allemal davontreibt und warum ich Dich nicht einfach trotz allen wenn und aber wie einen Raub mit mir davontrage – bis ich es in der einsamen Stille wieder inne werde: es ist einfach die Notwendigkeit, mit Gott wieder mehr Fühlung zu bekommen, Sinnen und Gedanken wieder ungehindert durch des Tages Forderungen und Lärm in seinem Boden auszustrecken, nach Seele und Leib wieder stark zu werden. Und hier in dieser äußeren Stille und Langweiligkeit, wo alles schweigt und wartet, da sehe ich und verstehe ich die ewige Tiefe, die uns in Gott verbindet und muß noch mehr und noch länger einsam sein, um sie ganz zu schauen und aus ihr Kraft zu schöpfen zu einer neuen Festigkeit und Gewißheit, auf die ich all meine große Schwachheit des äußeren Menschen niederzulegen vermag, wenn die Stürme des äußeren Lebens wieder einsetzen. – So sind wir getrennt und doch viel mehr eins als sonst. Du bist mir als Dritte im Bunde immer gegenwärtig, wie sehr gerne ich auch Dein Angesicht, Deine lieben Augen schauen und küssen möchte.

Draußen gießt's ununterbrochen, das Wetter wird immer unheimlicher, gestern bin ich den ganzen Nachmittag im Regen in Herisau und St. Gallen herumgelaufen, bin in Herisau natürlich ganz ins Letzte hineingeraten, nämlich in eine alkoholfreie Wirtschaft, allwo ich bei einem äußerst zweifelhaften Kaffee meine Abneigung gegen diese Art Christentum und Volkswohl bis zum Gelübde emporhob: Nie mehr! Aber trotzdem hat mir das planlose Herumstolpern innerlich wohlgetan, es ist mir dabei zumut gewesen, als bringe ich meine sturme Müdigkeit auf den Herisauermarkt, böte sie feil und würde sie los, was auch insofern der Fall gewesen ist, daß ich diese Nacht zum erstenmal besser geschlafen habe<sup>1</sup>.

Ich freue mich schon jetzt aufs Wiedersehen so wie nur ich mich freuen kann! Und bin ewiglich Dein M.

Den Kindlein Herzlichstes<sup>2</sup>. Den Hausgenossen Grüße.

1 Die ersten Sätze und ein Teil des letzten Abschnittes sind weggelassen.

2 Kutters Enkelkinder Ursula (geb. 1919) und Magdalena (geb. 1920).

---

Brief 225    An Eduard Thurneysen  
                  Degersheim, 24. Juni 1920

---

Lieber Herr Pfarrer!

Vielen Dank für Ihre Schrift<sup>1</sup>, die ich heute im Luftbad mit großem Interesse gelesen habe. Natürlich versteh ich Sie beide, sehe ich doch aus der Schrift, wie sehr und durchaus Sie mich verstanden haben. Sie haben in eindringliche Worte gefaßt, was ich seit 20 Jahren auf alle mögliche – oft sehr schwache! – Weise in die Welt hinausgepredigt. – Also nochmals besten Dank. Leider kann ich nächsten Sonntag nicht

kommen, da ich zum Rendezvous mit meiner Frau von Samstag bis Montag nach Schaffhausen gehe. Aber ich freue mich, Sie und Frau Pfarrer nächsten Dienstag hier wiedersehen zu können.

Mit herzlichem Gruß! an Sie und Ihre liebe Frau Ihr

H. Kutter.

1 K. Barth und E. Thurneysen: Zur innern Lage des Christentums, Chr. Kaiser, München 1920.

---

Brief 226 Von Heinrich Federer<sup>1</sup>  
Zürich, 28. Juni 1920

---

Lieber Freund!

Soeben war ich in Ihrer Stube<sup>2</sup>, um ein Buch Ihrer lieben Tochter<sup>3</sup> zu holen (Deutsche Geschichte). Kein einziges Glied Ihrer Familie war daheim; aber während das Hausjüngferchen<sup>4</sup> das Buch holte, dünkte mich doch, es lebe etwas im Zimmer, webe und spinne vom Klavier zum Lehnstuhl am Fenster hinüber, und es sei ein so reiner, gemütvoller, edler Faden, so etwas überaus Friedliches, daß mir ganz wohl wurde und ich wünschte, das Fräulein möchte das Buch nicht so rasch finden, damit ich noch einen Moment länger diese Stubenstimmung genießen könne.

Im Garten regnete es erfrischend in alles Laub hinein, und dieses hundertfache Grün wurde immer reicher und stärker und warf seine prachtvollen Ewigkeitsfarben weit in die Stube hinein. Grün, grün, grün, lieber Herr und Freund, war alles um mich, ein Lachen und Wohltun und Hoffen und Segnen und Sagen: So ist es, so bleibt es, das Echte geht nicht unter, Grün schwingt sich immer wieder oben



auf ...! Als hätte ich von Ihnen eine Predigt gehört, als wäre mir ein Stück Ewigkeit in die Hand geraten, so reich ging ich – dazu mit dem schönen Buche – heim. Unterwegs dachte ich, das müsse ich Ihnen wenigstens mit einer Zeile sagen. Und ich tue es so gerne und bin zugleich sicher, daß Ihre Kraft und Ihre Werke grün bleiben, wenn auch die Nerven ab und zu einen Streich spielen, wenn Müdigkeiten kommen. Ihre Frische und Ihre Energie wird sich immer wieder oben auf schwingen.

Genießen Sie jetzt und dann in Zermatt die Ruhe und das richtige Feiern, freuen Sie sich an allem Schönen und Lieben einer solchen Bergvakanz und kehren Sie recht tapfer zu uns zurück. Wie oft bin ich im Geiste bei Ihnen!

Mit herzlichen Grüßen und mit der Bitte, keine Zeile über diesem Zettelchen zu verlieren, sondern an mich zu denken, wie ich brüderlich an Sie denke und damit genug, bin ich Ihr treuer

Heinrich Federer.

- 1 Der Brief ist abgedruckt in: S. Frick: Federer-Briefe, Rex-Verlag, Luzern 1963. 226.
- 2 Im Pfarrhaus an der Zollikerstraße 76 in Zürich.
- 3 Gertrud Kutter (verh. Staehelin, siehe Korrespondentenverzeichnis).
- 4 Hedwig Eberle war von 1918 bis zu Kutters Pensionierung (1926) Haushaltshilfe.

---

Brief 227    An Heinrich Federer  
                  Degersheim, 1. Juli 1920

---

Lieber Freund!

Was für ein fröhlicher und lieblicher Sonnenstrahl war doch Ihr poetischer Gruß, womit Sie meine Einsamkeit durchbrachen! Also in meiner Stube sind Sie gestanden, Sie seltener Gast und haben mit

meinem Gärtchen Zwiegespräch gehalten, und es hat Ihnen die hon-neurs gemacht und Sie an meiner Stelle empfangen und Ihnen seine glitzernden Regentropfen zu Füßen gelegt! Ich bin froh, daß es seine Sache recht gemacht hat, aber noch lieber wäre es mir gewesen, wenn ich selbst dabei gewesen wäre, Ihnen die Hand zu drücken und zu danken für den seltenen Besuch! Ich tue es jetzt hintendrein mit ein paar steifen geschriebenen Zeilen, die Ihnen sagen sollen wie sehr ich mich allzeits freue über unsere Freundschaft und gemeinsame über alle Schranken hinweggreifende, in die ursprünglichen Tiefen des Lebens hinabreichende Geisteswelt, wo »nicht ist Jude noch Grieche«<sup>1</sup>, sondern Kindlein des Vaters<sup>2</sup>. Wir sind so glücklich zusammen zu wissen, daß diese ewig grüne und frische göttliche Heimat wirklich existiert, nicht nur ein blasser Traum eines überreizten Idealistengehirns ist, nein, sondern die wahre, die quellende, die schaffende und treibende Wirklichkeit, und daß wir da zu Hause sind mit all unseren Nöten und Schwachheiten und den tausend Problemen und ungelösten Fragen! Wir sind so glücklich, immer mehr merken zu dürfen, daß diese Fragen gar nicht gelöst zu werden brauchen, daß sie eben nur darum Fragen geworden sind, weil wir angefangen haben zu fragen, anstatt einfach uns weiter zu freuen. Wir freuen uns, daß wir sozusagen Gott wieder auf der Spur sind, wir freuen uns, daß es uns vergönnt ist, nicht, wie der gemeine Freisinn es tut, die liebe alte Christen- und Kirchenwelt einfach wegzuwerfen, um an ihre Stelle ein abstraktes Phantom eigener Willkür zu setzen, ein blutleeres Götzenbild, sondern daß wir eben grad das, was das Christentum trotz aller seiner Verknöcherung eigentlich will, in seiner ursprünglichen Frische: den wahrhaftigen Gott in Jesus Christus, losgelöst von allen Zutaten eines religiösen Subjektivismus wieder suchen dürfen und so eigentlich die eigentlichen ersten Söhne unserer Kirchen sind, die das von der Mutter selbst gering geschätzte und verdorbene mütterliche Empfinden<sup>3</sup> wieder zu Ehren ziehen. Wir sind vielfach unverstanden, aber was machts? »Es grünt«, wie Sie so schön sagen, es grünt und blüht in unseren Herzen, in denen die Blumen Gottes aufgegangen sind.

Herzlichsten Dank noch einmal und Gruß von Ihrem in Gott verbundenen

H. Kutter<sup>4</sup>.

- 1 Gal 3,28.
- 2 Gal 3,26.
- 3 Gemeint ist wahrscheinlich das Empfinden für den lebendigen Gott, der unser Ursprung und Zuhause ist: Auf ihn muß sich die Kirche beziehen, wo sie ihrem Namen »Mutter« entsprechen will, zu ihrer und Gottes Ehre.
- 4 Ein Nachsatz ist weggelassen.

---

Brief 228    Von Alfred Kober  
Basel, 29. Juli 1920

---

Sehr verehrter und lieber Herr Pfarrer!

Der Bericht von Diederichs<sup>1</sup> hat mir eine große Freude gemacht. Ich glaube, daß das Buch gerade jetzt sehr notwendig ist. Was den Wunsch von Diederichs betrifft, so kann ich darauf nicht eingehen. Ich habe ihm denselben Vorschlag vor 2 Jahren gemacht, nur um das Buch herauszubringen. Damals hätte es nicht die Hälfte an Druckkosten und Risiko bedeutet wie jetzt. Er lehnte aber strikte ab und hat mir auf eine erneute Anfrage letztes Jahr gar nicht geantwortet. Jetzt ist die Sachlage anders, aber ich möchte bei den erhöhten Kosten nun nicht mehr Lückenbüßer für Diederichs sein. Ich bin Ihnen also dankbar, wenn Sie seinen Wunsch ablehnen.

Ich bitte Sie nun, mir ein Exemplar des Buches, das ich nicht selbst besitze, mit Ihren etwaigen Änderungen zuzustellen, damit ich es berechnen lassen kann. Vor Weihnachten wird es wohl nicht mehr erscheinen können, aber zu Ostern hoffe ich sicher.

Ferner bitte ich Sie, nach Ihrer Rückkehr mir die Vertragsbedingungen von Diederichs oder den Vertrag selbst mitzuteilen, damit wir ihn unserm Vertrag zu Grunde legen können, wenn es Ihnen so recht ist.

Meine Frau und meine Kinder können leider Ihre freundlichen Grüße nicht erwidern, da sie schon in den Ferien sind. Ich folge ihnen am Samstag nach.

Mit herzlichen Grüßen Ihr ganz ergebener

Alfred Kober-Staehelin

- 1 Diederichs gab brieflich am 14. 7. 1920 das Verlagsrecht für eine Neuauflage von »Das Unmittelbare« an Kuttér frei, weil ihm dies zu teuer gekommen wäre. Da Diederichs diese Schrift Kutters als die für das Verlagsgeschäft langfristig erfolgreichste betrachtete, bat er Kutter, Kober nur das Recht für eine dritte Auflage zu geben, damit er dann – bei günstigeren Preisen – eine vierte Auflage in Deutschland herausbringen könnte (siehe auch Brief vom 24. 5. 1917/4).

---

Brief 229    An Houston Stewart Chamberlain  
Zürich, 23. Dezember 1920

---

Hochgeehrter Herr und Freund!

Welch herzliche Freude haben Sie mir mit Ihrer heutigen Karte und Ihrem Weihnachtsgruß mit seiner Verheißung Ihres neuen Buches gemacht!<sup>1</sup> Ich wagte den Briefwechsel mit Ihrer verehrten Frau<sup>2</sup> nicht weiter fortzusetzen, um ihr nicht Mühe zu machen, aber gedacht habe ich Ihrer ununterbrochen, jeden Tag und eben war ich daran, meinem sehnlichen Verlangen, wieder etwas von Ihnen und Ihrem Ergehen zu hören, Ausdruck zu geben – da kommen Sie mir zuvor in so lebenswürdiger Weise, daß ich nichts anderes tun kann als Ihnen von ganzem Herzen dafür zu danken.

Und daß Sie Ihr neues Buch zu Ende gebracht haben, das läßt mich hoffen, daß Ihr Befinden doch wieder auf dem Wege der Besserung ist

– oder? Gewißheit darüber zu erhalten in einigen wenigen Worten, wäre mir eine so große Beruhigung und Freude, daß ich schon im voraus Ihrer verehrten Frau herzlich dafür danke.

Ich bin der festen Überzeugung, daß wir göttlichen Zeiten entgegengehen. Warum, kann ich selber nicht sagen. Aber ich weiß es. Ich mag gar nichts schaffen, mag nicht öffentlich reden, wozu man mich oft auffordert, es scheint mir alles so vergangen und bloße Buchstaben und Wortklauberei, wo so Großes und im Geiste Befreiendes herankommt. Das in Kirchen und Dogmen eingesargte Evangelium steht wieder auf, die Welt fängt an, beschämt und erschrocken über ihre Torheit, die Pforten ihrer Politik dem Gedanken zu öffnen, daß Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe nicht ein müßiger Engelsgesang gewesen, sondern Geist, Stahl und Blut des öffentlichen Lebens. »Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes«<sup>3</sup> – das steht wie der Stern von Bethlehem über dem armseligen Hüttlein unserer zusammengebrochenen Kultur.

Und nun, hochgeehrter und geliebter Freund, lassen Sie mich noch einmal Ihnen und Ihrer verehrten Frau danken und die Versicherung aussprechen, daß ich auch im neuen Jahr, zu dem ich Gottes reichen Segen für Sie erflehe, verbleiben werde Ihr von ganzem Herzen und Verehrung ergebener

Hermann Kutter Pfr.

1 Mensch und Gott. Betrachtungen über Religion und Christentum, Bruckmann, München 1921.

2 Siehe Brief vom 4. 6. 1920.

3 1. Kor 3,22 f.



Meine Lieben!

Mit Freuden habe ich gehört, wie Ihr Euer neues Zusammensein genießet und mich gefreut über die sinnigen Sprüchlein des besinnlichen Töchterleins Ursula<sup>2</sup>. »Uspacke gell, nit ipacke.« Wie niedlich ist doch das! Wie faßt solch ein Kindleinwort doch alles so trefflich zusammen, wie es kein Goethe treffen könnte! Ja, ja aus dem »Munde der Unmündigen« . . . die Unmündigen haben einen Mund, während die Mündigen oft einen Unmund haben, ekliger nützte nichts! Wenn nur nicht Barth und Thurneysen solche Unmündige werden!<sup>3</sup> Ich habe fast ein wenig Angst. Soll jetzt das Wort unseres großen und herrlichen Gottes im Munde Jesu wieder eine Theologie werden – und grad auf unserem Boden? Meinen etwa die beiden, sie seien die zwei Zeugen, von denen die Offenbarung Joh. spricht?<sup>4</sup> Ich freue mich so, daß Theodor<sup>5</sup> das rechte Maulstopfwörtlein gefunden hat und plange darauf, mit Thurneysen wieder einmal ein Privatissimum zu lesen, er ist reif dafür geworden – wenn er überhaupt noch hören will und nicht seinen Ballon füllt, um mit der »Blatternehlbi« am weitesten zu fliegen! So oder anders: Gott sitzt im Regiment! Es wird mir immer wichtiger, daß wir nichts anderes tun können als Vertrauen haben, daß Gott, der in Jesus angefangen hat, immerdar weiter schafft und daß die Hemmungen und Stillstände nur von dem Mangel an Vertrauen herkommen. Würden wir als etwas in J. Chr. selbstverständlich Gewordenes, den Sieg Gottes in der Welt betrachten und nicht links und nicht rechts schauen, sondern in diesem Siege schon jetzt praenumerando – denn das ist Glauben – leben, die ganze Welt würde uns zufallen. Ich grüße Euch und grüße Euch und grüße sehr und bin bei Euch jetzt im Geiste, später hoffentlich auch einmal recht ergiebig im Körper, grüßet die Kindlein und das ganze Haus und nehmt die ganze Schatzkammer Eures Vaters.

- 1 Die Briefeinleitung ist weggelassen.
- 2 Erstes Kind der Adressaten, geboren am 17. 1. 1919 in Beggingen (SH).
- 3 Die Stelle deutet die Differenz an, die sich zwischen Kutter einerseits und Barth und Thurneysen andererseits gebildet hatte und deren frühere Freundschaft schwerer Belastung aussetzte. Kutters Einwand gegen die neue, erfolgreiche dialektische Theologie bestand im Aufweis ihres »Theologiecharakters«. Der lebendige Gott drohte wieder zu einer fest formulierten Lehre zu werden (vgl. auch Brief vom 12. 12. 1919/3).
- 4 Offb 11,3.
- 5 Theodor Pestalozzi, Schwiegersohn Kutters (siehe Adr./Korr.-Liste).

---

Brief 231    An Karl Barth  
                 Zürich, 24. Mai 1922

---

Lieber Herr Professor!<sup>1</sup>

Wenn ich Ihre Karte recht verstanden habe, so handelt es sich darum, Ihren Schülern meine Bücher: Das Unmittelbare, Wir Pfarrer und Gerechtigkeit zu meinem Verfasservorzugspreis, d. h. durch meine Vermittlung zu verschaffen. Ich konnte von Anfang an von meinem Verfasservorzugsrecht nur Gebrauch machen, wenn es sich darum handelte, das gewünschte Buch zu schenken, während ich ein Geschäft zu ungunsten des Verlegers nicht machen will. Das Schenken ist mir nun aber nach lang gewaltetem usus zu kostspielig geworden. So kann ich nichts anderes tun, als Ihnen die noch vorhandenen Freixemplare des Unmittelbaren zuhanden Ihrer Schüler übersenden, was in diesen Tagen geschehen soll.

Es hat mich sehr gefreut, etwas von Ihrem und der Ihrigen Ergehen zu hören und ich grüße Sie und Ihre Frau samt Kindlein (namentlich den »Mammongeist«<sup>2</sup>) herzlich!

Ihr H. Kutter

- 1 K. Barth hatte 1921 einen Ruf an die Universität Göttingen angenommen und hatte von da an die Arbeit eines Pfarrers mit der eines Professors vertauscht.
- 2 Franziska Barth, geboren 1914; zum Namen »Mammongeist« siehe Brief vom 28. 7. 1916/5.

---

Brief 232 Von Eduard Thurneysen  
Bruggen, 6. Juni 1922

---

Verehrter Herr Pfarrer!

Ich sende Ihnen hier ein kleines Aufsätzlein aus den Basler Nachrichten<sup>1</sup>, in dem ich mir zum Schluß erlaubt habe, auf Sie hinzuweisen, weil es mir ein Bedürfnis war und weil es sich aus der Notwendigkeit der Sache selber ergab. Sie sagten mir zwar letzthin, es sei Ihnen bei der Widmung von Emil Brunners Schrift an Sie nicht ganz nur wohl gewesen, und vielleicht wollen Sie diese Widmung nicht noch unterstrichen sehen vor der Öffentlichkeit. Ich glaube zu verstehen, was Sie dabei befürchten. Aber es war mir so klar, daß mein Hinweis in der Besprechung auch hätte erfolgen können und erfolgen müssen, wenn Brunner seinen ausgesprochenen Widmungshinweis unterlassen hätte<sup>2</sup>: wir sind irgendwie Ihre halbgeratenen, halb ungeratenen »Söhne«, wenn ich das so sagen darf, deren Sie sich ja allerdings nicht nur freuen können; wir aber freuen uns Ihres uns immer wieder spürbaren Begleitens, das sich ja wahrlich auch da kund tut, wo Sie uns nicht nur zustimmen können. Und wir vergessen das Entscheidende wahrlich auch unsererseits nicht, das wir Ihnen verdanken, auch da, wo wir uns unsere eigenen Gänge bohren müssen. Und wenn es die Stunde und Gelegenheit fordert, ist es uns ein Bedürfnis, dies auch auszusprechen. Daher mein kleiner Hinweis.

Wir hoffen sehr, Sie im Laufe dieses Sommers einmal bei uns sehen zu dürfen. Hoffentlich geht es Ihnen mit der Schlaflosigkeit erträglich.

Herzliche Grüße an Sie und Frau Pfarrer.

Ich bin in alter Dankbarkeit Ihr

Eduard Thurneysen.

- 1 »Zur religiösen Lage der Gegenwart. Eine Buchanzeige« (Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, 16. Jg. Nr. 23 vom 4. 6. 1922, 89 ff); ein Aufsatz Thurneysens über Friedrich Gogartens Vortragssammlung »Die religiöse Entscheidung« (1921) und über die Kutter gewidmete Schrift von Emil Brunner »Erlebnis, Erkenntnis, Glaube« (1921).
- 2 Der entsprechende Passus in Thurneysens Aufsatz hat folgenden Wortlaut: »Sein (s.c. Brunners) Buch ist Pfr. Hermann Kutter in Zürich gewidmet. Mit gutem Grunde. Brunner will zwar damit sicher nicht Kutter selber haftbar machen für den Entwurf seiner Theologie, sie gleichsam mit Kutters größerem Namen decken. Aber diese Widmung ist ein Ausdruck des Dankes, dem auch wir uns hier anschließen. Brunners Schrift ist in der Tat eines der Zeichen für die tiefgreifende und entscheidende Beeinflussung, die von Hermann Kutter in aller Stille auf manche unter der jüngeren Theologengeneration ausgegangen ist. Kutter ist es gewesen, der mehr als einem unter ihnen die Gottesfrage mit einer Eindringlichkeit in den Weg warf, die sie nicht mehr darum herumkommen ließ. Er hat sie, die doch alle mehr oder weniger im Begriff waren, sich im religiösen Chaos zu verlaufen, sich einem der zahllosen religiös-kulturellen Amalgame zuzuwenden, dadurch bei der Stange gehalten und sie, auch wenn sie im einzelnen wieder ihre völlig eigenen Wege gehen müssen, um das Thema gesammelt, das ihn, den nun bald Sechzigjährigen, selber ein volles, einsames und kampfreiches Leben lang festgehalten hat. Daß sein Bemühen um die Frage aller Fragen auch für die Vertiefung der eigentlichen theologischen Fragestellung bedeutsam geworden ist, dafür eben ist Brunners Schrift ein kleines Zeichen.«

---

Brief 233    An Hermann Kutter jun.  
Zürich, 27. Juni 1922

---

Mein lieber Hermann!

Das Himmelreich in Beggingen<sup>1</sup> ist gleich einem Senfkorn etc. – so habe ich mir heute im Geiste meinen Text Marc. 4,30 ergänzt. Auch Du und Deine Wirksamkeit, – das sage ich Dir mit Freuden zu Deinem Geburtstag<sup>2</sup> – sind ein Senfkorn, das wächst. Ich habe das das letztemal in Deiner Predigt gespürt, das war kein Gräslein mehr, sondern ein wurzelkräftiges Bäumchen, dem man das Wachstum und zum Himmel Empordringen so deutlich angemerkt hat. Gefreut hat es mich und freut mich immerdar, und durch den Rahmen meiner Freude schaut ein lachendes Lucie-Gesicht<sup>3</sup> und freut sich mit und weiß gar nicht, was für einen großen Anteil seine Besitzerin an all dem Wachstum hat – erlesen wollen wir die Sache nicht so genau, aber freuen wollen wir uns miteinander und unsere Wurzeln weiter ausstrecken in Gottes fruchtbaren Erdboden und immer weniger etwas anderes wissen, als daß unser Gestöhn die Orgelpfeife ist, durch die Gottes Wind streicht.

Darüber werde ich also nächsten Sonntag predigen und den Leuten sagen von Gottes Reich und daß sie noch gar nicht ermessen, was das ist. Weil sie sich selbst und ihre Sachen groß machen und Gott klein machen. Großmachen sie ihr Gerede von Gott und was sie alles von Gott wissen, und dabei verlieren sie Gott selbst ganz aus den Augen. Da soll Gottes Reich entweder sein eine Kirche oder ein religiös-sittliches Ideal oder ein Liebeswerk oder ein bloßer Name und wissen nicht wie ungeheuer das ist: Gottes Reich! Mit welchem Rechte nehmen wir Gott für uns in Anspruch? Meinen wir, Gott solle uns helfen? Was hat Gott zu schaffen mit unserem Leben? Hat er nicht auch sein eigenes Leben? Seinen Willen? Seine Absichten und Zwecke? Ja, das könnte uns bange machen, wenn wir daran denken. Das rüttelt unser ganzes bequemes Christentum zusammen. Wie, wenn jetzt Gott damit gar nichts zu schaffen hat? Was will denn Gott? »Liebe



Gott von ganzem Herzen etc.« sonst gibt es nichts, nichts dazwischen. Gott oder nichts. Das will Gott. Er will nicht nur der oberste Meister sein, nein, er will uns selbst haben. Wie sind wir so falsch bescheiden, daß wir ihm immer nur unsere Dinge und Nöte bringen und meinen, mit uns selbst wolle er nichts zu schaffen haben, wo er gerade nur uns will. Das ist Gottes Reich: Gottes Liebe in uns.

Aber wie soll das werden? Es ist ja schon geworden. Mit Jesus. Seit Jesus treibt die Gottes-Liebe in der Welt. Seit ihm hat die Welt ein böses Gewissen bekommen. Kann sie nicht mehr Religion haben. Sie versucht, aber es geht nicht. Unaufhaltsam wächst die Gottesliebe in die Menschenherzen hinein. Was bleibt heute anderes übrig? Auch im Privatleben. Durch alles Elend und alle Ausflüchte hindurch treibt halt immer und immer im Menschenherzen.

Ja und davon sollen wir predigen. Wie herrlich ist das! Und das Tröstlichste dabei, daß es gar nicht auf das Predigen ankommt, sondern auf diese Gewißheit, daß Gott es tut. Ich glaube, alle Misere in der Christenheit kommt nur davon her, daß man dieses Vertrauen so vielfach verloren hat. Gott machts. Wir können nur mithelfen und um so besser, je mehr wir auf diesem »Gott machts« fußen. Dann begreifen wir, daß aller Widerstand in uns und um uns etwas ganz Verständliches ist. Natürlich sind wir schwach und unwürdig, aber grad mit solchen Werkzeugen arbeitet Gott. Natürlich können wir uns nicht anders machen, aber wir können Vertrauen zu Gott haben und dann kommt alles, wir und unsere Umstände von selbst in Ordnung.

Ich wünsche Dir zu Deinem neuen Jahr eine neue starke Wurzel im Boden Gottes, daß die Liebe Gottes Saft und Kraft Deines Lebens sei!

Und Lucia?<sup>3</sup> – Ach wir wünschen neben diesem Großen noch alle so recht beweglich mit, daß es bald geboren werden möge, das Büblein<sup>4</sup>, mit Gottes Segen und daß wir bald ein einfaches Billet nach Beggingen lösen können, um das neue Geschöpflein mehr als 10 Tage hindurch schnüffeln und krächzen zu hören. Ich weiß noch, was es für mich war, als mein Büblein mit trotzigem schwarzen Augen endlich das Licht der Welt erblickte.

Seid herzlichst samt Ursulachen<sup>5</sup> und der ganzen Hausgemeinde begrüßt von

Vater.

- 1 Kirchgemeinde im Kanton Schaffhausen, in der Kutters ältester Sohn Hermann (von 1918–1927) als Pfarrer amtierte.
- 2 29. 6. 1893 geboren.
- 3 Schwiegertochter Lucie Kutter-Scheller.
- 4 Das am 14. 7. 1922 geborene dritte Kind der Familie Kutter-Scheller war dann allerdings ein Mädchen: Veronika.
- 5 Die damals dreijährige Enkelin Ursula.

---

Brief 234    An Lydia Kutter-Rohner  
                  Andeer, 21. September 1922

---

Meine Liebste!<sup>1</sup>

Wie in Graubünden die Berge grad und krumm durcheinanderliegen, jeder in seiner eigenen ungeschlachten Selbstheit, lauter Höger, einer klobiger als der andere, aber über ihnen leuchtet die gemeinsame Sonne und verklärt sie alle zu einer gemeinsamen Gotteswelt, so liegen unsere Menschlichkeiten grad und krumm durcheinander, da hilft keine Täubi<sup>2</sup> und keine Verherrlichung, sie sind einfach eine unbehilfliche Dummheit und eine dumme Unbehilflichkeit, da sind sie einfach, man kann sie nicht aus der Welt schaffen, höchstens den einen oder andern Gipfel mit großem moralischen Schweißerguß auf der einen Seite erkraxeln, um nachher doch wieder auf der anderen herunterzutorkeln – aber Gottessonne scheint über die Kamuffhöger<sup>3</sup> und gibt ihnen eine ganz andere Bedeutung. – So wollen wir uns auch haben mit unsern Högern, d. h. eigentlich bin ich der Höger und Du das verborgene Tal – und wollen die Sonne Gottes darüber haben und ein Sonnenbewußtsein immer mehr bekommen, bis wir die Reichsgottesbedeutung der Höger verstehen. Denn in jedem Kamuff liegt

ein versteckter Gottesstoßtrieb, er ist nur schief nebenausgeraten und ein Höger geworden statt einer Höhe. – Vom Reich Gottes habe ich gestern der Weiblichkeit vom Hotel Fravi<sup>4</sup>, die mit ihrer Privatseligkeitstachelsäulibehauptung anrücken wollte, eine kleine Predigt gehalten, daß wir darnach trachten sollen, daß Gott in der Welt Ehre habe, nicht wir selig werden, kurz das ganze kopernikanische System, wo die Erde um die Sonne geht und nicht umgekehrt – ich glaub, sie haben es ein wenig verstanden, wenn man sich schon in acht nehmen muß und nicht herausfahren mit seiner Sache. Aber oft versprengts einem schier<sup>5</sup>. Die Basler Nachrichten schick nur nicht mehr nach, es lohnt sich nicht der Mühe, sie sind offenbar unheilbar sturm in der Expedition. Und dann diese fürchterlichen Nachrichten, die sie aus Kleinasien bringen!<sup>6</sup> Schande, Schande der elenden sogenannten Großmächte. – Gewiß habe ich gerade jetzt das vergessen, was ich eigentlich hätte sagen sollen – aber nur so denn, das nächste Mal dann.

Herzlichstes allen, Dir ein dickes M. von Deinem

M.

1 Der erste Abschnitt ist weggelassen.

2 = Zorn

3 Schweizerdeutsches Scheltwort für einen dummen, linkischen und bornierten Menschen, synonym für »Kamel«.

4 Im Hotel Fravi wohnte Kutter während seines Ferienaufenthaltes in Andeer (GR).

5 Einige Sätze familiären Inhalts sind weggelassen.

6 Gemeint sind die Berichte über grausame Verfolgungen von armenischen Christen nach der Eroberung von Smyrna durch die Türken im September 1922 (Endphase des türkisch-griechischen Krieges 1920–1922) sowie die Nachrichten über die Verhandlungen der Alliierten an der Pariser Orientkonferenz, wo sich seit dem 19. September (gegen den Widerstand vor allem Englands) die Bereitschaft zu Friedensverhandlungen und zum Rückzug der Großmächte aus den kleinasiatischen Besatzungszonen abzeichnete (vgl. Basler Nachrichten vom 15.–21. 9. 1922).

---

Brief 235    An Lucie Kutter-Scheller  
Andeer, 21. September 1922

---

Meine liebe Wohltäterin!

Wie werd ich am Sonntag bei Euch sein und aufblicken mit Euch zu dem, der verheissen hat, alle Welt mit seinem Geiste zu taufen! Wie schön ists doch, daß wir nichts anderes können, als das Kindlein<sup>1</sup> mit Wasser benetzen und ein paar Wörtlein vor einem Schärlein gebrechlicher Menschenkinder, die nichts sehen als den Brauch, stammeln. Wie schön ists, daß wir nichts tun können als Zeremonien und etwas machen, dem es von vornherein anzusehen ist, daß nichts gemacht ist! Gott machts. Und wenn Gott es macht, so soll der Mensch nichts zu tun haben. Aber aufmerken soll er und glauben und hoffen und sich freuen und es wissen: Kindlein du bist Gottes! Das kann man gar nicht ausdrücken und darum netzen wir ihnen nur die Stirne mit Wasser und das ist gar nichts. Gottlob ist es nichts, aber es liegt alles drin, alle Gottesverheißungen, das ganze Evangelium, in den Tröpflein liegt das ganze zusagende Gotteswort. So wollen wir am Sonntag am Taufstein stehen und im Geiste den Himmel über dem Kindlein offen sehen.

Daß Hermann<sup>2</sup> so tapfer gepredigt hat, freut mich hinterher, wie wenn ich dabei gewesen. Überhaupt – braucht er nicht zu zweifeln daran, daß es mich überhaupt freut, daß er überhaupt in Beggingen predigt in Schwachheit und in Kraft und beidemale in Gott. Wir freuen uns einfach zusammen und nehmen die ganze Welt auf unsern kleinen Finger.

Papa.

1 Veronika, drittes Kind von Hermann und Lucie Kutter-Scheller. Seine Taufe war für den folgenden Sonntag vorgesehen.

2 Hermann Kutter-Scheller, Kutters ältester Sohn, 1918–1927 Pfarrer in Beggingen (SH).

Lieber Herr Pfarrer!

Es hat mich sehr gefreut, wieder etwas von Ihnen zu hören, nachdem Sie, wie ich zu meinem lebhaften Bedauern durch Sie vernommen, umsonst wiederholt bei mir angeklopft! Ich bin eben in diesen Monaten langer unfreiwilliger Muße<sup>1</sup> etwas zu einer adresselosen Fahrhabe geworden, die hin und her fährt und nicht lange bleibt. Das Wetter ist so abominabel, daß ich am liebsten mich zu Hause einspinnen würde, aber das geht dann wieder nicht, weil man mitten in seiner Gemeinde nicht Ferien machen kann. – Ich kam eben von Thalheim<sup>2</sup> als Ihr Brief mich traf und jetzt trage ich mich mit Reiseplänen nach Bern.

Ihre beiden Artikel<sup>3</sup> haben mich sehr interessiert und erbaut. Es ist doch immer ein schönes Schauspiel, wenn einer so offen und so gut zu gleicher Zeit herausredet von dem einen, was allein nottut. Daß die schwarze Flut auch das rote Fähnlein des Aufrechten in Wattwil<sup>4</sup> umkreist, ist mir ein bedeutsames und erfreuliches Lebenszeichen, ich bedaure nur, daß Wieser Genosse ist und vielleicht ein wenig zu viel und unnötig aufrecht, etwa wie ein zum Stoßen ausholender Geißbock! Wieviel mehr könnte er in seiner Lage ausrichten, wenn er unabhängig wäre! Aber trotzdem freue ich mich, muß es ja so sein, die Welt wird immer charakterloser, verlotterter und empfindlicher und Gottes Sache dafür immer fester und durchschlagender.

Denken Sie, ich habe mich letzthin auch an etwas gestoßen, nämlich an einem Artikel in der »Tat« »Von Blumhardt zu Barth«!<sup>5</sup> Nun ist gerade Blumhardt der, durch den – um mich in der neusten religiös-sozialen Sprache auszudrücken – die Objektivität des Gottesreiches zu ihnen gekommen ist, wo es sich um Gott, nicht um Menschen handelt, um die Sache nicht um ihre Träger. Darum soll man ihn aus dem Spiele lassen, damit es immer unvergessen bleibe, was wir eigentlich alle wollen. Kurz, ich habe in meinem Briefe an Diederichs<sup>6</sup> dagegen protestiert, der in der »Tat« veröffentlicht werden sollte, was eben Diederichs abgelehnt hat. Es hat das durchaus keine persönliche



Spitze gegen Barth, der ja ganz unschuldig daran ist, und ich sage das Ihnen nur, damit, wenn Sie etwa in Deutschland davon hören<sup>7</sup>, Sie wissen, woran Sie sind. Meinen Besuch bei Ihnen habe ich immer noch vor, und ich bitte Sie, mir nach Ihrer Rückkehr zu melden, wann es Ihnen paßt, da ich ja jetzt immer frei bin. –  
Herzlichst grüßt Sie und Ihre liebe Frau Ihr

H. Kutter

Über Ihre geplanten »Zwischen den Zeiten«<sup>8</sup> sind mir allerhand Bedenken aufgestiegen. Doch davon dann lieber mündlich.

1 Kutter litt jahrelang unter quälender Schlaflosigkeit.

2 Wohnort von Kutters Tochter Gertrud (Meieli), verheiratet mit Ernst Staehelin, damals Pfarrer in Thalheim (AG).

3 E. Thurneysen: »Nicht in Worten, sondern in Kraft!« und »Bettag- und Umsturzgesetz«, beide in: Evangel. Gemeindeblatt Straubenzell, Nr. 33, 1922.

4 Gemeint ist Gottlob Wieser (1888–1973), Pfarrer in Nussbaumen (TG) von 1910–1914, in Binningen (BL) von 1914–1920 und bis 1937 in Wattwil (SG); danach in Riehen bis 1954. Seit 1936 Redakteur des »Kirchenblattes für die reformierte Schweiz«; 1970 Dr. h. c. der Theologischen Fakultät Basel.

Gottlob Wieser, der schon in Nussbaumen der religiös-sozialen Bewegung zugehört hatte, setzte sich in Wattwil entschieden für die dortige Arbeiterschaft ein. Der gemeinde- und kirchenpolitisch einflußreiche Großtextilfabrikant Heberlein und seine Gesinnungsgenossen forderten daraufhin Wiesers Weggang, der jedoch von der Gemeinde verhindert wurde. – Wieser war nicht Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, wie Kutter hier offenbar meint.

5 Paul Schütz: Von Blumhardt zu Barth. Ein Beitrag zur religiösen Lage. In: Die Tat, 14. Jg. 1922/1923, 424–432. Kutter wehrte sich hier gegen die »Säkularisierung Christi« (vgl. dazu Brief vom 12. 12. 1919/3), die weder in Blumhardts noch in seinem Interesse war. Diesen Vorwurf, den Barth in Tambach kritisch gegen die religiös-soziale Bewegung erhob, kehrte Kutter dann gegen die dialektische Theologie selber (siehe Briefe vom 27. 3. 1922, Abschnitt 1; vom 7. 4. 1923, Abschnitt 2 und vom 5. 2. 1925).

6 Herausgeber der Zeitschrift »Die Tat« und ehemaliger Verleger Kutters. Zur Person siehe Adr./Korr.-Liste.

7 Thurneysen besuchte anfangs November 1922 Barth in Göttingen.

8 Die Zeitschrift »Zwischen den Zeiten« wurde im Spätherbst 1922 von K. Barth, E. Thurneysen und F. Gogarten mit G. Merz als Schriftleiter gegründet. Dazu kamen später R. Bultmann, E. Brunner, Heinrich Barth, W. Vischer u. a. Zum Programm siehe Barths Rückblick im letzten Heft der 1933 aufgelösten Zeitschrift.

---

Brief 237    An Eduard Thurneysen  
Zürich, 1. Januar 1923

---

Lieber Herr Pfarrer!

Erst jetzt gleichzeitig mit meinen und unseren herzlichen Wünschen zum neuen Jahr komme ich dazu, Ihnen auf Ihre letzte Sendung<sup>1</sup> zu antworten. Ich war nämlich bis gestern im Bett an einer starken Influenza und bin auch jetzt noch so prekär, daß ich Sie bitten muß, mit diesen wenigen Zeilen vorlieb zu nehmen. Ich habe große Freude gehabt an Ihrer Predigt. Gott in Jesus Christus und Gott allein – ohne Religion. Das ist. Und das werde in unserem Bekenntnis immer deutlicher, klarer, einfacher und überzeugender im neuen Jahr – herzliche Grüße! Von Haus zu Haus! Ihr

H. Kutter Pfr.

<sup>1</sup> Vermutlich Thurneysens Artikel »Das Wort ward Fleisch« in: Evangel. Gemeindeblatt Straubenzell, Nr. 34, 1922.

---

Brief 238    An Lydia Kutter-Rohner  
Bruggen, 7. April 1923

---

Meine Liebliche!

Da bin ich schon wieder und schreibe an Thurneysens' Schreibtisch so ganz andre Buchstaben als er es gewohnt ist, so kleine verkrümmte Buchstäblein, denen man noch die zittrige Hand vom 207seitigen Manuskript<sup>2</sup> her anmerkt<sup>3</sup>.

Wir reden hier recht viel zusammen von allerhand Tiefen und Höhen der Erkenntnis, Thurneysen hat mir seine Osterpredigt<sup>4</sup> vorgelesen und dann haben wir viel von der »Objektivität« Gottes verhandelt, wobei ich der Meinung war, daß das die eigentliche Objektivität Gottes ist, was er uns in seinem Wort gesagt hat, das ist ja alles, was wir von ihm wissen – und sein Wort sagt: Also hat Gott die Welt geliebt – und das muß wieder in unsre Predigt hinein, und auf dieser Grundlage allein kann das Evangelium für den Einzelnen wachsen und gedeihen. Wir predigen zu kompliziert, allerhand Wahrheiten durcheinander, aber wir sehen nicht was nötig ist.

Die Menschen haben kein Vertrauen zu Gott, da muß man wieder anfangen. – Wir haben auch zusammen von unserem persönlichen Verhältnis gerade heraus gesprochen und uns gut verstanden. Das Beste ist immer wieder: einander machen lassen und das Beste voneinander glauben und Gott die Ehre geben. Die Kindlein sind drei lustige Kobolde<sup>5</sup>, ich habe ihnen Ballen gegeben und ihre Herzen mächtig gerührt damit. – Heute Mittag esse ich bei Pfr. Dieterle<sup>6</sup>. Das Wetter ist einfach ideal und mir tut es gut, nichts zu lesen, sondern viel draußen herumzulaufen<sup>7</sup>.

1 Anlässlich seines Besuches bei Thurneysen.

2 Im Anfang war die Tat. Versuche einer Orientierung in der Philosophie Kants und den von ihr angeregten höchsten Fragen – für die denkende Jugend (erschienen im November 1923 bei Kober, Basel).

3 Einige das Verhältnis Kutters zu seiner Frau betreffende Sätze sind weggelassen.

- 4 Ev. über Eph 2,1-2,4, abgedruckt in: »Komm, Schöpfer Geist!« Predigt-sammlung von K. Barth und E. Thurneysen, München 1924, Zürich 1932<sup>4</sup>.
- 5 Dorothee (\*1917), Matthias (\*1919), Katharina (\*1921).
- 6 Thurneysens Freund und Amtskollege Samuel Dieterle (1882-1950) war von 1905-1909 Vikar, dann Pfarrer in Wetzikon (ZH), dann bis 1929 in St. Gallen-Straubenzell, danach an der Petersgemeinde in Basel. 1940-1950 war er Präsident des deutschschweizerischen Vereinswerks des Blauen Kreuzes. Er war von Ragaz und Kutter stark beeinflusst, Anhänger der religiös-sozialen und der Friedensbewegung.
- 7 Der letzte Teil des Briefes ist weggelassen.

---

Brief 239    An Heinrich Federer  
Zürich, 14. Mai 1923

---

Lieber Freund!<sup>1</sup>

Es bangt mir, daß es Ihnen nicht so gut gehen mag, – wie froh wäre ich, wenn Sie mir das Gegenteil melden könnten. Ich denke so viel an Sie und bin so viel bei Ihnen – ist doch unser Freundschaftsverhältnis eine kleine Vorahnung davon, was es sein wird, wenn alle Hüllen, die der Menschen Herzen noch umgeben und verfinstern, gefallen sein werden und alle Menschen eins und Gott allein ihnen Sonne und Licht ist. Pfingsten! Immer eine schwere Zeit für mich: was sollen wir den Menschen predigen, wenn nicht Gottes Geist selbst predigt? Kann man über den Geist predigen oder nur aus dem Geist? Soll der Geist ein Objekt frommer Betrachtung sein und nicht vielmehr die Kraft, die alle frommen Krusten sprengt und uns mit Gott verbindet? Gerade an Pfingsten, wie sonst nie, wird es mir so überwältigend klar, daß uns nicht zu helfen ist, wenn nicht Gott eine neue Ausgießung seines Geistes schenkt! Wir sind so ganz und gar verloren in frommen abgegriffenen Formeln, Buchstaben, Buchstaben, aber kein Geist!

Und die Menschen sind so schwach, sie können nicht! Eins aber können sie, und das ist gerade, worauf Gott wartet: sich strecken und sehnen nach dem, der Wollen und Vollbringen schafft<sup>2</sup>, sich nicht mehr mit dem Übel abfinden, sondern schreien und rufen nach Erlösung . . . tun wir es bald? Es hat oft den Anschein als regte es sich ein wenig in den kalten Herzen – und Gott steht zu seiner Verheißung. Ihn machen lassen, ihn allein. Das ist. Vertrauen, daß ers macht. Ganz stille werden<sup>3</sup>, ganz hoffen und harren für sich selbst und die ganze seufzende Kreatur!<sup>4</sup> Er erfülle unsere Herzen mit seiner Gotteskraft.

Wie freut es mich, daß ich Ihnen das alles sagen darf und wissen darf, daß die Sehnsucht auch in Ihnen brennt. So wollen wir zusammen Pfingsten feiern, in allen leiblichen und geistigen Nöten harrend unseres Gottes!

Von ganzem Herzen grüße ich Sie als Ihr im Geist verbundener  
H. Kutter.

1 Die einleitenden Sätze sind weggelassen.

2 Phil 2,13.

3 Vgl. Jes 30,15.

4 Vgl. Röm 8,15–29.

---

Brief 240 Von Emil Brunner  
Obstalden<sup>1</sup>, 11. September 1923

---

Mein lieber Onkel!

Es ist mir eine große Freude, Dir heute zu Deinem Ehrentage<sup>2</sup> meine Glückwünsche darbringen zu dürfen. Man hat mich aufgefordert, dies öffentlich zu tun. Aber mich dünkt, ich stehe Dir zu nahe, um das zu



können. Was geht es schließlich die große Öffentlichkeit an, was ich Dir zu danken habe. Es ist ja etwas ganz Persönliches, es ist das, was mir den Mut und die Freudigkeit zu meinem Berufe gibt und was ich als meinen besten Besitz weiß. Natürlich weiß ich wohl, daß ich das nicht eigentlich Dir verdanke, daß Du für mich, um Dein Bild zu brauchen, nur die Brunnenröhre warst, aus der ein anderer mir zu trinken gab. Aber ich weiß auch, daß Du nie etwas anderes wolltest als eben das sein und tun. Seit meinen ersten »Religionsstunden« im alten Unterrichtszimmer der Neumünsterkirche<sup>3</sup> warst Du mir durch meine ganze geistige Werdezeit hindurch der, an den ich mich nur zu erinnern brauchte um zu wissen, was in dem Wort Glauben Großes enthalten sei. Erst später habe ich gemerkt, wie vielen anderen Du ähnliches bedeutetest, und ich bin mit diesem Merken noch nicht zu Ende. So viel sehe ich deutlich: Es ist das Verständnis dafür, daß Gott etwas unendlich größeres und etwas ganz anderes ist, als was wir in unserer »Religion« haben, etwas, was nur dort sein Wesen hat, wo es tiefe Unruhe, leidenschaftliches Sichausstrecken nach etwas, das wir nicht haben, gibt. Wie oft habe ich mich an Deinen Worten halten müssen, daß gerade in dieser Unruhe, im Nichtzufriedensein, in jener »Krankheit zum Tode«<sup>4</sup> Gott nahe sei. Du hast uns jenes Pascalsche Wort<sup>5</sup>: »Du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht schon gefunden hättest« durch alles was Du gepredigt und geschrieben hast kommentiert. Du hast uns jene Linie sehen lassen, die durch alles, was Menschen tun, haben und denken quer hindurchgeht als das Eigentliche, Du hast uns jenen »Götterbogen«<sup>6</sup> vor Augen gezeichnet, der alles umschließt und in dem alles ist und der doch von nichts umschlossen wird. Und Du hast uns deshalb zeigen können, daß an Gott glauben heißt: auf das hoffen, was noch nicht ist.

Nicht nur mir, sondern uns allen, die hören wollten, hast Du das sagen dürfen und müssen. Es ist gewiß, daß heute – wenigstens in der deutschen Schweiz – keiner von der Kanzel herab ein lebendiges Wort verkündet, der nicht von Dir geschöpft hätte und ich glaube, das »Wir Pfarrer«<sup>7</sup> liegt noch auf manchem Studiertisch zu täglichem Gebrauche. Was aus dem »Sie müssen«<sup>8</sup> geworden ist, weißt Du selbst am besten. Mag auch die »Bewegung«, die es hervorrief, z. T. auf ein Nebengeleise gefahren sein<sup>9</sup>, so ist doch die Frage, die Du darin gestellt hast, nicht mehr eingeschlafen; sie ist heute wie vor 18 Jahren der Wecker, der jeden ernsthaften Theologen aus dem Schlaf der Pfarrhausidylle aufweckt. Die Dir den Dr. theol. überbrachten<sup>10</sup> wußten

nicht, was sie taten. Sie hätten es sonst vielleicht nicht getan. Denn die Mine, die Du ihnen geladen hast, wird sie über kurz oder lang in die Luft sprengen. Auf jeden Fall liegen wir mit unseren Zündschnüren auf der Lauer und da und dort ist eine angebrannt, mich dünkt es könne nicht mehr lang gehen bis die große Explosion erfolgt.

Am liebsten hätte ich Dir als Gruß mein neues Buch<sup>11</sup> auf den Tisch gelegt, um Dir zu zeigen, daß Du wenigstens uns nicht ganz umsonst gepredigt hast. Ich weiß wohl, daß es auch damit – ich meine mit allen solchen Arbeiten – nicht gemacht ist, daß Du etwas hinter aller Theologie meintest. Aber das tun wir auch und haben mit unseren Unternehmungen gar keine andere Absicht, als zu zeigen, was das eigentliche Anliegen der Theologie sein mußte. Mein »Schleiermacher« (»Die Mystik und das Wort«) wird aber erst in einigen Wochen erscheinen – vielleicht gleichzeitig mit Deinem Kant<sup>12</sup>. So werden also auch in diesem Krieg Vater und Sohn – wenn Du mich als solchen willst gelten lassen – miteinander zu Felde ziehen, wie's in einem rechten Freiheitskrieg der Fall zu sein pflegt.

Und nun sollte ja noch der eigentliche Glückwunsch kommen. Aber ich glaube, den ersparst Du mir. »Ich trachte nicht nach meinem Glück, ich trachte nach meinem Werk«<sup>13</sup> ist ja auch Dein Wort. Und was auch da noch darüber hinaus ist, davon ziemts mir schon gar nicht zu Dir etwas zu sagen. Unser – ich schreibe auch in Gretis Namen – Wunsch ist ein selbstsüchtiger: Daß Du noch manches Jahr wie bisher unter uns möchtest sein dürfen mit oder ohne neue Bücher, aber jedenfalls mit Deinem Wächterauge und »allerlei geistlicher Ermahnung«<sup>14</sup>. Wir grüßen Dich und Deine Lieben alle – die gewiß vollständig um Dich versammelt sind – vom Berg herunter und auch die Buben stimmen fröhlich mit ein<sup>15</sup>.

Von Herzen Deine Greti und Emil  
Emil hat zwar schon für uns beide unterschrieben, doch möchte ich Dir noch selber sagen wie dankbar wir Deiner gedenken. Von dem was Du Emil als »Pfarrer« bist, hat er Dir selber geschrieben, ich aber denke jetzt auch daran, was Du für unser Zusammenleben bedeutest, wie das erste, was wir gemeinsam bei uns fanden, auf Dich zurückging und wie sich auch weiterhin alles tiefere Verständnis darauf gründete<sup>15</sup>.

So bin auch ich in Dankbarkeit Deine

Greti.

- 1 E. Brunner war seit 1916 Pfarrer in Obstalden (GL).
- 2 Am 12. 9. 1923 feierte Kutter seinen 60. Geburtstag.
- 3 E. Brunner hatte im Jahre 1905–1906 bei Hermann Kutter den Konfirmandenunterricht besucht.
- 4 So der Titel eines Werks S. Kierkegaards: Die Krankheit zum Tode. Eine christliche psychologische Entwicklung zur Erbauung und Erweckung von Anti-Climacus, Kopenhagen 1849.
- 5 »Tu ne me chercherais pas si tu ne me possédais« (Fragment 555 nach der Numerierung von Brunschvicg aus den »Pensées« von Blaise Pascal).
- 6 »Wie herrlich spricht doch Plato von diesem »Götterbogen«, innerhalb dessen die Welt der Erscheinungen, aber außerhalb nicht nichts, sondern im Gegenteil gerade alles, die ganze eigentliche letzte An-sich-Wahrheit wohnt« (Im Anfang war die Tat, Kober, Basel 1924, 104 f; auch 26.28.35.101.105. 116.142 f.148.166.248). Kants Grenzziehung der reinen Vernunft stellt Kutter in ein platonisch-christliches Licht (Ideen mit konstitutiver Bedeutung [142]-Logos): Der Bereich des »an sich« ist nicht bloßer Grenzbegriff, sondern sozusagen unsere transzendente (!) Apperzeption; »Wir sind im An-sich zuhause« (167). Es umfaßt uns als »Götterbogen«.
- 7 Leipzig 1907<sup>1</sup>. Jena 1912<sup>2</sup>.
- 8 Zürich 1903<sup>1</sup>. Berlin 1904<sup>2</sup>. Jena 1910<sup>3</sup>.
- 9 Brunner dachte hier offenbar an die religiös-soziale Bewegung, mit deren Entwicklung Kutter in manchen Punkten nicht einverstanden war (siehe Brief vom 12. 12. 1919/3).
- 10 Die theologische Fakultät Zürich verlieh Kutter am 29. 1. 1923 »für seine kraftvolle Verkündigung des lebendigen Gottes und der christlichen Brüderlichkeit in Wort und Schrift« den Ehrendoktor.
- 11 Die Mystik und das Wort. Der Gegensatz zwischen moderner Religionsauffassung und christlichem Glauben. Dargestellt an der Theologie Schleiermachers, Tübingen Januar 1924.
- 12 Im Anfang war die Tat. Versuch einer Orientierung in der Philosophie Kants und den von ihr angeregten höchsten Fragen – für die denkende Jugend. Kober, Basel 1924.
- 13 Herkunft des Zitats unbekannt – vgl. biblisch: Röm 8,5 f.
- 14 Erbauungssprachliche Formel auf dem Hintergrund von Kol 1,9; Eph 1,3 u. a. (Lutherbibel).
- 15 In einem Brief vom 11. 5. 1917 aus Obstalden an E. Thurneysen schrieb Brunner zur Verlobung mit Margrit Lauterburg (der Tochter von Kutters Schwägerin Clara Lauterburg-Rohner [dazu siehe Brief vom 21. 8. 1891/3] und zudem sein Patenkind): ». . . Die Familie Kutter spielt dabei eine sekundäre Rolle. Es ist alles von uns ausgegangen.« (. . .) »Onkel Hermann« hatte ja freilich durch die bloße Tatsache, daß er mich seinen Freund nannte, eine nicht geringe Bedeutung für die Entscheidung, aber natürlich doch keine ausschlaggebende.«  
Margrit (Gretli) Brunner stand Kutter sehr nahe. Ihr erstes Rendez-vous, um das ihr späterer Mann sie bat, »organisierte« sie im Pfarrhaus Kutter.

---

Brief 241    An Eduard Thurneysen  
Zürich, 4. Oktober 1923

---

Lieber Herr Pfarrer!

Es drängt mich, nachdem ich gestern Ihre Worte in »Zwischen den Zeiten«<sup>1</sup> gelesen, Ihnen von ganzem Herzen und tiefer Bewegung zu danken, daß Sie, wenn nun einmal über mich geurteilt werden sollte, es nicht nur in dieser feinsinnigen und von wahrer auf einem gemeinsamen Erlebnis beruhenden Freundschaft getragenen Weise getan – das erwartet man ja von Ihnen gar nicht anders – sondern so, daß Sie in der Klärung der persönlichen Frage zugleich eine so eindringliche und abschließende Aufklärung über die große Sache und unsere Aufgabe ihr gegenüber gegeben haben, welche derselben nur von höchstem Nutzen sein kann. Wer jetzt nicht versteht, was uns bewegt, dem ist nicht zu helfen. Aber sie werden es verstehen, denn Sie haben eine geradezu meisterliche Feder und eine Prägnanz und Klarheit des Ausdrucks, die ihresgleichen sucht.

Ich gestehe offen, daß ich einem Artikel über mich mit Besorgnis entgegengesehen, aber nun, da Sie mein schwaches Wollen und Vollbringen so ganz eingebettet haben in das göttliche Objekt, um das es sich müht, in feinfühligster Weise hervorstellend, was mich und uns alle, die wir in Gott einig sein wollen »im Innersten bewegt«, nicht den Mann schildernd, sondern um was es ihm zu tun ist, nun danke ich Ihnen für Ihr tiefes Verständnis und Mitempfinden, wie es nur einem wahren Freunde möglich ist. Lassen Sie mich hier schließen, nur noch beifügen, daß ich Ihnen gern bald wieder einmal in persönlichem Austausch nahetreten würde und einen persönlichen Wunsch aussprechen, Sie zu besuchen, wenn es Ihnen einmal paßt.

Herzlichsten Dank auch für Ihren Geburtstagsbrief<sup>2</sup> und ebensolche Grüße an Sie, Frau Pfarrer und das fröhliche Kindertrio<sup>3</sup> von Ihrem

H. Kutter Pfr.

- 1 E. Thurneysen: »Hermann Kutter. Zu seinem 60. Geburtstag, 12. September 1923«, in: ZZ, Jg. 1, H. 4, 1923.
- 2 Der Brief ist nicht erhalten.
- 3 Siehe Brief vom 7. 4. 1923/5.

---

Brief 242    Von Eduard Thurneysen  
                  Bruggen, 15. November 1923

---

Verehrter, lieber Herr Pfarrer!

Vorgestern kam Ihr neues Buch<sup>1</sup>, empfangen Sie herzlichen Dank. Ich verspreche mir viel, viel davon und freue mich mächtig, daß es da ist. Wie gut, daß Sie sich entschlossen haben, diesen Gang durch das Ihnen so vertraute Gebiet zu tun; mit mir werden sich viele freuen, Sie da begleiten zu dürfen, von Ihnen geführt zu werden. Es steckt eine gewaltige Arbeit und riesige Beherrschung des so unheimlich schwierigen Stoffes in diesem Werke; es ist aufs neue an uns, Ihnen zu danken für diese Erfüllung, Wegweisung, Führung. Hoffentlich dürfen Sie auch noch ein wenig vom wirklichen Dank in aufleuchtendem Verstehen der von Ihnen besprochenen tiefsten Fragen unter der Jugend erfahren. Und nun kann ich Ihnen melden, daß endlich auch mein Manuskript für unser Predigtbüchlein<sup>2</sup> abgeschlossen ist, und ich wieder freier atme. Wie würde uns nun ein Besuch von Ihnen Freude und wertvollste Hilfe sein!

Mit herzlichen Grüßen Ihr Ihnen stets dankbarer

Eduard Thurneysen

Meine Frau grüßt vielmal mit. Herzliche Grüße auch an Frau Pfarrer!



- 1 Im Anfang war die Tat, Versuch einer Orientierung in der Philosophie Kants und den von ihr angeregten höchsten Fragen. Für die denkende Jugend, Kober, Basel 1924.
- 2 »Komm, Schöpfer Geist!« Predigtsammlung von K. Barth und E. Thurneysen, Chr. Kaiser, München 1924; EVZ, Zürich 1932.

---

Brief 243 Von Alfred Kober  
Basel, 22. Januar 1924

---

Lieber und sehr verehrter Herr Pfarrer!<sup>1</sup>

Der Absatz des Kantbuchs<sup>2</sup> ist wirklich sehr erfreulich, und was besonders erwünscht ist, ist die Tatsache, daß er nach Weihnacht fast unvermindert anhält. Wenn nun noch Rezensionen kommen, von denen auch mir, abgesehen von einigen Abdrucken meines Waschzettels, nichts bisher zugegangen ist, so erwarte ich noch sehr viel. Prof. Joel<sup>3</sup> ist ein notorischer Zauderer für solche Aufgaben. Ich war schon mehrmals nahe daran, ihn an die Rezension zu erinnern, aber ich habe schon mehrfach mit solchen »Stupfern« unangenehme Resultate erzielt. Von Medicus<sup>4</sup> ist ja nach der Voranzeige der Neuen Zürcher Zeitung eine eingehende Besprechung zu erwarten. Für die Basler Nationalzeitung hat Herr Carl Albrecht Bernoulli<sup>5</sup> die Besprechung übernommen. Lic. Lieb<sup>6</sup> hat mir eine solche im »Aufbau« versprochen.

Mit herzlichen Grüßen bleibe ich in verehrungsvoller Ergebenheit  
Ihr

Alfred Kober-Staehelin.

1 Ausgelassen sind verlegerische Mitteilungen und Honorarfragen.

2 Im Anfang war die Tat.

- 3 Karl Joel (1864–1934), Dr. phil. Seit 1896 Professor der Philosophie in Basel. Werke: Der echte und der xenophontische Sokrates (1892); Der Ursprung der Naturphilosophie an dem Geiste der Mystik (1903); Seele und Welt (1912) u. a. Er besprach das Buch in der Sonntagsbeilage der »Basler Nachrichten« vom 5. 7. 1924.
- 4 Fritz Medicus (1876–1956), Dr. phil. Seit 1911 Professor für Philosophie und Pädagogik an der ETH in Zürich. Werke: Kants Philosophie der Geschichte (1902), J. G. Fichte (1913), Das Leben Fichtes (1914), Grundfragen der Ästhetik (1917), Pestalozzis Leben (1927).
- 5 Carl Albrecht Bernoulli (1868–1937), Pseud. Ernst Kilchner. Protest. Theologe und Schriftsteller. Professor für Kirchengeschichte an der Universität Basel. Theologisches Hauptwerk: Overbeck und Nietzsche (1908). Die Rezension erschien am 5. 5. 1924 in der Basler »National-Zeitung«.
- 6 Fritz Lieb: Siehe Brief vom 2. 7. 1925/8. Liebs Rezension erschien in Nr. 31 von »Der Aufbau«, August 1924 (auszugsweise abgedruckt in: H. Kutter jun., aaO. 106 f).

---

Brief 244    Von Emil Brunner  
                   Obstalden<sup>1</sup>, 25. Januar 1924

---

Lieber Onkel!

So wirds nun halt doch sein müssen! Du hast lange Geduld gehabt; aber es fällt mir desto schwerer, diesen guten Hausgeist zu entlassen. Herzlichen Dank dafür. Ich hoffe, es wird nicht mehr lange gehn, bis ein Verleger auf den Gedanken kommt, eine Neuausgabe zu veranstalten<sup>2</sup>.

Gegenwärtig bin ich weniger als ein Nomade. Da ich weder wandere noch wohne, sondern selbst irgendwie an einem Pflock hange, »in suspenso«<sup>3</sup>. Denn die Geschichte in Zürich ist durchaus noch nicht

erledigt. Es kann auch jetzt noch schiefgehen; doch ist's nicht eben wahrscheinlich.

Es kann sein, daß die beiden Sorgenkinder, Buch<sup>4</sup> und Professur<sup>5</sup>, am gleichen Tag zur Welt kommen. Innert 14 Tagen muß beides geschehen sein. Vorläufig sitze ich wie eine Gluckhenne, um dogmatische Eier auszubrüten. Hoffentlich kommt etwas lebendiges dabei heraus. Ich sollte nämlich im Frühling grad mit »Dogmatik I« anfangen. Du kannst Dir denken, wie gemütlich meine innere Situation ist. Ich soll über Nacht eine Kammer voll Stroh zu Gold spinnen, aber bis jetzt ist der wundertätige Helfergeist noch ausgeblieben.

Daß auch wir uns mächtig freuen, Euch so nahezurücken, werdet Ihr uns gern glauben. Gestern erhielt ich einen Brief aus Holland vom dortigen Philosophenhaupt, Prof. Ovinck<sup>6</sup> in Utrecht, der seiner großen Freude über Dein Kantbuch (das ich ihm auf Weihnachten geschickt) Ausdruck gibt und seine völlige Übereinstimmung in der Hauptsache bekennt. Er ist ein naher Freund von Natorp<sup>7</sup>.

Näheres bald mündlich.

Seid alle herzlich begrüßt von Euern »Obstaldern«.

1 Siehe Brief vom 11. 9. 1923/1.

2 In Frage kommen »Sie müssen« (3. Aufl. 1910); »Gerechtigkeit« (2. Aufl. 1910); »Wir Pfarrer« (2. Aufl. 1912); »Die Revolution des Christentums« (2. Aufl. 1912); »Das Bilderbuch« (1917).

3 = in der Schwebe

4 Vgl. Brief vom 11. 9. 1923/8.

5 Brunner erhielt am 7. Februar die Nachricht, daß er vom Zürcher Regierungsrat zum Ordinarius für systematische und praktische Theologie an die theologische Fakultät Zürich gewählt worden sei (Brunner in einem unveröffentlichten Brief an Thurneysen vom 7. 2. 1924).

6 Bernard Jan Hendrik Ovinck (1862–1944): Philosophie-Professor in Utrecht, Anhänger des Marburger Neukantianismus, legte Nachdruck auf den Glauben als letzten Ausgangspunkt und auf die Beschränktheit des Wissens; der Philosophie schrieb er v. a. die »doxokritische« Aufgabe der Begriffsklärung zu. Deutsch erschien von ihm: Philosophische Erklärung der platonischen Dialoge Meno und Hippias minor (1931); Philosophie und Sophistik (1940).

7 Paul Natorp (1854–1924), Philosoph und Pädagoge, seit 1885 Professor in Marburg; neben H. Cohen bedeutendster Vertreter der sogenannten Marburger Schule des Neukantianismus.

Meine Lieben!

Meine Gedanken umkreisen sehr lebhaft, wie eine Schar geschäftiger Schwalben, denen ich in Beggingen<sup>1</sup> so gerne zugeschaut, das Dach, unter dem wahrscheinlich grad jetzt wieder mit gerunzelter Stirn und feuriger Schaffensfreudigkeit mein Einunddreißigjähriger<sup>2</sup> sitzt und vor lauter Eifer gar nicht merkt, wie ihm die grüssenden Schwalben in meinem Auftrag zuzirpen: Quod felix, faustum, fortunatumque sit!<sup>3</sup>

Ich wünsche von ganzem Herzen Gottes kräftigen und antreibenden, quellenden, schaffenden und niemals leer zurückkehrenden Logos für das neuangetretene Jahr und weiß – nachdem ich trotz Lucia!<sup>4</sup> mit großer Freude unter Deiner Himmelfahrtspredigt gesessen – daß dieser Wunsch keine leere Geburtstagschalmei ist, sondern ein ermunternder Fuhrmannszuruf an seine tapferen, vorwärtsschwitzenden Gäule, wobei ich das Bild nicht zu Tode quetschen und etwa sagen will, ich sei der Fuhrmann, Du der Gaul! O nein, Du selbst hast genug Fuhrmannszeug in Dir und weißt zu hüsten und zu hotten, daß man immer nur am Wegrand stehen und »Gott segne es« wünschen kann.

Und weil wir doch beide nächsten Sonntag predigen, so will ich Dir, was mich für uns beide bewegt, in der Form einer kurzen Skizze meiner Predigt hier geben.

Text Jes. 40, 1 ff.<sup>5</sup>

Tröstet mein Volk, die Sünden sind vergeben, Gott ist da, – und wie alles Böse der Menschen nicht machen kann, daß der blaue Himmel sich nicht um sie wölbt, so auch nicht, daß Gott selbst zum Menschen steht: Gott, nicht religiöse Spannungen aller Art, die Realität, die über aller frommen Psychologie steht, jetzt muß alles Krumme gerade werden durch Gott, denn wir können's nicht tun, da alles Fleisch wie Gras ist.

Das ist die Sprache, die uns wieder in der Gottessonnennähe geschenkt wird. Ganze Zuversicht. Unbedingtes Heil. Vorher wagten wir nicht, daran zu glauben. Wir sahen auf die Sünden, die Nebel, die Hindernisse, auf die Menschenschicksale, auf das Große und Stolze dieser Welt, und daran zerspaltete sich unser Wort und Glaube in kleine ohnmächtige Redesplitter. Wie kann man von Gott reden, wenn der Geist der weltlichen Gewalten auf einem lastet? Vom Tag reden in der Nacht – was hilft das? Der Tag muß wieder kommen, die Sonne muß wieder scheinen. Dann zerstieben die Nachtschatten. Unter der Sonne des erschienenen Gottes kann man wieder von Gott predigen. Dann ist man imstande, mit Gottes Augen alles anzusehen: sein Elend, seine Sorgen . . . die Mitmenschen, die ganze Welt.

So ist Gott in Jesus Christus offenbar geworden. Seine Bergpredigt z. B. ist das Wort der Gottessonnennähe! Das macht ihn zum Erlöser, daß er der Heilige Gottes ist. Man kann ihn nicht in sich hinein nehmen, sonst gibt es nichts als ein heuchlerisches Jesusgerede, wobei man doch ein eigenliebiger Mensch bleibt. Er muß uns in sich hinein nehmen. Wir müssen nicht ein mystisches Spiel mit ihm treiben und uns von ihm sozusagen göttlich aufweichen lassen, nein, wir müssen gar nichts werden, er muß werden und wir los von uns selbst, vom fleischlichen und vom geistlichen Menschen. Worte, Ratschläge, Ermahnungen etc. helfen uns dazu nicht, aber die Gottesnähe, die Sommersonne Gottes! Das Eisen kann nicht durch allerhand Schläge oder Feilereien flüssig werden, sondern nur durch das Feuer.

Wie elend sind wir doch! Abgesehen von der Sünde – wie elend in unserer Gottesferne. Die tausend Fragen ohne Antwort, Fragen, die nicht wie Schmeißfliegen von außen an uns herumsurren, nein, die wie der Nebel aus dem Sumpfe unseres eigenen Lebens emporsteigen. Es hilft uns alles nichts, wir müssen wieder an die Sonne Gottes. Jesus und die Sünder von darnals. Da sehen wir doch, daß der Gott Jesu Christi nichts zu schaffen hat mit dem Bösen. Das hält uns bis heute in Atem: »Warum, wenn doch Gott nicht ein Gott des Schicksals ist, hilft er uns nicht? Warum ist er nicht da? Warum ist das Leben so schwer geblieben? Warum immer die Spannung zwischen Gott und uns? Das unnatürliche Religionstreiben? Vater und Sohn haben ja Spannungen untereinander, aber um alle herum geht doch das ganz sichere Verhältnis der Liebe! Warum sind wir Gottes nie sicher?« – O ja fraget nur so. Jesus heißt uns bitten und suchen, suchet nur recht, dann werdet ihr die Antwort finden, die schon in Christus gegeben ist,



aber immer durch neues Suchen und Fragen muß gefunden werden, nämlich: Gott gibt uns in Jesus Christus die Frage zurück: Was ist schuld, daß ihr das, was ihr gefragt, so gut wisset? Wer ist schuld, daß der verlorene Sohn so gut sich seines Vaters erinnerte? Und was ist schuld, daß er so fragen und suchen mußte, so elend geworden war? Warum, wenn Gott wie ein Vater ist, seid ihr nicht bei seinem Wort geblieben? Daher kam grad euer Elend, eure Gottesferne, daß ihr euch von ihm abgewandt! Und er muß es euch zu schmecken geben – sonst kommt ihr nie zu ihm zurück.

Aber wartet Gott bis wir uns bekehren? Hat er je auf die Menschen gewartet? Hat er gewartet, bis sein ungehorsames Volk ihn suchte? Ist er ihm nicht zugekommen durch die Botschaft des Propheten Kap. 40 ff und ebenso der ganzen Menschheit in Christo? Das sollen sich die Bußprediger und Verdammnis-Versammlungshalter wie heute nur hinter die Ohren schreiben: Gottes Nähe bedeutet vor allem tröstet mein Volk! Natürlich Gericht, aber Gericht in der Gnade. Gott liebt uns, das vergessen wir immer. Gott sucht auch uns. So wird er wieder zu uns kommen. – Versuchs einmal, Dir diesen ganzen Gott vor Augen zu halten und fang an ihm alles zuzutrauen und Dich zu ihm zu rechnen und darauf alle Deine Schwächen aufzubauen – dann erlebst Du etwas und kannst mithelfen und anderen voranglauben: die Gottessonnennähe kommt und mit ihr der einzige Trost!

Nun seid recht fröhlich zusammen, Groß und Klein, und nehmt mich unsichtbar mit in Euren Reigen auf!

Herzlichst! Dein

Papa.

- 1 Kutter hatte an Auffahrt die Familie seines ältesten Sohnes Hermann besucht, der seit 1918 im schaffhausischen Beggingen Pfarrer war.
- 2 Hermann Kutter jun. wurde am 29. 6. 1893 geboren.
- 3 Eigentlich: quod bonum, faustum, fortunatumque sit. Lat. Eingangsformel – sinngemäß: = in Gottes Namen.
- 4 Schwiegertochter Lucie Kutter-Scheller (siehe Adr./Korr.-Liste).
- 5 Die Predigt ist nicht gedruckt erschienen.

Meine liebe Hochsommergeborene!

Was wäre doch der 19. Juli für ein ganz nichtiges Datum – ich glaube keine einzige bedeutende weltliche Tat ist am 19. Juli geschehen! – wenn nicht Du drin geboren wärest, was ja für uns alle die übrige Weltgeschichte reichlich aufwiegt. Es ließen sich da allerhand wohlangebrachte Parallelen ziehen zwischen der Sommerwärme im Juli und Deiner Herzenswärme gegen jedermann, überhaupt Sonne! – Sie gäben auch manchen sehr bedeutsamen Fingerzeig für das Studium eines gewissen Menschenkindes, das ihr so gar verwandt ist, aber ich will Dir nicht noch heißer machen als Du von der Natur – und – der Luciesonne schon hast und will mich dafür beeilen, Dir den im Anfang verpaßten offiziellen Glück- und Segenswunsch zuzusenden mit der Beifügung, daß, wenn es nach meinem Willen ginge, er als voller Rosenkorb vor Deinen Füßen zerplatzen würde! Ich bin grad mitten im Predigtgesumse, und so hältst Du es meinem Egoismus – der halt auch echt männlich ist! – zugute, wenn ich alles, was ich für Dich empfinde, grad ein wenig in ihre Wörtlein knüpfe.

Ps. 24<sup>1</sup>. Die Erde ist des Herrn . . . jauchze es hinein in deinen Morgen, armes Menschenkind, in deine Sorgen und Schwierigkeiten, rufe es laut, daß es schallt, und die bösen Geister, die dich bedrücken, davonstieben, denn das halten sie nicht aus! Sie müssen von ihren usurpierten Thronen stürzen, wenn der Herr kommt, dem alles gehört! Gottes ist alles: Himmel und Erde, das Große und das Kleine, jedes Härchen auf Deinem Haupt, das Menschengeschlecht und Dein eigenes unruhiges Herz . . . wir wissen das ja seit Jesus, es ist ein selbstverständlicher Gemeinplatz geworden – aber wir sprechen es nicht aus, wir fassen es nicht in ein Wort, wir wollen es nicht Wort haben, laut und unmißverständlich in unserem täglichen Leben. Wir tun es in Schubladen, Kisten und Kasten hinein, verschließen es hinter Kirch- und Kapellentüren, wo wir etwas davon munkeln, bewahren es

in frommen Büchern auf wie eine getrocknete Blume, heben uns das Samenkorn in einem Kartonschächteli sorgsam auf – wie wenn das Samenkorn in eine Schachtel und nicht in Gottes große Natur hineingehörte. Drum merken wir auch nichts von ihm, weil wir es nicht im Gottesboden und der wirklichen Welt wachsen lassen. Machen aus der Gotteswelt eine Privatkurzweil, aber draußen im Leben ist es uns nichts, da ist kein Gott. Kein Gott an der Londoner Konferenz<sup>2</sup>, kein Gott im Geschäft der Reichen, in der Arbeit der Armen. Kein Gott in der Erziehung unserer Kinder, kein Gott im eigenen Herzen . . . wir wissen immer alles selbst. Unser ist die Welt, unser sind all die tausend Fragen und Verhältnisse, Kinder und Geld und Wohlergehen und Zukunft, alles ist immer nur mein, mein. Drum gehts uns auch so miserabel, weil es ja falsch ist, daß wir Herren sind, wo es doch Gott ist . . . wir glauben es ja, wir trösten uns, wenn wir uns selbst nicht mehr zu helfen wissen, damit, aber wir wollen es nicht aussprechen, Wort haben, wir würgen es in den Hals hinunter und drücken es zu und schämen uns, Gott die Ehre zu geben, aber, was wir nicht aussprechen, das ist halt nicht. Im Wort ist die Kraft, nicht im frommen Getue und Fühlen.

Dagegen wer glaubt, daß das Böse etwas ist, das Wert hat? Jedermann weiß, daß es gelogen ist. Und doch sperren alle den Schnabel auf und brüllen das Böse in alle Winkel des Lebens hinein. Drum wird es auch so groß und erfüllt die ganze Welt. Das Wort schafft das Sein. Es gibt auch dem, das nichts ist, ein Sein. Rede Gutes und das Gute kommt und rede Böses, so wird alles bös. Denken mußt Du es ja zuweilen, Du kannst nicht alle Gedanken zwingen, aber sags nicht – sonst fällt der Deckel ab und die Hornissen surren heraus. Wie müssen wir uns da alle schämen, denn wir machen mit unserem Wort das Böse stark. O, das Wort! Es wäre nichts geworden, wenn Gott nicht gesprochen hätte am ersten Schöpfungstag . . . und dann: lasset uns Menschen machen! . . . und seitdem tönt ihnen das Wort ihres Schöpfers beständig durch die Seele, sie müssen hören auf seine Stimme in ihrem Gewissen, das allein hält sie überhaupt noch aufrecht in ihrer Gottlosigkeit . . . die ganze Bibel ist voll Gottes Worte: Abraham, Moses, die Propheten, Jesus, die Apostel. Und das tönt in der Christenheit wie Orgelklang in den Herzen und heißt: Gottes seid ihr, Gottes ist alles!

II. Wenn wir an Gott denken, so fällt uns ein ganzes Regiment Torheit, Ängstlichkeit und Unnatürlichkeit ins Herz: was muß ich alles

tun, um mit Gott in Frieden zu kommen? . . . Kasteiungen, Wallfahrten, Klöster etc. Krämpfe und Narrheiten, von denen die Religionsgeschichten voll sind. Und wenn wir dagegen den ansehen, der von Gott zu uns gekommen und uns Frieden gebracht hat, so ists einfach zum Staunen, wie heimelig er mit all den verkehrten Menschen umgegangen ist! Es braucht also keine Verrenkungen, sondern es geht ohne weiteres, wenn man nur dieses »ohne weiteres« glaubt. Sieh, armer, zur Ehre Gottes auf dem Bauch herumrutschender Menschen- töpkel: es geht ohne weiteres. Gott ist nicht Religionsgegenstand, nein er geht um alle Gegenstände und um dich herum und schließt euch ein von vornherein und ohne weiteres, das Weitere kommt dann erst nachher! Alle deine Fragen und Bedenken und äußeren Nöte sind von Gott eingeschlossen wie der Himmel uns einschließt. Wir kommen nicht erst zur Himmelswölbung. Wir werden schon unter ihr geboren – und wenns der 19. Juli ist, so ist die Sonne schon lang warm am Himmel, man braucht sie nicht erst noch zu wärmen für den Geburtstag! Verstehen wir das? Dann verstehen wir auch, wie alles in dem wir stehen zur Arbeit für Gott wird. Das ganze äußere Erleben ist dann nicht mehr mein, sondern Gottes. Es geht mich gar nichts mehr an, ich bin nicht mehr dafür verantwortlich, ich bin Angestellter in Gottes Geschäft und habe nur meine Pflicht zu tun. Aber die Last brauche ich nicht mehr auf meinen Buckel zu nehmen. Die Lasten sind Arbeiten geworden, innere und äußere. Alles Schwere ist Arbeit. Aber ich bin nicht mehr verantwortlich, es geht mich nichts mehr an – und das ist gerade die Erlösung, die Jesus gebracht hat. Solange es mein war, war ich unerlöst, nun es aber Gottes ist, bin ich draus aus dem Rad und atme frei, das ists was wir vergessen hatten. Drum sagt Jesus: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!<sup>3</sup> Lasset euch vor allem Gott nicht nehmen, haltet fest daran, daß ihr Gottes seid, dann fällt euch alles andere auch zu, nämlich dann habt ihr Arbeit für Gott. Dann kommt ihr in seinen Dienst und machets wie er . . . ihr wertet alles positiv und sehet das Gute überall und merket, daß das Gute nicht nur so das Gute ist, sondern eine Gottesarbeit. Vorher wars auch immer ein langweiliges Gesetz, jetzt ist es auch eine Aufgabe, die ihr in der Gemeinschaft (Gottes) bekommen habt. So allein könnt ihr auch vor Gott stehen (Ps 24 Vers 3–4) und nicht in eurem faulen Gnadengewimmer. Dafür ist Christus gestorben, daß wir Arbeiter Gottes seien »geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken« (Eph. 2,10). Wer nicht für Gott aufgeschlossen ist in seinem Christentum, der hat das Evan-

gelium nicht verstanden. Aber ebenso stehts mit uns, wir haben es mißverstanden. Wir heulen und jammern immer nur christlich an uns herum und geben nichts auf Gott, weil wir meinen, es gäbe keine Arbeit für Gott, drum haben wir kein Interesse an Gott, denn wofür man nicht arbeiten kann, dafür hat man auch kein Interesse! Darum sieht es so schrecklich bei uns aus: auf der einen Seite eine ungerechte Mammonswelt, und auf der andern ein frommes ohnmächtiges Gestöhn und Gespring, das niemandem hilft.

III. Es kann uns nur noch das eine helfen: Machet die Tore weit (Ps. 24) für Gott! Lernet einmal mit Gott in der Welt, in eurer Arbeit, in eurer Frömmigkeit rechnen! Rufs laut in dein Leben hinein: Die Erde ist des Herrn, ich bin des Herrn, dann schüttelst du den Unrat ab und wirst ein seliger Mensch, »selig in deiner Tat«, in deiner Gottesarbeit!

So nimm denn, mein liebes Töchterlein, dieses mein armes und mühsames Ringen um ein bißchen Gotteswahrheit freundlich auf und sei samt Deinem tapferen Mitstreiter und der dreifachen Miniaturweiblichkeit<sup>4</sup> aufs herzlichste begrüßt von Deinem

Vater<sup>5</sup>.

1 Die Predigt ist nicht gedruckt worden.

2 Konferenz zur Vorbereitung des Vertrages über die deutschen Reparationszahlungen, abgeschlossen am 16. 8. 1924 in London (Dawesplan). Der Vertrag führte zur Überwachung der deutschen Finanzen und der Währung und verpflichtete Deutschland zu einer jährlichen Zahlung von 2,4 Mrd. Goldmark.

3 Vgl. Mt 6,33.

4 Die drei Töchter Ursula (\*1919), Magdalena (\*1920), Veronika (\*1922).

5 Es folgt noch ein Gruß an zwei uns nicht bekannte Personen.



---

Brief 247    Von Heinrich Federer<sup>1</sup>  
24. November 1924

---

Lieber, lieber, guter Freund!

Wie geht es Ihnen wohl? Doch hoffentlich recht viel besser. Ich kann es noch heute nicht recht verwinden, Sie jüngst an der Türe begrüßt zu haben.

Mir geht es im üblichen Schlendrian mit Bronchial- und Brustfellreizungen, Asthma und schwachen Fiebern. Hie und da kommt wie ein Wunder eine gute Stunde, o wie schön ist es dann. Da würde ich dann oft am liebsten Ihnen ein Zeichen geben, ob wir uns wohl ein bißchen treffen können.

Pflichtgemäß, ich kann nicht sagen herzgemäß, lege ich Ihnen meinen Roman<sup>2</sup> bei. Warum nicht herzgemäß? Aus Scham! Denn dieser Roman ist höchstens ein Vorspiel oder gar nur das Vorspiel des Vorspiels für das tiefere, innigere, seelentiefere, das je und je aus Ihren Reden<sup>3</sup> atmet. Es war noch zuviel Rinde um dieses Mark. Rinde der Erinnerung aus alten Zeiten, Rinde weltlich-irdischer Erfahrungen und ungeläuterter Triebe. Ich hätte das zuerst abklären sollen, statt in einer Art literarischen Fiebers den Roman um jeden Preis schlecht und recht abzuwickeln. – Ich möchte Sie aber auch bitten, die Zeit nicht an dieses dicke Buch mit seinen hundert Nebensächlichkeiten zu verlieren. Vielleicht lesen Sie es einmal in den Ferien, und habe ich bis dahin Zeit, mich und meine Feder zu bessern. Innigen Dank auch für St. Bernhard<sup>4</sup>.

Mir ist, ich höre Ihre Feder übers Papier rauschen. Ist es nur Einbildung? Bald wollen wir wieder einmal uns wieder persönlich finden. Von meinem Fenster durch den Novembernebel schicke ich Ihnen täglich einen warmen Freundes- und Brudergruß zu

Ihr treuer dankbarer

Heinrich Federer.

- 1 Der Brief ist abgedruckt in: S. Frick: Federer-Briefe.
- 2 Für diesen Roman »Papst und Kaiser im Dorf« (Berlin 1924) erhielt Federer den Gottfried-Keller-Preis.
- 3 Gemeint sind vermutlich Kutters Predigten am Neumünster.
- 4 Wahrscheinlich ein Band der Werke von Bernhard von Clairvaux (siehe Brief vom 25. 4. 1926/13), den Kutter an Federer ausgeliehen haben mag. – Bernhard war der »heißgeliebte Freund« (so Kutter) von Wilhelm von St. Thierry, dem Kutter eine Studie widmete (Gießen 1898).

---

Brief 248    An Eduard Thurneysen<sup>1</sup>  
Zürich, 5. Februar 1925

---

Lieber Herr Pfarrer!

Es waren so schöne Stunden, die wir miteinander verlebten<sup>2</sup> – aber eben deswegen darf ich keinen Augenblick mehr zögern, Ihnen von der für mich so schmerzlichen Krisis zu reden, die bei mir zum Ausbruch gekommen ist. Ich habe mich redlich bestrebt und aufs äußerste angestrengt, meine geistige Gemeinschaft mit Barth<sup>3</sup>, mein Einverständnis mit seinem, und da Sie sein treuer Weggenosse sind, auch mit Ihrem eigenen Schaffen aufrechtzuerhalten. Aber es gelingt mir nicht, und ich nehme gerne und aufrichtig die Schuld daran auf mich selbst. Ich kann nicht anders als in der Barthschen Theologie einen, wie sehr auch interessanten und für die übrige Theologie heilsamen – Abweg von dem zu erkennen, was mir – unvollkommen genug! – auf dem Herzen und in der Seele brennt. Unsere gemeinsame große, wie sehr auch schwach und fehlerhaft geführte Aufgabe der Gottesverkündigung ist zur Theologie, zur theologischen Kontroverse geworden – ein gefundenes Mahl für die theologischen Adler, die sich freuen, daß sie über dem Streit um den Gottesbegriff das Trachten nach Gott selbst vergessen dürfen und alles daran setzen, daß die Gottessache ein

theologischer Lärm wird, bei dem sie auf ihre Rechnung kommen. Daß dabei trotzdem viel Gutes herauskommen kann und schon herausgekommen ist, ist mir klar, und ich freue mich sehr darüber, und ich möchte die »Barthische Krise« durchaus nicht aus der Welt schaffen. Sie soll sein und wird noch manches Gute ausrichten. Aber sie ist Theologie – und alle Theologie ist Reden über Gott mit schlechtem Gewissen, weil man ja über Gott überhaupt nicht lehrhaft reden kann, es sei denn in seinem eigenen Wort und Geist<sup>4</sup>.

Und da rücke ich nun nach langem schmerzlichem innern Kampfe ab. Es ist etwas ganz anderes, Gott selbst einer von Gott abgekommenen Gesellschaft wieder anzukündigen als einen richtigen Gottesbegriff von einem falschen abzugrenzen. Das erstere war einmal unsere gemeinsame Aufgabe, aber sie ist nun in zwei nebeneinander herlaufende Wege auseinandergerissen, die beide ihre Berechtigung haben – es ist mir sehr daran gelegen, das zu betonen – die aber eben nicht mehr ein Weg sind.

Unsere Freundschaft, die deswegen durchaus nicht zerbrechen soll, hat darunter gelitten, daß wir uns darüber nie recht klar geworden sind. Nun, nachdem ich mich ausgesprochen, können wir umso besser und mit ungetrübtem Interesse – nach vollbrachter Grenzbereinigung – jeder auf das Gebiet des andern blicken und einander fördern. Sehen Sie, eben weil ich diesen Doppelweg kommen zu sehen glaubte, habe ich seinerzeit meine Bedenken gegen Barth – den damaligen Barth – geltend gemacht<sup>5</sup>. Nun, da die gefürchtete Theologie, die ich kommen sah, wirklich gekommen ist, stehe ich keinen Augenblick an, sie als das, was sie ist, warm und freudig zu begrüßen auf ihrem Boden, so wenig ich mir auch verhehle, daß es auf keine Theologie ankommt, wenn es sich um Gott selbst handelt. Und darum handelt es sich mir, ich will das wenigstens noch sagen können, so wenig ich auch sonst noch zu sagen habe: es war mir um Gottes neues Kommen allein zu tun, so wenig ich auch im Stande gewesen bin, diesem großen Anliegen den ihm gebührenden Ausdruck zu verleihen. Ich werde fortfahren mit großem Interesse den Gang dieser für Theologen höchst wichtigen Theologie zu verfolgen<sup>6</sup>, aber ich kann die Unklarheit in unsrer Freundschaft nicht länger bestehen lassen, als verfolgten wir dasselbe Ziel auf demselben Wege. Ich bin wirklich selber schuld an ihr und bitte Sie um Verzeihung für alle Fehler, die ich gemacht. Aber wenn ich sagen muß: Barth steht auf einem andern Weg, so muß ich es Ihnen überlassen festzusetzen, was Ihnen als dem Freunde Barths

noch übrigbleibt für Ihre Freundschaft mit mir. Ich hoffe doch noch recht viel. Denn ich habe Sie immer hochgeschätzt, jedenfalls hat meine Liebe zu Ihnen durch diese Krise keinen Stoß erlitten.

Herzlich grüße ich Sie und Ihre liebe Frau

Ihr

Hermann Kutter.

- 1 Dieser Brief ist abgedruckt in: Gottesdienst – Menschendienst, 137 f – ferner in: Briefwechsel Barth–Thurneysen II, 313–315.
- 2 Wie Thurneysen in einem Brief an Barth berichtet, sei Kutter »eines Tages wieder einmal nach kurzer telefonischer Anmeldung zu dreitägigen Gesprächen« erschienen. »Alles verlief gut und in der gewohnten erfreulichen Weise . . . Der Morgen der Abreise kam. Ich begleitete ihn an die Bahn. Er stieg ein, winkte ein »auf Wiedersehen!«, fuhr ab – und kam heim und schrieb den beiliegenden Brief. Ich muß ihn wirklich schlagartig überfallen haben; er hat bei mir nicht auspacken können, obwohl es in ihm arbeitete: nachträglich fiel mir allerlei auf und ein an seinem Reden, und da griff er, wie Tolstoi zu seiner Flucht, zu dieser offen ausbrechenden Erklärung« (Briefwechsel Barth–Thurneysen II, 311).
- 3 Kutter zeigte Interesse an Barths Arbeit am 1. Römerbrief (siehe Brief an Barth vom 28. 12. 1917), am Tambacher Vortrag (siehe Brief vom 12. 12. 1919), erklärte sich im gegenseitigen Einverständnis mit Barth und Thurneysen hinsichtlich ihrer Schrift »Zur innern Lage des Christentums« (siehe Brief vom 24. 6. 1920), fühlte sich gut getroffen in Thurneysens Artikel zu seinem 60. Geburtstag in »Zwischen den Zeiten« (siehe Brief vom 4. 10. 1923), und doch wurde für ihn immer deutlicher, daß er unter der »Objektivität« des Wortes Gottes etwas anderes verstand als die Dialektiker (dazu siehe die Briefe vom 27. 3. 1922, Abschnitt 1; 29. 10. 1922, Anmerkung 5; 7. 4. 1923).  
Für Barth kam ein Ansatz bei Kutter für eine theologische Neu-Grundlegung nicht in Frage, »weil mir sein »lebendiger Gott« durch sein Kriegsbuch »Reden an die deutsche Nation« reichlich verdächtig geworden war« (zitiert nach E. Busch: Karl Barths Lebenslauf, 109). »Ich war jetzt freudig entschlossen, mit der theologischen Forschung und Lehre – Ragaz und Kutter gaben mir keinen Beifall zu diesem Entschluß – in meiner Weise und in meinem Stil grimmigen Ernst zu machen« (aaO. 140), sagte Barth rückblickend auf seinen Beginn der Lehrtätigkeit in Göttingen (siehe auch Briefe vom 13. 9. 1927/4 und vom 10. 12. 1929/4).
- 4 Kutter war von der Vorläufigkeit dieser dialektischen Gestalt der Theologie überzeugt: »»Vorläufig« sagen wir, denn Gottes Geist ist nicht gebunden, sondern kann auch für diese Zeit ein Gotteswort bereithalten« (Wo ist Gott?, 13). – Hinsichtlich der jungen dialektisch geschulten Pfarrer befürchtete er, sie würden »nicht mehr als theologisch gebildete, mit gutem religiös-ethischem Willen ausgerüstete Männer« (aaO. 18) sein – aber keine Zeugen des »lebendigen Gottes« mehr (dazu vgl. H. Kutter jun., aaO. 141).

5 Vgl. Brief vom 28. 12. 1917/3.

6 Mit Barths Theologie setzte sich Kutter dann auseinander in seinem Buch »Wo ist Gott? Ein Wort zur religiösen und theologischen Krisis der Gegenwart«, Kober, Basel 1926, v. a. 11–18.

---

Brief 249 Von Eduard Thurneysen<sup>1</sup>  
Bruggen, 11. Februar 1925

---

Verehrter, lieber Herr Pfarrer!

Ihr Brief<sup>2</sup> lag durch alle diese Tage wie eine schwere Last auf mir. Und noch ist sie nicht leichter geworden. Sie soll es wohl auch nicht. Ich soll und will sie tragen lernen. Jedenfalls möchte ich kein einziges Wort von allen, die Sie mir sagen, leicht nehmen. Ich spüre zu sehr, wie es auch Ihnen nicht leicht fiel, dieses alles zu mir zu sagen. Ich schulde Ihnen jetzt einmal Dank für die rückhaltlose Offenheit und den väterlichen Nachdruck und Ernst, in dem Sie es mir sagen. Lassen Sie mich auch von allem Anfang an es aussprechen, daß für mich jedenfalls durch dies alles kein Schimmer von Störung oder Trübung fällt, noch fallen wird auf das persönliche Verhältnis von Ihnen zu mir; zu viel gute, ernste klare Stunden, zu viel Empfangenes verbinden mich Ihnen, als daß da etwas abreißen oder auch nur geschwächt werden könnte. Ich danke Ihnen ganz besonders für die Versicherung, die auch Sie mir geben, daß Ihnen alles persönliche Sichabwenden von mir, von uns, ferne liege. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzlich mir das wäre! Nun möchte ich Ihnen sagen: daß vom ersten Moment an, da Ihr mir so gänzlich unerwarteter Brief bei mir einschlug, ein Gefühl in mir war, das sich auch bei allem 10-maligen Wieder- und Wiederlesen und Hinhören und tagelangem Überlegen nicht wieder verloren hat: es wehrte sich in mir etwas und wehrt sich weiter gegen



den furchtbaren Schritt, den Sie – nicht persönlich – aber in der Sache zwischen Ihnen und uns machen: hier – Gott selber, dort – nur Begriffe von Gott, so wie sich etwas in einem wehrt mit fast unpersönlich zu nennender Macht, wenn man sich von demjenigen nicht ganz verstanden glaubt, von dem man, wenn von einem, im tiefsten verstanden sein möchte.

Ich habe diese Tage geschwiegen, auch Barth und Merz und Brunner<sup>3</sup> gegenüber, die Ihr Wort doch auch nahe genug angeht, weil ich nicht nur einmal darüber sitzen, sondern meiner inneren Stimme sicher gehen wollte. Nun aber möchte ich Sie fragen, wirklich nicht von irgendeiner Höhe herunter, sondern mitten aus aller Bedrängnis dieser Tage herauf: Sehen Sie das Seufzen nicht, das auch in unserer Theologie, gerade in ihr, drin steckt als ihr tiefster Kern nach dem wirklichen, dem lebendigen Gott. Ich glaube, ich darf in Wahrheit von mir sagen, daß ich nie Freude hatte am leeren Begriffsspiel, dazu gehen mir alle Dinge, gerade die Gedankendinge zu schwer von der Hand: Mir war dieses Seufzen, seitdem es durch Blumhardt<sup>4</sup> und Sie in mir erweckt worden ist, mein – sicher oft verschütteter, verleugneter, aber nie mehr ganz verlorener wesentlicher Teil, und ich habe nicht nur meine Predigten, sondern auch meine paar theologischen Arbeiten im Letzten daraus herausgeschrieben. Für Karl Barth selber mag ich mich nicht äußern; ich kann nur wieder von mir aus in Wahrheit das eine sagen, daß ich auch seinen Römerbrief<sup>5</sup> gerade in der Unaufhaltsamkeit seiner dialektischen Bewegung nie anders empfunden habe als ein einziges großes Seufzen nach dem, was Sie Gott selber nennen. Es liegt mir gänzlich ferne zu meinen, Sie sollten unsere Theologie als Theologie billigen oder gar teilen, aber dies war mir gerade immer so unendlich hilfreich, war mir ein Ausruhen, eine frohe Kräftigung, daß ich im Gespräch mit Ihnen glaubte spüren zu dürfen, daß dieses Letzte, Eigentliche, das hinter und in unserer Theologie, gleichsam durch sie hindurch sich zu Wort melden wollte, sicher unvollkommen, schwach, versteckt genug, aber doch nicht ganz verkennbar, von Ihnen, gerade von Ihnen gesehen wurde, und indem Sie es sahen und uns damit auf Ihre Seite treten ließen, haben Sie dieses lebendige Pünktlein, um das es uns ging, gehen mußte, jedesmal mächtig in mir gestärkt. Aber nun sagen Sie mir: nein – nur Theologie, nur Begriff über Gott, nichts von dem Anliegen Gottes selber – wirklich? Bleiben Sie dabei? Ist das Ihr letztes Wort? Ich glaube, selbst wenn Sie es mir noch einmal und noch einmal sagen würden, ich würde es nicht als Ihr

letztes Wort nehmen; Sie würden mir der bleiben, der Sie mir bisher waren; und ich sage das nicht aus Rechthaberei, sondern in stärkstem, dankbaren Wissen um allzu vieles, was Sie mir schon gegeben haben.

Sie schreiben mit Entschiedenheit von zwei Wegen, auf denen wir stünden. Das glaube ich allerdings auch zu sehen, daß wir nicht einfach auf Ihrem Wege stehen. Wir sind nicht nur Prediger geblieben, sondern zur Hälfte oder ganz Theologen geworden. Aber ist es denn irgendeine Theologie, die wir treiben? Ich kann nur sagen: für mein Urteil, Wissen und Empfinden will im Mittelpunkt unserer Theologie nichts anderes stehen, als das, was Sie, verehrter Herr Pfarrer, in der einzigartigen Kraft, die Ihnen gegeben ist, als Prediger auch uns (ich bilde mir ein: wir, gerade wir hätten es von Ihnen gehört und durch Sie in besonderer Weise verstanden) als Thema gewaltig in den Weg gestellt haben: die Majestät und Wirklichkeit Gottes. Daß uns diese unausweichlich zum einen Thema wurde, meine ich, habe uns dazu geführt, der Theologie, von der wir herkamen, zum Trotz die Bibel wieder aufzutun und zu nehmen als Wort Gottes. Unvollkommen, anfängerhaft, schwachherzig auch das; aber nicht ganz ohne Freude und nicht ohne das Gefühl der Verantwortung dafür, daß wir das wieder wagen dürfen, haben wir es ein wenig gewagt, und ich meinte immer, gerade darin und dazu auch von Ihnen ermuntert zu sein. Und auch was ich von der Theologie von Karl Barth sehe und verstehe ist für mich nichts anderes als dieses Wagnis, dieser Versuch. Daß es ihm damit wirklich ernst ist, sehe ich darin, daß bei ihm wirklich keine Stunde vergeht, ohne daß er alle Begriffe, mit denen er arbeitet, hinlegt und in diesem immer erneuten Hinlegen und es Aussprechen, daß man mit keinem Begriffe an Gott selber heranreicht, daß er, Gott, wenn er redet, es nur in seinem eigenen Worte tun kann, und daß er es darin tut (in dieser Einsicht, die Sie, verehrter Herr Pfarrer, fast mit denselben Worten aussprechen, und die ja mehr ist als eine »Einsicht«, darin kann keine Differenz bestehen zwischen Ihnen und uns!): In diesem Aufgeben aller Begriffe besteht Barths dogmatische Arbeit – und darin, damit bezeugt doch auch er – Gott. Ich habe gerade davon in den Tagen, die ich kürzlich in G.<sup>6</sup> war, wieder einen starken, eindeutigen Eindruck empfangen. Soll es wirklich ganz und gar verkehrt und unmöglich und unerlaubt sein, auch auf diese Weise, als Theologe also, Theologe der Studenten wegen, die doch auch einen Anspruch haben, eine gottesfürchtige Theologie zu hören, Gott zu bezeugen so

gut oder so schlecht es einem gegeben ist? Unsere ganze Absicht ist keine andere dabei, als aus diesem vorbereitenden Zeugnis der Theologie heraus wieder das eigentliche Zeugnis, das in der Predigt erfolgen muß, möglichst lauter hervorgehen zu lassen. Sollte das nicht doch auch eine Möglichkeit sein, dem einen Anliegen zu dienen, das wir gerade durch Sie als das zentrale Anliegen erkannt haben?

Sollte es nicht doch auch sein können, daß sich Gott auch zu diesem Wege bekennen kann und will als zu einem Wege, den wir gehen dürfen, gehen sollen sogar? Ich denke, indem ich mit alledem innerlich beschäftigt bin, an eine Stelle wie Röm 12,6–8.

Es liegt freilich eine ungeheure Gefahr an diesem Wege, und wir haben sie nicht immer vermieden, es ist Verrat hart, hart vor unserer Tür; es fragt sich wahrhaftig, ob unsere Theologie wirklich eine Theologie der Furcht Gottes, eine Theologie des Glaubens (ich denke wieder an Röm 12) sei: dies hat mir Ihr Brief unüberhörbar deutlich zu sagen, in das Gericht dieser Frage hat er mich gestellt, seit ich ihn empfangen habe. Das Indizium, an dem Sie die schon hereingebrochene Gefahr erkennen, ist der Menschenlärm, das Geschwätz um uns und unsere Theologie: wie kann da das wesentliche Anliegen rein erhalten bleiben? Und darum wenden Sie sich ab. Hier liegt für mich das ernste, aktuelle Anliegen Ihres Briefes. Ich möchte mich ihm mit keinem Worte entziehen. Denn da ist die Klippe, an der alles scheitern kann. Ich möchte nur das eine fragen dürfen: wollen Sie sich wirklich von uns abwenden, als ob wir schon gescheitert wären? Das könnte man doch erst dann von uns sagen, wenn wir in Verstockung und großer Sicherheit auf den hochgehenden Wogen der theologischen Debatte einhersegeln würden, stolz darauf, daß wir nun einmal ein wenig an der Reihe sind, im Mittelpunkt stehen, daran arbeiten, überall für unsere Theologie Anhänger zu werben. Ist das wirklich unsere Signatur? Ich weiß: hier ist die Gefahr der Selbsttäuschung riesig, und daß wir diesen Versuchungen nicht so einfach entgangen sind noch entgehen. Ich möchte mich, uns, darum, ohne eigene Antwort, einfach, jetzt eben durch Sie, unter diese Frage gestellt sehen, immer wieder. Aber das darf ich sagen: diese Frage ist uns selber nicht unbekannt. Wir wissen um die hier drohenden Gefahren. Und es ist uns wahrhaftig klar, daß wir nicht auf hohen Wogen, sondern eher in einem Sturme segeln. Wenn etwas, so war es dieses Gefühl der hier drohenden Gefahr, das mich immer wieder auf Sie schauen und hören ließ. Ich habe die Warnung vor allem Machen, vor allen Täuschungen,

die in einer erwachsenen »Bewegung« liegen, immer gerade bei Ihnen so eindringlich ertönen hören: wenn etwas, so haben Sie uns das eingehämmert in jenen Jahren der religiös-sozialen Fehlgänge. Daß wir diese Warnung wahrhaftig heute aufs neue dringlichst nötig hätten, ist klar. Wollen Sie uns nun ziehen lassen, als ob wir gar nichts davon hätten hören wollen? Hören wir Sie denn wirklich nicht? Ich kann wieder nur auf den Inhalt unserer Predigt und unserer theologischen Äußerungen verweisen und Sie bitten, uns in diesem gefährlichen Augenblick nicht so anzusehen, als ob alle Schuld an dem Unguten, das um uns geht, nur auf uns fiele, und wir ganz und gar ungewillt seien, uns der ganzen Schärfe der Warnung auszusetzen, die, wenn jemand, Sie vollmächtig an uns zu richten haben. Das kann ich auch von Karl Barth sagen, daß ihm nichts liegt an dem Lärm um seine Theologie, sondern alles liegt an der Arbeit selber, in die er, ohne eitles Suchen und Selbermachen, einfach hineingeführt worden ist.

Das sind die Empfindungen, Fragen, Bitten, die Ihr Brief in mir geweckt hat. Sie spiegeln einfach die große Bedrängnis meiner, unserer Lage. Schon oft konnte, durfte ich eben aus dieser Bedrängnis heraus zu Ihnen kommen, von Ihnen Hilfe empfangen, und auch in all der Zeit, wo ich Sie nicht sah, mußte ich nur an Sie denken, um das Gefühl eines Rückhaltes zu haben. Nun hat Ihr Brief diese Bedrängnis ganz scharf aufgedeckt und beleuchtet: ich empfinde das Heilsame, das darin liegt, in diesen Tagen mit aller Deutlichkeit, aber mit wem anders soll ich, kann ich über das alles reden als wieder – mit Ihnen! Ich hoffe es in Bälde auch mündlich tun zu können; wenn es auch nur für einen kurzen Sonntagnachmittag – und -abend wäre, möchte ich gern, sobald es geht, zu Ihnen kommen. Darf ich mich für einen kommenden Sonntag, sobald ichs genau weiß, anmelden? Und, da es ja wirklich nicht nur mich angeht, darf ich vielleicht auch Emil Brunner zu einer solchen Aussprache mitnehmen?<sup>27</sup> Ihn überhaupt über dieses Gespräch zwischen Ihnen und mir verständigen? Ich denke, Sie werden nichts dagegen einwenden, da es ja wirklich um mehr als um persönliche Dinge geht.

Lieber Herr Pfarrer, ich danke Ihnen nochmals für alle Güte und Treue, die ich von Ihnen bisher empfangen durfte und ich rechne auf noch vieles. Wie froh waren wir, Dieterle<sup>8</sup> und ich, gerade um die Tage, die Sie nun eben wieder uns gewidmet haben. Ich hoffe wahrhaftig, es seien nicht die letzten gewesen! Nun aber will ich, sobald ich kann, nach Zürich kommen. Am nächsten Sonntag gehts nicht, viel-



leicht 8 Tage später. Sie haben mich so freundlich eingeladen, bei Ihnen zu nächtigen – ich nehme es gerne an, wenn es Frau Pfarrer nicht unnötige Mühe macht, sonst kann ich ja bei Brunner oder Pestalozzis<sup>9</sup> unterkommen.

Empfangen Sie und Frau Pfarrer unser beider herzliche Grüße. In alter Dankbarkeit Ihr Eduard Thurneysen.

Beim Durchlesen des Briefes wird mir klar, wie vieles unvollkommen ausgedrückt ist, möchten Sie doch, was ich da schreibe, nicht als recht-haberisch empfinden, sondern die Erschütterung verspüren, die mir Ihr Brief bereitet hat. Die Frage nach dem Bessermachen, Andersma-chen begleitet mich, nicht erst seit Ihren Worten, täglich, wir möchten wachsam bleiben!

Mit herzlichen Grüßen

Eduard Thurneysen

- 1 Der Brief ist abgedruckt in: Gottesdienst-Menschen-dienst, 139 f. Ferner in: Briefwechsel Barth-Thurneysen II, 315–318.
- 2 Brief an E. Thurneysen vom 5. 2. 1925.
- 3 Karl Barth, Emil Brunner (siehe Adr./Korr.-Liste). Georg Merz (1892–1959, Pfarrer in einer Münchner Vorortsgemeinde, Verlagsreferent beim Chr. Kaiser Verlag) war Schriftleiter ihres Organs »Zwischen den Zeiten«.
- 4 Vgl. dazu F.-W. Marquardt: Theologie und Sozialismus. Das Beispiel Karl Barths. München 1972, 91–94 (Röm 8,19–25).
- 5 Der Römerbrief. G. A. Bäschlin, Bern 1919, 1920 übernommen von Kai-ser München, wo 1922 die 2. völlig veränderte Auflage erschien. 1922<sup>3</sup>, 1924<sup>4</sup>, 1926<sup>5</sup>, 1928<sup>6</sup>, 1940<sup>7</sup> ebenda – ferner die Abdrucke: Zürich 1954 und Zürich 1976.
- 6 = Göttingen, wo Thurneysen Barth 1925 besuchte.
- 7 Auf den vorliegenden Brief hin besuchte Kutter Thurneysen umgehend, um sich zu erklären (siehe Briefwechsel Barth-Thurneysen II, 312: Brief von Thurneysen vom 1. 3. 1925 – siehe ferner hier: Brief vom 13. 2. 1925).
- 8 Samuel Dieterle (zur Person siehe Brief vom 7. 4. 1923/6), Thurneysens Amtskollege in St. Gallen-Straubenzell, hatte an den Gesprächen mit Kut-ter teilgenommen.
- 9 Gerty und Rudolf Pestalozzi-Eidenbenz waren durch viele Jahre gute Freunde von Barth und Thurneysen.



---

Brief 250    An Lydia Kutter-Rohner  
Zürich, 13. Februar 1925

---

Meine Liebe!<sup>1</sup>

Also mit meinem Kommen nach Schaffhausen<sup>2</sup> ist es nichts. Dafür aber nach St. Gallen! Thurneysen hat heute einen so dringlichen Brief geschrieben<sup>3</sup>, daß ich mich entschlossen habe, mich noch einmal bei ihm anzusagen – nur für den Sonntag – damit wir in aller Ruhe die Sache aussessen können. Sonntagabend dann wieder daheim. Was sollte ich auch allein zu Hause machen?

1 Anfang und Schluß des Briefes sind weggelassen.

2 Beggingen bei Schaffhausen, wo Lydia Kutter sich einige Tage bei der Familie ihres Sohnes aufhielt.

3 Siehe Brief Thurneysens vom 11. 2. 1925.

---

Brief 251    An Gottfried Ludwig  
Zürich, 19. Mai 1925

---

Lieber Gottfried!

Die Alarmtrompete, die Fritz<sup>1</sup> bei Dir geblasen, hat das Gute gehabt, mir einen Brief von Dir einzubringen<sup>2</sup>, krank bin ich nicht gewesen, sondern nur so heiser, daß ich meine Predigt ausfallen lassen mußte.

Dagegen ist es wahr, daß ich ernstlich dran denke, mich allmählich zurückzuziehen, da mir meine Müdigkeit eine Amtsführung mit ganzer Kraft, wie sie namentlich in einer Stadt unumgänglich notwendig ist, mehr und mehr unmöglich macht. Bitte rede nicht weiter davon, die Sache ist noch ganz in den Anfängen und die Leute können sich dann meinetwegen aufregen, wenn sie herausgekommen ist<sup>3</sup>.

Seid beide herzlich begrüßt! Von Eurem oft Eurer gedenkenden

Onkel Hermann.

- 1 Fritz Lauterburg-Brauchli (1893–1977): theologisches Staatsexamen 1917, Leiter der Zürcher Fürsorgestelle für Alkoholranke von 1921–1960, Mitbegründer des Verbandes Schweizerischer Fürsorger für Alkoholgefährdete, Lehrer an der Schule für soziale Arbeit, theologisch geprägt durch Religiös-Soziale, Dialektiker und später durch die Gruppen-Bewegung. – Lauterburg war der Sohn von Ernst und Clara Lauterburg-Rohner (siehe Brief vom 21. 8. 1891/3), also ein Neffe von Hermann Kutter: Durch seine engagierte Mitarbeit erhielten wir für diese Briefedition viele wertvolle Informationen.
- 2 Kutter kündigte im Juni 1925 offiziell seinen vorzeitigen Rücktritt vom Pfarramt Neumünster auf Frühjahr 1926 an.
- 3 Der zweite Abschnitt ist weggelassen.

---

Brief 252    An Lydia Kutter-Rohner  
Zürich, 20. Mai 1925

---

Meine Liebe!

Eben setze ich mich mit Joggeli<sup>1</sup> auf der Schulter vom langen Hin- und Herwandeln mit der Kinderlehre im Kopf an meinen Schreibtisch, um Dir zu schreiben, an die ich unerlaubter Weise so viel denke! Oder

findest Du es recht, wenn einem die Frauele im Kopf herumgeht, wenn der Kopf ein Ameisennest ist und sie die Königin darin? Ist es nicht sehr übertrieben und unwürdig der männlichen Selbstbehauptung? Sag mir, weise Beraterin meiner Seele!

Meine Kinderlehre fängt mit der großartigen Verschwendungslust Joggelis an. Wie er die Sonnenblumenkerne nur so herumwirft und wie dann aus so einem weggeworfenen eine Sonnenblume erblüht! So gibts auch Buben und Meitli, denen man immer sagen muß: Häb doch Sorg! Und Große auch (einer davon ist Dir sehr nahe). Was in die Augen fällt, das will man, aber die Wahrheit übersieht man, z. B. Fußballmatch oder Kino – aber nicht mit den Eltern spazieren, nicht zu Hause es schön finden, das ist zu gewöhnlich! etc.

Darum ist auch der Heiland ganz gering und unbekannt erschienen und ist verachtet gewesen, damit ihn die Großartigen nicht verstehen sollten. »Der Zimmermannssohn« und seine Wunder Teufelsspek! Zuletzt das Kreuz. Aber die Narren haben nicht gesehen, was sie wie einen weggeworfenen Kern behandelten! Sie haben ihr eigenes Leben fortgeworfen. Leben möchten sie alle und müssen sterben, weil sie so großartig tun, aber leben möchten sie und die ganze Welt und Himmel und Erde möchten sie voll Leben sehen, es sollte ihnen nichts fremd sein, nichts ferne, keine Trennung zwischen Himmel und Erde. Viele, viele Wohnungen, aber eine Heimat im Leben! Grad das hat ihnen Jesus gebracht, aber sie haben es nicht gemerkt. Und jetzt bleibts im Verborgenen für alle Großartigen. Nur die Jünger sehen Himmelfahrt, den andern ists zum Lachen bis sie vor lauter Jammer des Irdischen Augen bekommen. Und noch mehr ist im Verborgenen geschehen: Pfingsten. Nicht nur ein Himmel und eine Wohnung, auch ein Geist, eine Liebe in einem Gott. Das dürfen die Menschen haben, grad was sie eigentlich am liebsten hätten, aber zu grandig sind um es zu glauben . . .<sup>2</sup>

1 Papagei

2 Der Schluß des Briefes ist weggelassen.

Meine Liebe!<sup>1</sup>

Ich habe heute zu meiner Pfingstpredigt den ersten Baustein und Grundstein in Form einer 5-seitigen Schreibselei gelegt und werde nun darauf bauen »Gold? Silber? Edelsteine? Holz? Heu? Stoppeln?!« Gottes Geist – also in Gott denken und für Gott denken, das ist Pfingsten und grad das kann man am wenigsten machen; aber man kann es wollen und suchen, und das gehört vor allem zu Pfingsten. Geist will nur erbeten sein, aber dann ist er auch da und dann ist das Größte möglich. Warum hat die Gemeinde Gottes das so gründlich vergessen, mehr als alles andere, gerade das, worauf es vor allem ankommt?

Das war ja immer mein Anliegen in den vergangenen Jahren, und nun bin ich froh, daß ich anfangen darf darüber zu schweigen, dem Wort nicht mehr selbst im Weg zu stehen, damit es wachsen kann. Und es wird wachsen, denn es ist die Wahrheit, die bald aller Welt aufs höchste eindrucklich werden wird.

Vorläufig freue ich mich auf die freien Sommertage und auf alles, was weiter kommen wird. Es geht ja immer mehr Gott entgegen und das ist die Freude<sup>1</sup>.

1 Die ersten Sätze und der Schluß des Briefes sind weggelassen.

---

Brief 254    Von Karl Barth  
Göttingen, 13. Juni 1925

---

Sehr verehrter, lieber Herr Pfarrer!

Heute morgen erhielt ich von Thurneysen<sup>1</sup> einen Brief mit einer Nachricht und Anfrage, deren Tragweite zu groß ist, als daß ich zunächst mehr als staunen könnte<sup>2</sup>. Sie wissen ja, um was es sich handelt. Bevor ich nun von dem Chaos der Reflexionen, in die sie mich stürzt, zu irgendwelchen Entscheidungen vorstoße, möchte ich Sie freundlichst bitten, mir in ein paar Zeilen den nötigen Kommentar zu Thurneysens Mitteilung zu geben. Wer steht hinter dieser Anfrage? Welche Erwägungen haben dazu geführt? Was will und erwartet man von mir? Sodann und vor allem: Warum tut man das nicht, was so viel näher liegen würde, warum wendet man sich nicht an Thurneysen selbst? Ist er nicht der gegebene, der förmlich prädestinierte Mann? Sehr wichtig wäre es mir sodann, wenn Sie mir auch ganz persönlich sagen würden, wie Sie zu dieser merkwürdigen Sache stehen, im Blick auf mich, meine ich, auf meinen Weg, meine jetzige Stellung, die außerordentliche doppelte Rückwanderung, die mir da auf einmal nahegelegt wird. Ich habe ja aus Ihrer Korrespondenz mit Thurneysen<sup>3</sup> vor einigen Monaten gesehen, daß Sie immer noch freundschaftlichen und sachlichen Anteil nehmen. Darf ich fragen (es geht dies aus Thurneysens Brief nicht hervor), ob Sie dafür halten, dieser Schritt sei mir geboten, ob die Anfrage letztlich von Ihnen ausgegangen ist? Sie verstehen gewiß, daß das alles für meine Entscheidung ins Gewicht fällt. Zuletzt muß ich ja dann selber wählen. Aber zuerst möchte ich hören.

Haben Sie im voraus Dank für jedes erhellende Wort und seien Sie herzlichst begrüßt von Ihrem

Karl Barth.

1 Brief von E. Thurneysen an K. Barth vom 11. Juni 1925, abgedruckt in: Gottesdienst – Menschendienst, 152–155 und Briefwechsel Barth–Thurneysen II, 337–340.



- 2 Es handelte sich um eine inoffizielle, durch Kutter und Thurneysen vermittelte Anfrage der Kirchenpflege Neumünster an Barth, die im Frühjahr 1926 freiwerdende Pfarrstelle Kutters zu übernehmen. Vgl. dazu den Brief vom 16. 6. 1925.
- 3 Siehe Brief H. Kutters an E. Thurneysen vom 5. 2. 1925 und Thurneysens Antwort vom 11. 2. 1925.

---

Brief 255    Von Eduard Thurneysen  
              Bruggen, 15. Juni 1925

---

Verehrter Herr Pfarrer!

Eben kam auf meinen Brief hin beiliegende Antwort von Karl Barth an mich<sup>1</sup>. Lege sie Ihnen in extenso bei, obwohl sie nicht im Gedanken geschrieben ist, daß Sie sie sehen werden, aber Sie haben dann vollen Einblick in das Für und Wider wie es Barth bewegt. Er überlegt es sich jedenfalls ernstlich. Ich hatte ihm natürlich geschrieben, es handle sich noch nicht um eine eigentliche Anfrage, sondern erst um die Vorfrage, ob er sich, wenn eine Anfrage käme, zur Verfügung stellen würde<sup>2</sup>. Immerhin sei ich durch Ihre Vermittlung beauftragt, diese Vorfrage sozusagen offiziell, d. h. mit Wissen und Willen des Präsidenten der Kirchenpflege Neumünster an ihn zu leiten. Wenn dieser Präsident nun selber doch noch ein Wort an Barth schreiben will (oder Sie?), so würde es nun also jedenfalls nicht ins Leere fallen. Doch ist es ja nicht direkt nötig. Wie wird alles ausgehen? Mich bewegt immer noch der Gedanke, ob es nicht möglich werden könnte, daß Sie ausschließlich mit einem Predigtauftrag, also entlastet von allem weiteren doch noch verbleiben könnten?!

Ich danke Ihnen für Ihr mir, »uns« auch hier in dieser Sache wieder geschenktes großes Vertrauen. Meiner Frau und den Kindlein gehts

gut. Ich wußte gar nicht, welche Last von Süßigkeiten ich aus den Händen von Frau Pfarrer vor acht Tagen nach Hause trug, nochmals unser beider herzlichster Dank für dies liebe Zeichen Ihrer Güte. Mit herzlichen Grüßen Ihr

Eduard Thurneysen.

<sup>1</sup> Dieser Brief ist abgedruckt in: Gottesdienst – Menschendienst. Eduard Thurneysen zum 70. Geburtstag, Zürich 1958, 155 f und Briefwechsel Barth–Thurneysen II, 340 f.

<sup>2</sup> Siehe Brief vom 13. 6. 1925/2.

---

Brief 256    An Karl Barth<sup>1</sup>  
Zürich, 16. Juni 1925

---

Lieber Herr Professor!

Die Sache Neumünster ist einfach die: Herr Präsident der Kirchenpflege, Sigg<sup>2</sup>, sowohl wie eine Abordnung der sozialistischen Kirchengenossen<sup>3</sup> haben mich dringend gebeten, ihnen Namen zu nennen von Männern, die als mein Nachfolger in Betracht kommen könnten. Ich selbst war von vornherein selbstverständlich entschlossen, mich in nichts zu mischen, aber ich konnte auch einer direkten und förmlichen Anfrage nicht ausweichen. Und da habe ich allerdings in erster Linie und mit freudiger innerer Gewißheit, daß das das Rechte ist, an Sie und Thurneysen gedacht. Sie beide sind nach meinem Dafürhalten die Einzigen, die das große und gerade für unsere Zeit immer wichtiger werdende Zeugnis für Gott selbst auf der Kanzel – nach meiner Meinung die eigentliche Arena des Reiches Gottes! – abzulegen vermögen. Allenthalben wartet die ganze christliche Gemeinde auf das entscheidende Wort, ich merke es hier in meiner eigenen Gemeinde,

es ist etwas durchgebrochen, ein großes Verlangen nach der »Objektivität« Gottes ist da, nicht nur unter den Studenten, sondern überall – kurz, ich mußte einfach an Sie beide auf Grund unseres gemeinschaftlichen Schaffens denken! Und da ich nun glaube, dann und wann vernommen zu haben, daß Sie einer Rückkehr in die Schweiz und auch ins Pfarramt nicht abgeneigt seien, so wollte ich wenigstens Ihnen Gelegenheit geben, sich angesichts einer vorhandenen Möglichkeit für oder wider zu entscheiden. Ich habe mit Thurneysen sofort Rücksprache genommen und er hält es auch nicht für von vorneherein ausgeschlossen, daß Sie eine allfällige Wahl annähmen. Ich bat ihn darum, Ihnen zu schreiben, damit wir wissen, ob irgendeine Hoffnung vorhanden sei, Sie zu bekommen. Und aus Ihrem Brief an mich<sup>1</sup> darf ich in der Tat schließen, daß diese Hoffnung wenigstens wie eine leise Morgenröte bestehe, was mich sehr freut. Ich hab an Sie beide, Sie und Thurneysen, gedacht und will es Ihnen beiden auch überlassen, welcher sich definitiv entschließen könnte, mein Nachfolger zu werden.

Was Ihre Bedenken, das Amt selbst betreffend, angeht, so darf ich Ihnen wohl sagen, daß durch meine Art der Amtsführung eine »Vielgeschäftigkeit« durchaus nicht zu fürchten ist. Meine Gemeinde ist seit Jahren an die Konzentration auf das Zeugnis selbst gewöhnt und weiß, daß es darauf allein ankommt. Auch die Kinderlehre (alle 14 Tage) habe ich nie anders betrachtet als eine Gelegenheit, so von Gott zu reden, wie wir es tun.

Ich kann nichts anderes sagen, als daß ich mich herzlich freuen würde, Sie oder Thurneysen als meinen Nachfolger zu begrüßen. Sie würden die ausgestreute Saat mächtiglich fördern und vielleicht in die Scheunen sammeln; denn die Zeit drängt und keimt selbst schon an allen Enden.

In herzlicher alter Freundschaft Ihr

H. Kutter.

1 Dieser Brief ist abgedruckt in: Briefwechsel Karl Barth–Rudolf Bultmann (1922–1966), Zürich 1964, 220 f.

2 Jakob Sigg, Lehrer, war von 1913–1929 Kirchenpflegspräsident.

3 Neben dem Verein der freisinnigen und der positiven gab es den dritten der sozialistischen Kirchgenossen. In einem Zeitungsinserat riefen alle drei Vereine die Kirchenmitglieder zur Beteiligung an der Wahl und zur Unterstützung von R. Lejeune auf (15. 12. 1925).

4 Vom 13. 6. 1925 (s. o.).

Lieber Herr Pfarrer!

Seit dem bedeutungsvollen Brief Thurneysens ist gewiß kein halber Tag vergangen, an dem mir Ihre Anfrage<sup>1</sup> nicht irgendwie zu schaffen gemacht hätte, und eigentlich stehe ich noch immer auf des Messers Schneide. Aber Sie warten auf Antwort, und ich muß mich entscheiden, so schwer es mir fällt, so gern ich mir noch besseren Überblick über meine Lage verschafft hätte. Aber damit käme ich wohl zu keinem Ende. Ich sehe bei dem Anlaß wieder einmal recht handgreiflich, was für ein gebrechliches Wesen der Mensch doch ist, und ich persönlich in meiner Situation nicht nur »zwischen den Zeiten«, sondern auch »zwischen den Ämtern« und »zwischen den Ländern« noch ganz besonders. Käme doch ein Engel mit einer Posaune und sagte mir in großer Unzweideutigkeit, wo ich nun eigentlich hingehöre. In Ermangelung solch entscheidender Belehrung lege ich mir die Sache nun so zurecht: Ich weiß, daß ich ein sehr fragwürdiger Professor bin<sup>2</sup>, mit einem bedenklichen Stich ins Pastorale, der nun freilich humoristischerweise gerade auch wieder die relative Stärke meines Dozierens gegenüber meinen gelehrteren Kollegen ist. Ich weiß aber auch, aus immerhin zwölfjähriger Erfahrung, daß ich auch ein sehr fragwürdiger Pfarrer war<sup>3</sup>, mit einem bedenklichen Stich ins professorale Meditieren und Dozieren, der jedenfalls in Safenwil je länger je weniger eine Stärke bedeutete. So stehe ich vor der Frage, ob ich nach vier Jahren von neuem wieder ins alte Krankenbett zurück soll. Und da halte ich nun – mit kleinem Stimmenmehr! – dafür, daß das nicht geraten sei. Ihr Wort über den Primat der Kanzel vor dem Katheder ist mir ganz aus dem Herzen geredet<sup>4</sup>. Ich hatte hier von Anfang an, obwohl ich alles daran setzte, die Beziehung der Theologie zur Kirche in den Mittelpunkt der Theologie zu stellen, den Eindruck, daß ich mich nun nicht mehr in der Front, sondern irgendwie in der Etappe befinde. Aber damit ist ja noch nicht gesagt, daß ich nicht vielleicht

zum Dienst in der Etappe bestellt bin. Ich will mich nicht darauf versteifen, ich könnte es nicht, weil mir die Bedenklichkeit aller »wissenschaftlichen« Theologie und umgekehrt auch wieder die Bedenklichkeit der gewissen »Unwissenschaftlichkeit« meiner Theologie zu deutlich vor Augen steht. Zu oft habe ich zu meiner Frau gesagt: laß uns aus dieser akademischen Zwickmühle entfliehen und in irgendeinem Dorf wieder brave Pfarrersleute werden. Aber nun die Sache – allerdings nicht punkto »Dorf« – aktuell wird, jetzt schon, nach kaum vier Jahren, käme es mir unheimlich vor, mir diese Flucht zu erlauben. Irgendwie ist es »mir« (ich setze das fatale Pronomen mit allem Vorbehalt) nun einmal zu meiner eigenen Überraschung gelungen, »unser« gemeinsames Anliegen in der theologischen »Arena« wenigstens teilweise zu Gehör zu bringen. Es ist etwas gesagt, woran die ganze gescheitete Gesellschaft nicht mehr vorüber kann. Es muß aber, darüber kann ich mich am wenigsten täuschen, noch ganz anders, viel besser vor allen, gesagt werden. Darum mühe ich mich Tag für Tag, gleich sehr belastet durch die Schwierigkeit der Sache, wie durch meine mangelhafte Ausrüstung, aber ich sehe auch, wenn ich nun schon an so viele von den Studenten denke, die an mir vorbeigezogen sind, um von den weiten Kreisen der Pfarrer nicht zu reden, daß es sich lohnt, sich hier zu mühen, wenn es auch die Etappe ist, wo die »Entscheidung« sicher nicht fällt. Darf ich nun abrechen und weggehen? Ich müßte es, wenn ich anderswo relativ unentbehrlich wäre. Aber für Neumünster ist Thurneysen mindestens ebenso geeignet (ich würde sofort sagen: zehnmal geeigneter!) als ich. Ich dürfte es, wenn man es mir in der Theologie gemacht hätte wie Matthäus 10, 14<sup>1</sup> beschrieben. Das kann noch kommen, aber bis jetzt ist es nicht geschehen, sondern die Theologen haben, wenn auch unter Murren und Protest, wenigstens mit einem Ohr wirklich gehört. Und ich dürfte es, wenn ich überzeugt wäre, daß die Sache auch von anderen besser gemacht wird. Ich denke natürlich daran, daß Emil Brunner<sup>6</sup>, Ernst Staehelin<sup>7</sup>, Fritz Lieb<sup>8</sup> ja auch noch da sind, daß in Jena Freund Gogarten<sup>9</sup> nächstens einen Lehrauftrag bekommen wird, daß ich hier einige »hoffnungsvolle« Schüler habe, die, mit besserem Schulsack als ich selbst versehen, in einigen Jahren Dozenten sein werden, daß auch bei so vielen »uns« ursprünglich Fernstehenden »unser« Anliegen heute mindestens auch zu Worte kommt. Aber, so mißlich es ist, das zu sagen, ich bin vorläufig nicht überzeugt, daß diese alle das »Bessere«, das kommen muß, machen werden und daß ich das Feld räumen könnte, ohne



daß Angefangene steckenzulassen und zwar ohne zwingenden Grund. Und das ist's, was ich nicht tun möchte, so sehr ich mich auf diesem Feld unter dem Druck fühle. Letzte Möglichkeit: es wäre ein Irrtum, sich überhaupt auf dieses Feld zu begeben, Theologie wäre für »uns« ein verlorener bzw. verbotener Posten. Es sind mir im Lauf der letzten Jahre ein paarmal Äußerungen von Ihnen zugetragen worden, die darauf schließen lassen konnten, daß das Ihre Meinung sei. Aber doch kaum Ihre letzte und eigentliche Ansicht. Ich würde jedenfalls nicht verstehen, inwiefern Kanzel und Katheder sich auf einem ganz anderen Boden befinden sollten.

Die Entscheidung für Deutschland gegen die Schweiz, die damit nochmals fällt, daß ich Ihnen nicht zusage, fällt meiner Frau und mir sehr schwer. Unsere Kinder singen zwar gelegentlich »Deutschland, Deutschland über alles!«, aber wir sind doch in diesen vier Jahren alle Schweizer bis auf die Knochen geblieben und gäben das Reislaufen an sich gerne auf. Aber eine gewisse Verpflichtung den Deutschen gegenüber, mit denen mich in dieser Zeit so vieles verbunden hat (die Politik allerdings gar nicht!), ist auch noch vorhanden und spricht mit. Ich glaube, daß ich, in die Schweiz zurückgekehrt, ein großes Heimweh hätte nach der deutschen Beweglichkeit und Offenheit der Geister, nach dem vielen Verständnis und Vertrauen, auf das ich hier von Anfang an gestoßen bin. Das wäre wahrscheinlich alles kein Grund, mich zu halten, wenn die Rückkehr in die Schweiz in diesem Fall nicht zugleich die Rückkehr ins Pfarramt bedeuten würde. Zu dieser fühle ich mich jetzt, alles in allem, noch nicht befugt.

Empfangen Sie nochmals meinen herzlichen Dank für das Vertrauen, das Sie durch Ihre Anfrage in mich setzten. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich nichts Dringenderes wünsche, als daß Thurneysen Ihr Nachfolger wird. Ich hätte wirklich zum vornherein Nein sagen können im Blick auf diese in jeder Beziehung bessere Möglichkeit. Wenn ich die Sache trotzdem so ernsthaft erwogen habe, als ob ich allein in Betracht komme, so geschah es hauptsächlich, weil die Anfrage von Ihnen kam.

Meine Frau grüßt Sie und Ihre Gattin mit mir. Das Wort vom »Mammonsgeist«, das einst Fränzeli<sup>10</sup> Eindruck machte, ist in unserem Haus durchaus noch nicht verklungen, obwohl die jüngere Garnitur unserer Nachkommenschaft von Safenwil bald nur noch durch dunkle Gerüchte weiß.

Mit herzlichem Gruß Ihr dankbar verbundener

Karl Barth.

- 1 Siehe Brief vom 13. 6. 1925/1 und 2.
- 2 Karl Barth wurde auf seinen »Römerbrief« hin 1921 auf eine Stiftungsprofessur für reformierte Theologie an die Universität Göttingen berufen. Dieser Ruf kam für ihn völlig überraschend. »Sind die Leute eigentlich blind, die mich da nun durch alle Instanzen hindurch wirklich haben wollen? Oder habe ich kirchliche und wissenschaftliche Eigenschaften, die sie an mir sehen, von denen ich aber selbst nichts weiß? Ich sehe mich so ganz und gar nicht in der Situation und kann mir etwas anderes als ein groteskes Versagen dort eigentlich gar nicht vorstellen« (Brief Barths an Thurneysen vom 18. 5. 1921, Briefwechsel Barth–Thurneysen I, 488). Am 23. 6. 1925 schrieb Barth an Thurneysen: »Ich selber höre ziemlich elend an, was die Gottesmänner (damit war auch Kutter gemeint. Anm. d. Hrsg.) . . . mir da zurufen, elend, weil mir bei dem Anlaß wieder scharf zu Bewußtsein kommt, daß ich weder ein rechter Professor noch ein rechter Pfarrer sein kann . . . Aber ich fürchte, ich bin wirklich genau auf der Kippe. Stünde ich noch einmal in der Entscheidung von 1921, ich hätte nicht den Mut, Professor zu werden. Und wieder habe ich jetzt nicht den Mut, Pfarrer zu werden (Briefwechsel Barth/Thurneysen II, 343).
- 3 Nach einer zweijährigen Anstellung als Hilfspfarrer in Genf war Barth von 1911–1921 Pfarrer in der aargauischen Gemeinde Safenwil. Darüber schrieb er an Thurneysen: »Mich plagt die Erinnerung, wie sehr . . . ich als Pfarrer von Safenwil schließlich doch versagt habe« (zitiert nach E. Busch: Karl Barths Lebenslauf, 76).
- 4 Siehe den vorangehenden Brief.
- 5 »Und wenn man euch nicht aufnimmt noch eure Worte anhört, so gehet fort aus jenem Haus oder aus jener Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen.«
- 6 Emil Brunner war seit 1924 Professor für systematische und praktische Theologie in Zürich. Zur Person siehe Adr./Korr.-Liste.
- 7 Ernst Staehelin war damals Pfarrer in Thalheim (AG) und Privatdozent für Kirchengeschichte in Basel.
- 8 Fritz Lieb (1892–1970) hatte sich 1924 habilitiert (über »Franz Baaders Frühentwicklung«) und war Privatdozent in Basel. 1930 wurde er a. o. Professor für systematische Theologie in Bonn; 1933 Entzug der Lehrfähigkeit aus politischen Gründen; seit 1936 Professor in Basel. (Zum Verhältnis Barth–Lieb siehe Briefwechsel Barth–Thurneysen I, 485, 491 ff.)
- 9 Friedrich Gogarten (1887–1967), 1917 Pfarrer in Stelzendorf (Thüringen), 1925 Pfarrer in Dorndorf a. d. S. und Privatdozent in Jena, 1931 Prof. für systematische Theologie in Breslau, ab 1935 in Göttingen. Mitbegründer der dialektischen Theologie. Später trennten sich aus theologischen und politischen Gründen Barths und Gogartens Wege.
- 10 Siehe Brief vom 28. 7. 1916/5.

---

Brief 258    An Karl Barth  
Zürich, 5. Juli 1925

---

Lieber Herr Professor!

Nun also nicht! Ich dachte mir es eigentlich schon, daß es Ihnen nicht möglich sein werde, die starken und so fruchtbaren Beziehungen in Deutschland aufzugeben<sup>1</sup>. Trotzdem wollte ich den Versuch wagen, da mir die Sache selbst so überaus wichtig ist. Wir haben ja fast niemand, der die große Aufgabe, von Gott selbst – im eigentlichen Gegensatz zur Religion – Zeugnis abzulegen, versteht, und doch wartet heute gerade darauf eine ganze Welt. Sie und Thurneysen wären, trotz aller Ihrer Vorbehalte und Bedenken, mehr als die anderen dazu berufen; aber Thurneysen kommt wahrscheinlich für unsre Sozialisten nicht in Betracht – da wären also nur Sie geblieben.

Gewiß meine ich nicht, man könne nicht auch als Theologe wirken – ich spare die diesbezüglichen Auseinandersetzungen gerne für das mündliche Gespräch mit Ihnen, zu dem es hoffentlich doch einmal reicht, wenn Sie trotz Ihrer diesbezüglichen vergeblichen Versuche so freundlich sind, diese zu wiederholen – ich meine nur, es sei heute noch wichtiger, vor aller Welt Zeugnis abzulegen von Gott, und die Gefahr bestehe, daß ohne das eine bloße Theologie entstehen könnte, der das Verständnis der Gemeinde fehlt. Und weil ich nun weiß, daß gerade Ihre Schwierigkeit darin besteht, Theologie und Zeugnis miteinander zu verbinden und Sie also bei all Ihrer theoretischen Gabe vor allen Dingen ein Mann des Zeugnisses sind, so wollte ich wenigstens den Versuch machen, Ihnen das Feld des Kerygmas losgelöst von den Gefahren des wie sehr auch nötigen Theologisierens aufzutun, gerade Ihnen, weil Sie ja selbst im beständigen Konflikt stehen zwischen beidem, und nach meiner Meinung erst als Prediger die Ihnen selbst und dem Wort entsprechendste Stellung einnehmen würden. Aber vor allem war es mir um die Verkündigung des Wortes selbst zu tun.

Es ist nun zu fürchten, daß die Stelle in die Hände eines Ragazianers kommt, was mir leid täte!<sup>1</sup>

Mit herzlichem Gruß an Sie und Ihre Frau Ihr

H. Kutter.

<sup>1</sup> Vgl. den vorangehenden Brief.

<sup>2</sup> Vgl. Brief vom 6. 11. 1925/5.

---

Brief 259 Von Eduard Thurneysen  
Bruggen, 6. November 1925

---

Lieber Herr Pfarrer!

Ich sende Ihnen hier Dieterles<sup>1</sup> gestern Abend im bürgerlichen und sozialistischen Blatte erschienene Erklärung<sup>2</sup>. Die Lage ist insofern immer noch sehr unklar, als die sogenannte bürgerliche Mehrheit der Wahlbehörde durch den Schachzug der vorzeitigen Publikation des sozialistischen Wahlvorschlages offenbar überrumpelt worden ist und selber an Dieterle noch keinerlei Mitteilung hat ergehen lassen, ob sie ihn wirklich vorzuschlagen gedenke. Aber vielleicht ist das gerade das Gute an der Situation: denn dadurch ist Dieterle immer noch nicht gezwungen, seine letzte Erklärung abzugeben: er gedenke nicht auf einen solchen Vorschlag einzutreten, weil er nicht sozialistischer Gegenkandidat sein könne. Es ist Zeit gewonnen und es wird sich nun fragen, ob nicht doch noch unter dem Druck sich mehrender Stimmen die Sozialisten von ihrer Intransigenz abgehen und sich bereiterklären, doch noch mit Dieterle auch ihrerseits zu verhandeln. Einer der sozialistischen Kirchgenossen, der auch von Ihnen erwähnte Dr.<sup>3</sup> hat D. telefoniert, sich bei ihm quasi entschuldigt wegen des ganzen Vor-

gehens und ihm gesagt, es werde nächste Woche nochmals eine Sitzung der ganzen Wahlbehörde stattfinden, in welcher der endgültige Wahlvorschlag beraten werde. Solange wird Dieterle ja wohl sicher noch warten, bis er sein letztes Wort sagt. Die Sozialisten scheinen wirklich schlecht über ihn informiert zu sein. Ein allerdings streng vertraulicher Brief von Epprecht<sup>1</sup> an Dieterle meldet, er habe gehört, Lejeune<sup>2</sup> sei den Sozialisten als »zuverlässiger« empfohlen worden, bei Dieterle bestehe die Gefahr, er entwickle sich noch ganz zum »Barthianer«, das bedeute, er trete nicht mehr in aktuellen Fällen für die Forderungen der Arbeiterschaft ein. Aus dieser »Empfehlung« Lejeunes – wenn die Nachricht stimmt – schaut nun allerdings sehr deutlich die Hand von Ragaz hervor! Auch wenn schließlich doch nichts mehr zu ändern wäre, wäre eine gewisse Klärung der Situation, eine vielleicht zu spät einsetzende, aber doch noch sich abzeichnende Besinnung bei den Sozialisten die Frucht des Zuwartens von Dieterle. Epprecht meldet freilich zugleich, es werde wirklich von »bürgerlicher« Seite bewußt auch gegen Lejeune in unfairer Weise gearbeitet, was die Sozialisten verbitterte und den Wahlvorgang richtig auf ein ungutes Niveau herabzerre. Ich schreibe Ihnen mit alle dem gewiß nichts Neues, aber Sie mögen daraus ersehen, wie die Dinge sich uns zeigen. Dieterle ist ruhig; ich weiß, er wäre wirklich immer noch bereit, auf eine Wahl einzutreten, wenn es ihm irgendwie möglich gemacht würde. Und das Überzeugendste für ihn wäre ein leises Zeichen von links, daß man sich nicht doch nur gegen ihn stellen wolle. Aber allzu lange wird man ihn nicht hangen lassen dürfen.

Ich finde den Rank doch nicht recht, von mir aus an Herrn Sigg<sup>6</sup> zu schreiben, da ich nicht weiß, wie er eigentlich denkt, und möchte Sie bitten, ihm, wenn Sie es für gut erachten, Dieterles beiliegende Erklärung und meine Mitteilungen zur Einsicht zu geben.

Wir sind beide so froh gewesen um Ihren Besuch und die Aussprache mit Ihnen und wirklich nicht nur wegen der Wahlgeschichte!

Mit herzlichem Gruß Ihr

Eduard Thurneysen.

1 Thurneysens Amtskollege in St. Gallen-Straubenzell. Zur Person siehe Brief vom 7. 4. 1923/6.

2 Im »St. Galler Tagblatt« (bürgerliche Tageszeitung St. Gallens) war am 4. 11. 1925 zu lesen, die bürgerlichen Kirchgenossen der Neumünstergemeinde Zürich hätten Samuel Dieterle zum Nachfolger von Kutter vorge-



schlagen, die sozialistischen Kirchgenossen dagegen R. Lejeune, und es werde vermutlich zu einer Kampfwahl kommen. Tags darauf erklärte Dieterle in der sozialdemokratischen »Volksstimme« und im »St. Galler Tagblatt«, er sei nur unverbindlich angefragt worden und habe ebenso unverbindlich geantwortet, daß er eine offizielle Anfrage nicht von vornherein ablehnen würde. Er habe jedoch ausdrücklich beigefügt, er sei »sein Leben lang kein Parteimann« gewesen und lasse sich auch in Zukunft nicht parteipolitisch ausspielen und er werde einem »Wahlkampf der Parteien« nicht zustimmen. Er sei unter dem Eindruck gestanden, die »Sozialgesinnten« hätten ihn nominiert, damit die Arbeit Kutters weitergeführt werde. »Sollte ich mich darin getäuscht haben und die Wahl auf den rein parteipolitischen Gegensatz zwischen »bürgerlich« und »sozialistisch« heruntergezogen werden, sollte man mich also in diesem Zürich mit unpassenden Farben anstreichen und gar als Feind der Arbeiterschaft hinstellen wollen, so würde ich mich selbstverständlich dieser ungehörigen Begriffsverwirrung sogleich entziehen.«

- 3 Wahrscheinlich Dr. jur. W. Hürlimann, Mitglied der Kirchenpflege, die als Pfarrwahlkommission fungierte.
- 4 Siehe Brief vom 5. II. 1916/9.
- 5 Robert Lejeune (1891–1970), damals Pfarrer in Arbon (SG) (1919–1926), hatte bei Ragaz studiert und wurde ein enger Mitarbeiter von ihm. 1920 trat er in die Redaktion der »Neuen Wege« ein, wurde Präsident der »Vereinigung der Freunde der Neuen Wege« und der »Religiös-sozialen Vereinigung«; edierte Predigten und Andachten von Christoph Blumhardt (dafür Verleihung des Dr. h. c. durch die theologische Fakultät Basel). Robert Lejeune wurde dann als Nachfolger von Kutter gewählt und versah die Pfarrstelle am Neumünster von 1926 bis 1958.
- 6 Siehe Brief vom 16. 6. 1925/2.

Lieber Freund!

Innigen Dank für Ihre Briefpredigt. Sie rauscht sonntäglich durch mein Zimmer, obwohl es heute erst Mittwoch ist. Sonn- und Werktag sind ja eins im wahren Sinne des Gottliebenden.

Sie müssen sich nie zu einem Brief nötigen, es sei denn, es komme und gehe so ganz von selbst. Ich weiß mich in Ihrem Herzen daheim ohne jede sichtbare Äußerung, und Sie wissen dasselbe von mir. Auch wenn Sie lange schweigen, höre ich Sie reden. Denn das, wovon Sie erfüllt sind, hat ein unsterbliches Echo.

Wenn Sie sich ermattet und ausgeleert fühlen, wie es mir geistig, seelisch oder wie mans nennen soll, so oft ergeht, machen Sie es wie ich, sitzen Sie ab! Sitzen Sie ab! Ich sah einmal in einem solchen Zustand im Toggenburg, wo ich einen Waldhügel emporlief, aber immer noch das Gewicht auf mir fühlte, das ich in der Studierstube hatte liegen lassen wollen, – ich sah einen alten Mann mit schwerbelasteter Rückengabel bergab kommen und hörte ihn neben mir sagen: So, jetzt tuets. Und sofort lud er ab, saß auf dem Boden und lachte mich an. Er hörte mein Schnaufen und lud heiter ein: Auch absitzen! – Das packte mich und half mir nun meist. Was mir schwer machte, mich zu sehr bedrängte, ohne mich zu kräftigen, wo ich im Gegenteil schlaff und ohnmächtig wurde, da dachte ich, es sei mit bloßem Zusammenklappen des Buches und Hinausrennen in die Natur nicht getan. Absitzen, bis auf den Boden sitzen muß man, die ganze Last obs gefällt obs widersteht, wegstellen und sich ganz zur Null machen. Mir ging das nicht schwer, weil es zur Null bei mir nicht weit war. Ihnen fällt es viel schwerer, weil Sie so schwer befrachtet sind und Ihnen die köstliche Fracht mitsamt der Rückengabel sozusagen ins Fleisch und Blut gewachsen ist. Aber einfach: man muß absitzen. Und so ausgeschöpft Sie sich vorkommen, es ist doch immer ein bißchen mutloser Selbstbetrug, denn die Rückengabel mit allem herrlichen Gabegewicht steht

doch neben Ihnen und kann wieder aufgebürdet werden. Es ist einfach eine gottgewollte Pause, soviel wert darum wie das Tragen. – Aber ich beiße mir auf die Zunge, was soll ich Sie in solchem belehren, nicht lehren will ich, sondern Sie aufheitern für eine nächste Pause. Denn jetzt geht die Musik ja wieder urtausendschön weiter, wie Ihre Predigt mich lehrt. Ja, das ist lehren<sup>2</sup>.

Ich glaube, ich habe Ihnen schon gesagt, daß mein Buch »Regina Lob«<sup>3</sup> ein altes Zeug ist, geschrieben als ich noch grün hinter den Ohren war, ohne bedeutenden Hintergrund, ein reines Psychologiestück, nichts weiter. Grote<sup>4</sup> besaß das Manuskript längst und wollte es dieses Jahr bringen. Er hat es mit anderem erworben und ich hatte keinen Rechtsgrund, nein zu sagen. Es ist ganz recht, wenn die Kritik mich zaust, diesmal ist sie dann ehrlich. Aber als Unterhaltung mag es vieles Mindere ersetzen, und das bestimmte mich schließlich, nicht bloß nichts gegen den Druck einzuwenden, sondern ihn schließlich fast noch zu beschleunigen. Nach meinem Tode wäre das Buch doch herausgekommen. Da wollte ich lieber noch lebend dafür büßen. Wenn Sie es lesen wollen, so sagen Sie es mir bitte gelegentlich einmal. Aber für Sie, ehrlich gesprochen, ist es schade um die Zeit.

Denken Sie noch an die Apologie? Und an eine Art Bilder aus den Evangelien, eine Art Exegese, wie das Ohr der Moderne sie hören und verstehen soll?<sup>5</sup>

Ich lese jetzt Anker Larsens zweiten Roman. (Sie wissen: »Der Stein der Weisen«<sup>6</sup>) – wollen Sie ihn nachher? Sonst möchte ich jetzt vor allem etwas Weltgeschichte lesen und habe mir O. Seecks Geschichte des »Untergangs der antiken Welt« bestellt<sup>7</sup>, nachdem ich »Galla Placidia« von Felix Burckhardt<sup>8</sup> gelesen hatte. Vielleicht interessiert Sie diese Studie auch. Ich lege sie bei. Und wenn Sie nicht inzwischen nein sagen, so sende ich Ihnen auch die paar Revuen zu, die ich bekomme. Vielleicht interessiert Sie ab und zu ein Artikel, und nachher werfen Sie das Papier einfach in den Korb. Ich wenigstens brauche nichts mehr davon. Gerne werde ich Sie gelegentlich um das eine oder andere Buch bitten. Jetzt habe ich noch genug hier.

Und nun lieber Freund, noch viele herzliche Grüße und nochmals Dank für das große innige Predigt-wort

Ihr treuer

Heinrich Federer.

- 1 Der Brief ist abgedruckt in: S. Frick: Federer – Briefe, 232–234.
- 2 Ein Abschnitt ist weggelassen.
- 3 Die Erzählung »Regina Lob. Aus den Papieren eines Arztes« erschien erstmals 1911 im 15. Jahrgang der »Schweiz«. In Buchform kam sie 1925 bei Grote in Berlin heraus.
- 4 Gustav Müller-Grote, Berliner Verleger schöngeistiger Literatur. Grote veröffentlichte einen großen Teil von Federers Werken, er nahm auch einiges in seine »Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller« auf, darunter »Regina Lob« (als Band 162).
- 5 Mit der Apologie ist wohl das Buch »Nöt und Gewißheit. Ein Briefwechsel« (Kober, Basel 1927) gemeint, das in dialogischer Form »eine Art Rechenschaftsablegung über des Verfassers bisherigen innern Weg« (Hermann Kutter jun., aaO. 157) gibt. – Oder vielleicht »Wo ist Gott? Ein Wort zur religiösen und theologischen Krisis der Gegenwart« (Kober, Basel 1926), wo Kutter am Ende seiner Pfarrtätigkeit nochmals seinen theozentrischen Ansatz angesichts theologischer und religiöser Fehlentwicklungen in Geschichte und Gegenwart verteidigte (siehe auch Brief vom 5. 2. 1925/6). – Das zweite Vorhaben hat Kutter nicht realisiert.
- 6 Der preisgekrönte Roman »De Vises Sten« des dänischen Schriftstellers Johannes Anker Larsen (1874–1957) wurde 1924 ins Deutsche übersetzt (»Der Stein der Weisen«. Leipzig–Zürich 1924). Beeinflußt von der anti-intellektualistischen Strömung der Nachkriegszeit versucht Larsen das religiöse Gefühl, psychische Selbsterforschung und Ekstase als Möglichkeiten neuer Orientierung zu beschreiben.
- 7 Otto Seeck (1850–1921), Professor für alte Geschichte in Greifswald und München (seit 1907), führte in seinem Hauptwerk »Geschichte des Untergangs der antiken Welt« (6 Bde. 1895–1920) das Ende der Antike in Umkehrung der Darwinschen Evolutionstheorie auf die »Ausrottung der Besten« zurück.
- 8 Sonderdruck 1925.

Lieber Freund!

Daß Sie sich so viel Mühe machen, tut mir leid. Ich hätte Ihnen ja gleich auf Ihren ersten Brief hin schreiben müssen, wollte es auch. Aber es sollte ein ausführlicher Brief werden, mit Muße geschrieben, nicht in der Hetze der Arbeit. Und weil es an Muße für einen rechten Brief fehlte, ist es zu gar keinem Briefe gekommen. Nun aber, auf Ihre heut morgen angekommenen Zeilen wenigstens ein paar Worte. Mitten aus der Vorbereitung für zwei Vorträge und der Arbeit am Februarheft<sup>1</sup>.

Ich hatte Ihre Abbestellung sofort weitergegeben. Aber das Januarheft werden Sie als »Werbenummer« mechanisch bekommen haben; es wird vermutlich an alle bisherigen Bezieher gegangen sein, um den etwa Schwankenden Lust zu machen, es doch noch ein Vierteljahr weiter zu probieren. Ich will mich einmal im Verlag erkundigen. Bitte behalten Sie das Januarheft, das ja in erhöhter Auflage der Werbung wegen gedruckt ist. Ich werde Ihnen jeweils die Nummern, die für Sie von Interesse sein könnten, persönlich zusenden. Es macht nichts, ob eine Nummer mehr hinausgeht. Auf diese Weise bleibt doch ein wenig Verbindung, denn zu persönlichen Briefen komme ich so selten. Freilich habe ich das bestimmte Gefühl, daß Ihnen vieles in unsrer Zeitschrift fremd und seltsam sein muß und wohl immer mehr wird<sup>2</sup>.

Ich selbst bin seit zwei, drei Jahren in einer sehr starken Umwandlung und wo hinaus das will, das sehe ich selbst nicht ab. Aber es ist das ein Teil der Auseinandersetzung zwischen Osten und Westen, die durch unser Volk geht. Es ist geradezu eine biologische Krise. Raum und Heimat ist dabei nicht bedeutungslos. Von der Schweiz sieht manches anders aus als hier im Nordwesten. Ich weiß nicht, was Sie sagen würden, wenn ich Ihnen bekennte: Daß uns von Frankreich, England, Italien usw. »Unrecht« angetan ist, macht mir innerlich nichts mehr



aus. Ich begreife, warum dieses »Unrecht« sein mußte und muß. Warum soll ich mich über ein Unrecht beklagen, das Gott gewollt hat? Die Frage der »Versöhnung« der Völker liegt für mich heute auf einem ganz andern Niveau. Ich will die Verbindung mit dem Westen nicht, weil ich (auf Grund meiner psychologischen Beobachtungen) sehe, daß wir dadurch unsrer eigentümlichen Aufgabe entfremdet werden. Einer Aufgabe, die Sie in Ihren »Reden an die deutsche Nation«<sup>3</sup> mit enthüllt haben, nur zu früh. Sie bleibt bestehen, aber wir waren noch nicht reif dazu. Es ist nur bequemes Ruhebedürfnis, Geldbedürfnis, intellektueller Idealismus usw., was jetzt unter den pazifistischen Idealen »Versöhnung« mit dem Westen betreibt. Unrecht, Lüge – es mag alles von mir aus vergeben und vergessen sein, haben wir doch größere Vergebung nötig! Aber wir müssen uns wehren, westlich »zivilisiert« zu werden. Schon ist der ungeheure Einbruch in unser Leben durch die westliche »Weimarer« Verfassung<sup>4</sup>, die so unweimarisch ist, geschehen. Ein Einbruch – verheerend wie einst der des römischen Rechtes. Die weiteren Einbrüche erfolgten: Stockholm<sup>5</sup> und andres. Unausweichlich folgt der Einbruch des »Völkerbund«-Geistes<sup>6</sup>. All das korrumpiert uns innerlich. Fühlen Sie es nicht den Seelen an, daß z. B. alle Stockholm-Schwärmer keine ganzen Menschen sind? Es ist eine ungeheure geistige Korruption, aber niemand sieht und fühlt es. Oh, es ist schaurig. Und da stehen diese Dummen im Geiste, die freilich so weltlich klug sind, um mich her und erklären sich Menschen wie mich psychologisch als Reaktionäre usw. Man verdirbt uns unsre göttliche Aufgabe und bedient sich dazu der religiösen Geste. Oh, ich kann dieses religiöse Getue der klugen Bürgersleute nicht mehr mit Augen sehn! Aber ich kann mich ihnen auch nicht mehr verständlich machen. Aus Zuschriften merke ich: Man liest, was ich nicht geschrieben habe. Da liegt vor mir eine Karte Niebergalls<sup>7</sup> wegen meines Aufsatzes über »Die Qual im Universo«<sup>8</sup>: »Mir war lehrreich die fast naturalistisch anmutende metaphysische Grundlage Ihrer – darf ich so sagen – »amoralischen« Machtpolitik, die ich freilich nicht mitmachen kann, weil ich zum – »sentimentalen« Zweig der Moral halte.« Was lohnt es eines Wortes der Antwort, wenn man das aus meinem Kampf gegen die hybris herausliest? Mein politisches Ideal in bezug auf den Westen wäre: Man mache Deutsch-Elsaß und Deutsch-Lothringen zu einem selbständigen Staat, meinthalb im Anschluß an die Schweiz oder auch ganz für sich. Dann wäre ein Gürtel zwischen den beiden Nationen, die nie einig

werden können und dürfen, weil sie sich sonst gegenseitig verfälschen und korrumpieren würden. Dann wollen wir unsre Angelegenheiten hinter dem Gürtel auf unsre Weise durchführen. Aber wer weiß, ob nicht der Weltkrieg schon ein letztes Gericht über unser Volk war?<sup>9</sup>

Und wenn Sie in meiner Zeitschrift einmal das Wort nehmen wollen – mit tausend Freuden. Was immer es sei. Wir werden Sie im D. V.<sup>1</sup> nicht vergessen, und einmal wird ja die Ruhe und Helligkeit kommen, daß ich das schreiben kann, was noch zu dunkel und fest für das Wort ist. –

Daß Sie in den Ruhestand gingen, stand in den Zeitungen. Hoffentlich ist es nicht Ihre Gesundheit, die Sie dazu veranlaßt.

Tausend herzliche Grüße Ihr stets dankbarer

Wilhelm Stapel.

- 1 Als Herausgeber des »Deutschen Volkstum« – siehe Brief vom 5. 10. 1919/15.
- 2 Vgl. auch Brief vom 14. 11. 1927.
- 3 Diederichs, Jena 1916.
- 4 Von Hugo Preuß entworfen, von der seit Februar 1919 in Weimar – dieser Ort sollte die Abkehr vom »preußischen« und die Hinwendung zum »klassisch-humanistischen Deutschland« unterstreichen – tagenden Nationalversammlung im Juli 1919 gebilligt als Grundlage für die parlamentarisch-demokratische Weimarer Republik.
- 5 Von der Bewegung »For Life and Work« organisierte Weltkirchenkonferenz vom 19.–31. 8. 1925, an der außer der römisch-katholischen Kirche alle Christen vertreten waren. Themen waren: die Einwirkung des Christentums auf die sozialen Verhältnisse – die gegenseitigen Beziehungen der Völker – die christliche Erziehung und die Einheit der Kirchen. Kutter beurteilte Stockholm und Völkerbund differenzierter: »Wo ist Gott?«, 7,64.
- 6 Deutschland wurde erst 1926 zum Völkerbund zugelassen. Frankreich versuchte den Völkerbund zu einem Organ der Erhaltung der in Paris geschaffenen Friedensordnung auszubauen.
- 7 Friedrich Niebergall (1866–1932): 1908 außerordentlicher Professor für praktische Theologie in Heidelberg, 1922 ordentlicher Professor in Marburg. Vertreter der religionsgeschichtlichen Schule.
- 8 Deutsches Volkstum, 12. Heft 1925, 881–888.
- 9 Ein Abschnitt ist weggelassen.

Sehr geehrter Herr Pfarrer! Lieber Bruder!

So unmittelbar und einfältig möchte ich Ihnen schreiben können, daß ich mit einem Sprung über alle Zäune und Drahtverhaue hinweg dicht vor Ihrer Herzenstür stehen könnte und schlicht anklopfen und eintreten und Sie so grüßen, daß Sie auf einmal spürten: das ist ein Ton aus der Heimat, das ist ein schwesterliches Grüßen! Und dann wollte ich Ihnen danken, daß Sie Ihr Herz Gott dargehalten haben, daß seine lebendigen Wasser durch Ihr Herz überströmen konnten – wie ich es zuvor Ihnen gedankt habe, daß er Ihnen das »Bilderbuch Gottes«<sup>1</sup> zu schreiben gab! Ich bin so froh und reich geworden an diesem Buch, so gestärkt und erquickt, daß mir ist, als wäre der ganze Frühling Seiner großen Gottesliebe über mein Herz hereingebrochen! Ich habe mein Herz noch nie so verstanden, wie im Spiegel dieses Buches, noch nie habe ich so tief in den Abgrund meiner Täubi<sup>2</sup> hinabblicken können – und deshalb auch noch nie so jubelnd die ganze Größe der Jesusliebe gespürt wie durch diese Erfahrung!

Alle meine Schmerzen und Kämpfe, all meine heiße Sehnsucht, all meinen Hunger haben Sie mir aufgedeckt – Gott hat mich gesund gemacht durch Ihr Buch. Das danke ich Ihm in alle Ewigkeit – aber auch Ihnen mußte ich es sagen, vielleicht freut es Sie zu wissen, wie der Heiland Ihr Buch gesegnet!

Ob Sie wohl schon etwas von Siebenbürgen gehört haben? Wir sind hier der letzte Vorposten des Evangeliums im fernen Osten, inmitten notvoller Bedrängnis und vielen bitteren Leiden. Wir sind – das ungarisch reformierte Volk Siebenbürgens – um unseres Ungehorsams und unseres innerlichen Abfalls willen von Gott an unsere Bedränger und Feinde preisgegeben<sup>3</sup> – aber gerade in der Züchtigung ist uns die Vaterliebe Gottes sehr nahe, und Er weckt ein neues Leben in unserer Kirche und erschließt uns Seine lebendige Quelle aufs neue. Jesus, der Heiland, der für uns Gekreuzigte und Auferstandene fängt wieder an

eine Lebensmacht zu werden – und es sind viele Herzen lebendig geworden in Ihm und fragen und suchen nach Ihm. Unser Bischof und unsere Theologieprofessoren<sup>4</sup> haben alle brennende Herzen in Jesus – und durch ihre Herzen strömt Seine große Liebe immer weiter und schafft Leben – Leben. Wir sind noch wenige, sehr wenige, die wieder Kindlein, frohe erlöste Kindlein geworden sind in Ihm – hauptsächlich unsere Jugend ist es, die tragend und suchend geworden ist. Unsere Pfarrer leiden noch zum größten Teil an der frommen Täubi, aber das lebendige Feuer Gottes brennt doch schon! Ihre Bücher sind uns wohlbekannt, doch möchten wir einiges aus dem »Bilderbuch« auch denen zugänglich machen, die nicht deutsch können. Und deshalb bitten wir Sie, uns das Übersetzungsrecht gütig zu gewähren<sup>5</sup>. Ich bin Missionarin der ungarischen Kirche, aber der Geburt nach eine Deutsche. Ich beherrsche beide Sprachen gleichmäßig und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn ich einiges aus dem »Bilderbuch« in die ungarische Sprache übersetzen dürfte. Ob Sie es mir wohl erlauben?

Dankbar in großer Liebe Ihre Schwester in Jesu Christo

Maria Pilder

Cluj, Calea regale Ferdinand 86 Rumänien

- 1 H. Kutter, Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein. Römerbrief Kapitel 1–4, Kober. Basel 1917<sup>1</sup>, 1925<sup>2</sup>.
- 2 Schweizerdeutsch für: Trotz. Im Bilderbuch verwendet Kutter den Begriff zur Bezeichnung des trotzigsten, selbstgerechten Verhaltens gegenüber Gott, der »Feindschaft gegen Gott« (vgl. aaO. 348 ff).
- 3 Im Friedensvertrag zwischen Ungarn und der Entente in Trianon (4. 6. 1920) wurde Siebenbürgen Rumänien eingegliedert.
- 4 S. Tavaszy, L. Imre, L. Gönczy, A. Maksay, G. Nagy, A. Nagy.
- 5 Siehe Brief vom 6. 7. 1926/1.

Sehr geehrtes und liebes Fräulein!

Ja gewiß, das dürfen Sie an meiner Türe anklopfen und mir die Hand geben und sich mit mir freuen über Gottes herrliches Evangelium von Jesus Christus. Wir wollen uns freuen und wie Paulus seinen Philippern schreibt »abermals freuen«<sup>1</sup> darüber, daß Gottes Wort Gottes Wort ist, ein Wort, das er um seinetwillen gesprochen hat, das deswegen fest bleibt in allem frommen und unfrommen Subjektivismus der Menschen! Nicht nur unsere Sünde, nein auch unsere Gerechtigkeit und Frömmigkeit dürfen wir ihm opfern, daß gar nichts anderes mehr sei und gelte als Gott und wir mit ihm. Um alle unsere Irrgänge geht immer grad der Bogen seiner Liebe herum, er ist keine religiöse Frage, sondern der Vater, mit dem, nicht über den wir reden. Kurz wir sind halt eben seine Kindlein!<sup>2</sup>

Wie wenig haben das die Christen bis heute verstanden, sie glauben immer alles andere lieber als, daß Gott uns in Jesus Christus sich zu eigen gemacht hat und das nun der Grund und Boden Ihres Lebens ist. »Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes.«<sup>3</sup> Hätte die christliche Kirche, der das Evangelium anvertraut worden, das immer in die arme Welt hinausgerufen, statt sich mit dem Evangelium ein eigenes frommes Reich zu bauen, wie anders stände jetzt die Welt da! Die Menschen wissen noch gar nicht, daß Gott nicht nur Religion ist, sondern ihre ewige Wirklichkeit, darum sind sie so böß gegeneinander. Sie erfahren es jetzt in besonders schmerzlicher Weise – aber welch eine Zuversicht und Gewißheit strahlt doch aus Ihren Worten – wo die Trübsal solche Früchte zeitigt, da ist ja das Wort des Apostels wieder erfüllt: Wir rühmen uns der Trübsale!<sup>4</sup> Sie gründen uns nur umso tiefer in die Wirklichkeit Gottes hinein. So freut es mich, daß Ihnen mein Bilderbuch etwas Stärkung hat sein dürfen! Es ist aus viel Kämpfen und Ringen nach außen und innen entstanden, oft schien es mir in der allgemeinen Gleichgültigkeit wie umsonst geschrieben, aber



wenn ich dann so einen Brief wie den Ihrigen bekommen darf, dann bin ich wieder erquickt und dankbar. – Sie dürfen aus dem Buch übersetzen, was Sie wollen, nur wenn es sich um eine vollständige Übersetzung handeln würde<sup>1</sup>, müßte man noch den Verlag anfragen. Also nur fröhlich übersetzt, es freut mich ja sehr, wenn's die Menschen verstehen.

In herzlicher brüderlicher Glaubensgemeinschaft grüßt Sie

Ihr

H. Kutter.

<sup>1</sup> Phil 4,4.

<sup>2</sup> Zum Begriff »Kindlein« siehe Brief vom 30. 3. 1926.

<sup>3</sup> Röm 8,38/39.

<sup>4</sup> Röm 5,3.

<sup>5</sup> Vgl. Brief vom 6. 7. 1926/1.

---

Brief 264    An Heinrich Federer  
Zürich, 29. März 1926

---

Lieber Freund!

Mit großer Freude und Bewunderung Ihres unvergleichlichen Schilderungsgenius habe ich Ihre zwei Weihnachtsgeschichten<sup>1</sup> gelesen, Leid und Freud, das Menschenleben in seiner Tragik und seinem Humor und zwischen den Zeilen eine mir so vertraute Welt . . . Nun kommt dieser harte und grobe und unbehilfliche Hammerschlag mitten in die zarten Figuren Ihrer Schöpfung hineingefahren im beiliegenden Schriftchen!<sup>2</sup> Aber Sie wissen ja, was ich will. Nicht dreinschlagen, nicht Zerstörung, sondern Raum für die Gotteswelt, die wir durch eigene Unbesinnlichkeit verloren haben, und ohne die aller Far-

benglanz und Reiz des Menschenlebens keinen Grund und Boden hat. Darum werden Sie es freundlich aufnehmen trotz seines Anti-Kirchentums.

Ich bin mitten im Abschiednehmen. Vorgestern und die Tage vorher hantierten sechs Arbeiter im Hause herum, es ist alles durcheinander geworfen, meine Bücher in Kisten verpackt, in den Gängen stehen Möbel herum, zwischen hinein kommt schnell jemand aus der Gemeinde zum Abschiednehmen – kurz ich bin nur noch halb da<sup>1</sup>. Am 21. März hielt ich meine letzte Predigt<sup>2</sup> – nicht eine Abschiedspredigt –, die Abendglocken meines Lebens fangen an zu erklingen<sup>3</sup>.

Wir wollen die Hoffnung nie verlieren und uns jeden Tag in die lebensschaffende Schöpferkraft Gottes hineinglauben: Ich bin dein, und du bist ein Gott der Lebendigen!

Herzlich grüß ich Sie in Ihrem modernen Patmos und Ihrer fruchtbaren Einsamkeit. Ihr treu verbundener

H. Kutter.

1 Es handelt sich vermutlich um die Erzählungen »Zwei Christbäume in Rom« (Erstdruck in Velhagens Monatsheften, Dezember 1925; aufgenommen in die Sammlung »Unter südlichen Sonnen und Menschen«, Bonn 1926) und »Weihnachten in den sybillischen Bergen« (erstmalig 1924 erschienen, abgedruckt in »Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden«, Grote, Berlin 1928).

2 Wo ist Gott? Ein Wort zur religiösen und theologischen Krisis der Gegenwart, Kober, Basel 1926.

3 Kutter zog – nach seinem gesundheitlich bedingten vorzeitigen Rücktritt – Ende März nach Schaffhausen (Hochstr. 47) in die Nähe seiner Tochter Verena und deren Mann Theodor Pestalozzi (siehe Adr./Korr.-Liste).

4 Über 2. Kor 5,19,20 abgedruckt im Kirchgemeindeblatt vom Neumünster Jg. 18, Nr. 5 (Mai 1926).

5 Ein Abschnitt ist weggelassen.

Lieber Hermann!

Hier kommt mein blaues Kindlein<sup>1</sup> zu Euch gegangen, es möchte gern Ps. 8 »Aus dem Munde der Kindlein hast Du Dir Lob bereitet« bewahrheiten helfen, wenigstens laut schreien, wie es das Vorrecht der Kindlein ist; es macht sich gar keine Illusionen und sonstige unnütze Gedanken, es hat jetzt seinen Schrei getan und überläßt die Luftwellen einem anderen. Was können wir denn besseres tun als schreien? Nicht vernünftige Reden menschlicher Weisheit wollen, nein schreien wollen – und wenn es dann ein vernünftiges Schreien noch dazu ist, dann umso besser! Aber das Schreien, vornehmlich das innere Schreien ist – das allein. Wie es dann herauskommt ist nicht so wichtig. Ich habe mich immer getröstet bei der Predigt damit: präpariere Dich recht um der Form willen, aber das Schreien bleibt der Inhalt und das kann Dir niemand nehmen. So tu Du auch Deinen Schrei in Beggingen und überlaß das übrige Gott<sup>2</sup>.

Jetzt rückts mit dem Abschied, ich bin schon ganz sturm von dem Kommen und Gehen der Leute, noch ein paar Wochen und wir sehen uns in Schaffhausen!<sup>3</sup>

Herzlichste Grüße Euch allen!

Papa.

1 Kutters soeben erschienene Schrift »Wo ist Gott?« mit blauem Einband.

2 Ein Abschnitt ist weggelassen.

3 Vgl. Brief vom 29. 3. 1926/3.

Lieber Freund!<sup>2</sup>

Welches Osterei, Ihr neues Buch!<sup>3</sup> Als wie vom Himmel gefallen und hoffentlich zerbrochen, daß sein befruchtender und nährenden Inhalt allen zuteil wird. Gewiß Sie werden mit dem Geiste zufrieden sein, in dem ich es lese. Ich verstehe Sie ja nun so gut, selbst wo ich nicht mitschwingen und dem lieben, unmittelbar himmeltrinkenden Adler nur voll Demut nachblicken kann. – Ich will Ihnen später vom Gewinn dieser Lektüre erzählen. Jedes Ihrer Bücher ist wie ein Schrei, auch dieses, wie ich schon nach den ersten Seiten sehe. Der rechte Schrei in die nicht angeborene, sondern liederlich angewöhnte Taubheit. Sie muß aufmerken.

Ihr treuer Freund

Heinrich Federer.

1 Federer weilte zur Kur im Hotel Esplanade in Minusio bei Locarno.

2 Nur ein Abschnitt des Briefes ist abgedruckt.

3 »Wo ist Gott?«

Lieber Freund!

Meinen ersten Gruß in das alte Antistesstädtchen<sup>2</sup> am Rhein zu Ihnen ins eigene Heim!

Ich kann mir sehr leicht Ihre anfänglichen Empfindungen vorstellen. Es ginge mir exakt so, obwohl ich doch fast immer in der Stube sitzen muß und es also gleichgültig sein sollte, wo diese Stube läge. Nach zwanzig Jahren Billrothstraße<sup>3</sup> meinte ich mit der Bolleystraße in eine ganz andere Ortschaft zu ziehen. Nun aber Sie mit allem drum und dran von Amt und Gemeinde!

Aber Ihre liebe Frau macht Ihnen das Schaffhauser Studierzimmer gewiß heimelig. Dann die nahe, schöne Landschaft, die Freiheit und die Leichtigkeit, mit der Sie bald da bald dort sein können und die lieben Kinder und Enkel jetzt so nahe<sup>4</sup>. Und schließlich die Hauptsache: wo Sie auch sind, ist die Hoheit und der Reichtum Ihres Gottkündens und Gottzeigens mit Ihnen.

Ihr Büchlein »Wo ist Gott?«<sup>5</sup> habe ich in einem Zug gelesen, lesen müssen. Es läßt einen nicht mehr los bis zum letzten Satz. Mit welcher Frische, Logik und Energie und wie gütig dazu haben Sie die Essenz Ihrer heiligen, durch ein Menschenalter vertretenen Sache in diese wenigen Blätter gebracht. Es ist wie ein Abschiedsschrei von der Pfarrkanzel, wie ein Testament, und doch auch wie ein herrlicher, Leben und Zukunft öffnender Gruß in eine alte, laue Welt.

Wenn die Menschen nicht schlafen, so muß diese hinreißende Schrift ein gewaltiges Echo wecken.

Es führte viel zu weit, wollte ich probieren zu zeichnen, wie ich als Katholik den Sinn und Geist Ihrer Schrift mir unbeschadet der Katholizität, ja gerade in ihrem Einverständnis anpasse. So wie ich das Katholische erlebt und erkannt habe, kann ich bei weitem nicht zugeben, wenigstens für den ehrlichen, echten Katholiken nicht, daß wir



das »Zu-Gott-Gehen« vor dem »In-Gott-Sein«<sup>6</sup> so sehr bedenken, lehren und glauben, daß das letztere für uns sozusagen erlosch. Ich grübelte nicht lange darüber nach. Ich weiß bei uns gar nichts anderes, als das In Gott-sein. Auch der schwere Sünder ist in Gott, es ist ja gar nichts anderes möglich. Er ist ein schwerer Sünder nur darum, weil er sich in diesem »In-Gott-Sein« bewußtmaßen anstrengt, das Bewußtsein dieses Zustandes zu vergessen, zu schwächen, zu verlieren. Denn diese Freiheit hat er von Gott bekommen. Er ist trotzdem in Gott, aber, was von ihm abhängt, in einer Art Unbewußtheit, Leblosigkeit, beinahe sagte ich Negation. Der »Weg zu Gott« heißt dann bei uns nicht ein Wandeln aus einem Ort ohne Gott an einen Ort in Gott. Das kann sich der Katholik wieder nicht denken. Vielmehr bedeutet das – genau was Sie selbst in Ihren Mitteln im zweiten Teil<sup>7</sup> betonen, mit andern Worten – das aktiv Wiederlebendig- und Bewußtwerden des »In-Gott-Seins«. Der »Weg zu Gott« ist bei uns kein Gegensatz, sondern eine schöne Phase, wenn ich es so ausdrücken darf, des »In-Gott-Seins«. Ganz ähnlich müßte ich vom katholischen Standpunkt aus über Glauben und Wissen . . .

4. Mai 1926

Hier kam das Nachtessen aufs Zimmer, denn ich bin schon acht Tage wieder kränker, mit hohen Fiebern, in Kammerarrest. Nach dem Essen war ich zu müd weiterzufahren und am Montag Morgen kam ein Schüttelfrost mit 39 Grad. Ich mußte zehn Tage ins Bett. Es war eine akute Bronchitis und rechts und links Pleuritis. Jetzt bin ich wieder am Tisch für einige Stunden, aber ich weiß nicht, wie ich meinen Faden fortspinne, ist es mir ja ohnehin nicht geläufig, über diese höchsten, einzigen Dinge mich klar auszusprechen. Ich besitze nicht ein Fünkchen Ihrer Flammenzunge.

Aber ich wollte damals sagen, daß ein normaler Katholik auch nie einen Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, der bei Ihnen so substantiell in der Ausführung des historischen Christentums<sup>8</sup> wird, zu verspüren bekommt, der Lehrende und der Hörende nicht. Glauben ist eine Gabe, Wissen ist eine zweite, aus Gott stammende, beides sind daher nützliche, nötige, wie wir meinen. Aber beide auch gefährliche Gaben! Was kann man nicht alles glauben! Zürich Samstag Tagblatt<sup>9</sup> zeigt es. Der Gottesleugner glaubt so stark als der Gottgläubige. Mir schien immer, Glauben und Wissen sei im Grunde das gleiche, nicht daß das eine das andere aufhebt oder verunmöglicht. Die richtige Vereinigung, die natürliche naive von beidem ist wohl das beste.

Es scheint oberflächlich, aber mir nicht, wenn ich sage: was ich glaube, weiß ich und was ich weiß, glaube ich.

Aber in der menschlichen Beschränktheit, für die uns Gott beides gab, das Glauben und das Wissen, weil er es unserer Freiheit überließ, die richtige evangelische Linie für beides zu ziehen, sehe ich doch links und rechts und in mir die Unzulänglichkeit meiner Kraft in beidem, meiner Beharrlichkeit und Sicherheit in beidem. Und da kann ich lange in Gott sein, aber dessen unbewußt bleiben, ja in meinen Irrtümern dessen immer unbewußter werden. Da brauch ich eine Hilfe, eine Führung, eine Weisung von einer Seite, die stärker, sicherer, risikoloser ist, die dazu geradezu berufen ist, und das ist für mich die Kirche. Sie hat tausenderlei im Lauf der Zeit angeklebt und verdreckt bekommen, viele Äußerlichkeiten sind dabei, viel Schlendrian hat sich eingemischt. Aber, lieber, liebster Freund, wenn Sie wie ich in dieser Kirche aufgewachsen wären, würden Sie sehr bald bemerken, wie Sie diesen Dingen viel zu viel Gewicht geben, wie das die *Anima Ecclesiae* gar nicht berührt, welche wunderbare Unmittelbarkeit von Gott, von Jesus, vom Evangelium sie in uns weckt mit all dem, was ihr uraltes Gott bekommenes Wesen ist. Uns stören geizige Pfarrer, egoistische Kapläne, Päpste à la Alexander VI.<sup>10</sup> furchtbar wenig. Das ist ja alles nicht die Sache bei uns, das ist das zufällig Persönliche, Äußerliche, für das »In-Gott-Sein« Unwesentliche, ja, das, was uns erst recht die Unabhängigkeit des Glaubens, Liebens, In Gott-Seins von allem irdischen Unrat beweist und von allem gutgemeinten Irregehen.

Zum Beispiel die Askese der strengen Orden, ähnliche Besonderheiten des geistigen Lebens können wir sehr gut mit dem In-Gott-Sein vereinbaren. Ebenso ein mehr betrachtendes oder handelndes Leben in Gott. Das ist individuell. Gewiß, es kann eine Übertreibung werden. Aber wer kann beweisen, daß es z. B. für die Natur, die Seelenanlage, das Temperament des jungen Anselm<sup>11</sup> oder Lanfrank<sup>12</sup> nicht ein geeignetes Mittel zu dem war, was Ihnen geistig nottat? Das ist exakt wie bei der Gesundheit des Körpers, wo der eine Fasten, der andere Vielessen oder Wein oder Wasser braucht. Ich glaube nicht, daß Bernhard von Clairvaux<sup>13</sup> die Askese je anders als wie ein Mittel, ein ihm kongeniales, zum Zwecke der Askese sah, keine egozentrische Genugtuung, o nein. Und nie hat mich die Kirche etwas anderes gelehrt. Sie hat Fénelon<sup>14</sup> verurteilt, da er in der Wonne des Mystikers das Ziel des Menschen in Gott sah.

Ach, soll ich noch ein Blatt beginnen? Ich kann mich ja in solcher

Sache weder schriftlich noch mündlich ausdrücken. Aber ich möchte doch noch sagen, daß die rigorosere Lehre der Kirche sich oft anhört wie Ihr Wort: daß wir für Gott da sind, nicht Gott für uns. – Aber sobald man näher zusieht in unserer Kirchenlehre (Kirchenlehre, entschuldigen Sie, ich muß die alten Wörter brauchen, aber es soll heißen: in unserem alten katholischen Glauben oder Christenglauben! Auch Wörter wie Religion, die schon vor Christus da waren, – wenn ich mich nicht irre – aber das ist ganz unmaßgeblich, – stören mich nicht. Man kann sie deuten wie Sie, aber man kann auch darin den schönen natürlichen Drang suchen, sich das Göttliche auf menschlichem, gebrechlichem, aber so lieb sehnsüchtigem Wege klar zu machen), wird die Sache doch durchaus wechselseitig, sie kann nicht anders sein. Gott ist das Primäre, gewiß, aber da er uns wollte, für sich wollte, sind wir ihm gegenüber ebenso primär. Es gab nichts vor uns, daß wir nun einen Ersatz gleichsam, ein Sekundäres geworden wären. Ich sagte: wechselseitig. Nur eine Sache, ein Sklave (also Unnatur, Unrecht, Unwahrheit) kann in nicht wechselseitigem Verhältnis stehen, nur für etwas anderes da sein, aber dieses Andere nicht auch für es. Ich kann, nachdem uns Gott schuf, einfach das »wir für Gott da sein« nicht mehr über das »Gott für uns da sein«<sup>15</sup> stellen. Es scheint mir das gleiche durch ein Wunder des göttlichen Willens geworden. Nein, jetzt fahre ich nicht weiter. Ich höre mit meinem Gestammel auf.

Das eine muß ich aber noch bemerken: Sie sagten mir einmal, ein katholischer Priester habe, nachdem Sie ihm Ihre Idee dargetan, gesagt, daß sei ja ganz katholisch. Warum fühle ich mich nun etwa so nahe und eng bei Ihnen, näher als mit hundert braven, treuen, katholischen Kollegen? Weil ich von der ersten Stunde an, wenn Sie zu reden begannen, immer denselben Eindruck hatte: katholisch! ganz katholisch! Idealkatholisch, wie wir es erstreben, aber nur unzulänglich erreichen<sup>16</sup>.

Ja, das war der zweite Eindruck immer, und einmal hab ichs Ihnen auch mündlich angedeutet: ideal! Ihre herrliche Darlegung ist etwas, was im Paradies, im Reich des Vollkommenen, von Erde und Erdenstaub nicht Behelligten, im Land der Heiligen Praxis, vollendete Praxis wird, auf Erden nicht. Auf Erden haben wir zu sehr mit Gebrechlichkeiten, mit dämonischen Gewalten, mit Übelgeerbtem und Anerzogenem und mit der Beschränktheit von Seelenkraft und allem stau-bigen Drum und Dran und mit kleinem Verstand und schwachem

Glauben zu kämpfen, als daß wir eine Gemeinde von Heiligen werden könnten, wie Ihre Darstellung sie nicht nur erzielen will, sondern geradezu schon voraussetzt, wenn ich es logisch bedenke. Einzelne wohl werden wie Riesen, besonders Begnadete dies alles vermögen, was Sie predigen, unmittelbar, ohne Zwischenhilfe. Aber die Menge? So eine Zwischenhilfe und Vermittlung sind Sie und alle Ihre Werke ja selber. Als Christus noch unter den Menschen war, er, das lebendige Wort, da brauchte es das andere alles, das Mittelbare nicht. Aber jetzt! Wie Buddha vor ihm deutete es auch Christus beim Abschied klar genug an, daß er durch seine Worte, seine Beispiele, seine Hilfsmittel lebendig bei uns bleibe, aber daß er nun Menschen und Menschliches zum weitem Evangeliumsleben brauche, von ihm irgendwie erlesene begabte Menschen und Mittel. Anders kann ich ohne Zwang und Willkür Dutzende von seinen Aussprüchen nicht verstehen. Daß nun dieses zwar Lebendige, aber Ersatzmäßige, Zweitgradige nicht mehr so vollkommen wirkt, wie er selbst in präsender Person, das ist mir klar. Aber das ist nun unsere Aufgabe, es so weit durch Leben und Sterben zu bringen, daß die gleiche Unmittelbarkeit in Gott wieder erlebt und erwirkt wird.

12. Mai 1926.

Es ist ja in allem so, was wir denken, leben und tun: wir körperlich geistige Geschöpfe kommen ohne Mittelbares nirgends aus, nirgends zum Unmittelbaren. Aber wir Katholiken wissen eben, daß die Erde kein Himmel, dieses Zeitleben nicht das ewige, sondern nur das Vorschaffende, Vorbereitende ist.

Scheint mir nun Ihr Himmelschrei unrecht, unnötig? Ich sagte es ja am Anfang des Briefes, was er uns bedeutet, auch uns Katholiken. Er zeigt wieder das stets vergessene, das in Gott sein, das Ewige, das Himmelreich des Evangeliums. Kann man das genug zeigen? Laut genug? Stark genug?

Sie zeigen es mit dem ungeheuren Schwung und Ernst Ihres ganzen gesammelten Glaubens und Denkens, so daß es hinreißen muß. Zeigt das Werklein zu hoch? Wenn von Gott die Rede ist, kann nie zu hoch gewiesen werden. Ist es für Sie und die Ihrigen schon ein Erreichtes, das nun befestigt und erlebt werden muß, so ist es für uns Katholiken mehr ein Ziel, das tagtäglich zu erstreben und erwirken ist. In der momentanen Zuständigkeit allhier bildet es vielleicht zwischen uns einen Unterschied, gewiß aber keinen in der Art zu leben und das Heil zu gewinnen<sup>16</sup>.



Nun ist's genug mit meinem Geschreibsel. Verzeihen Sie mir, was unklar und ungeschickt gesagt ist. Es wäre vielleicht besser, diesen Sudel gar nicht abzuschicken. Aber ich versprachs Ihnen und tu's jetzt, da ich sicher weiß, daß wir in Gott doch beide eins sind.

Lieber Freund, leben Sie wohl! Bald hoffe ich Sie in der Bolleystraße zu sehen. Ich fange langsam an zu packen. Sobald ich in meiner Stube sitze, schreibe ich Ihnen. In allem und jedem Ihr treuer, Sie tief verehrender und liebender

Heinrich Federer.

- 1 Der Brief ist abgedruckt in: S. Frick: Federer-Briefe, 234 f.
- 2 Antistes = Bezeichnung für den Oberpfarrer am Münster in den Städten Basel, Zürich und – hier – Schaffhausen seit der nachreformatorischen Zeit.
- 3 Federer wohnte von Frühjahr 1903 bis Frühjahr 1919 an der Billrothstr. 18, dann bis zu seinem Tod 1928 an der Bolleystr. 44, ebenfalls in Zürich.
- 4 Nämlich Hermann und Lucie Kutter-Scheller in Beggingen (SH) und Verena und Theodor Pestalozzi-Kutter in Schaffhausen und deren Kinder.
- 5 Kober, Basel 1926.
- 6 Kutter kritisierte in »Wo ist Gott?« von seinem theozentrischen Ansatz her jegliche Anthropozentrik (= Religion) auf katholischer und protestantischer Seite. Darum gibt es für den Christen nicht »eben nur einen Weg zu Gott« – das wäre anthropozentrisch –, sondern zuerst »Heimat in Gott«, »ein Weg aus Gott und mit Gott, von Gott selbst gewiesen, in die Welt hinein . . .« (aaO. 57, siehe auch 16, 35 f, 58, 70–75).
- 7 AaO. 11–18, wo Kutter an der neuen dialektischen und biblischen Theologie lobt, daß ihr die Bibel in Gott steht, nicht Gott in der Bibel (14): »Wie ganz anders fangen wir die Bibel zu erforschen an, wenn wir sie nicht mehr nur über Gott, sondern unter der Voraussetzung Gottes zu uns reden hören! So wird sie uns nicht mehr bloß Führer zu Gott, sondern Führer aus Gott zur Welt und zu uns selbst« (16).
- 8 Kutter hält nicht Denken und Wissen an sich für falsch (56), wohl aber dessen Erstickung in »dogmatischen« Formeln (52 f), vor allem in Verbindung mit einem gottlosen und weltignoriehenden »Heils- und Seligkeitschristentum« (61): dieses lasse sich nicht durch Gottes Versöhnungswerk (2. Kor 5, aaO. 69) glaubend, wissend und tätig ergreifen, sondern verflüchtige die Versöhnung theologisch zu einer Versöhnungs-Lehre (71) und kirchlich zu einer Versöhnungs-Veranstaltung moralischer (77 f) oder sakramentaler Art (72), und damit werde der Glaube zu einem anthropozentrisch-frommen Gehabe, theologischer Richtungsstreit zu einem Schattenboxen (31), die »Soziale Frage« schließlich bleibe unberührt (71 f, 83). Schon Paulus habe sich diesem Prozeß, aus dem die katholische Kirche hervorgegangen sei, und den auch die Reformation nicht überwunden



habe, zur Wehr gesetzt: in seiner Unterscheidung von menschlichem und göttlichem Wort (38).

- 9 Gemeint ist wahrscheinlich ein kurzer Artikel im Tagblatt der Stadt Zürich (Städtisches Amtsblatt, Samstag, 19. 4. 1924, Nr. 93 – Tag vor Ostern), welcher in allgemeiner Redeweise den Sieg der Auferstehung – trotz allem – in Natur und Geschichte (Lebenskraft, die durch Ideale und das Schöne genährt wird) lobt und in diesem Sinn schöne Ostern wünscht: »Die Lebensfreudigkeit fand immer wieder durch alle Fährnisse hindurch in den frischen hellklaren Sonntag hinein. Die Allgewalt des Werdens fordert ihren Anteil im Zeitenlauf und weckt immer wieder das frohe Hoffen in der Menschenseele. Sie mahnt und gibt die Berechtigung zum Wunsche: frohe Ostern.«
- 10 Alexander VI. (1431–1503): durch simonistische Machenschaften 1492 zum Papst gewählt, moralisch berüchtigt (Vater zahlreicher Kinder, darunter Cesare Borgia und Lucrezia Borgia) galt doch allgemein als geschickter Politiker und Herrscher des Kirchenstaates. »Das bedeutet viel, da in der Zeit des Renaissancepapsttums, noch mehr als früher und später, die Leitung des Kirchenstaates als Maßstab für die Beurteilung eines Pontifikats angesehen wurde« (H. Jedin: Handbuch der Kirchengeschichte III, 2, 1968, 663). Wichtig für die Beurteilung von Alexander VI. wurde die Einschätzung von Savonarola; Pastors eindeutige Stellungnahme gegen Savonarola für den Papst rief eine Reihe von Kritikern auf den Plan (aaO. 666).
- 11 Anselm von Canterbury (1033/34–1109), einer der bedeutendsten Theologen und kirchlichen Gestalten des Mittelalters. 1078 Abt zu Bec (Normandie), seit 1093 Erzbischof von Canterbury. Seine Schriften (Proslogion, Monologion, Cur Deus homo) haben die katholische Lehrtradition entscheidend beeinflusst. Die ihm zugeschriebenen asketischen Schriften wurden von der Forschung inzwischen als unecht ausgeschieden.
- 12 Lanfrank (ca. 1005–1089) trat 1042 als strenger Anhänger der Reform ins Benediktinerkloster Le Bec (Normandie) ein und machte dessen Schule zur bekanntesten seiner Zeit. Zu seinen Schülern gehörte Anselm von Canterbury. Er vertrat die Transsubstantiationslehre und entwickelte eine eigene Abendmahlslehre. 1066 wurde er Abt des Klosters zu Caen und 1070 Erzbischof von Canterbury.
- 13 Bernhard von Clairvaux (1090–1153) gründete 1115 die Abtei Clairvaux, die zum Zentrum des sich rasch ausbreitenden Zisterzienserordens wurde. Theologisch vertrat er eine rigorose Askese und forderte eine mystisch vermittelte Imitatio Christi. Hauptwerk: De consideratione ad Papam Eugenium. – Kutter verehrte ihn (Hermann Kutter jun., aaO. 138).
- 14 Fénelon, François de Salignac de la Mothe (1651–1715) geriet wegen seiner Zuneigung zur quietistischen Mystik mit Papst und König in Konflikt, wurde aber 1685 trotzdem Erzbischof von Cambrai. Er widmete sich vor allem der Auseinandersetzung mit Protestanten und Jansenisten. Seine mystischen Gedanken sind niedergelegt in den »Dialogues sur l'éloquence« und in den »Maximes des Saints«.

- 15 In »Wo ist Gott?« stellt Kutter immer wieder das heilsegoistisch-anthropozentrische »Gott für uns« dem »Wir für Gott« des wahrhaft protestantischen Christen gegenüber (siehe 6, 20, 29 f, 31–36, aber auch 74: »Erst müssen die Menschen wieder glauben können, daß Gott für sie, nicht gegen sie ist«). – Der Christ lebt also aus Gott, der für ihn sich hingibt, in die Welt hinein für Gott und nicht mittels Gott, den er sich dienstbar macht, aus der Welt hinaus für seine Seligkeit.
- 16 Der vorliegende Brief wird in Kutters Buch: Not und Gewißheit. Ein Briefwechsel, Kober, Basel 1927, 148 f zitiert; und zwar: vom Teil I (25. 4.) Abschnitt 6 wörtlich bis auf den letzten Satz – von Teil II (4. 5.) Abschnitt 7 der Ausschnitt »katholisch! ganz katholisch! idealkatholisch, wie wir es erstreben« – und dazu der nächste Abschnitt 8. So: »etwas, was im Paradies, im Reich des Vollkommenen, von Erde und Erdenstaub nicht Behelligten, im Lande der heiligen Praxis vollendete Praxis wird, auf Erden nicht. Auf Erden haben wir zu sehr mit Gebrechlichkeiten, mit dämonischen Gewalten, mit übel Geerbtem und Anerzogenem und mit der Beschränktheit von Seelenkraft und allem Staubigen drum und dran und mit kleinem Verstand und schwachem Glauben zu kämpfen, als daß wir eine Gemeinde von Heiligen werden könnten (da hat er uns ganz mißverstanden), wie Ihr Wort sie nicht nur erzielen will (o nein), sondern geradezu schon voraussetzt (o, nein, nein, liebster Katholik, da hindert dich dein Katholizismus am Verstehen!) . . . Als Christus noch unter den Menschen war, er, das lebendige Wort, da brauchte es . . . das Mittelbare nicht. Aber jetzt? . . . Christus deutete es beim Abschied klar genug an, daß er durch seine Worte, seine Beispiele, seine Hilfsmittel lebendig bei uns bleibe, aber daß er nun Menschen und Menschliches zum weiteren Evangeliumsleben brauche . . . das ist nun unsere Aufgabe, es so weit durch Leben und Sterben zu bringen, daß die gleiche Unmittelbarkeit in Gott wieder erlebt und erwirkt wird.« – Von Teil III (12. 5.) wird der Abschnitt 1 wörtlich zitiert und mit folgender Klammer versehen: »(Du siehst, wie ihn das Katholische, das das Leben in Gott mit der sittlichen Vollkommenheit identifiziert, am Begreifen des Reich Gottes auf Erden hindert, aber nun geht es weiter:).« Es folgt Abschnitt 2 wörtlich. Schließlich im Abschnitt 4, der beinahe wörtlich wiedergegeben ist, wird der Satz »Ist es für Sie und die Ihrigen ein schon Erreichtes« kommentiert mit der Klammer: »o welches Mißverständnis!«.

Lieber Freund!

Vor mir liegt Ihr herrlicher Brief. Was soll ich sagen? Abgerungen haben Sie ihn Ihrer mit erneuter Stärke auf Sie hereingebrochenen Krankheit, Sie konnten es nicht lassen, Sie wollten mir ein Wörtlein sagen – und was für eins! – Das hat mich ganz überwältigt, diese Liebe, diese Teilnahme! Ich stehe beschämt vor diesem großen Opfer da und danke Ihnen von ganzem Herzen für dieses Zeugnis Ihrer selbstlosen Freundschaft.

Und Ihr Brief selbst? Überkatholisch und überevangelisch ist er ja, aus einer Welt gewachsen, in der Gott allein wichtig ist – aus meiner eigenen Welt, aus unserer gemeinschaftlichen Welt! Sehen Sie: ich weiß selbst nicht, warum ich so schreiben muß und reden, wie ichs in meinem letzten Büchlein<sup>2</sup> getan. Wenn ich mich hinterher darauf besinne, so scheint mir, daß ichs aus dem eigentlichen Geist heraus tue, der in den Kirchen schlummert, aber nicht zur Ausgestaltung kommen kann. Wenn ich gegen die Kirchen predige, so geschiehts, weil ich das so sehr liebe, woraus die Kirchen geworden sind. Es ist mir gar nicht um ein Für oder Wider die Kirchen zu tun, sondern darum, daß die große Sache der Kirchen: Jesus Christus Gestalt in Kirche und Welt gewinne. Mein Kampf war nie ein antikirchlicher Kampf, nur haben ihn die Kirchen selbst dazu gemacht mit ihrem Widerspruch, sie haben es nie merken wollen, daß man ja gerade im Sinn ihres eigenen Evangeliums kämpfen will, und das hat mir mit unsern Reformatoren die Tatsache schmerzlich nahegelegt, daß es neben der »Kirche«, von der Sie reden und zu der ich mit allen Wurzeln meines Wesens auch gehöre, noch eine andere Kirche gibt, sozusagen eine Krustenkirche, die sich um die wahre herumgelegt hat, eine Kirche, in welcher der äußere Lippengottesdienst und Satzungendienst wieder wichtig geworden ist, eine Kirche, die nur das sein will, die mit allen Mitteln, moralischen und unmoralischen nur den einen Zweck ver-

folgt, sich selbst groß zu machen unter dem Vorwand, Gott allein dienen zu wollen! Die wahre Kirche, von der Sie reden, will Gott, aber die Krustenkirche sagt nur und meint vielleicht sogar ehrlich – nur sie diene Gott, während sie ihrer eigenen Herrschsucht dient. Sind nicht beide Kirchen immer mit einander dagewesen? Warum, wenn die Kirche ihren Meister Jesum großmachen will, steht sie in gerade gegenseitigem Geiste Jesu da und verfolgt die Andersgläubigen, so daß der unsichtbare Meister immer wieder zurufen müßte: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?<sup>3</sup> Kommt das nicht auch vor, daß man das Gottesbewußtsein dem eigenen Kirchen- und Priesterbewußtsein unterwirft, daß der Mensch Gott sich dienstbar machen will, statt umgekehrt Gott zu dienen? Fromme Worte macht man hier wie dort – aber kommt es darauf an? Eben weil ich erkannt habe, wahrlich nicht leichtsinnig, sondern unter langen schweren Kämpfen, daß dem so ist, daß die wahre Kirche von einer Scheinkirche eingeschlossen ist, die Gott zum Vorwand gebraucht, darum habe ich nicht schweigen können. Gottes Reich, Gottes Wille auf Erden wie im Himmel, dagegen hat sich unsere christliche Kirche auch aufgelehnt, sie will nichts wissen von einer wirklichen Erfüllung dieser Verheißungen, sie schiebt sie immer zurück zugunsten einer Institution, die das Evangelium geschickt aufs Diesseits und Jenseits verteilt und so auf ihre eigene Rechnung kommt. Hier auf Erden könne es ja doch nicht anders werden! – so erspart sie sich das Bitten, Suchen und Anklopfen, und die Folge davon ist, daß sie selbst eine von Weltmächten erfüllte weltliche Erscheinung wird, in der man über Gott redet, aber aus der keine Gotteskräfte mehr strömen.

Mir liegt nicht irgendeine böse Kirche, die anders sein sollte im Sinn, nein, mir liegt das von Gott verheißene Ende, mir liegt die Aufforderung Jesu im Sinn, dieses Ende stets im Auge zu behalten. Seid wie die »wartenden Knechte!«<sup>4</sup>. Hat nicht die Kirche aufgehört zu warten, hat sie nicht angefangen »Knechte und Mägde zu schlagen« und des nie kommenden Herrn zu spotten?<sup>5</sup>

Und was Sie mir nun sagen, das ist so ganz aus meinem eigenen Empfinden herausgewachsen: nicht die Kirche, Gott allein, daß ich mich nur inniglichst freuen kann. Ist unser Freundschaftsverhältnis nicht der beste Beweis dafür, daß es noch eine unsichtbare Kirche gibt, die mit dem ernst macht, was die offizielle Kirche predigt: Gott allein, Gott, der Geduld hat mit unsern Schwächen und uns einladet, unsere Unruhe, die aus unserer eigenen Gerechtigkeit geflossen, in ihm und

der von ihm dargereichten Gerechtigkeit zur Ruhe zu bringen?  
Was für eine Freude wird es mir sein, wenn Sie mich wieder in Ihre  
Klaue an der Bolleystraße<sup>6</sup> rufen! Möge Gott, unser reicher, herrli-  
cher Gott, der tun kann über Bitten und Verstehn<sup>7</sup>, Ihrem armen  
Leibe Ruhe verschaffen und Heilung! Wir hören nicht auf, über Bit-  
ten und Verstehn zu glauben, daß er in allen Stücken nach Leib und  
Seele sich an uns verherrliche<sup>8</sup>.

Wir sind nun seit 2 Tagen unter Dach und Fach<sup>9</sup>. Sobald das Wetter  
bleibend warm wird, sollen Sie mein Gast sein, wie schön wird das  
sein!

In treuer Liebe Ihr

H. Kutter.

1 Federer, der Empfänger dieses Briefes, notierte am folgenden Tag auf den  
Briefumschlag:

»Behalte diesen Brief meines herrlichen Freundes, des Pfarrers Dr. Kutter,  
der ein in seiner Art großartiges Büchlein ›Wo ist Gott‹ schrieb und dem  
ich von meinem katholischen Standpunkt aus, während der Krankheit,  
gebrechlich und in Fetzen antwortete, weil es mir Pflicht schien und da  
vielleicht mein Brief nicht zerrissen wird.«

Dieser Brief ist abgedruckt in: S. Frick: Federer-Briefe, 239–241.

2 »Wo ist Gott?«

3 Vgl. Lk 9,55.

4 Vgl. Lk 12,37.

5 Vgl. Lk 12,45.

6 Wohnung Federers in Zürich.

7 Vgl. Eph 3,20.

8 Vgl. 1. Thess 5,23.

9 Kutter zog Ende März an die Hochstr. 47 in Schaffhausen.



---

Brief 269 Von Eva Chamberlain-Wagner  
Bayreuth, 22. Mai 1926

---

Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Nicht länger möchte ich säumen, Ihnen wenigstens den Empfang der Schrift »Wo ist Gott?«<sup>1</sup> zu bestätigen. Ich hoffte Ihnen zugleich den Eindruck übermitteln zu können, den mein großer, teurer Dulder<sup>2</sup> davon erhielt. Das ist mir nicht vergönnt – seit 10 Tagen liegt er an einer Krisis, mit Fiebererscheinungen, die ihn sehr schwächt und wohl für geraume Zeit ganz leseunfähig macht.

So wollen Sie sich bitte gütig gedulden und heute nur mit unser beider tiefgefühltem Dank fürlieb nehmen. Für mich allein begann ich bereits mit dem Lesen dieser so bedeutsam erhebenden Betrachtungen und sehe dem weiteren Eindringen mit höchster Erwartung entgegen.

Lassen Sie sich, hochverehrter Herr Pfarrer, unter ehrerbietigsten Grüßen meines Mannes in warmer Erkenntlichkeit treu eingedenk die Hand drücken

von Ihrer sehr ergebenen

Eva Chamberlain.

<sup>1</sup> »Wo ist Gott?«

<sup>2</sup> H. St. Chamberlain (zur Person siehe Adr./Korr.-Liste) war an Parkinson'scher Schüttellähmung erkrankt.

Lieber Freund!

Nein, wenn man von Güte reden will, dann geht es Sie an, der Sie über mein ungeschicktes Stammeln im letzten Briefe<sup>1</sup> so wohlwollend hinwegsehen.

Daß Sie in Ihrem Kampfe kein anders Motiv als das reinste, ehrlichste und höchste der Wahrheit und Liebe leitet, das weiß ich so gut. Das ist ja Ihre Kraft und Ihr Wert und, füg ich bei – auch Ihr göttlicher Lohn. Daß Sie es fast wie ein Vulkan herausschleudern müssen, Ihr Büchlein<sup>2</sup>, feurig und unwiderstehlich, aber freilich bei aller Wucht doch voll Ordnung und Logik, das merkt man auf jeder Seite.

Es nimmt sich aus – widersprechen Sie nicht schon wieder, guter Freund! – als ob ich von Turmhöhe zur engen Gasse hinunterstiege, wenn ich in solchem Zusammenhang Ihnen mein ABC-Bändchen<sup>3</sup> schicke. Salzer hat mir die ersten Exemplare gestern Abend übersandt und dabei waren zwei lederne, grüne. Nun nehmen Sie so eines mit Ihrem alten Wohlwollen an, und was drinnen fehlt, möge das Leder und das schöne Grün zudecken!

Über Formen und Äußerlichkeiten verliert man die Substanz; und diese Pedanterie ist ganz besonders eine deutsche Schwäche, wie ich so oft aus dem Studium der Geschichte erlebe und wie man es ja heute wieder sieht mit der Flaggenfrage und der bayrischen Eigenbrödlerei<sup>4</sup> und hundert noch geringern Sachen. So schlüpfte mir dieses schlichte, humoristische Novellchen, das sich um eine Erinnerung aus meinem Leben gruppiert, in die Feder und da ist es nun schlecht und recht.

Jetzt geht es mir gut wie nie, alles Fieber ist weg. Ich begreif es gar nicht. Anfangs Juni komme ich.

In herzlicher Gemeinschaft grüßt Sie vielmals Ihr dankbarer

Heinrich Federer.

- 1 Brief vom 25. 4. 1926.
- 2 »Wo ist Gott?«
- 3 H. Federer: Das deutsche ABC. Ein Volksgeschichtlein, Salzer, Heilbronn 1926.
- 4 Das zweite Reichskabinett Luther (Januar–Mai 1926) stürzte über den immer noch nicht beigelegten Streit um die deutsche Reichsflagge: Gegen die von Hindenburg verordnete, das Kabinett Luther stützende Neuregelung der Flaggenfrage vom 5. 5. 1926 (Hissen der Handelsflagge [schwarz-weiß-rot] neben der Reichsflagge [schwarz-rot-gold] durch die konsularischen und diplomatischen Vertretungen im Ausland) wehrten sich Reichstag (Mißtrauensantrag der SPD) und Reichsrat. Mit der »bayrischen Eigenbrödelei« dürfte wohl dessen auch in der Flaggenfrage zum Ausdruck kommende Unzufriedenheit mit der Reichsverfassung gemeint sein: Das bayrische Kabinett Held verlangte mehr Eigenstaatlichkeit der Länder.

---

Brief 271    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 6. Juli 1926

---

Sehr geehrte und liebe Schwester!

Nein, seien Sie ganz ohne Sorge. Ihr letzter Brief<sup>1</sup> ist wohlbehalten in meine Hände gelangt, die Schuld des großen darauf folgenden Schweigens liegt ganz auf mir allein. Da haben Sie mich eben in meiner ganzen Unverbesserlichkeit kennengelernt! So oft bin ich in Gedanken bei meinen tapferen Glaubensbrüdern in Rumänien gewesen, es vergeht kaum ein Tag, an dem ich mich nicht im Geist bei Ihnen einstelle – und dazu kein Wort, kein Brief, nicht einmal eine Karte! Das ist arg, nicht wahr? Und ich kann nichts anderes tun, als Sie recht herzlich um Nachsicht zu bitten und um Verzeihung, daß Sie so lange im Ungewissen über Ihren wertvollen Brief, den ich mit großer Anteilnahme gelesen, haben bleiben müssen! – Ich will zur Entschuldigung nur das eine sagen, daß meine Feder den ganzen Tag beschäftigt

ist – aber, werden Sie sagen, dann hätten Sie ja auch umso mehr ein paar Worte für uns finden können. Das ist gar keine Entschuldigung, sondern eine Anklage. Da gibts nur eins: Vergebung!

Sie haben mir große Freude gemacht mit der ungarischen Übersetzung meines Paulus<sup>1</sup>. Wie schnell haben Sie gearbeitet! Und doppelt freut es mich, daß er Anklang bei den Lesern findet. Dann soll auch noch »Wir Pfarrer«<sup>2</sup> drankommen! Vor bald 20 Jahren ist mir das Büchlein unter großen inneren Kämpfen geworden, es hat hier in der Schweiz ganz in der Stille seinen verborgenen Weg gefunden unter Zustimmung und Widerspruch, dann schien es vergessen zu sein – und nun kommen Sie und bereiten ihm eine Auferstehung!

Ich habe in den letzten Tagen viel geschrieben über das Problem der Sünde und der Stellung der frommen Christenheit zu ihr<sup>3</sup>, daß sie dieselbe gerade vermöge ihres geräuschvollen Gerichts über alles Sündige in der Welt – nicht ernst genug nimmt. Es gibt nur einen Ernst gegen die Sünde: Gott ernst nehmen. Der Kampf gegen sie kann nie direkt geführt werden. Aber je mehr wir Gott zur Geltung bringen in unserem Leben, desto mehr werden wir stark gegen sie. Das weiß die Christenheit viel zu wenig, sie haut auf die Sünde los und gibt ihr damit allenthalben nur umso mehr Kraft. Aber mit Freuden sehe ich, wie das Evangelium Gottes immer besser verstanden wird, was Sie mir z. B. über den Mann schreiben, dessen Bild Sie mir geschickt<sup>4</sup> (geschenkt oder geliehen?), hat mich mit großer Zuversicht für das Evangelium in Siebenbürgen erfüllt. Und welcher Geist freudiger Siegeskraft atmet doch in Ihren eigenen Briefen! O, Sie sind alle reich gesegnet an himmlischen Gütern mitten in aller äußeren Not. Wie schön ist es doch, in einer Arbeit zu stehen, wie die unsrige ist, die die Verheißung des Sieges hat!

Seien Sie herzlichst begrüßt!

von Ihrem in Gott verbundenen

H. Kutter.

1 In dem nicht abgedruckten Brief vom 1. 7. 1926 berichtet Maria Pilder, das von ihr ins Ungarische übersetzte einleitende Kapitel aus dem »Bilderbuch« (14–44), das Ende Juni unter dem Titel »Paulus der Apostel« in Torda (Rumänien) in der Serie »Lebende Bücher« erschienen war, sei bereits weit über die Hälfte vergriffen.

2 Von einer Übersetzung von »Wir Pfarrer« ins Ungarische ist nichts bekannt.

3 Kutter arbeitete zu dieser Zeit an seinem Aufsatz »Gott und die Ideen«, erschienen in: Der Jude, Sonderheft Judentum und Christentum, Berlin

1927 (?) und an: Not und Gewißheit. Ein Briefwechsel, Kober, Basel 1927 (vgl. Briefe XV, XVI, XXX, XXXI, LIX u. a.).

- 4 Maria Pilder hatte Kutter im April ein Foto von Dr. Makkai, dem neu gewählten siebenbürgischen Landesbischof und Dogmatikprofessor in Klausenburg, geschickt und ihn Kutter zur Fürbitte empfohlen. Dr. Makkai war ein guter Freund von Maria Pilder und sprach nach ihrer Schilderung (in dem nicht veröffentlichten Brief von Maria Pilder an Kutter vom 18. 4. 1926) die gleiche Sprache wie Kutter.

---

Brief 272 Von Heinrich Federer  
Weissenburg<sup>1</sup>, 6. August 1926<sup>2</sup>

---

Lieber Freund!

Wie bin ich ein Mitfreuender Ihres Schaffens. Gewiß wird das wieder etwas Rechtes und Echtes<sup>3</sup>. Das Wenige, was Sie mir verraten, sagt mir schon deutlich genug, daß Sie da in Form und Sache (in Form . . . wie schön wird das Hin und Her von herzlichem, suchendem und findendem Briefverkehr!) einen Treffer tun. Die Lebhaftigkeit der Briefform schüttelt manche Trägheit auf, die ein kapitelweises Buch, wenn es noch so warm und rege redete, doch nicht überwände. Ich bin gespannt, was Ihr lieber Kopf und Ihr feuriges Herz der Leserschaft wieder schenken wird.

Tausendfachen Gruß für Ihr liebes Haus mit dem trefflichen Namen<sup>4</sup>. Das Buch<sup>5</sup> sende ich dankend zurück. Ich las ein wenig darin. Aber Sie selbst sind schuld, daß ich solche, doch mehr ästhetisch literarischen Werke nicht mehr recht verdauen kann nach dem viel Höheren, was Sie selbst bieten und wozu Sie anregen. Über eine gewisse Schönheits- und Adelsdenkart geht auch dieser Pater nicht hinaus.

Vielmal und innig glaub und fühl ich mich als Ihren getreuen

Heinrich Federer.



- 1 Federer zog Ende Juli von Minusio (Hotel Esplanade), Tessin, nach Bad Weissenburg (BE), einem Kurort im Simmental, wie aus dem nicht veröffentlichten Brief vom 23. 7. 1926 hervorgeht.
- 2 Vom vorliegenden Brief sind nur die beiden letzten Abschnitte abgedruckt.
- 3 Kutters 1927 erschienenes Buch »Not und Gewißheit«. In dem fingierten »platonischen« (vgl. aaO. 273) Dialog zwischen Dr. Karlmann und Lic. Balthasar geht es um die Befreiung des Christen aus der selbstbezogenen-seligkeitsorientierten, um die Verdammung der Welt und die Rettung der eigenen Seele kreisenden Anthropozentrik durch Gott selbst und Gott allein, um die Befreiung zu einem Christentum jenseits von Moralismus, Prinzipien und Programmen, das in weltlichen Gottesdienst des Menschen mündet, nicht vorbei an politischen und sozialen Fragen, die im Grund verkappte Gottesfragen sind (vgl. die Zusammenfassung bei Hermann Kutter jun., aaO. 156–168). – Federer kommt in diesem Briefwechsel auch vor als »Dr.« (siehe dazu Brief vom 25. 4. 1926/16).
- 4 »Immergrün«.
- 5 Unbekannt.

---

Brief 273    Von Maria Pilder  
6. August 1926

---

Sehr geehrter Herr Pfarrer!  
Lieber Bruder!¹

O, ich muß es Ihnen wieder einmal sagen, wie dankbar ich Ihnen für diese einfache, alte, große Botschaft bin, die Gott Ihnen aufgetragen, sie aufs neue der Christenheit zu verkünden: Der einzig wirksame Kampf gegen die Sünde ist, Gott ernst zu nehmen. Mein ganzes Leben ist gesund daran geworden, bis in die verborgensten Tiefen hinein gesund. Und mehr noch: nun darf ich diese köstliche, befreiende, selige Botschaft auch anderen bringen, die sich genau so quälen, wie

ich es einst getan hatte. Ich hatte jetzt im Juli eine Freizeit mit 32 MBK-Leiterinnen<sup>2</sup> – die hatten alle diese qualvolle Kinderkrankheit des Christenlebens, nämlich, die Sünde ernst zu nehmen, statt Gott. Alle murksten sie sich mit ihren Sünden herum, alle waren sie jammernde, selbstquälerische fruchtlose Christen, die vor lauter heiliger Frömmigkeit das Wichtigste vergaßen, für Gott da zu sein! Und ich durfte ihnen die Frohbotschaft sagen, die mir Gott durch Sie ins Herz geschrieben hat . . . und die ganze Wirklichkeit Gottes ist uns so strahlend aufgegangen wie noch nie! Es war ein jubelndes Freiwerden von quälenden, törichten Schmerzen, die »fromme Täubi«<sup>3</sup> hat uns vorwurfsvoll angeschaut: »Schämst du dich denn nicht?!« . . . und wir haben ihr den Abschied geben dürfen und eins ist uns ganz groß geworden: Gott in seiner Wirklichkeit und die Seligkeit eines Lebens, das ihn ernst nimmt und ihm eben darum furchtlos vertraut! – Jetzt bekomme ich lauter Briefe voll Lob und Dank; es sind lauter gesunde frei gewordene Seelen, die da ihrem Gott entgegenjauchzen. Solch eine Segenssaat ist hier in Siebenbürgen<sup>4</sup> aufgegangen, durch Ihr Zeugnis, lieber Bruder – und der Segen hat erst angefangen aufzugehen und er wird noch hundertfältig sich ausbreiten. Denken Sie: die Arbeit, die Schmerzensarbeit Ihrer Seele ist nicht umsonst gewesen. Gott hat sie fruchtbar gemacht und gesegnet und in der Ewigkeit wird es einst offenbar werden, wie reich er Sie gesegnet hat!

Ist das nicht Gnade? Daß Er uns – arme zerbrechliche Werkzeuge gebraucht, um Seine Herrlichkeit groß werden zu lassen? Wer vermag Seine wunderbare Liebe zu ermessen?

Mit frohem Danken und in herzlicher Liebe grüßt Sie

Ihre Schwester

Maria Pilder.

<sup>1</sup> Diesen Brief, von dem die ersten zwei Abschnitte nicht abgedruckt sind, zitiert Kutter in »Not und Gewißheit«, 348.

<sup>2</sup> MBK = Mädchen-Bibelkreis.

<sup>3</sup> Siehe Brief vom 18. 3. 1926/2.

<sup>4</sup> Wo Maria Pilder wohnte (Klausenburg), siehe dazu Brief vom 18. 3. 1926/3.

Sehr geehrtes, liebes Fräulein und Schwester!

Welche Freude haben Sie mir mit Ihrem letzten Brief gemacht! Da schreibt man ein Buch aus seiner eigensten inneren Erfahrung in die Welt hinein<sup>1</sup>, ganz ohne Absicht, sondern einfach weils einen treibt – und dann, nach vielen Jahren gehen so richtige Früchte auf! »Laß Dein Boot übers Wasser fahren«<sup>2</sup> – aber wissen Sie, wenn ein erlebtes Wort nicht auf solche Menschen trifft, die selber Gottsucher sind, so schafft es so wenig wie Samenkörner in Steinen. Und Sie waren so ein auf Gott gerichteter Mensch, haben ihn von ganzem Herzen gesucht, und das hat meinem Buch zum Leben verholfen! Und nun freuen wir uns beide wie Kinder, denen ein großes Geschenk gemacht worden ist, daß es wirklich wahr ist und sich an unseren Mitmenschen als wahr erweist: Gott direkt zu den Herzen ohne fromme Vermittlung! Gott ist im Evangelium als der Gott aller Menschen wieder offenbar geworden, nicht eine Seligkeitslehre oder christliche Religion. Und das bewahrheitet sich im Leben! Das ist mir eine tägliche hohe Freude, die Sie so reichlich vermehrt haben durch Ihren Bericht von den M.B.K.-Leiterinnen!<sup>3</sup> Das ist die Bestätigung Gottes auf all unser Suchen, wir brauchen gar nicht mehr Gottes Segen dafür zu erbeten, Gott ist schon mitten drin.

Jetzt noch etwas: ein Dr. Czako<sup>4</sup> aus Budapest hat mein Buch »Sie müssen« ins Ungarische übersetzt<sup>1</sup> und hat deswegen Ungarn verlassen müssen. Er ist nach Wien gezogen und wohnt Wien I, Singerstr. 16. Nun bittet er mich dringend, ihm eine Stellung in der Schweiz zu verschaffen. Er stellt sich wohl vor, daß ich hier einen großen Einfluß habe etc. Das ist aber gar nicht der Fall. Ich weiß mit dem besten Willen nicht, wie ich ihm behilflich sein kann, wir haben Überfülle an Lehrkräften und jedenfalls müßte er zuerst längere Zeit hier sein, um überhaupt bekannt zu werden. Am liebsten hätte ich ihn mit seiner Frau zu dem Zweck bei mir aufgenommen, aber ich habe

keinen Platz dafür. – In meiner Verlegenheit kam mir der Gedanke, Ihnen vielleicht z. Hd. des Bischofs<sup>6</sup> u. a. wenigstens davon zu sagen. Ob vielleicht in Ihren Kreisen eine tüchtige Lehrkraft – die er jedenfalls ist, er hat schon mehrere Bücher geschrieben, und nächstens soll eins über Katholizismus neu erscheinen – gebraucht würde. Aber bitte machen Sie sich keine besondere Mühe, es handelt sich nur darum, daß vielleicht in Klausenburg oder sonst wo etwas gerade frei wäre, und es wäre mir sehr leid, wenn Sie sich zu Ihrer großen Arbeit mit der Frage belasten würden.

Seien Sie aufs herzlichste begrüßt von Ihrem in Gott verbundenen

Hermann Kutter.

---

1 »Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein« (siehe Brief vom 18. 3. 1926).

2 Pred 11, 1.

3 Vgl. Brief vom 6. 8. 1926/2.

4 Dr. Ambró Czakó ging 1924 ins Ausland. Sein Buch über den Katholizismus erschien 1928 in Wien in deutscher Sprache: »Der Katholizismus«.

5 Scociáldemokrácia és Kereszténység. Budapest 1924.

6 Dr. Makkai: siehe Brief vom 6. 7. 1926/4.

---

Brief 275 Von Maria Pilder  
Klausenburg, 15. September 1926

---

Lieber und sehr verehrter Bruder!

Ihr lieber Brief hat mich sehr erfreut, haben Sie innigen Dank dafür. Was Ihre Anfrage wegen Dr. Czakó betrifft<sup>1</sup>, hat man mir hier gesagt, daß er wegen Ihrem Buch wohl empörend ungerecht behandelt worden ist, daß er aber ansonst ein recht fragwürdiger Mensch ist, für den

Sie sich lieber nicht sehr einsetzen sollen. Er soll extravagant, unzuverlässig und recht unbeständig sein, der heute dies und morgen gerade das Gegenteil vertritt. Außerdem könnte er hier keine Anstellung bekommen, weil der rumänische Staat ihm keine Aufenthaltsbewilligung geben würde, weil er sozialistischer Ideen wegen Ungarn verlassen mußte. Vor diesen Ideen aber fürchtet sich dieser Staat wie vor der Pestilenz! Bei uns ließen sie ihn also gar nicht ins Land, so eine Angst haben sie vor allem, was nur nach Sozialismus riecht! —<sup>2</sup>

Ich habe neulich bei unserem Pfarrerkurs einen jungen Pfarrer getroffen, der Sie in Zürich oft und oft gehört hat in Predigt und Kinderlehre. Ich ließ mir viel erzählen und nun sind Sie mir noch viel lebendiger nahe gekommen wie bisher.

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie für uns fürbittend eintreten und ich will Sie bitten, es auch weiter zu tun, denn wir brauchen es sehr, sehr nötig. Hier bei uns ist jetzt Erweckungszeit, Gottes selige Gnadenzeit . . .<sup>3</sup> aber eben deshalb strengt sich der Fürst der Finsternis doppelt an, uns zu schaden und Unkraut in die Weizensaat Gottes zu säen!

Gott behüte Sie, Er segne Ihr Leben und Ihre Arbeit mit dem Reichtum Seiner Gnade.

Es grüßt Sie herzlich Ihre dankbare, in Jesu mitverbundene Schwester

Maria Pilder.

<sup>1</sup> Siehe den vorangehenden Brief, Anmerkung 4.

<sup>2</sup> Ein Abschnitt ist weggelassen.

<sup>3</sup> Vgl. 2. Kor 6,2.



Lieber Freund!

Gott segne und erhalte Sie, stärke, erquicke und heile Sie und führe Sie aus der Enge in die Weite, daß Sie fröhlich atmen in seiner Luft: das wünsche ich Ihnen mit allen Fasern meines Herzens, das Ihrer heute so besonders lebhaft gedenkt, – zu Ihrem 60.!<sup>2</sup>

Sagen Sie doch ja nie mehr: Was ist denn mein Leben? Es liegt uns ja nahe, so zu fragen, und der Psalmsänger in Psalm 8 fragt auch so: Was ist der Mensch? Und je mehr wir gearbeitet und durchgemacht haben, desto mehr fragen wir so – gewiß! Aber wie meint's Psalm 8? »Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott! Du hast alles unter seine Füße getan!«<sup>3</sup> Und der Hebräerbrief nimmt das Wort wieder auf: »Jetzt sehn wir ihm noch nicht alles untertan, aber Jesum sehn wir!«<sup>4</sup> Jesum, durchgebrochen durch alles Gottlosmenschliche nach Leib und Seele, Jesum, Held und Sieger im ewigen Leben; und ihm nach die ganze seufzende Menschheit, der das Licht ihres Gottes aufgegangen ist, durchbrechend, zu Gott durchbrechend! Wir können ja gar nicht anders, wir spüren diesen Durchbruch jeden Tag an uns, er bricht aus meinem ungestümen Wort, er strahlt hell und lieblich auf in Ihren herrlichen Geschichten und Schilderungen! Das ist, nicht wahr, was uns trotz allem und allem so froh macht und bodenständig, mögen oben auch die Zweige und Äste geschüttelt werden! Wir schaffen nicht nur, nein es schafft, Er schafft in uns – denken Sie nur, wie viel tausend Menschenherzen Ihre Schriften göttlich berührt haben, wie Sie mitbauen am Aufbau des Ewigen mitten im Zeitlichen, wie viel reine, gute Wahrheit Sie schon in suchende Menschenseelen geschüttet – ein indirekter Seelsorger, da Ihnen das direkte verwehrt worden ist<sup>5</sup>, aber ebenso wirksam, auf breiterer Grundlage dem Einzelnen vielleicht nicht so nahe kommend wie der Kaplan im Dörflein, dafür aber viel tausende präparierend für das Höchste, Riegel wegschiebend, Schlösser aufbrechend, regnend auf durstige Pflänzchen, daß sie wieder wachsen können!

Dessen wollen wir uns freuen, daß die durchdringende Jesuskraft auch in uns schaffe, uns freuen, daß die ganze Welt in ihren tausend Plagen Gottes ist! Ja, was sind wir? Wir sind nichts, aber wir sind Gottes! Gott unsere Gerechtigkeit: da wurzelt unser Unüberwindliches, unsere ewige Gesundheit! Wir sind schon selig in der Gottesgewißheit und je mehr wir es sind, desto seliger und gesunder wird auch unser Leib. Gott gebe Ihnen das und mir und unserer ganzen armen Welt.

Wenn Ihnen die Bücher irgend etwas bedeuten, dann schenke ich sie Ihnen, bitte, sagen Sie nicht nein, Sie würden mir ja eine große Freude machen. Ihrem mit Ihnen feiernden treuen Freunde

H. Kutter.

1 Dieser Brief ist abgedruckt in: S. Frick: Federer-Briefe, 241 f.

2 Federer wurde am 6. 10. 1866 geboren.

3 Ps 8,5-7.

4 Hebr 2,5-10.

5 Federer hatte nach fast siebenjähriger Kaplantätigkeit in der Toggenburger Gemeinde Jonschwil (1893-1899) sein priesterliches Amt wegen seines Asthmaleidens aufgeben müssen.

---

Brief 277    Von Eduard Thurneysen  
                  Bruggen, 27. November 1926

---

Verehrter Herr Pfarrer!

Ich danke Ihnen vielmal und herzlich für die Übersendung Ihres neuen großen Wortes!<sup>1</sup> Es hat an jenem schönen, stillen Schaffhauser Tage bereits zu mir geredet<sup>2</sup>, das wird nun in den nächsten Wochen neben mir auf dem Schreibtisch liegen und weiter zu mir reden und

mir sicher wieder vieles sagen und geben, Altes und Neues aus Ihrem Schatze. Aber darf ich gleich meinen Wunsch noch einmal wiederholen: Sie möchten doch als nächstes uns von Ihren Predigten oder vielleicht noch erwünschter ein schlichtes Andachtsbuch geben, das uns auch in unseren Gemeinden dient<sup>1</sup>. Das Blumhardtsche<sup>2</sup> ist ja da, aber es wäre so gut, wenn es nicht das einzige bliebe; es ertrüge wirklich gut noch einen anders gearteten Kameraden neben sich.

Und nun ist also Frau Pfarrer von einem ernstlichen Leiden heimgesucht worden. Wir freuen uns Ihrer Nachricht, daß die Operation gut vorbeigegangen und eine völlige Wiederherstellung zu erwarten sei und senden herzliche Wünsche und Grüße auch an Frau Pfarrer selber.

Mit herzlichem Dank und Gruß bin ich Ihr      Eduard Thurneysen.  
Meine Frau grüßt vielmal mit.

1 Not und Gewißheit. Ein Briefwechsel, Kober, Basel 1927.

2 Thurneysen hatte Kutter anfangs November an seinem neuen Wohnort besucht.

3 Thurneysen hatte Kutter bei seinem Besuch vorgeschlagen, »er solle doch lieber einmal ein Predigt- oder Andachtsbuch schreiben« (Briefwechsel Barth-Thurneysen II, 445, Brief vom 9. 11. 1926 an Barth). Kutter hatte sich jedoch nicht dazu entschließen können. Doch 1931 erschien: Aus der Werkstatt. Gesammelte Andachtsblätter; 2. Auflage: Gotthelf-Verlag Bern/Zürich 1963, mit einem Geleitwort von H. Gollwitzer.

4 Siehe Brief vom 1. 10. 1917/3.

---

Brief 278    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 11. Dezember 1926

---

Liebes Fräulein und Schwester!

Endlich komme ich dazu, Ihnen mein neues Büchlein, das eben erst herausgekommen ist, zu senden<sup>1</sup>. Ihnen vor allem! Denn Sie sind mir eine mächtige Stütze durch Ihre Teilnahme und Ihr herrliches Verständnis!

Hoffentlich sind Sie neu gestärkt aus Ihren Ferien an Ihre so wichtige und segensreiche Arbeit zurückgekehrt. Denken Sie, ich habe Ihren letzten Brief an mich, der mir während der Abfassung meines Buches wie ein prächtiger Beleg meiner eben niedergeschriebenen Sätze erschien, in den Text hineinverwoben, wie Sie sehen werden!<sup>2</sup> Gott gesegnete Feiertage wünsche ich Ihnen sowie der ganzen evangelischen Kirche in R.<sup>3</sup>, deren Tätigkeit mich so sehr interessiert. Darf ich Ihnen einen herzlichen Gruß an den verehrten Bischof Dr. Makkai<sup>4</sup> mitgeben? Ihnen selbst meine ganze Teilnahme und Verehrung von Ihrem

H. Kutter.

1 »Not und Gewißheit«.

2 Siehe Brief vom 6. 8. 1926/1.

3 = Rumänien

4 Siehe Brief vom 6. 7. 1926/4.

Liebes Fräulein und Schwester!

Ich will Sie nicht länger auf eine Antwort auf Ihre letzten zwei Briefe warten lassen, damit ich mich nicht wieder ertappe auf unverantwortlichen Längen von Zwischenräumen! Vor allem danke ich Ihnen herzlich für Ihre warmen Worte, die Sie meinem neuen Büchlein<sup>1</sup> spenden, dann für die liebe und sehr geschätzte Tafel<sup>2</sup>, in welche Sie unser gemeinschaftliches Sehnen eingegraben haben! Ich habe sie an eines meiner Büchergestelle genagelt, und da winkt sie mir nun jeden Tag auf Ungarisch zu und läßt Sie und Ihr Arbeitsfeld die ganze Gemeinde in Klausenburg vor meinen Augen erstehen!

Was Sie mir von Ihren Kämpfen mit pietistischem Unverstand<sup>3</sup> schreiben, ist mir sehr eindrücklich und verständlich, bin ich doch selbst in ständiger Auseinandersetzung mit meinen lieben »Eifern mit Unverstand« (Röm 10)<sup>4</sup> zu meinem jetzigen Standpunkt gelangt. Das Beste ist: was der Pietismus will, wenn auch vermischt mit eigener Gerechtigkeit will, sozusagen in die Werkstatt Gottes hineinstellen und den lieben Alleinrechthabern zu verstehen geben, daß ihre Arbeit an ihrer Seele nicht ihre Arbeit, sondern Christi Arbeit mit ihnen ist. Sie gleichen dem eigenliebigen Lehrling, welcher vor lauter selbstgefälligem Eifer an seiner Drehbank ganz vergessen hat, daß der Meister auch da ist, daß er nur mit an des Meisters Arbeit schafft. Das ist eigentlich der wichtigste Unterschied zwischen ihnen und uns, daß wir die Gnadenarbeit Christi in unseren Seelen im Licht des uns in seine Arbeit stellenden Gottes, nicht in dem Lampenlichtlein unseres eigenen Eifers ansehen, während die Pietisten, wie gesagt, vor lauter frommem Eifer nie den großen Zusammenhang sehen, in dem ihr Glaubensleben steht. Sie beginnen mit sich selbst und hören bei Gott auf. Wir haben gelernt, es umgekehrt machen. Sie müssen aber dabei immer merken, daß sie uns nicht »über«! sind in ihrem Glauben, daß wir glauben wie sie, nur noch in viel umfassenderer, ich möchte sagen



gläubigerer Weise! Erst wenn sie sozusagen in die Defensive gedrängt werden und merken, daß wir, um in ihrer Sprache zu reden: mehr glauben als sie selbst, den ganzen Jesum haben, nicht nur den Herzensheiland, werden sie zugänglich und umgänglich, sonst aber wächst ihnen das Hochmütlein, zu dem ja das bloße Seelenchristentum, das eigentlich nie etwas anderes geblieben ist als Eigendienst, eine so große natürliche Neigung hat. – In dem Punkt dürfen wir nicht nachgeben, das dient allein zu ihrer Selbstbesinnung.

Bitte, grüßen Sie Ihren geehrten Herrn Bischof<sup>1</sup> auch einmal von mir, und nehmen Sie selbst die herzliche Versicherung unserer Gemeinschaft im Geiste Gottes! von Ihrem

H. Kutter.

- 1 »Not und Gewißheit«.
- 2 Maria Pilder hatte Kutter einen ungarischen Wandspruch (»Dein Wille geschehe«) geschenkt.
- 3 In einem undatierten Brief (nach dem 19. 12. 1926 geschrieben) berichtet M. Pilder über Auseinandersetzungen mit einer befreundeten Lehrerin, die vor sechs Jahren von ihr »bekehrt« worden sei und die nun ihre – Maria Pilders – Wandlung als Verrat und Irreführung verurteile.
- 4 Röm 10, 1 f: »... Denn ich gebe ihnen (den Juden) das Zeugnis, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand« (Luther).
- 5 Vgl. Brief vom 6. 7. 1926/4.

---

Brief 280    An Heinrich Federer  
Schaffhausen, 24. Januar 1927

---

Lieber Freund!<sup>1</sup>

Bin ich recht berichtet, wenn ich der Zuversicht lebe, Sie hätten in Ihrer traulichen Bude ohne Grippe gelebt, es seien Ihnen gerade in der Grippezeit ein paar goldene Tage der Gottesstille geschenkt gewesen

und der beglückenden Produktionskraft, oder müssen Sie mir das Gegenteil berichten?

Mich treibt manches gar mächtig um. Die Gedanken meines letzten Büchleins<sup>2</sup> sollen noch viel mehr nach allen Seiten entwickelt und deutlich gemacht werden, ich weiß, daß ich der wahren Lösung unserer furchtbaren Gottesnot auf Erden auf der Spur bin, aber ich habe das Wort noch nicht gefunden, ich ringe mit allen Kräften danach, aber die Menge der durcheinanderbrodelnden Gedanken will nicht stillehalten und sich nicht in ein Wort formen lassen. O wäre ich doch nur Poet, wie Sie! Gestalter! Was hilft, wenn das Wort nicht ein Ende macht allen Streites! – Ich bin so froh, daß ich jetzt nicht amtieren muß, daß das Chaos in mir seine Zeit zum stillen Ausgären bekommen hat! Nebenbei gefragt: meinen Sie nicht auch, daß »Not und Gewißheit« noch zu brodlig ist und daher besser nicht übersetzt würde? Doch haben Sie bei Kober eine Übersetzung befürwortet?<sup>3</sup>

Doch nun auch: wie herrlich ist, daß es gar nicht auf des Menschen Laufen und Ringen ankommt!<sup>4</sup> Glauben zu dürfen, daß Gott es tut und daß, wenns uns schüttelt, das nur geschieht, weil seine Hand über uns geht wie ein himmlisches Erdbeben, daß wir mitten im Strom seiner Werke schwimmen dürfen, ob sich grad unter unserer Hand etwas gestaltet oder nicht!

Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen Ihr treuer

H. Kutter.

1 Der erste und der letzte Abschnitt sind weggelassen.

2 »Not und Gewißheit«.

3 Das Buch wurde nicht übersetzt.

4 Vgl. Röm 9,16.

Liebes Fräulein!<sup>1</sup>

Wollen Sie nicht bald einmal wieder sich mit eigenen Augen unser Stilleben ansehen? Ich hätte grad jetzt gut Zeit, denn meine »Andachten«<sup>2</sup>, von denen Sie so Zuversichtliches erwarten, harren noch auf ihre Geburt, ich habe wenig Lust ein Buch ums andere in die Luft zu blasen – fast hätte ich gesagt zu seifenblasen! – wenn die Menschenkindlein dran vorbeigehen.

Mein letztes<sup>3</sup> scheint nach allen Anzeichen auch so eine Seifenblase zu sein, die Leute sehen noch gar nicht, wie zentral die Probleme sind, wie nötig gerade die Lösungen, die wir in aller Schwäche – aber darauf kommts ja gerade nicht an! – zur Diskussion stellen. Ich will doch nicht Bücher schreiben, nein, ich will Diskussionen veranlassen – und gelingt das nicht, dann höre ich halt auf. Vielen Dank noch für Ihre Rezension<sup>4</sup>, ist sie nicht stark gekürzt worden? Im übrigen seien Sie mit mir »allezeit fröhlich«<sup>5</sup> in der Gewißheit des Evangeliums, das seinen Gang unbekümmert um unser Können oder Nichtkönnen unentwegt verfolgt.

Mit herzlichem Gruß! auch an Ihre lieben Eltern

Ihr

H. Kutter.

Wissen Sie was von Federer? Er ist so stumm, daß es mir gar nicht gefällt!

1 Die beiden ersten Abschnitte sind weggelassen.

2 Vgl. Brief vom 27. 11. 1926/3.

3 »Not und Gewißheit«.

4 Martha Kuhn hatte Kutters Buch »Not und Gewißheit« rezensiert im Monatsblatt »Leben und Glauben«, 18. 12. 1926.

5 1. Thess 5,16.

Sehr geehrter Herr Kutter!

Der Ton Ihrer Karte vom 2. 3. berührt mich etwas schmerzlich, wenn ich an unsere früheren Beziehungen und zumal auch an die Aufnahme in Ihrem Haus während des Krieges denke<sup>1</sup>.

Ich möchte folgendes darauf erwidern: In meinem letzten Almanach »Das deutsche Gesicht«<sup>2</sup> habe ich die Anzeigen eingeteilt in die Bücher der letzten 5 Jahre und die älteren Bücher, unter denen Sie auch verzeichnet sind. Also Sie sind nicht totgeschwiegen. Daß ich für Ihre Bücher in der letzten Zeit nichts Besonderes getan habe, liegt einfach daran, daß die Form der sozial-religiösen Bewegung in Deutschland eine andere Struktur bekommen hat, so daß für Ihre Bücher kein Absatz mehr da ist, selbst wenn ich mich auf den Kopf stellen wollte. In diesem Fall kann man als Verleger nichts tun, als seine Verlagswerke in regulärer Weise am Ende neu erscheinender Werke anzuzeigen. Ich habe aber vor, einen religiösen Spezialkatalog in diesem Jahr herauszugeben, wo Sie dann in der gleichen Form wie die andern Werke, nämlich unter Hinzufügung von Rezensionen, dem Publikum nahegebracht werden. Sie müssen bedenken, verehrter Herr Kutter, man muß jährlich für 50 neue Bücher sorgen und kann dann nicht immer für ältere Bücher in gleicher Weise agitieren. Es geht wie bei den Kindern, wenn sie laufen gelernt haben, haben sie dann selbst weiterzulaufen.

Mit bester Empfehlung Ihr ergebener

Eugen Diederichs.

<sup>1</sup> Laut Angaben von Kutters Sohn Dr. Heinrich Kutter besuchte Diederichs seinen Vater für einen Tag vor dem Erscheinen der »Reden an die deutsche Nation« und überredete ihn dabei zu diesem Titel. Somit dürfte dieser Besuch etwa in die Zeit von Mai-Juli 1916 fallen. (Zum Titel: siehe Brief vom 12. 7. 1916, vor allem Anmerkung 10 und vom 6. 10. 1916.) – Diederichs hatte Kutter schon früher einmal besucht (siehe Brief vom 27. 4. 1910).

<sup>2</sup> Zum dreißigsten Jubiläum des Verlages: Jena 1926.

Meine liebe herzige Primula professoralis!

Zwischen den Dornen meiner Schreibarbeiten, die wie eine endlose, öde Hecke am Rand meines Lebensweges stehen, scheint heute ein lächelndes Meieligesichtchen zu mir hinüber und ich lächle es auch an, und so lächeln wir fröhlich und heiter zusammen und feiern den Meieli-Geburtstag im innigsten Gedankenaustausch! Und hätten einander so viel zu sagen, das wir aber lieber nicht sagen wollen, um ihm seine verborgene und fruchtbare Wurzelkraft nicht zu nehmen. Nicht wahr, *das* bewegt uns am meisten, wie wirs auch machen müssen, daß Gott in Jesus Christus immer weniger eine Betrachtung, ein Standpunkt, ein Menschengetue, eine interessante und hochernste Frage für uns sei, sondern ein tägliches, gewisses, sicheres Leuchten? Wie wirs machen müssen, daß wir nicht nur und immer wieder wie ein Huhn mühselig nur auf den nächsten Lattenzaun hinaufgackern, sondern wie ein Adler schweben über den Abgründen? Denn das sollen wir doch: schweben auf Adlersflügeln. Und sollen vergnügt und stolz auf die gewundenen, verschlungenen Straßen und Gäßchen Basels hinunterschauen und auf die ebenso verschlungenen Menschengedänklein und -willelein, die darin herumspucken! Wie sollen wirs nur machen, daß uns nichts imponiert und wir doch nicht falsch süffisant werden? Nein, weich und offen und herzlich – aber doch zugleich ein noli me tangere haben, einen allzeit freundlichen Mund, aber unter Umständen ein paar unmißverständlich blitzende Augen? Nicht böckisch und nicht kriecherisch sein? Nein, so in der Mitte in der aurea mediocritas des Himmelreichsgeistes? Gäll, liebs Gesichtlein im Dornenhag, da pöpperlet ein wenig unser Herz – und ich sage dir, daß ichs auch noch nicht kann! »Ja, aber warum denn in aller Welt?« – und nun schaut das Gesichtlein in der Dornenlücke grad so drein, wie mein Meieli dreinsieht, wenn ein Warumwölklein seine Augen beschattet! Aber ich lasse mich nicht beirren und rede weiter: Gar nicht warum! Das Him-



melreich ist etwas *Paradoxes*, man muß grad immer so tun, als könnte man es nur so nehmen und ins Leben hineinschaffen; und dann wieder muß der Großvater erklären, daß ers auch noch nicht versteht! Es ist eben beides wahr: das Haben und das Nichthaben! Da heißt halt: Haben als hätte man nicht, und nicht haben als hätte man! Das ist eben das Feine: Gott läßt den *Conjunctiv* auch gelten; denn er machts mit uns auch so: Er sieht uns an, als *wären* wir gerecht, wo wirs doch nicht sind. Aber gerade dieses Paradox ist Jesus: und wenn wir eine Professorsfrau wie sie sein soll mitten in allen Basler Masken, – die sie nicht nur an der Fasnacht anhaben, – auch wirklich sein wollen, dann müssen wir mit dem Paradox halten. Denn vernünftig geht es da nicht. Ich wünsche dir also von ganzem Vaterherzen: daß Dir Gott Gnade gebe, eine recht himmelreichparadoxe Frau Professor zu sein!  
Auf baldiges Wiedersehen und tausend Grüße Dir und Ernst

P.

---

Brief 284    An Maria Pilder  
                  Schaffhausen, 10. April 1927

---

Liebes Fräulein und Schwester!

Herzlichen Dank für Ihren Brief vom 1. ds. – Schon der zweite, den ich bis jetzt nicht beantwortet habe!!<sup>1</sup> Wie freut es mich, daß ich ein wenig mithelfen darf, dem Evangelium Gottes den ihm von der Christenheit so lange und so hartnäckig streitig gemachten Platz wieder zurückzuerobern! Und wenn Sie mich fragen, ob man mit Gott selbst bei jedermann, auch bei den einfachen Menschen, anfangen dürfe, so sage ich getrost und zuversichtlich ja<sup>2</sup>. Man muß nur den ganzen ihnen bekannten Christum und das an ihm orientierte subjektive Christentum ohne weiteres sozusagen in den Kreis Gottes einschließen und

ihnen davon reden, daß alle ihre Nöte seelischer Art von vornherein eingefaßt sind in Gott, daß es nicht um die Alternative sich handelt: Gott oder seelisches Heilschristentum, sondern daß das letztere auch zu den Reichgottes-Aufgaben gehört, daß wir unser Heil mit Furcht und Zittern beschaffen sollen<sup>3</sup>, nicht als Exercitium, das uns Gott aufgibt wie ein Schulmeister, sondern dadurch, weil er selbst diese Arbeit mit uns vollbringt. Mit Jesus hat das Schaffen Gottes auf Erden angefangen; und auf diesem Grunde allein baut sich unser Schaffen auf. Wir wirken das Heil, das wir haben, in der Gemeinschaft und Führerschaft Jesu aus, wir schaffen es nicht erst herbei. Dabei haben wir ja gerade der sonst so unverständlichen und darum selbstquälerischen Frömmigkeit, weil sie nicht Arbeit für Gott im schon vorhandenen Heil ist, die verständliche Beziehung auf ein Ziel gegeben – und das hebt mit einem Mal den Leerlauf dieser Frömmigkeit auf, die sich immer um sich selbst im Kreis herumdreht. Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß das Reden von der Gottesliebe als Anfang des inneren Heilsprozesses von den einfachsten Menschen freudig ergriffen und verstanden worden ist. Die Liebe, mit der man ihnen von Gott spricht, bringt sie erst eigentlich zur Empfindung von Sünde und Buße, während die Bußpredigt gewöhnlich nur überrumpelt und betäubt.

Wie schade, daß ich Sie bei Gelegenheit Ihres Deutschlandbesuches<sup>4</sup> nicht sehen und persönlich kennenlernen kann! Aber von einer Reise nach Leipzig kann leider bei mir keine Rede sein. Für Sie freue ich mich aber ungemein, daß Ihnen die wohlverdiente Ausspannung zuteilgeworden! Wie werden Sie sich auch freuen, wie wohl wird es Ihnen tun und wieviel Sonnenschein werden Sie andern bringen! Und nun leben Sie aufs Beste und Gott sei mit Ihnen! Ihrer lebhaft und herzlich gedenkend!

Ihr in Gott verbundener

Hermann Kutter.

1 Der erste unbeantwortete und hier nicht veröffentlichte Brief ist vom 11. 2. 1927.

2 In ihrem Brief vom 1. 4. 1927 hatte M. Pilder gefragt, ob die einfachen und im Glauben noch unreifen Leute nicht erst in irgendeiner Weise auf die »theozentrische Glaubensstellung« vorbereitet werden müßten. »Mich dünken die meisten Menschen zu unreif und zu unvorbereitet, um Gott und nur Gott allein zu erkennen, als brauchten sie noch einstweilen die Krücke der Religion« (siehe auch Brief vom 4. 12. 1928).

3 Phil 2,12.

- 4 Der »Deutsche Bund der Mädchen-Bibelkreise«, mit dem Maria Pilder schon seit vier Jahren in Verbindung stand, ermöglichte ihr eine Bildungsreise nach Deutschland.

---

Brief 285 Von Albert Lempp  
München, 26. April 1927

---

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Anlässlich eines Besuches von Herrn Pfarrer Thurneysen<sup>1</sup> in St. Gallen habe ich mit ihm über die Herausgabe eines täglichen Andachtsbuches gesprochen<sup>2</sup>. Dabei hat er mich vor allem auf Sie aufmerksam gemacht und mir dringend empfohlen, daß ich mich an Sie wende. Er meinte, daß Sie dafür vor allen Dingen in Frage kommen und ich muß sagen, daß mich der Gedanke sofort außerordentlich gepackt hat, denn ich kann mir vorstellen, daß Sie wirklich für den heutigen Menschen das kraftvolle kurze Gotteswort geben können, das wir alle so notwendig brauchen.

Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, mir gelegentlich Ihre Meinung darüber mitzuteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

A. Lempp.

<sup>1</sup> Siehe Adr./Korr.-Liste.

<sup>2</sup> Siehe Brief vom 27. II. 1926/3.

Lieber Freund!<sup>1</sup>

Vorläufig bin ich also hier, aber ich gedenke nicht zu bleiben, sondern mich mit Herrn a Marca<sup>2</sup>, der mich begleitet, nach einiger Akklimatisierung noch höher (Kandersteg? Adelboden? Wengen?) zu begeben. Ich berichte Ihnen wieder einmal. Jetzt streikt das Herz gehörig und vielleicht heißt es sogar umkehren und zurück nach Zürich. Ich laß es ruhig kommen wie es soll. – Sie denke ich mir bereits an der bittersüßen Korrektur des Plato-Werkes<sup>3</sup> oder noch an der feurigen ersten Niederschrift, diesem Hochgenuß der Arbeit. Gott mit Ihnen! Herzliche Grüße! Ihr treuer Heinrich Federer.

N. B. Ich habe zwei Bücher von Abbé Brémonds »Histoire littéraire du sentiment religieux en France«<sup>4</sup> bei mir und lese unendlich gerne in diesem geistreichen geschichtlichen Werk. Von den außerordentlichen Geistesmännern: Bérulle<sup>5</sup>, P. Coudren<sup>6</sup>, Ollier<sup>7</sup>, Vinzenz von Paul<sup>8</sup> usw. Alles andere erscheint mir daneben so schal, obwohl auch dieses Werk mehr historisch als etwa erbaulich aktiv ist. Aber es zeigt so wunderbare Männer auf ihren menschlichen Bahnen zum göttlichen Ziel. – Ich weiß nicht, wie es Ihnen gefallen würde. Wir beide stehen da nicht ganz auf gleicher – wie soll ich sagen? – Ausschau. Aber vielleicht würde auch Ihnen manches recht fröhlich und tröstlich zusagen. Ich werde Ihnen bei Gelegenheit etwas davon unterbreiten, wenn Sie wollen.

Immer nach einer Lesestunde muß ich wie im Gebet aufschreien: O, wie groß, o wie reich, o wie gut bist du, lieber Gott! – Ich hoffe, Sie befinden sich in jeder Hinsicht herzlich wohl

H. F.

<sup>1</sup> Der erste Abschnitt des Briefes ist weggelassen.

<sup>2</sup> Giuseppe a Marca, Sohn eines früh verstorbenen Schulkameraden von Federer, der ihn häufig bei seinen Kuraufenthalten begleitete.

- 3 Plato und wir, Chr. Kaiser, München 1927.
- 4 Henri Brémond, S. J. (1865–1933), Historiker der asketischen und mystischen Bewegungen Frankreichs. Sein Hauptwerk »Histoire littéraire du sentiment religieux en France, depuis la fin des guerres de religion jusqu'à nos jours« ist in den Jahren 1916–1936 in 12 Bänden erschienen und hat v. a. in katholischen Kreisen große Beachtung gefunden.
- 5 Pierre de Bérulle (1575–1629), Gründer der »Kongregation des Oratoriuns unseres Herrn Jesus Christus«. Bérulle wurde 1625 Beichtvater der Prinzessin Henriette (später Königin von England) und 1627 Kardinal. Seine Schriften zeichnen sich durch eine asketisch-kontemplative Frömmigkeit aus.
- 6 Charles von Coudren (1582–1641) trat 1617 in die von Bérulle gegründete Kongregation ein und wurde nach Bérulles Tod 1629 dessen Nachfolger als Kardinal.
- 7 Johann Jacob Ollier (1608–1657) gründete 1642 in St. Sulpice, Paris, ein Seminar zur Bildung des Klerus (Kongregation von St. Sulpice), daneben auch Schulen und Waisenhäuser. Seine Schriften sind asketischer Natur.
- 8 Vincentius von Paul (1576–1660), der wohl bekannteste der von Federer genannten Theologen. Er gründete 1627 die »Confrérie de la Charité«, 1625 die »Congrégation Mission« (Lazaristen) und 1634 die Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern (Vinzentinerinnen).

---

Brief 287    Von Albert Lempp  
                   München, 17. August 1927

---

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Aus meinem Urlaub zurückgekehrt, finde ich Ihren freundlichen Brief vom 10. August 1927<sup>1</sup>, in dem Sie mir das Manuskript Ihres Buches »Plato und wir« anbieten. Ich freue mich darüber ganz außerordentlich und nehme das Buch selbstverständlich sehr gerne für meinen Verlag an, auch ohne, wie es während meiner Abwesenheit geschehen ist, auf die Ansicht meines Verlagsreferenten, Herrn Pfarrer



Merz<sup>2</sup>, der zur Zeit im Urlaub ist, zu warten. Wie Sie wissen, ist es schon lange mein Wunsch, auch Sie in meinem Verlag vertreten zu dürfen und so gehe ich mit besonderer Freude an die Veröffentlichung dieses Manuskriptes.

Was den Titel des Werkes betrifft: »Plato und wir«, so scheint es mir, als ob er für den Absatz des Werkes nicht eigentlich günstig genannt werden kann. Es sieht von außen gesehen so aus, als wäre es eine der vielen wissenschaftlichen Abhandlungen über Plato, während das Buch doch, wenn ich beim Überfliegen recht gesehen habe, wie Ihr Kantbuch sich viel mehr an die Allgemeinheit wendet und gerade so, wie Sie bei dem Kantbuch nicht »Kant und wir« gesagt haben, sondern »Am Anfang war die Tat«, so würde ich es außerordentlich begrüßen, wenn auch hier ein ähnlicher Titel gefunden werden könnte<sup>3</sup>.

Was die Herausgabe bis Weihnachten betrifft, so ist es schon ein wenig spät, um das Buch sorgfältig und gut und vor allem noch zeitig genug herauszubringen. Auch bringt der Verlag für dieses Weihnachten schon sehr viele Bücher heraus, so daß es in Betracht zu ziehen wäre, ob nicht vielleicht Ostern ein besserer Termin für Ihr Buch ist.

Und nun darf ich Sie noch um Ihre Bedingungen für die Verlagsübernahme bitten, damit ich Ihnen dann einen Vertragsentwurf einsenden kann. Indem ich Ihnen nochmals für Ihr großes Vertrauen, das sie mir mit der Übersendung des Manuskriptes entgegengebracht haben, herzlich danke, bin ich

mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

A. Lempp.

<sup>1</sup> Dieser Brief ist nicht erhalten.

<sup>2</sup> Siehe Brief vom 11. 2. 1925/3.

<sup>3</sup> Das Buch erschien Ende 1927 unter dem Titel »Plato und wir« im Chr. Kaiser Verlag.

Meine lieben beiden!<sup>2</sup>

Lieber Gottfried! Nicht nur ein wenig, nein, gar sehr habe ich mich gefreut über Deine Arbeit<sup>3</sup>, es ist das Beste und Wahrste, was man von meinen Absichten schon ausgesagt. Du hast gerade die Punkte herangezogen, die mir besonders am Herzen liegen, vor allem: warum ich nicht aktiv in Antimilitarismus etc. etc. mitmache und damit bewiesen, wie sehr Du von innen aus den Geist Deines offenbar so schwer verständlichen Mitarbeiters in Form Deines Onkels verstanden hast! Es ist alles so gut und gerecht und ausgeglichen dargestellt, daß ich neben allem auch einen großen Respekt vor Deiner schriftstellerischen Umsicht und Darstellungsgabe bekommen habe. Das Zigarrenkistchen war reichlich verdient. Sehr klug war es auch von Dir, mein Verhältnis zu Barth<sup>4</sup> nicht zu berühren, das hätte nur Unbehagen und Mißverständnisse geweckt. Und das Beste von allem ist, daß es auch diesem Leserpublikum mit aller Deutlichkeit gesagt worden ist, worauf es in aller Welt, nicht nur in der theologischen, ankommt. – Ich drücke Dir im Geiste die Hand und hätte es schon lange gern auch leiblich getan<sup>5</sup>.

Die Nachrichten von Bern, namentlich Pauluskirche! haben mich sehr interessiert<sup>6</sup>. Wenn nur jetzt die Sozi geschlossen marschieren und Durchschlagskraft genug haben! Reformer und – Schädelin!<sup>7</sup> das wird ihn ein wenig bedenklich machen, denn aus ihren Händen wird er doch nicht gern einen Lehrstuhl entgegennehmen! So bleibt also im Ernst nur Barth! Ich würde mich für beide freuen, Bern und Barth. Bern hätte eine Zugkraft und Barth stände einmal nicht im Himmel, sondern auf Erden, auf dem nüchternen Schweizerboden. – Seid noch einmal versichert, wie wohl mir Eure warme Liebe tut und herzlichst begrüßt, jetzt noch im Geist und bald einmal von Angesicht zu Angesicht von Eurem

Onkel Hermann.

Und Tante grüßt ebenfalls sehr.

- 1 Kutters Ferienort im Prättigau (GR).
- 2 Ein Abschnitt ist weggelassen.
- 3 Die Botschaft Hermann Kutters. In: *Zeitwende*. 3. Jg., München 1927/9. 238–250. – Ludwig schreibt: daß Kutter sich in den Fragen des »Militarismus, Nationalismus«, »Pazifismus« »und andern -ismen der Gegenwart« ausschweige, sei nicht sein später Verrat an »seiner ursprünglichen sozialen Botschaft«, vielmehr selbstdisziplinierte »theologische Haltung«: »Je länger desto mehr« habe er »seinen jungen Freunden geraten«, allein das Evangelium zu verkünden. Dieses sei der notwendige Boden zur Lösung der sozialen Frage und die hinreichende Grundlage des kirchlichen Auftrages (244 f). »Das göttliche ›Müssen‹ der Sozialdemokratie« bestehe insofern auch darin, der gottlos gewordenen Kirche diese ihre Gottlosigkeit »in Gottes Auftrag zu verkündigen« (239), sie wieder zu ihrer Disziplin zu bringen (vgl. dazu die Differenz zwischen Kutter und Ragaz: Brief vom 11. 4. 1907/3, ferner: *Mein Volk*, München 1929, 129–140).
- 4 Dazu siehe Brief vom 5. 2. 1925, vor allem Anmerkung 3. – Kutter hätte eine Berufung von Barth an seine freierwerdende Stelle am Fraumünster in Zürich begrüßt (vgl. dazu die Briefe vom Juni und Juli 1925). – Barth distanzierte sich immer mehr von Kutter, dem er bei einer Begegnung im Juni 1929 »in aller Offenheit« sagte, »was ich von seiner alles und nichts sagenden Gottesrede nachgerade halte« (so in seinem Brief an Thurneysen vom 30. 5. 1929, zitiert nach E. Busch: *Karl Barths Lebenslauf*, 201). Siehe auch Brief vom 10. 12. 1929.
- 5 Der Rest dieses Abschnittes ist weggelassen.
- 6 Barth erhielt 1927 einen Ruf nach Bern. Nachdem ihn Berner Zeitungen wegen seines angeblichen Pazifismus und wegen mangelnder Staatstreue angegriffen hatten und die Berner Regierung sich mit der Berufung Barths zugleich ausbedingen wollte, nächste Berufungen nur an Liberale ergehen zu lassen, stellte Barth der Regierung das Ultimatum, er werde die Berufung nur ohne diese Bedingung annehmen, worauf sich die Sache zerschlug (siehe E. Busch: *Karl Barths Lebenslauf*, 188; vgl. auch Brief vom 29. 11. 1927).
- 7 Albert Schädelin (1879–1961): Theologiestudium in Bern und Berlin; 1905–1911 Pfarrer in Rohrbach (BE) und dann bis 1952 am Berner Münster, 1928–1950 Professor für praktische Theologie an der Universität Bern.  
Schädelin sammelte schon Jahre vor Lüdemanns Rücktritt vom Berner systematischen Lehrstuhl einen Kreis von Freunden, der Barth als Nachfolger nach Bern holen wollte: Man rechnete nämlich in Bern mit einem frühern Rücktritt von Lüdemann (dazu: Briefwechsel Barth–Thurneysen II, 1974, Brief vom 8. 7. 1924, 262).

Lieber Freund!

So tauschen wir wieder einmal die Bücher<sup>1</sup>.

Mag nun drin stehen was will, so wollen wir doch unsere Freude daran haben, daß wir uns so vice-versa beschenken können, um so mehr als wir etwas ehrlich gemeintes geschrieben haben. Das trifft auch für mein Buch aus einem unendlich viel tieferen Niveau zu. Nicht um persönlich hervortreten oder wichtig zu tun mit dem eigenen Figürchen – das wäre zu toll und traut mir hoffentlich niemand zu – habe ich aus meiner Jugend, besser gesagt aus meiner dreizehnjährigen Kindheit geschrieben. Warum denn? Ich kann es mit zwei Worten nicht erklären, aber Sie und gewiß auch weniger gütige Leser werden es im Lesen merken.

Leider ließ Grothe<sup>2</sup> wegen zu später Zeit und aus Papiermangel mein liebstes Kapitelchen aus: »Die erste Beichte und der erste Verkehr mit den Reformierten.« Ich hatte ihm freigestellt wegzulassen, was ihm nicht passe. Aber dieses Stück, das ich freilich erst von Weissenburg nachschickte, ließ er neben zwei andern weg, in der zweiten Auflage kommt es dann.

Mein katholisches Herz wollte und konnte ich nicht verleugnen. Sie wären der Erste, der mich darob getadelt hätte. Aber ich hoffe, daß ich, wo Konfessionelles hineinspielt (z. B. die Konversion meiner Mutter Verena Nägeli<sup>3</sup>, einer Bülacherin), nicht unbillig geworden bin. Ich gebe zumeist die Gedanken der Mutter oder des Knaben, ohne weiter zu rasonnieren. Doch lasse ich mich dankbar von Ihnen schelten, wo ich unwissentlich doch sollte gefehlt haben. Hierfür ist eben recht schade, daß Grothe gerade das vorgenannte Kapitelchen wegließ.

Wie wohl, o wie wohl, war mir beim Schreiben dieses schlichten Buches!

Aber nachdem ich mich so gespreizt, will ich gleich wiederholen, wie

ich Sie regelmäßig bei unserem Büchertausch übervorteile, indem ich für Ihr Gold kleine Scheidemünzen habe. Sie müssen ja auch sein. Aber das Gold gibt den großen Ausschlag.

Und da ich soeben Ihr starkes großes Buch<sup>1</sup> ausgepackt und da und dort, immer noch müde vom Krankliegen, herumgetastet habe, etwa wie man ein neues teures Klavier auf dieser und jener Taste in Ton und Drei- und Mehrklang probiert, bevor man kräftig und mutig genug ist, um im Vollen zu spielen. Und schon diese kleine Probe sagte mir, wie gut das tönt, aus allen Tiefen mit frischem Schwung. Morgen oder übermorgen beginne ich dann die Lektüre von vorne an, recht im Gang Ihrer Ideen und Ziele.

Für heute genug! Leben Sie wohl! Gott segne die großen und kleinen Samenkörner der Menschen, die eines guten Willens sind! Ich hoffe, Sie freuen sich beim Durchlesen Ihres Buches recht herzlich daran. In alter Liebe

Heinrich Federer.

1 Kutters eben erschienenes Buch: Plato und wir (Chr. Kaiser, München 1927) und Federers Jugenderinnerungen: Am Fenster (Grothe, Berlin 1927). Schon 1924 konnten Federer und Kutter »Papst und Kaiser im Dorf« und »Im Anfang war die Tat« tauschen.

2 Siehe Brief vom 11. 11. 1925/4.

3 Verena Jäger, geb. Nägeli (1829–1886) ist 1864 zum katholischen Glauben übergetreten, um den Künstler Paul Federer zu heiraten. Über die Konversion seiner Mutter berichtet Federer in seinen Jugenderinnerungen im Kapitel »Mutter, o meine Mutter« (Am Fenster, 15–24).



---

Brief 290 Von Wilhelm Stapel  
Altona-Bahrenfeld, 14. November 1927

---

Lieber, verehrter Freund!

Mit großer Überraschung erhielt ich heute die Paketpostkarte, und meine Frau brachte dann Mittag das Buch vom Zollamt mit<sup>1</sup>. Die Widmungszeilen, die Sie mir in das Buch schrieben, sind mir eine besondere Freude. Als Sie es mir ablehnten, daß ich Ihnen unsre Hefte persönlich zusende und schon gesandte Hefte zurückschickten<sup>2</sup>, hatte ich das Gefühl, daß das die Kündigung der Freundschaft in schonender Form bedeute. Daher liegt Ihr letzter Brief immer noch unbeantwortet auf dem Schreibtisch: Ich wußte nicht, was ich daraus machen sollte. Sie hatten uns in schwerer, auch äußerlich schwerer Zeit geholfen, und nun lehnten Sie den Dank ab. Dieses Gefühl der Ablehnung wird durch die Widmung freundlich ausgetilgt.

Ihre Schrift »Wo ist Gott?« habe ich im Sommer gelesen; ich wollte schon immer darüber im D. V.<sup>3</sup> schreiben, aber ich konnte nicht darüber klar werden: Sollte ich eine kurze Besprechung schreiben oder, die andern Bücher einbeziehend, einen großen Aufsatz?

Innerlich kommt die Schwierigkeit hinzu, daß ich kein klares Verhältnis zur modernsten Theologie habe. Es ist mir schon physisch schwer möglich, der reichen Produktion zu folgen; ich werde auch das Gefühl nicht los: Das ist alles vorläufig (im eigentlichen Sinn), warte, das Warten wird sich lohnen. Ehe wir wieder fromm werden können, müssen wir erst eine neue metaphysische Situation haben. Deshalb habe ich mich vom Juni bis jetzt mit Kolbenheyers entsetzlich schwerer »Bauhütte«<sup>4</sup> befaßt. Seine biologisch-naturalistische Metaphysik hat gar nichts mit göttlichen Dingen (im üblichen Sinn) zu tun, sie stieß mich ab und zog mich doch an. Bis mir endlich des nachts auch dieser Sinn aufging. Es ist eine wirkliche Stufe. Aber nicht nur dies, jenes soziale Diskussions-Christentum (Neuwerk<sup>5</sup> u. dgl.) stieß mich ab. Die Not des äußern Lebens ist dazu da, daß man helfe, nicht daß man darüber diskutierte und theologische Systeme darauf baue. Ich bin

den religiösen Diskussionen möglichst entronnen, so sehr, daß ich seit längerem nicht mehr in die Kirche gegangen bin, um diese Dinge nicht von der Kanzel genießen zu müssen. Das Gehirn ist dessen müde, und das Herz wünscht das Einfache und Klare. Man sollte alle Kongresse und Zeitschriften verbieten (wodurch ich der meinigen glücklich ledig würde).

Jetzt soll mich wundern, was ich aus Ihrem Platon lernen werde. Und wie das mit Ihrem Kant<sup>6</sup> zusammensteht wird<sup>7</sup>.

Haben Sie tausend Dank. Sie haben mir eine große Freude gemacht!

Ihr

Wilhelm Stapel.

1 »Plato und wir«.

3 Es handelt sich um Stapels völkisch-nationale Zeitschrift »Deutsches Volkstum«, welche Kutter Ende 1925 abbestellt hatte (siehe Brief vom 24. I. 1926).

3 = Deutsches Volkstum

4 Erwin Guido Kolbenheyer (1878–1962) vertrat in seinen philosophischen Schriften (v. a. in: Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart, München 1925) eine biologisch untermauerte mystische Lebenslehre, in der die Unterordnung des einzelnen unter das Volksganze gefordert wird; von ihr zum Nationalsozialismus war ein kleiner Schritt. Nach dem zweiten Weltkrieg hatte Kolbenheyer fünf Jahre Schreibverbot.

5 Der Jugendbewegung gelang der Durchbruch in die Kirche erst nach dem 1. Weltkrieg, z. B. im 1920 aus Gedanken von Marburger Studenten, einer religiös-sozialen Vereinigung von Geistlichen und einer christlich-kommunistischen Siedlungsgemeinschaft junger Menschen entstandenen »Neuwerk« mit dem Zentrum Habertshof bei Schlüchtern; das Ziel der Bewegung war: Verwirklichung christlicher Lebensgemeinschaft in »ländlichen Siedlungsversuchen mit Volkshochschulaufgaben«. Nachdem sich ein Zweig unter E. Arnold (Bruderhofbewegung, Sparhof Fulda) abgespalten hatte, stand das Neuwerk unter Führung von der religiös-sozialen Bewegung nahestehenden Pfarrern (E. Blum, O. Herpel, H. Schafft) und dem Lehrer G. Flemmig. Das Organ der Bewegung: »Neuwerk. Ein Dienst am Werdenden« erschien von 1919 an.

6 »Im Anfang war die Tat«.

7 Der letzte Abschnitt ist weggelassen.

---

Brief 291    An Gottfried Ludwig  
Schaffhausen, 29. November 1927

---

Lieber Gottfried!

Der guten Aufnahme meines »Plato«<sup>1</sup> bei Dir war ich von vornherein sicher aus dem einen Hauptgrund, weil er mit Dir über unsere gemeinsame Welt Red und Antwort pflegen wollte! Oder soll ich lieber sagen: über den Vorplatz und den Treppenaufgang zu ihr? Das hast Du ohne weiteres gemerkt und in Deiner »noch ungelösten Frage«<sup>2</sup> zum Ausdruck gebracht, daß es sich hier nicht darum handelt, eine bloße idealistische Weltauffassung mit dem Gewährsmann Plato im Rücken auf der selben Fläche wie das Evangelium aufzubauen, als wäre menschliches Denken im Stand, eine Art Vorhof oder gar Heiligtum zum Allerheiligsten zu bilden, eingefaßt von denselben Tempelmauern! O, nein, das Verhältnis des genialsten Idealismus zum Evangelium ist nicht ein rationales, sondern ein irrationales! Höchstens gilt da das paulinische Bild vom Schatten und Körper<sup>3</sup>, die trotz formeller Ähnlichkeit durch das Leben unvereinbar auseinandergetrennt sind. Und das absolut Neue am Evangelium ist ja immer wieder und ganz unmißverständlich Jesus Christus! Wir fassen den Plato und die ganze Philosophie in unseren Sack – aber Christus faßt unsere Person samt ihrem ganzen Gedankensack in Sein persönliches ewiges Leben. Ich denke, da sind Grenzpfähle deutlichster Art aufgerichtet! Was ich wollte, ist der modernen Jungmannschaft, der man mit dem Evangelium – aus Schuld der gotteswortarmen Kirche! – nicht ohne weiteres kommen kann, auf ihrem eigenen Boden eine Art Paidagogos eis Christon<sup>4</sup> zu sein, daß sie, wenn sie die Herrlichkeit einer absoluten Welt in der Götterfahrt des menschlichen Gedankens erstrebt, nun befähigt werde, die Fülle des zu uns gekommenen Göttlichen anzunehmen. Und dabei galt es so manches ins richtige Licht zu rücken – Eros! Was vom gottarmen Christentum total verkannt worden, womit vielleicht diesem und jenem eine kleine Hilfe geleistet wird.

Wie freut es mich, daß Du es brauchen kannst. Die Affaire Barth<sup>1</sup> ist allerdings sehr wenig erbaulich. Barth hat sich ganz einfach überschätzt und den Maßstab verloren. Ihm ist die Schlappe heilsam, aber Bern hätte ihn dringend nötig gehabt! Providentia Dei et Confusione hominum! Warum sind wir, die wir doch Gloriam Dei suchen nicht gescheiter als andere Menschen?!<sup>6</sup>

Dein Onkel Hermann.

1 »Plato und wir«.

3 Im hier nicht veröffentlichten Brief vom 26. 11. 1927 fragt G. Ludwig Kutter: »Eine Frage allerdings ist mir nicht gelöst worden. Was haben wir als Theologen eigentlich mehr zu sagen als eine ihrer Aufgabe bewußte Philosophie? Ist Christus nicht überflüssig geworden, wenn wirklich die Philosophie so viel zu sagen hat? Und wenn Vergebung allenfalls das Wort sein sollte, das die Philosophie nicht mehr sagen kann, weil dieses Wort nur Christus zu sagen hat und mit Vollmacht sagen darf, ist dann nicht auch die Philosophie Platos eine im letzten Grunde unnötige Spekulation?«

3 Kol 2,16 f.

4 Gal 3,24: »So ist das Gesetz zu unserem Aufseher (paidagogos) geworden, bis zum (eis) Erscheinen Christi (Christon)«. – »Nachdem nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir keinem Aufseher mehr unterworfen« (Gal 3,25).

5 Siehe Brief vom 13. 9. 1927/6.

6 Der letzte Abschnitt ist weggelassen.

---

Brief 292    An Karl Barth  
Schaffhausen, 15. Dezember 1927

---

Sehr geehrter Herr Professor!

Zu meiner großen Überraschung empfang ich heute vom Verlag Kaiser Ihr neues Werk als Geschenk von Ihnen<sup>1</sup>. Nehmen Sie dafür meinen besten Dank!

Mit herzlichem Gruß! an Sie und Frau Professor  
Ihr ergebener

H. Kutter.

- 1 Die christliche Dogmatik im Entwurf. Band I: Die Lehre vom Wort Gottes. Prolegomena zur christlichen Dogmatik, Kaiser, München 1927.

---

Brief 293    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 22. Dezember 1927

---

Meine sehr geehrte und liebe Schwester!

Was für eine Freude haben Sie mir mit Ihrem letzten Brief<sup>1</sup> gemacht! So lange hatte ich nichts mehr von Ihnen gehört – und nun regnet es förmlich auf mich herein in alter sprudelnder Mitteilsamkeit! Wie froh



bin ich, daß Sie aus meiner »Not und Gewißheit«<sup>2</sup> die Erkenntnisse schöpfen, die Ihnen aus eigener Not immer mehr zu eigener Gewißheit helfen. Das würde das Büchlein ja gar nicht von selbst zu tun vermögen, wenn Sie nicht selbst so redlich und tapfer vorgearbeitet hätten. Besonders aber freut es mich, daß Sie am »Stein des Anstoßes und Felsen des Ärgernisses«<sup>3</sup> des theozentrischen Standpunktes auch stützig geworden sind! Denn nun können wir in aller Ruhe darüber reden.

Ist es nicht merkwürdig, daß wir uns gerade an demselben Stein stoßen (ich habe mich schon lange daran gestoßen!), der auch den lieben Pietisten ein Fels des Ärgernisses ist? Sollte das nicht beweisen, daß der »Sauerteig der Pharisäer« noch ein wenig in unseren Herzen treibt? Denn gerade die »Frommen« behaupten immer, dieser sogenannte theozentrische Standpunkt sei für die einfachen Menschenkinder – die in unseren Landen nicht christlicher sind wie in den Ihrigen – viel zu hoch; ihnen müsse man zuerst das verständliche Evangelium, Sündenerkenntnis und Buße predigen, bevor sie überhaupt im Stande seien, Gott um Gottes Willen zu verstehen<sup>4</sup>. Eben hierin besteht ja gerade der Widerstand und die Feindschaft der Frommen gegen uns, von der Sie schreiben und die Sie aus eigener Erfahrung kennengelernt haben. Sollten wir uns also an demselben Stein stoßen wie unsere lieben, »aus Unverstand eifernden«<sup>5</sup>, Brüder im Pietismus? Oder ist unser Anstoß vielleicht doch nichts anderes, als der Beweis dafür, daß wir selbst noch nicht »ins vollkommene Gesetz der Freiheit durchgeschaut haben«?<sup>6</sup> Um es gleich zu sagen: der Pietismus hat ein großes Recht für sich, wenn er am theozentrischen Standpunkt Anstoß nimmt, wir sind nicht ohne tiefen Grund beunruhigt über die »großartige« Aussicht, die uns dieser Standpunkt bietet. Denn es ist wahr: wenn die Gottesgewißheit nicht mehr der Geist des christlichen Glaubens ist, dann kommt der Mensch mit seinen menschlichen Interessen wieder oben auf, und die sind von jeher niemals etwas anderes gewesen – im Heidentum wie im Judentum und Christentum – als: der Mensch muß durch seine Gerechtigkeit, sei's nun Werk- oder Glaubensgerechtigkeit ins Elysium oder in den Himmel zu kommen trachten. Gut und Bös, Gesetz und Sünde, Himmel und Hölle, das ist hier der Maßstab. Es handelt sich um mein ewiges Geschick – aber nicht um Gott. Im Evangelium aber handelt es sich in erster Linie um Gott und um mich nur insofern, als ich innerhalb der Sphäre Gottes in der unerschütterlichen Voraussetzung der Gottesgewißheit mein Heil

»mit Furcht und Zittern« beschaffe, mit Furcht und Zittern eben darum, weil »Gott in uns wirkt das Wollen und Vollbringen«<sup>7</sup>, weil also mein persönliches Heil auch in die Werkstatt Gottes hineingeht.

Wenn nun aber das vergessen ist, wenn das persönliche Heil nicht mehr als Arbeit in der Werkstatt Gottes verstanden wird, sondern als etwas, das ich mit mir selbst abzumachen habe, für das ich Gott und den Heiland nur um Beistand anrufe, aber das ich ganz verlernt habe, als Gottes eigene Arbeit in und mit mir anzusehen – dann fällt sozusagen die ganze Werkstatt auseinander, dann werden die Heilsfragen ohne Verbindung mit Gott allein und ausschließlich wichtig, dann ist Gott nur Anfang und Ziel meiner eigenen Frömmigkeit und Seligkeitssehnsucht, nur Helfer und Mittel zu meinem Zweck, nicht mehr die selbstverständliche Voraussetzung meines Heiles. Gott und Mensch sind wieder getrennt und nur durch die Frömmigkeit verbunden. Und das ist nun der Standpunkt des Heidentums von jeher gewesen, aber auch der Standpunkt des Judentums und des Christentums schon bald nach der Apostelzeit wieder geworden<sup>8</sup>.

Wenn es wahr ist, daß die Trennung zwischen Gott und Mensch das normale Verhältnis ist – wie der natürliche Mensch, der Heide meint – und die Gemeinschaft Gottes mit den Menschen erst durch Frömmigkeit, Buße und Glauben hergestellt werden muß – dann hat der Pietismus recht. Darum scheint er auch in Zeiten wie der heutigen, da die Gewißheit Gottes in Jesu Christo wieder der Gewißheit des Menschen von sich selbst in Gottlosigkeit und Frömmigkeit Platz gemacht hat, ganz allein recht zu haben. Wenn das das einzige ist, was es für uns gibt: entweder ein Sünder oder ein bekehrter Christ, dann ist der Pietismus, der diese abschließende Wahrheit ausspricht, in der Tat unüberwindlich. Und so kann es wirklich scheinen, daß für unsere armen, unwissenden Gegenwarts-Namenchristen nichts anderes und besseres zu verkünden sei, als die Botschaft von Sünde und Gnade, da sie ja doch Gott selbst nicht verstehen können. Das ist unwidersprechlich wahr – wenn die Gottesgewißheit fehlt. Sie soll aber nicht fehlen. Denn sonst ist trotz der schönsten Sinnesänderung alles gefehlt, sonst haben wir nur einen fleischlichen Egoismus gegen einen geistlichen eingetauscht, sonst hat Gott sozusagen das Nachsehen, weil seine nach seinem Bilde geschaffenen Menschenkinder vor lauter eigenen Interessen – und wären es auch himmlische! – nie für Gott und ihre Zugehörigkeit zu ihm erwachen. Was eine solche Eigenfröm-

migkeit in der Welt bis heute ausgerichtet hat, das ist's ja gerade, was heute die ernstesten Christen allerorten mit Schrecken einzusehen beginnen! Warum hört niemand mehr auf uns? Weil wir gerade dieses, wie wir meinen, allein praktische und für die Einfältigen allein verständliche Buß- und Seligkeitschristentum ununterbrochen verkündigt haben, nicht Gott in Jesu Christo, sondern unser eigenes mit Gott zu beschaffendes Heil. Das hat die Kirche, die Predigerin Gottes, völlig unfähig gemacht, die Wahrheit des in Christo erschienenen, lebendigen Gottes allen weltlichen »Fürstentümern und Gewalten«<sup>9</sup> in Politik, Wirtschaft, Familie und Herzen gegenüber so geltend zu machen, daß die Welt merken mußte: es gibt neben dem Götzen Mammon, der die Welt regiert, noch eine Gottesmacht, nicht eine fromme und harmlose Erbauungs- und Andachtsgefühlsseligkeit zum Trost für alle Unbill des Lebens, eine Gottesmacht, die in Verhältnisse und Herzen hineinzündet und die von der Sünde so zu reden versteht, daß nicht die Hölle, sondern Gott offenbar wird und von einer Bekehrung, die nicht um der Hölle, sondern um Gottes willen geschieht, daß man muß ein anderer Mensch werden, nicht weil die Hölle da ist, sondern weil Gott da ist. Bekehrung um Gottes, nicht um der Seligkeit willen. Sehen Sie nicht, daß in dieser Predigt von Gott in Jesu Christo die ganze Wahrheit des Pietismus auch enthalten ist? Was gibt wohl die bessere Bekehrung: die zu Gott oder die zur Seligkeit? Und dieses Evangelium von der in Jesus erschienenen Gottesherrschaft auf Erden mit ihrer siegesgewissen Weihnachtshoffnung für alle Menschen, mit ihrer Glaubensgewißheit, daß die Pforten der Hölle<sup>10</sup> nichts vermögen, weil Gott in Jesus Christus sein Reich aufrichtet mit ihrer Liebe, die auch vor dem größten Verderben nicht erlahmt, weil sie Gott an der Arbeit weiß, die alles glaubt und hofft und nie einen Menschen aufgibt, die von Sünde und Tod nur darum spricht, weil sie ihnen ihren Untergang ankündigt – dieses Evangelium, das die Taten Gottes verkündigt auch vor der unwissenden Masse (vgl. Apostelgesch. 13 und 17) und von keiner anderen Sinnesänderung weiß, als von der, mit Gott ernst zu machen, wozu ja selbstverständlich auch die Abwendung von der Sünde gehört, aber eben um Gottes willen, nicht um der Hölle willen, dieses seine Ehre keinem anderen lassende Gotteswort schließt keine Kompromisse und läßt sich nicht von einer gerade in der Gottesferne großgezogenen frommen Weisheit: als verstehe es der einfache Mann nicht, in den Hintergrund drängen, denn warum versteht der einfache Mann nur Hölle und Himmel und

Gott nicht? Weil man ihm nur von Hölle und Himmel und nicht von Gott gepredigt hat.

Anstatt also in der großen Not des bloßen Bekehrungschristentums fortzufahren wie bisher, weil das Wort von Gott ja nicht verstanden werde, heißt es: Zion, du Predigerin, steige auf einen hohen Berg, sage den Stätten Judas (mit ihrem gottlosen Volk!): Siehe da ist euer Gott!<sup>11</sup> Sobald die Prediger wieder das Wort von Gott in die dumpfen Niederungen eines nebelhaften Christentums erschallen lassen und sich nicht fürchten, Gott auszurufen mitten in der ungöttlichen Welt, werden die Menschen wieder ihre Angesichter erheben, und die Geringen gerade zuerst, denn die sind ja immer zuerst dabei gewesen, wo es um Gott und seine Sache gegangen ist! Wo Gott in Jesus Christus vorangestellt wird, da ist alles miteinander da: Buße, Wiedergeburt, Vergebung, neuer Wandel. Gott ist sozusagen ein lebendiges Samenkorn, aus dem sich alles von selbst entwickelt. Man kann ja, ohne Gott zuerst verstanden zu haben, gar nicht Buße tun. Das sehen wir ja zur Genüge an so vielen, vielen sogenannten bekehrten Christen!

Nur recht tapfer, trotz des Befremdens die ungewohnte Botschaft des Gottes verkündigen, der in Jesus Christus alles neu machen will, Völker, Gesellschaft, die Herzen, nur immer zuerst von der großen Weihnachtsbotschaft für alles Volk reden, und dann von da die Anwendung auf den Einzelnen machen! So habe ich wenigstens die schönsten Erfahrungen gemacht.

Nun nehmen Sie meine herzlichsten Segenswünsche auf Weihnacht und Neujahr

Ihr in Gott verbundener

H. Kutter.

P. S. Mein Bild erhalten Sie gleichzeitig. Bitte senden Sie mir auch das Ihrige!

1 Vom 16. 12. 1927 (hier nicht veröffentlicht).

2 Kober, Basel 1927.

3 1. Petr 2,8.

4 Maria Pilder schrieb in ihrem Brief vom 16. 12. 1927 an Kutter: »Die Erfahrung sagt mir, daß der Bischof recht habe, daß wir eine Anfangsstufe lang pietistisch arbeiten müssen – das Gewissen sagt: nein!« Diesen Zwiespalt legte sie Kutter als Frage vor.

5 Röm 10,1 f.

6 Jak 1,25.

7 Phil 2,12 f.



- 8 Mit der Entstehung der katholischen Kirche, resp. des Christentums als Religion (vgl. Kutters Schrift »Wo ist Gott«, 51 ff).  
9 Röm 8,38; Eph 1,21; Kol 1,16 und 2,15; 1. Petr 3,22.  
10 Mt 16,18.  
11 Jes 40,9.

---

Brief 294    Von Wilhelm Stapel  
                 Altona-Bahrenfeld, 10. Januar 1928

---

Lieber Freund!<sup>1</sup>

Demnächst schicke ich Ihnen nun auch meine neuesten Büchlein<sup>2</sup>, die jetzt gerade aus der Buchbinderei gekommen sind. Sie brauchen sie nicht alle zu lesen, aber hier und dort ein Kapitel, das Sie interessiert. Es ist ja manches darin, was für Schweizer etwas fernliegend ist. Wer nicht viel mit Berlin zu tun hat, wird schwer begreifen, warum wir uns just mit den Berliner jüdischen Journalisten so herumschlagen; für uns aber liegen in diesen Angelegenheiten schwere Lebensnöte. Die Dinge werden durch feiges Vertuschen ebenso wie durch hemmungsloses Hassen vergiftet. Gelingt es, die Unehrlichkeiten aus dem Verhältnis herauszubringen, so wird viel gewonnen sein. Auch mein Buch über formale und funktionale Demokratie<sup>3</sup> wird hoffentlich dazu beitragen, die Begriffe zu verehrlichen. –

Mißverständnisse liegen uns Deutschen sehr nahe. Wir sind nach dem Kriege verletztlich geworden. Es gibt freilich Deutsche mit dickem Fell, die sich geradezu ins Ausland drängen, die überall »Beziehungen anknüpfen« wollen. Ich schätze diese Sorte nicht. Was geht uns jetzt die Welt draußen an! Mögen die Leute in Stockholm<sup>4</sup>, Genf<sup>5</sup> und weiß der Himmel wo noch treiben, was sie für recht halten, uns ziemt es daheim zu bleiben und zu arbeiten. Was soll das Friedensgeschwätz,



da sie doch hinter dem Geschwätz Kanonen bauen und Giftgase fabrizieren. Du lieber Himmel: Diese vielredenden Schlauberger mit ihrer »neuen Zeit«. Ein Blick ins Gesicht genügt. Diese Kongreßläufer sind mir fast physisch eine peinliche Menschensorte. Sie verstehen alles und meinen von allen verstanden zu werden. Es sind ja doch im Grunde Menschen ohne Scham. Und darum ohne Stolz. Und darum können sie vor Fremden das Maul nicht halten.

Unsre Empfindlichkeit ist sicher eine Schwäche. (Darum ist aber die Unempfindlichkeit noch lange keine Stärke!) Aber wenn man krank ist, muß man eben zu Hause bleiben. Wie empfindlich man ist! Ich spürte deutlich, als ich über die Schweizergrenze gekommen war, daß ich in der Fremde war. Kommt man ins Österreichische, so fühlt man sich unter Geschwistern. Man kommt sofort mit den Menschen überein, kann mit ihnen plaudern, lachen. Aber sobald man über die Grenze des Krieges kommt, in ein Land, das nicht belagert war, verliert man die Unbefangenheit. Die Menschen sind anders. Schon der Schweizer Zollbeamte ist anders, es ist, als ob man mit einem Menschen zu tun hat, der sich für ordentlicher oder besser hält und einem nicht wohl will. In Italien würde ich mich nicht fremder fühlen können als in St. Gallen. Trotzdem alles deutsch spricht. Es ist eine merkwürdige Sache. Aber die ganz natürliche Folge der Niederlage. Man neigt dazu, sich zu schämen und deutet unwillkürlich jede Handlung eines andern in solchem Sinne. Der Ring, den der Krieg um »die Mittelmächte« gelegt hat, wird nicht durch Verhandlungen und Konferenzen aufgelöst, sondern nur durch die Zeit und durch die Stille. Das viele Friedensgeschwätz macht nur Unruhe. Außerdem leuchtet mir die Friedens-»Moral« nicht ein. Es ist so viel Getue, so viel Geschäftelhuberei, so viel Unaufrichtigkeit darin. Wozu soll ich mir denn selber künstlich vorlügen, daß ich den derzeitigen politischen Weltstandard mit dem französischen Elsaß, dem verpolnischten deutschen Osten usw.<sup>6</sup> »ertragen« könne? Er ist mir unerträglich, und vor dem Angesicht meiner Vorfahren müßte ich mich einen Lumpen nennen, wenn ich nicht mit allem Eifer nach einer Änderung der Dinge strebte – was vorerst nichts anderes bedeuten kann als eine bessere Ordnung der Dinge daheim.

Ich begreife nicht, warum die *sécurité* und *paix* ein heilig Ding sein soll. Ist es nie gewesen und wird es nie sein. Die glücklichen Besitzer sakrifizieren mit solchen großen Worten nur ihre Beute. Beute bleibt Beute trotzdem und ist trotz *sécurité* und *paix* nichts anderes als

Beute. Aber freilich, sagt man das ehrlich, so ist man draußen ein unmoralischer Barbar. Mit den Wölfen heulen ist häßlich, aber mit den Lämmern bäh schreien, ist ekelhaft. Am gemeinsten aber ist es, mit bäh schreienden Wölfen bäh zu schreien. Genf ist ein Sodom und Gomorrha. Und die Moral dort ist nichts als eine Konvention der beati possidentes. Ich weigere mich strikte, in den Lackstiefel-Diplomaten und dicken alten Schlaubergern »Arbeiter im Weinberg des Herrn«<sup>7</sup> zu sehn. Es ist eine Teufelsküche. So – jetzt bin ich sehr offen gewesen. Ein terrible boy. Sie können mir auch auf den Kopf zusagen, daß meine Gedanken eine Sünde und Schande seien. Ich fühle nun einmal so, und wenn ich dafür in der Hölle schmoren soll.

Haben Sie recht herzlichen Dank für Ihren letzten Brief und vor allem dafür, daß Sie sich die Zusendung meiner »nationalistischen« Zeitschrift gefallen lassen.

Herzliche Grüße Ihr

Wilhelm Stapel.

Die Hindenburg-Marke auf dem Umschlag wird einem Briefmarkensammler Freude machen.

- 1 Die zwei ersten und der Anfang des dritten Abschnittes sind weggelassen.
- 2 So vielleicht: Antisemitismus und Antigermanismus. Über das seelische Problem der Symbiose des deutschen und des jüdischen Volkes, Hamburg 1928.
- 3 Fiktionen der Weimarer Verfassung. Versuch einer Unterscheidung der formalen und der funktionalen Demokratie, Hamburg, Berlin, Leipzig 1928.
- 4 Siehe Brief vom 24. 1. 1926/5: Weltkirchenkonferenz in Stockholm, August 1925.
- 5 In Genf nahm der Völkerbund 1920 seine Tätigkeit auf.
- 6 Durch den Versailler Vertrag kam Elsaß-Lothringen an Frankreich, an Polen gingen der »Korridor« (der größte Teil der preußischen Provinz Westpreußen), ferner Posen und 1921 der wertvolle östliche Teil des ober-schlesischen Industriegebietes.
- 7 Vgl. Mt 20, 1–16.

---

Brief 295    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 1. Februar 1928

---

Meine sehr geehrte und liebe Schwester!<sup>1</sup>

Sie fragen, ob ich nicht wieder ein Buch geschrieben habe? Ja, das habe ich, aber ein ganz heidnisches: Plato und wir!<sup>2</sup> Plato ist einer meiner liebsten Lebensbegleiter gewesen, nun habe ich ihm dankbar ein Denkmal gesetzt, und zwar für die moderne Welt, nicht für die Gläubigen. – Soll ich noch mehr schreiben? Denken Sie doch: wenn es so wenig Widerhall findet! Meine Bücher gehen ja so schwach! Ist da nicht das Schweigen besser? Jedenfalls will ich nichts selber machen, sondern es mir schenken lassen.

In herzlicher Geistesgemeinschaft Ihr

H. Kutter.

1 Von diesem Brief ist ein erster Abschnitt weggelassen.

2 Kaiser, München, 1927.

Lieber Hermann!<sup>1</sup>

Es freut mich sehr, daß Du meinen Plato mit wachsendem Appetit ganz aufgegessen hast. Es sind da in der zweiten Hälfte des Buches (Sophistes, Parmenides)<sup>2</sup> gar viele böse Abstraktheiten, von denen ich schon im Stillen mit leisem Kummer nicht viel Gutes erwartete, aber nun bin ich getröstet, wenn ich höre, daß sie ohne Unfall an der Klippe der Kritik vorbeigeschifft sind. Platon und das Evangelium! Verschieden voneinander, grad wie die himmelwärts strebende Richtung des sehnsüchtigen Menschengestes verschieden ist von der erdwärts gerichteten Gabe Gottes im Evangelium! Was der Mensch ohne Gotteserlebnis wissen und tun kann, das hat Sokrates – Plato gezeigt. Herrlich ist's, aber es sind Gedanken, Strebungen. Im Evangelium dagegen ist Soma tou Christou (Kolosser)<sup>3</sup>, dort Ahnung des Tages, hier wirklicher Tag. – Und nun ist es für unsere heidnische, moderne Welt sehr heilsam, wenn sie sieht, wie ein großer Heide sich zu den Problemen stellt, die sie beängstigen (Eros!)<sup>4</sup>, wie er in allem, auch im ärgsten Schmutz, die Richtung nach oben findet und die ursprüngliche Zugehörigkeit des Menschen zum Guten (im Timäus: Gott)<sup>5</sup> allem Lasterpessimismus zum Trotz ausspricht. Das kann auch in seiner Art ein Paidagogos eis Christon<sup>6</sup> sein. –

Natürlich ist das »Unbedingte« Gott selbst, Gott, wie ihn unser abstraktes Denken verstehen kann, aber ebenso natürlich nicht die immer persönliche Fülle Gottes des Lebendigen.

Papa.

1 Es ist nur ein Abschnitt des Briefes abgedruckt.

2 In den beiden Kapiteln »Was ist Wahrheit. Sophistes« (226–245) und »Bild oder Ding? Parmenides« (245–258) verhandelt Kutter erkenntnistheoretische (Wahrheit – Irrtum) und ontologische (Sein – Nicht-Sein) Fragen, wobei sich platonische, kantianische und Schelling'sche Gedanken in eigenartiger Weise verknüpfen. Die Argumentation läuft letztlich auf den

Satz heraus, daß es unserem Wissen unmöglich sei, die Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein je zu lösen (269 ff).

3 Kol 2,16 f.

4 Vgl. dazu die beiden Kapitel »Sonnenaufgang. Phaidros« und »Himmel und Erde. Symposion« (112–137).

5 Vgl. das Schlußkapitel: »Der Abend. Timaios« (293–311, resp. 298).

6 Siehe Brief vom 29. 11. 1927/4.

---

Brief 297 Von Heinrich Federer<sup>1</sup>  
Zürich, 10. März 1928

---

Lieber Freund!<sup>2</sup>

Und erst noch Ihren Vortrag!<sup>3</sup> Ich habe den Nachmittag daran mir die Zähne des Gehirns, wenn ich so sagen darf, fast stumpf gebissen. Mit Schrecken seh ich, wie das belletristische Geschreibe, dieses Novellen- und Romanzeug, einem das abstrakte Denken verwässert und schwächt. Denn obwohl ich darin jedenfalls nie Ihre Stärke besaß, war es doch in meinem Philosophiejahr und in den vier theologischen Jahren meine Leidenschaft und die »spekulativen Stunden«, wie unser Kreis das nannte, wenn unserer vier oder fünf im philosophischen Kurs disputierten, gehört noch heute zu meinen besten grünen, nicht dürren Erinnerungen. Ich erinnere mich jetzt, wie ich die philosophische Preisarbeit für unseren Verband übernahm und dutzendmal mit dem griechischen Platotext des Phädon zum Professor rannte, um ihm Zweifel vorzutragen. Sie werden lachen, daß ich das erzähle und noch mehr, wenn ich das Thema des Lizealschülers angebe: Die Gottesbe-  
weise im Phädon! Literatur besaß ich keine als den Phädon, meinen herrlichen Professor und mein Gehirn. So sehr ich jetzt über das Unzureichende solcher Lizealmoden und Lizealarbeiten heute mitlache,



so war es doch schön und gewiß besser als die heutigen Übertreibungen der gleichen Jünglinge mit Sport und Schöngeisterei.

Aber von daher blieb mir Plato lieb und Sie begreifen, wie es mich anzog, als ich in Ihnen schon bei der ersten Zusammenkunft den – freilich so überlegenen – Platodenker und Platokenner erkannte. Kant habe ich dann langsam als Jonschwiler Kaplan in meiner vielen Mußzeit durchgenommen, so wie man es ohne Leiter mit mittelmäßiger Gabe kann. Zu Schelling hatte ich ein gewisses Interesse, da mein Onkel, Pfr. H. F.<sup>4</sup> in Waldkirch, dessen Philosophie gründlich durchgenommen, ein Großvetter oder Urgroßvetter, Dekan Pfr. Federer<sup>5</sup> geradezu Schellingianer, aber kein Seelsorger und wohl auch kein grundsätzlicher war. Bei ihm verbrachte Schelling die letzte Zeit und starb auch dort. Ihre Grabsteine stehen nebeneinander. –

Mich verließ der Genius aller Genien, der Genius des Denkens. Ich plumpste in die breiteste, seichteste Prosa der Belletristik, ins Phantaisieren und Klatschen hinein und jetzt, wo ich Ihre Rede lese und manchen Satz zweimal lesen muß, kommt die alte Wahrheit bitter über mich, wie doch kein Geistesflug schöner und adliger ist als der des Denkens.

Freuen Sie sich, daß Sie diesen Flügel haben. Könnte ich Ihnen nur ein paar Federn, der ich doch Federer heiße, herausreißen von Ihren zu vielen! Dank, Dank und Gruß von Ihrem Freund

Heinrich Federer.

1 Der Brief ist abgedruckt in: S. Frick: Federer-Briefe, 247–249.

2 Die beiden ersten Abschnitte sind weggelassen.

3 Über das Problem des Unbedingten. Vortrag vor der Kantgesellschaft Basel, Januar 1928, Kaiser, München 1928.

4 = Heinrich Federer, Onkel väterlicherseits von Heinrich Federer, Pfarrer in Waldkirch, Diözese St. Gallen.

5 Dekan Federer war der Großvetter von Heinrich Federer: Josef Anton Sebastian Federer (1794–1868), einige Jahre Dekan des Kapitels Sargans (SG). (Siehe O. Floeck: Heinrich Federer, 2).

---

Brief 298    Von Eduard Thurneysen  
Basel, 10. März 1928

---

Lieber Herr Pfarrer!

Ich schäme mich ganz einfach vor Ihnen! Das Buch lag und liegt längst bereit, nun wollte ich Ihnen ein wenig erzählen und schreiben dazu und fand die Zeit nicht, und so bin ich nun wirklich in ganz fatalem Lichte vor Ihnen! Verzeihen Sie und nehmen Sie herzlichen Dank für das nun wirklich schön herausgekommene Büchlein<sup>1</sup>, das eine so feine, knappe Zusammenfassung all dessen darstellt, was Sie auf philosophische Weise von den letzten ewigen Hintergründen unseres Lebens, unserer Zeit sagen müssen. Es stellt keine leichte Lektüre dar, aber es ist wie ein Schlüssel zu Ihrem größeren Plato- und Kant-Buche und zum Unmittelbaren. Lempp zögerte, wie mir schien, aus dem Grunde, weil er an sich nur ungern Hefte druckt und herausgibt; er behauptet immer, sie gingen auf die Länge weniger gut als richtige Bücher, und weil er wahrscheinlich den Eindruck des Schwierigen, Zusammengedrängten, Gefüllten von diesem Vortrag hatte. Sie werden ihm sicher eine Freude machen, wenn Sie ihm ein nächstes, vielleicht an eine breitere Lesergemeinde gerichtetes, die religiöse Botschaft als solche wieder aufnehmendes Buch zu verlegen geben<sup>2</sup>. Ich freue mich, nächste Woche wieder mit Ihnen zusammen sein zu dürfen. Am Montag muß ich in Aarau an der Studentenkonzferenz predigen<sup>3</sup> und bin gerade an der Vorbereitung darauf. Es fällt mir nicht leicht, das Wort zu finden.

Ich warte also freudig auf Ihre Benachrichtigung nächste Woche. Unsere Kinder haben den Blauhusten, aber es geht bis heute alles seinen normalen Gang.

Mit herzlichen Grüßen auch von meiner Frau an Sie und Frau Pfarrer  
Ihr

Eduard Thurneysen

- 1 »Über das Problem des Unbedingten«.
- 2 Vgl. dazu den Brief von Lempp an Kutter vom 26. 4. 1927.
- 3 31. Christliche Studentenkonferenz in Aarau, 12.–14. 3. 1928. Thurneysen predigte über Mk 12,28–34.

---

Brief 299    An Heinrich Federer  
Schaffhausen, 12. März 1928

---

Lieber Freund!<sup>1</sup>

Ach ja, mein Vortrag!<sup>2</sup> Wissen Sie, wenn Sie es über sich bringen, weiter zu lesen, so stoßen Sie auf das, was mir das ein und alles war: alles ist nicht so wichtig, weil alles in demselben Gottesgeheimnis urständet. Philosophie und Romandichtung – beides ist Spiel! Es darf nur nicht den Kreis der uns umschließenden Gottesliebe vergessen und Götzendienst treiben. Nicht, was wir machen ist die Hauptsache, sondern, daß Gott uns liebt. Aber freuen tuts mich gar sehr, daß der große Romandichter meinen Plato immer noch liebt, wie er ihn schon als Lizealschüler geliebt<sup>3</sup>.

Mit herzlichem Gedenken! Ihr

H. Kutter.

- 1 Der erste Abschnitt ist weggelassen.
- 2 »Über das Problem des Unbedingten«.
- 3 Siehe den Brief Federers an Kutter vom 10. 3. 1928.

---

Brief 300    An Heinrich Federer<sup>1</sup>  
Schaffhausen, 20. März 1928

---

Lieber Freund!

Wie herrlich war das! Erst das Brieflein, dann der Postbote mit einem großen Paket, schon von weitem erblickt – ich konnte ja nichts anders, ich mußte ihm doch entgegensehen! – dann das Auspacken, Kampf mit dem störrischen Umschlagpapier, freudige Ungeduld – und dann! dann lag es vor mir! Und wie groß war wieder meine Freude, als mein braves Grammophon die herrlichen Klänge so gut wiedergab und der großen Aufgabe nach besten Kräften nachkam!

Nein, glauben Sie nicht, daß ich an Wiedervergeltung denke! Was so aus freien Stücken liebevollen Gedenkens geschenkt wird, das fällt nicht unter das alttestamentliche Gesetz: Aug um Auge, sondern unter das neutestamentliche der nie wettzumachenden Gabe.

Also accipio sine conditione und danke Ihnen für Ihr Freundesgeschenk, das mir noch viel mehr um des Geschenkes willen als um Beethovens willen wertvoll immerdar sein wird. Es ist ein unsäglich schönes Wesen, dieses Konzert, das Beethoven in Eile hingeschrieben, vielleicht selbst ohne deutliches Bewußtsein, wie groß sein Genius ihn bedachte! Die ganze Seele Beethovens ist drin, und daß ich die nun sehen darf, so oft ich will, diese Möglichkeit, die Sie mir verschafft, wird eine unschätzbare Bereicherung meines einsamen Lebens sein.

Gestern habe ich das F-dur-Impromptu Schuberts gekauft; das ist auch so ein einziges Klavierstück, wie es nur den ganz Großen und auch ihnen nur gelegentlich gelingt.

Und nun leben Sie wohl und wissen Sie, daß Sie eine große reine Freude gemacht haben

Ihrem treuverbundenen

H. Kutter.

- 1 Federer hatte Kutter Grammophonplatten mit Beethovens Violinkonzert op. 61 geschenkt. Der Brief zum Geschenk und dieser Brief sind abgedruckt in: Federer-Briefe, 249 und 250.

---

Brief 301    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 23. März 1928

---

Liebe Schwester!

Vielen Dank für Ihren Brief! Ich wußte nicht recht, ob Ihnen und Ihrem aus der innersten Gottestiefe in Jesus Christus emporbrechenden und zeugenden Evangeliumszeugnis der Alte Heide Plato vielleicht ein Hindernis sein könnte<sup>1</sup>, aber dann sagte ich mir wieder: wer von Gott aus alle Dinge anzusehen trachtet, der hat universellen Verstand und ein barmherziges Empfinden für das, was der außerhalb »den Testamenten der Verheißung« stehende aber von ganzem Herzen Gott suchende Heide anstrebt. Und das ist Plato. Was überhaupt der Mensch ohne Offenbarung zu erreichen vermag in seinem »dunkeln Drang«<sup>2</sup> nach Wahrheit, das hat Plato, der größte und edelste der Heiden, vollbracht und erreicht. Und da nun auch in unserer großen, modernen christlichen Heidenwelt so viele Geister sich strecken nach Wahrheit und Gewißheit, so kann ihnen Plato, als der ihrige, ein überaus wertvoller Wegweiser zu den Pforten Gottes sein, wenn sie sehen müssen, wie ein Weltweiser zu Höhen gelangt, auf denen nur noch eins nötig ist: die barmherzige Erlöserhand, die in die Realität dessen hinaufzieht, was der Geist seinen äußeren Umrissen nach erkannt hat. – So hab ich denn meinen Plato in die Welt hinausgesandt und nicht umsonst, wie ich jetzt schon zu meiner Freude erkennen darf. Nehmen Sie ihn also freundlich auf und reichen Sie ihm Ihre schwesterliche Hand im Vorhof des Heiligtums.



Ich freue mich so sehr mit Ihnen, daß Sie wieder hinausziehen dürfen mit der Botschaft dessen, was Gott ist und tut, seitdem sein eingeborener Sohn Mensch geworden! Je mehr ich über unsere Zeit nachdenke, desto unerschütterlicher wird meine Gewißheit, daß die Botschaft: tröstet, tröstet mein Volk! heute nicht oft und nicht stark genug verkündigt werden kann. In ihr liegt ja auch wie von selbst die ganze Bußaufforderung verborgen. Daß Gott in Jesus Christus eine Wirklichkeit, eine Kraft ist, das muß das Zeugnis der Prediger wieder ins Wort zu fassen suchen – es braucht einen eigentlichen Todeskampf dazu – in ein Wort, das nicht nur religiös tönt, sondern die ehernen Herzensriegel zerbricht, wenn die Leute merken, daß es einem gar nicht um sie selbst, sondern um Gott in Jesus Christus zu tun ist. Christus ist darum gestorben, nicht damit uns geholfen werde, sondern damit wir sehen, uns könne überhaupt nicht geholfen werden und von uns selbst ganz und gar – auch in religiös-geistlicher Weise – absehen, um Jesum um Jesu willen zu ergreifen. Das Kreuz Jesu können wir nicht in uns hineinnehmen und eine seelische Frömmigkeit daraus machen. Nein, es zieht uns in ein ganzes Sterben, in das Sterben hinein, wo das Ich nicht mehr um Jesus herumgeht, sondern Jesus um das Ich! –

Gott segne Sie in Ihrem Predigtwerk und erfülle an Ihnen das Werk Seiner Kraft. Was mich betrifft, so will ich nichts anderes tun als stille sein und warten<sup>3</sup>, ob mir Gott wieder etwas zum ausrichten gibt. Seien Sie herzlich begrüßt von Ihrem in Gott verbundenen Mitarbeiter

Hermann Kutter.

Höfliche Grüße auch an Ihren lieben Bischof!<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Kutter hatte M. Pilder sein Buch »Plato und wir« zugesandt.

<sup>2</sup> »Es irrt der Mensch, solange er strebt.

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange  
ist sich des rechten Weges wohl bewußt.«

Faust I, Prolog im Himmel.

<sup>3</sup> Vgl. Jes 30,15 f.

<sup>4</sup> Dr. Makkai: siehe Brief vom 6. 7. 1926/4.

Liebes Meieli,

Zwei Monate seit Deinem Brief vom 31. Jan.! Immer wieder wollte ich mich hinter seine Beantwortung machen, und immer wieder hat mich der despotische Catarrh daran gehindert, der sich lähmend auf Leib und Seele gelegt! Nun will ich aber nicht länger warten, sonst entfliehst Du mir ganz auf die unerreichbaren Graubündnerberge hinauf, in jene reine Gesundheitsluft, wo man um der Kur willen weder Briefe schreiben noch empfangen darf, sondern einfach das Leben einer »Meermuschel« zu führen, um mit meinem Plato zu reden, die noch dazu auf den Bergen nur in Versteinerung vorkommt!

Was Du von Matth. 5,27–32 und seiner Be- oder Mißhandlung in eurem Kränzli, von Thurneysens Gesetzespredigt und der Barth'schen Einpuppungstheologie (mein Wort!) sagst, ist mir ganz aus der Seele geredet. Die Herren haben zu viel Theorie, zu viel Phlegma, zu viel falsche Ruhe (Hebräer 4), zu viel Gegenwartsduselei und zu wenig Zukunftskraft, zu wenig vom Kommen Gottes im Unterschied vom schon Gekommensein! Kein Augenmerk für das große Volk, die Schafe ohne Hirten, dazu keine Prophetie mehr; sie fangen an sich wieder einzuspinnen in eine Art Orthodoxie, sie sind Bonzen und bleiben Bonzen, – schon erheben sich neue Tempelzinnen und Klosterdächer! Es ist doch entsetzlich, daß wirs nicht fertig bringen, den Sauerteig des Buddhismus aus unserem Christentum auszufegen! Und da sprichst Du, liebes Meieli, vom »Ausziehen des alten Menschen« – im Kloster! Bist also im Grunde einverstanden damit, daß das nur im Buddhismus möglich ist? Im Kloster bin ich ja gerade *Ich* und wie kann ich im Ich das Ich ausziehen, das alte Ich im Ich? Das gibt höchstens ein neues Ich, aber nicht ein Nicht-Ich, wie das Evangelium es verheißt, d. h. ein Gottes-Ich. Ein Ich, das gar nicht ans Ausziehen und Anziehen denkt – so gern das besonders das weibliche Ich tut! – sondern an die Aufgaben Gottes in der neuen Zugehörigkeit

zu Gott. Das Ausziehen des alten Menschen ist keine fromme Betätigung, als solche ist es Buddhismus – gelingt übrigens auch gar nicht, man sehe nur die ausgezogenen und angezogenen buddhistischen oder christlich-buddhistischen Frommen an! – sondern eine mitten in der Gottesgewißheit, umbraust meinerwegen vom Geschrei der eigenen Kinder oder vom Lärm der Basler Fasnacht, immer wieder neu zu fassende Entschlußwirklichkeit: mein Leben ist in Jesu Christo Gott geheiligt, gehört ihm, soll ihm gehören, kann nicht anders als ihm gehören, darum *schweigt* alle ihr dummen Bedenken und Einwände. Es *ist* einfach so? Punktum. Das geschieht mitten in der Bewegung, mitten im Rumoren und Schaffen, nicht im Kloster, denn sobald es im Kloster geschieht, ists sozusagen an und für sich, wie ein sich um sich selbst drehendes Rad, und das ist gerade das Gegenteil der göttlichen Bewegung vorwärts. Man zieht den alten Menschen nicht dafür z. B. aus, daß man am Frankfurter Dom keine Freude mehr habe, sondern dafür, daß Ernst und Freude miteinander in Gott wurzeln. Man muß einfach die Freude an Gott haben, Gott lieben wollen; wenn er geboten: Liebe Gott von ganzem Herzen, so wußte er, daß er keine Unmöglichkeit befohlen. Liebe Gott d. h. üb Dich in der Gottesliebe, üb Dich im Glauben daran, daß Du es tust und tun willst immerdar, so allein wird Dir nach und nach die rechte Scheidung zwischen Ernst und Freude und ihre rechte Einheit gelingen. Dann brauchst Du auch von der Trübsal allein nicht das Entscheidende für Dein Innenleben zu erwarten. Was sagst Du dazu oder dagegen?

Herzlichste Grüße Dir und Ernst

Papa

---

Brief 303    An Martha Kuhn  
Schaffhausen, 20. Mai 1928

---

Liebes Fräulein!<sup>1</sup>

Ja, es ist wahr, der Tod meines geliebten Freundes<sup>2</sup>, der uns so unerwartet schnell entrissen worden ist, hat mich sehr betrübt; was für einen reichen und schönen Umgang mit einem nach Geist und Gemüt gleich bedeutenden Menschen habe ich doch verloren! Ihm selber hätte man ja kein milderes Ende wünschen können, nachdem man Zeuge gewesen seiner jahrelangen Atemnot. Wie wird er sich nun freuen, frei von den quälenden Fesseln irdischer Not! Was Sie mir noch angedeutet über seine »Beichte« hat mich sehr bewegt, und wenn ich einst Näheres darüber hören darf, werde ich Ihnen sehr dankbar sein<sup>3</sup>.

Wenn Sie wieder einmal zu mir kommen, habe ich Ihnen vielleicht etwas Neues zu zeigen, das mich gegenwärtig beschäftigt, aber noch völlig ohne konkrete Gestalt gewonnen zu haben<sup>4</sup>. Über meinen Plato lese ich dann und wann eine Rezension und habe dabei gewöhnlich die Genugtuung, daß die Leute meine Absicht verstanden haben und, wie sie fast alle schreiben, das »kühne« Buch oft recht freudig begrüßen<sup>5</sup>. Und Sie? Was machen Ihre Verse? Ist Stillstand geboten und schlüpft Ihnen trotzdem aus der so regen und beweglichen Geisteskamer ein Vögelein ins Freie mit seinem fröhlichen Gesang? Dann, bitte, dirigieren Sie es auch einmal in der Richtung Schaffhausen!

Mit herzlichen Grüßen von uns beiden und den besten Wünschen für Genesung

Ihr ergebener

H. Kutter.

Mir geht es wieder ganz gut.

1 Der erste Abschnitt ist weggelassen.

2 Am 29. 4. 1928 war Heinrich Federer an einer akuten Blinddarmentzündung gestorben.

- 3 Dieser Brief von Martha Kuhn ist nicht erhalten. Ein weiterer Abschnitt ist weggelassen.
- 4 Kutter befaßte sich mit dem Gedanken, ein Buch über den Propheten Jeremia zu schreiben. Die Schrift erschien im Oktober 1929 bei Chr. Kaiser unter dem Titel »Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit«.
- 5 So in: La République, Straßburg, 13. 1. 1928, im Artikel »Ein Platoniker von heute«, wo das Buch als kühn, klug und schön gelobt wird.

---

Brief 304    An Maria Pilder  
                  Schaffhausen, 31. Mai 1928

---

Liebe Schwester!

Daß ich Ihnen nicht gleich nach Empfang Ihres letzten Briefes<sup>1</sup> wie versprochen geantwortet, daran ist neben meiner Ihnen schon so gut bekannten Bequemlichkeit der Umstand schuld, daß ich Bogen nach Bogen<sup>2</sup> vollschrieb von Gedanken, die mich nicht in Ruhe ließen! Ich mußte einfach erst sehen, ob sie Gestalt gewinnen wollten, und so hatte ich für nichts mehr Zeit! Heute bin ich nun soweit, daß ich einen festen Überblick habe, wenn ich schon noch ganz unsicher bin, wie alles herauskommt! Ich verrate Ihnen nichts weiter, weil ich selber noch nichts Gewisses weiß, sobald ich aber durch bin, sei's negativ, sei's positiv, sollen Sie vor allen Bericht haben, Sie, die so großen und mir so wertvollen Anteil an meinem Schaffen nehmen.

Also mein Bilderbuch in seinem ersten Gewand<sup>3</sup> ist richtig zu Ihnen gelangt. Ich möchte es fast beneiden, daß ihm vergönnt ist, so viel Neues zu sehen, während sein Herr immerdar an die Scholle gebunden bleibt! Freilich ist ja gerade das die einzige Möglichkeit, die Sache Gottes ganz auf sich wirken zu lassen. Ich bin mit aller meiner Sehnsucht in die Ferne und Weite immer wieder von Herzen dankbar, daß



ich ein Gefesselter bin!<sup>1</sup> Was wäre aus meinem flatterhaften Sinn geworden, wenn er nach seinen eigenen Gelüsten hätte leben können! So wie es ist, darf ich dafür auf den Bahnen des großen Führers wandern, der uns zu Fernsichten gelangen läßt, von denen wir uns nichts träumen gelassen!

Mir ist es immer das Größte, daß wir die ganze Welt mit den Augen Gottes, der sie geschaffen zu seiner Ehre, ansehen dürfen und von dieser ewigen Warte aus die Schatten, die sie drücken, also vorübergehende Wolkenzüge, die so ohnmächtig sind seiner Liebe gegenüber, wie die natürlichen Wolken der Sonne gegenüber. Und das zweite ebenso Große ist: Gott ist in Jesu Christo sozusagen selbst ein Weltereignis geworden und ist selbst tätig, die schwarze Flut mit seinen reinen unerschöpflichen Wassern auszuspülen! Seien Sie herzlich begrüßt von Ihrem in derselben Gottesgewißheit verbundenen

H. Kutter.

1 Vom 8. 5. 1928 (hier nicht abgedruckt).

2 Zu seinem dann 1929 im Chr. Kaiser Verlag erschienenen Buch »Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit«.

3 Nachdem sich Maria Pilder im hier nicht abgedruckten Brief vom 5. 4. 1928 über den kleinen Druck der 2. Auflage beklagt hatte, versprach ihr Kutter im ebenfalls nicht abgedruckten Brief vom 25. 4. 1928 das letzte ihm verbliebene Exemplar der 1. Auflage, sein eigenes Handexemplar.

4 Vgl. Phil 1,13 f.

---

Brief 305    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 26. August 1928

---

Liebe Schwester!

Es wird mir eine große Freude sein, die Vorträge Ihres verehrten Herrn Bischofs<sup>1</sup> kennenlernen zu dürfen und eine Ehre, Ihre deutsche Übersetzung mit einem kleinen Begleitwort zu versehen. Habe ich doch schon lange gemerkt aus allem, was Sie mir geschrieben haben, daß wir eines Geistes und Sinnes sind und nur eine Passion haben: Gottes Namen in Jesu Christo groß zu machen in der Welt. Ich habe letzten Sonntag, den 19., wieder einmal in meiner früheren Gemeinde in Zürich gepredigt und habe dabei die Erfahrung aufs neue machen dürfen, wie begierig die Menschen sind nach der »lautern Milch des Evangeliums«<sup>2</sup>, d. h. nach der Gerechtigkeit die Gott gibt, indem er sich selbst gibt. Gesetzesgerechtigkeit, Kultus, fromme Satzung, Glaubensbekenntnis, Konfession, eigene Überzeugung von Gott – alles das ist Selbstgerechtigkeit, wenn auch oft in feinsten Form, kurz, alles machen und festsetzen und fordern. Dagegen gilt: in der unerschütterlichen Gottzugehörigkeit von Gott gemacht und gebildet werden, ohne es nur selbst zu wissen! Erst Gott, dann das Gesetz, das sozusagen nur die Struktur des Gotteslebens in uns ist<sup>3</sup>. Was würde geschehen in der Christenheit, wenn wir, statt einander zu richten, miteinander Geduld hätten, einander das Gute zutrauten, statt es voneinander zu fordern, in der gemeinsamen Gewißheit, daß wir Gottes sind? Würde da das Gesetz nicht erst lebendig und das Gute möglich, das jetzt im gegenseitigen Richten sich nicht zu entfalten vermag? Ist nicht das die Verdammnis, daß wir einander Rechnungen präsentieren, die nicht aufgehen, und dabei selbst durch unser eigenes Böse immer neue Rechnungen und Schuldforderungen nötig machen? Und ist nicht das die Seligkeit, daß Gott das Prinzip des Rechnens durchgestrichen hat? Das Gesetz bleibt, aber es ist nicht mehr der Maßstab, womit Gott uns mißt und wir untereinander. Nein, Gott selbst ist in seinem Sohne Jesus Christus der Maßstab der Menschen. Das hat die Christenheit bis heute nicht verstanden!

Vielen Dank für Ihre Mitteilungen über Ihre große Missionsarbeit und ihr schönes Wachstum, welch schöner Blütenbaum hoffnungsvoller Jugend, die sich um Sie schart!<sup>4</sup> Es kann ja nicht anders sein. Gott selbst fängt wieder an durchzuberechnen.

Denken Sie: den ganzen Sommer durch habe ich nichts geschrieben<sup>5</sup>. Die Hitze war zu groß. Die Sache beschäftigt mich ununterbrochen in Herz und Geist, ich lebe in ihr, aber obs zum Schreiben kommt, das kann ich nicht sagen, Gott wirds versehen. – Noch eine Bitte: nicht mehr »großer Bruder«<sup>6</sup>, nicht wahr, sondern nur Bruder. Ich weiß ja wie Sies gemeint, etwa wie wir in der Schweiz »groß« für »älter« sagen, – aber trotzdem! Seien Sie aufs herzlichste begrüßt und gesegnet zu Ihrer alten und neuen Arbeit von Ihrem

H. Kutter.

Höflichen Gruß auch an den Herrn Bischof, und sagen Sie ihm, daß ich mit Begierde seinen Vorträgen<sup>7</sup> entgegensehe!

1 Dr. Makkai: siehe Brief vom 6. 7. 1926/4.

2 1. Petr 2,2.

3 Das Gesetz strukturiert als Regel das Leben der Kinder Gottes, insofern »bleibt« es (vgl. Calvins tertius usus legis in renatis). Damit grenzt sich Kutter davon ab, das Gesetz zum Inbegriff der Gottesgemeinde, statt umgekehrt Gott zum Inbegriff der »Gesetzesgemeinde« zu machen (vgl. »Not und Gewißheit«, 1927, 102; ferner Brief vom 25. 4 1926).

4 Im hier nicht abgedruckten Brief vom 25. 7. 1928 berichtete Maria Pilder von einer durch sie organisierten Mädchenfreizeit, zu der sich 170 Mädchen aus Siebenbürgen zusammenfanden.

5 An seinem Buch: Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit.

6 Als Anrede.

7 Wie aus dem nicht abgedruckten Brief vom 20. 8. 1928 von Maria Pilder hervorgeht, hielt Dr. Makkai acht Evangelisations-Vorträge zu Bibelstellen aus Mt und Lk, welche »die Revolution des Gottesgeistes gegen alles leere zeremoniale Kirchentum« (ebd.) bedeuteten. Frau Pilder übersetzte diese Vorträge ins Deutsche und dachte an eine Veröffentlichung mit einem Vorwort von Kutter. Dazu ist es nicht gekommen; wahrscheinlich, weil der Verfasser daran kein Interesse hatte (unveröffentlichter Brief vom 26. 9. 1929).

---

Brief 306 Von Albert Lempp  
München, 16. Oktober 1928

---

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Vielen Dank für Ihr Schreiben vom 13. Oktober. Ich bin so froh, daß Sie mit dem Absatz des Platobuches<sup>1</sup> noch zufrieden sind. Ich bin es gar nicht. Aber es scheint doch, daß der Absatz nicht ganz aufhört, sondern in einem gewissen Maß weiterläuft. Zu meinem größten Bedauern ist es mir im Augenblick nicht möglich, Ihnen die eingelaufenen Besprechungen sofort zuzusenden, da wir jetzt gerade mit der Versendung der Neuerscheinungen des Verlages und mit der ganzen Propaganda zur Vorbereitung des Weihnachtsgeschäfts so stark mit Arbeit überlastet sind, daß ich Sie bitten möchte, die nächsten paar Wochen noch verstreichen zu lassen. Ich werde Ihnen das Gewünschte sobald wie irgend möglich zusenden.

Leider kann ich über den Absatz der Probleme des Unbedingten<sup>2</sup> auch keine großen Zahlen berichten. Es sind bis jetzt 205 Stück verkauft.

Ihrer freundlichen Einladung komme ich bei meiner nächsten Reise in die Schweiz sehr gerne nach. Ich kann aber natürlich nicht sagen, wann das sein wird. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre Güte herzlich.

In der Hoffnung, daß das kommende Weihnachtsgeschäft auch für Ihre Bücher von gutem Einfluß sein wird, grüßt Sie mit aller Hochachtung Ihr sehr ergebener

A. Lempp.

Auch Herr Salomon<sup>3</sup> bittet mich, seine Grüße beizufügen.

1 »Plato und wir«.

2 »Über das Problem des Unbedingten«.

3 Otto Salomon (1889–1971), seit 1923 Lektor im Chr. Kaiser Verlag. Berufsverbot im Dritten Reich. 1938 Emigration in die Schweiz. Leiter des Zwingli-Verlags in Zürich. Publizistische Tätigkeit unter dem Pseudonym »Otto Bruder«.

Sehr geehrter, lieber Herr Pfarrer!

Gestern war ein Student bei mir mit einer Sie angehenden Bitte. Die hiesige evang. theol. Fachschaft (die Organisation der Theologiestudenten) möchte sich – ich denke, daß es inzwischen schon geschehen ist – an Sie wenden mit der Bitte, im Lauf dieses Winters in ihrem Kreise einen Vortrag zu halten<sup>1</sup>. Das Gerücht, daß Sie solche Anträge abzuschlagen pflegten, ist nun schon bis in unser, von der Schweiz doch reichlich weit entferntes Westfalen gedrungen und so haben sich die jungen Leute an mich gewandt mit dem Ersuchen, ich möchte doch ein gutes Wort für sie bei Ihnen einlegen. Wie soll ich das tun, als indem ich Ihnen aus nun doch schon gründlicher Kenntnis der jungen deutschen Theologen versichere, daß Sie hier eine sehr offene und bewegte Situation vorfinden würden, in die hinein etwas von Ihrer Botschaft zu werfen eine dankbare und verheißungsvolle Sache sein könnte. Und ich würde mich ganz besonders freuen, wenn ihnen unser Gemeinsames, das ich selbst ja weitgehend durch Sie empfangen habe, nun einmal in der ganz besonderen Weise, in der nur Sie es sagen können, von Ihnen selbst gesagt würde. Brauche ich hinzuzufügen, wie schön es wäre für mich und meine Frau, wenn wir Sie bei diesem Anlaß dann auch wieder einmal persönlich haben dürften, was ja, wenn ich nicht sehr irre, seit wohlgezählten sieben Jahren nicht mehr der Fall gewesen ist. Es freute mich sehr, neulich auf dem Bergli<sup>2</sup> die alte Freundschaft mit Ihrem Schwiegersohn und Ihrer Tochter in Schaffhausen<sup>3</sup> auffrischen zu dürfen. Daran würde es sich aufs Beste anreihen, wenn Sie uns nun bei diesem Anlaß die Ehre und Freude Ihres Besuches in Münster machen könnten. Es ist selbstverständlich, daß wir Sie bitten würden, unser Gast zu sein, wenn Sie sich auch in unserem Häuslein auf etwas enge Verhältnisse gefaßt machen müssen. Wenn es Ihnen möglich ist, so geben Sie den Studenten – und uns – eine Zusage.



Bitte grüßen Sie Ihre verehrte Gattin von uns beiden und seien Sie selbst herzlichst begrüßt von  
Ihrem

Karl Barth.

- <sup>1</sup> Kutter ging auf diese Einladung ein und hielt am 15. 2. 1929 vor der theologischen Fachschaft Münster einen Vortrag mit dem Titel »Jesus Christus und wir« (abgedruckt in: Zwischen den Zeiten, Jg. 7, Heft 5, München 1929, 397–426). Zur Vortragsveranstaltung vgl. Briefwechsel Barth–Thurneysen II, 638 f.
- <sup>2</sup> Ferienhaus der mit Barth befreundeten Familie Rudolf Pestalozzi in Oberrieden (ZH).
- <sup>3</sup> Theodor und Verena Pestalozzi-Kutter (zu den Personen siehe Adr./Korr.-Liste).

---

Brief 308    An Karl Barth  
Schaffhausen, 9. November 1928

---

Lieber Herr Professor!

Wie sehr haben mich doch gestern die beiden Briefe aus Münster: der Ihrige und der des Studenten Schade, die wie eine Bombe in meine ahnungslose Stille einschlugen, überrascht!<sup>1</sup>

Sie wissen ja, wie ich bin. Ich bin nicht gemacht zu Vorträgen und kann mich überhaupt nur schwer in Aufträge schicken, die sporadisch und vereinzelt an mich herankommen. Sie sind der Mann, den Gott hierzu auserlesen hat! Ich durfte vielleicht anregen und befruchten, aber die Auseinandersetzungen im einzelnen, deren Notwendigkeit ich nie abgeleugnet habe, sind nicht meine Sache. »Eines schickt sich nicht für alle.«<sup>2</sup> Auf der andern Seite weiß ich aber, daß Sie mit mir in der großen Hauptsache einig gehen und meinen Boden in Münster

vorbereitet haben, auf den auch meine Schüchternheit sich begeben darf. So habe ich denn Herrn Schade zugesagt für den Februar<sup>3</sup>. Aber nicht wahr: vor Studenten, nicht vor der Fakultät? Ich habe das Wort »Fachschaft«, in deren Namen H. Sch. geschrieben, nicht verstanden.

Es wird mir eine ganz besondere Freude sein, Sie und Ihre ganze Familie bei dieser Gelegenheit wieder begrüßen zu können, und ich nehme Ihre Einladung mit großem Danke auch an Ihre liebe Frau an. Ich bin sehr begierig, meinen kleinen »Mammonsgeist«<sup>4</sup> wieder zu sehen, der, wie ich höre, sich ganz dem . . . Streben der Kunst gewidmet hat!

Seien Sie, wie Frau Professor und »Kindschaft«, herzlich begrüßt von Ihrem alten

H. Kutter.

1 Vgl. den vorangehenden Brief.

2 »Eines schickt sich nicht für alle/ Sehe jeder, wie er's treibe/ Sehe jeder, wo er bleibe/ Und, wer steht, daß er nicht falle!« J. W. Goethe, Beherzigung (2. Strophe), Hamburger Ausgabe 1956<sup>3</sup>, Bd. 1, 133.

3 15. 2. 1929.

4 Barths Tochter Franziska (zum »Mammonsgeist« vgl. Brief vom 28. 7. 1916/5).

---

Brief 309 Von Maria Pilder  
4. Dezember 1928

---

Lieber Bruder!

Ich komme unmittelbar von Jeremia her. Ich habe das ganze Buch<sup>1</sup> zuerst in einem Zuge durchgelesen und habe es ungehindert auf mich wirken lassen – und heute habe ich es zum zweitenmal durchgearbei-

tet, Schritt für Schritt. Niemand und nichts durfte mich heute ablenken und stören, mein Herz war ganz allein mit Jeremia – und so will ich Ihnen heute schreiben.

Als ich das Buch zum ersten Male las, taumelte ich fast unter der Wucht der auf mich eindringenden »Gottesnot Jeremias«. Es benahm mir den Atem, es schüttelte mich wie ein Fieber, griff an mein Herz wie mit eisernen Fäusten und drang in meine Seele wie glühender Feuerstrom, und immer erlebte ich es zwiefach: auf der Gotteswarte stehend mit Jeremia als heiligen Zorn der Gottesliebe – und tief unten in der dunkelsten Not der gefangenen, von Gott abgefallenen Menschheit als brennende Scham und Schuld. Immer zwiefach: als einer, der oben stehend sehend geworden ist – und als einer, der mitgefangen, mitverkettet ist in alle Schuld des Menschseins!

Das war der erste unmittelbare Eindruck. Und ich glaube: aus diesem Zwiefachen ist Ihr Buch geboren und dies Zwiefache will es. Geboren ist es aus dem Jeremiageist: »Er predigt ihnen ja nicht, er bricht sein Herz vor ihnen entzwei.«<sup>2</sup> »Er predigt aus eigener Not, nicht um zu belehren und zu bekehren.«<sup>3</sup> Und deshalb will es auch ein Zwiefaches erreichen: den furchtbaren Abfall aufdecken (indem Ihr Herz sich mit unter die Schuld beugt!) und Gott, den Lebendigen, als alleinige Lösung aller Not, wieder allein groß machen<sup>4</sup>.

Mein Herz hat es an Ihrem Buche erlebt: schluchzend, bis in den Staub gebeugt, erschrocken und voll Grauen: den Abfall und die Schuld – und jauchzend, die Arme im Licht ausgebreitet, befreit und erlöst, in überströmender Freude: Gott in Jesus Christus, ein Gott aller Menschen, ein Herr über Himmel und Erde, der lebendige Wirkliche, der Urquell, der Sinn, der Inhalt und Ursprung allen Seins – Er – Er selbst! –

Und nun will ich noch im einzelnen berichten, so wie ich es heute noch einmal durchlebt habe. Mit der Einführung bin ich nicht ganz einverstanden. Sie nimmt apodiktisch vorweg, was Sie im Jeremiabuch selber lebendig ausführen. Was dort wie sprudelndes Leben emporquillt, kommt mir in der Einführung lehrhaft vor. Sie müßte eigentlich viel kürzer sein<sup>5</sup>.

Jeremia selber wirkt von Anfang bis zu Ende mit hinreißender, überwältigender Wucht. Auf Seite 29–31 ist das »um Gott« zuerst wunderbar ausgeführt. Und der Satz »damit wir von dem Schrecken frommer Psychologie erlöst« – hat mir wie ein Blitzlicht all die verzwungenen Qualen meines pietistischen Lebensabschnittes beleuchtet! O,

mein Bruder – diese Schrecken der frommen Psychologie!!<sup>6</sup> Seite 42–44 ist das Bild vom leeren Strombett von einer furchtbaren Schönheit und greifbaren Deutlichkeit<sup>7</sup>. – Seite 45–55 mit dem Götzendienste ist entsetzlich wahr. Und das was Sie über »den Schrecken der Kirche«<sup>8</sup> schreiben ist so aufwühlend lebendig, daß es mich bis ins innerste geschüttelt hat. Habe noch nie etwas derartiges gelesen – es wirkt mit unwiderstehlicher Kraft, ich glaube hier hat Ihnen der Geist Gottes eine Einsicht und eine Kraft des Ausdruckes geschenkt, wie es nicht oft geschieht. – Seite 80 das Bild: der Kreis, der sich zur geraden Linie auseinandergebogen hat<sup>9</sup>, hat mir klar gemacht, hat mir in ein Bild zusammengefaßt die ganze Not unseres Christentums. Solche Bilder helfen zum Verständnis der Tatsachen besser als lange Abhandlungen. Das ist eine Ihrer schönsten Gottesgaben, dies »Bildhafte«. – 80–85 hat ein Schluchzen in meinem Herzen aufbrechen lassen, weil es mir den Jammer der Kirche, den ich schon so lange miterleide, so bewußt werden ließ! O Kirche, Kirche!!<sup>10</sup> – Das über Dogma und Kirchenverfassung Gesagte ist sehr klar und einsichtsvoll. O, Bruder, wie klar und mild sind Sie geworden!<sup>11</sup> Wie verstehend und geduldig – so unerbittlich wahr und doch so voll Liebe. Wie haben Sie sich von Gott erziehen lassen! Die Baalim statt Gott – das ist ein furchtbares Kapitel und das über den Aberglauben<sup>12</sup>. – Der 6. Abschnitt<sup>13</sup> ist einer der straffsten und bestgefaßten im Buch. Ganz klare Linie, kein Wort zu wenig, keines zu viel und unwiderlegbar wahr und wuchtig. – Abschnitt 7: die furchtbare Not der heutigen Menschheit ist unheimlich deutlich gezeichnet<sup>14</sup>. Mir ist vor Herzwieh fast der Atem dabei vergangen. – Und der achte Abschnitt über die »kleinen Leute«<sup>15</sup>. Ein jedes Wort ist mir aus dem Herzen geschrieben. Ich habe gerade das empfunden und darunter gelitten, wenn ich den »kleinen Leuten« die Gottesherrschaft zu bringen hatte. –

(Dies alles ist ein armseliges Gestammel, wirr im Ausdruck und unzulänglich. Aber Sie haben die armen, ungeschickten Worte meines Herzens dennoch immer verstanden!) Sie möchten wissen, ob es Ihnen gelungen ist, die Gottesnot Jeremias unserer heutigen Zeit nahezubringen – Sie möchten von mir wissen, ob der Geist Gottes durch Ihre Worte hindurch spürbar an die Herzen zu greifen vermag, ob Sie Ihren Auftrag bisher ausführen konnten? – Die Gottesnot Jeremias ist in Ihrem Buche derartig nahe gebracht, daß man völlig vergißt, daß zwischen ihm und uns Jahrtausende liegen – es ist die Not des Heute und die Hilfe für heute. Es ist aktueller als alle modernen Bücher des

Tages. Und der Geist Gottes brennt in Ihrem Buch – oft in stammelnden, ringenden Worten und im irdenen Gefäß eines schwachen Menschen – aber es brennt! Er schlägt stellenweise wie Flammen aus den Blättern. Und Sie haben im göttlichen Auftrag geschrieben, dies Buch mußte geschrieben werden, und dies alles mußte gesagt werden – das wird einem unwiderstehlich klar, und deshalb wird sich auch Gott zu diesem Buche bekennen, gewißlich. Und dies Buch wird Ärgernis und Kampf hervorrufen, alle werden dagegen aufstehen, die unwahr sind und denen es ans Leben geht – es werden Ihnen alle danken, die nach der Wahrheit seufzen und hungern, die nach Gott selbst Sehnsucht tragen<sup>1</sup>.

Mir geht es körperlich besser – die große Freude, die Ihr Buch mir schenkte, war eine wunderbare Medizin auch für die müden Nerven. Gott segne Sie!

In großer Dankbarkeit und herzlicher Verbundenheit

Ihre

Maria Pilder.

1 Seiten- und Abschnittszählung hat der Hrsg. verändert und statt auf das Manuskript auf die Ausgabe von 1929 bezogen. Kutter sandte Maria Pilder ein Manuskript, welches  $\frac{2}{3}$  des vollendeten Buches umfaßte (1–194).

2 AaO. 169, 181.

3 AaO. 180.

4 Der nächste und die drei letzten Abschnitte sind weggelassen (ausgenommen letzter Abschnitt, letzter Satz).

5 Kutter nahm das Bedenken auf, indem er Abschnitt 1 des Manuskripts zur Einleitung machte (siehe Brief vom 6. 7. 1929).

6 AaO. 29–31 – »Und Jesus starb am Kreuz, nicht nur, damit uns die Sünden vergeben seien, und wir auf der Sündenvergebung uns unsere Erbauungsstätten errichten, sondern damit wir in der Vergebung der Sünden und in der Freiheit von der Furcht des Todes Gott lebten, Gottes Gebote in die Adern und Venen unseres Lebens aufnahmen, damit wir, von den Schrecken frommer Psychologie erlöst, Kraft und Muße gewannen, nach dem Reich Gottes zu trachten« (31). – Siehe zu den »Schrecken der frommen Psychologie« auch Brief vom 6. 8. 1926.

7 Kutter kritisiert das den Menschen entschuldigende mechanistisch-fatalistische Geschichtsbild (Krieg als »ungeheures Geschick«, aaO. 41) und stellt ihm das theologische entgegen: Weltgeschichte als »Weltgericht« mit den »Potenzen« »Menschengeist« und »Gottesgeist« (41 f): »Das Mechanische ist nur das Werkzeug, das Strombett des Geistes« (42). »Du bist schuld, wenn alles stockt und austrocknet.« »Nur die Gemeinschaft zwischen Deinem Geist und dem Geiste Gottes verschafft dem Strombett das Geschehen des Wassers« (44).



- 8 Abschnitt 2: »Erschrick nicht vor ihnen!« (Jer 1,17 – aaO. 55–69).
- 9 »Oder besteht nicht darin der Unterschied der ersten Gemeinden von den späteren, daß sich der in Gottes Geist geschlossene Kreis zur Linie auseinanderbog, auf welcher man nun den Menschen ratlos vorwärts eilen sieht, demselben Himmel entgegen, der ihn im Kreise umfängen gehalten?«
- 10 Jeremias Klage, Israel habe den »Quell lebendigen Wassers« verlassen, muß nach Kutter unsere Kirche nach der urchristlichen Glanzzeit und angesichts der heutigen Misere noch viel härter treffen.
- 11 Mild ist Kutter insofern, als er Dogma und Kirchenverfassung nicht total negiert (gegen Sohm, 89), sondern ihnen »Wegweiser«-Funktion »zum Zentrum« (95) zuspricht. Nicht weniger, aber auch nicht mehr! – Das Kapitel heißt: »Von jeher hast Du Dein Joch zerbrochen« (Jer 2,20–25, aaO. 85–99). Es handelt von Baalim statt Gott.
- 12 Abschnitt 5: »So viel deiner Städte, so viel deiner Götter, Juda!« (Jer 2,26–32, aaO. 99–117).
- 13 »Wie der Ton in der Hand des Töpfers« (118–148).
- 14 »Wüste wird das ganze Land. Volles Gericht schaffe ich« (149–176). Unser Elend besteht nach Kutter darin: »Unsere Maschinen werden immer feiner und sinnvoller, dagegen wir selbst, ihre Erbauer, immer brutaler, als hauchten wir ihnen unseren Geist ein, sie uns ihren Mechanismus. Mechanismus ist unsere Weltauffassung...« (152) »auf ökonomischem (Mammonismus), politischem (Fatalismus) und kirchlichem Gebiet« (Unbußfertigkeit: siehe auch oben Anmerkung 7).
- 15 »Ich dachte, es sind die kleinen Leute« (176–192): »Ich dachte, es sind die kleinen Leute, die sind stumpf, sie kennen nicht den Sinn Jahwes, ihres Gottes Forderung!« (Jer 5,4, aaO. 176). Dazu bemerkt Kutter (177–181): Kritik am stumpfen kleinen Mann entlarve zuerst die Dumpfheit des Predigers; wer »predige«, weil ihn Gott selber quält – nicht um andere zu quälen –, der könne in seiner Not auch die Sehnsucht des andern, welche hinter dessen Stumpfheit stecke, produktiv ansprechen (siehe dazu auch Brief vom 10. 4. 1927).

---

Brief 310    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 13. Dezember 1928

---

Liebe Schwester!

Was sind Sie doch für eine liebe und verständnisvolle Mitarbeiterin, ein wahres Gottesgeschenk! Wenn man so einsam wie ich seine Wege suchen muß, ringen muß im Dickicht eigener und fremder Schlingpflanzen, irregeführt wird und oft nicht weiß: Sind's die Baalim der eigenen Phantasien oder ist's die Wahrheit – dann ist einem das Wort aus Freundesmund, der zum Reden berufen ist wie das Licht, das durch den Urwald brechend hinausführt ins Freie. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mein wankendes Zutrauen wieder gestärkt haben! Sie haben sehr recht, die Vorrede gehört eigentlich nicht zum eigentlichen Buch, ich schrieb sie ja auch nicht zur Einführung, sondern ich wollte die Gelegenheit benützen, um dem Pietismus mit seinem Individualismus ein für alle mal recht zu geben in einem Zusammenhang, der gleichzeitig über ihn hinausführt. Er hat Recht in seinem Ernst um die persönliche Heilsgewißheit in Gott, aber Unrecht, wenn er nicht sieht, daß Gott auch dem ganzen Volk angehört. Das sollte ausgesprochen werden, um gleichzeitig deutlich zu machen, warum heute wieder ein Jeremia wichtig für uns wird. Aus dem Grunde schwankte ich noch, ob ich die Unebenheit, die mit der Einleitung ins Ganze hineinkommt, in Kauf nehmen soll (sie sagt etwas Nötiges, aber sie sagt es vielleicht am unrichtigen Ort) oder die Einleitung ganz weglassen<sup>1</sup>. Ich will sehen, ob ich vielleicht in den noch zu schreibenden Kapiteln, wo wieder vom Problem der Religion die Rede sein wird, die mir anliegende Sache unterbringen kann. – Wie interessant war es für mich, daß Sie das Kapitel mit den Baalim<sup>2</sup> ein »furchtbares« nannten, während es mir selbst fast zu harmlos erscheinen wollte! Aber Sie haben Recht: die Sache ist furchtbar und kann nur ausgesprochen werden, wenn die Verheißung, daß Gott wieder unter uns Wohnung machen wird, wieder geglaubt und verkündet wird. Ich will mich noch mehr als bisher von ihr durchdringen lassen, und sie wird auch im letzten Kapitel das »letzte Wort« haben<sup>3</sup>.

Das Manuskript gehört Ihnen. Ich habe noch zwei Abzüge und brauche es also nicht. Was ich Ihnen schicke, das soll nicht mehr zurückkommen, denn wo könnte es besser aufbewahrt sein als bei Ihnen, deren großes Herz so brennt für Gottes Sache! Herzlichen Dank für alles! Ihr in Gott verbundener

H. Kutter.

Wie freute es mich zu hören, daß es Ihnen wieder besser geht<sup>4</sup>.

- 1 Siehe vorangehenden Brief, vor allem Anmerkung 5.
- 2 Siehe vorangehenden Brief, vor allem Anmerkung 11.
- 3 Das letzte Kapitel trägt den Titel: »Sie sollen mein Volk sein«: Gott ist der Bundesgott, der zürnt und sich erbarmt, weil er liebt (272) und der mit Israel einen neuen Bund schließt (Jer 31,31–34, aaO. 253 f) in Jesus Christus.
- 4 Siehe vorangehenden Brief.

---

Brief 311    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 4. Januar 1929

---

Liebe Schwester!

Denken Sie nur: ich habe während mehr als 15 Jahren in meiner Zürcher Gemeinde keinen Religionsunterricht erteilt, weil ich das mit den Pflichten des Pfarrers nicht vereinigen konnte<sup>1</sup>, so bin ich ganz außer Kurs. Ich habe aber bei meiner Nachfrage vernommen, daß in den von Ihnen genannten Schuljahren Biblische Geschichte meistens mit abgekürzten Bibeln getrieben wird und habe mir erlaubt, Ihnen zwei der besten Proben zu übersenden. Jeremia<sup>2</sup> muß ein wenig ruhen, da ich Mitte Februar einen Vortrag in Münster (Westfalen) über »Christus

und wir« übernommen habe<sup>3</sup> und nun daran arbeite. Ich bin so froh, daß Sie mir wieder Mut gemacht und grüße herzlichst! Ihr

H. Kutter.

- 1 Kutters Weigerung, in Zürich Religionsunterricht zu erteilen, zog ihm die Feindschaft der »Positiven« zu: sie wollten 1904 seine Wiederbestätigung – doch erfolglos – verhindern (siehe Kutter jun., aaO. 31–34). Zum Problem äußerte sich Kutter 1910 im Vortrag »Religionsunterricht« (Grütli-buchhandlung, Zürich): »Kommt der Schrei nach Religion, oft gerade im Munde derer, von denen man es am wenigsten erwartet hätte, nicht aus dem unheimlichen Gefühl einer Unsicherheit und Gottverlassenheit, die ganz anderer Hilfsquellen bedarf als der paar Religionsstunden der Pfarrer; aus dem nagenden und bohrenden bösen Gewissen, das sich die Lüge unseres gesellschaftlichen Lebens mit dem Bewußtsein fernhalten möchte, daß wenigstens die Jugend ›Religion‹ bekomme?« (aaO. 3). Das Evangelium als die lebendige und umwälzende Hilfsquelle sperre sich dagegen, in einem Spezialfach zum toten Unterrichtsgegenstand einer schulmeisterlichen und neutralisierten Kulturveranstaltung zu verkommen, die im Bannkreis des »Mammon« und kirchlicher »Partei«-Interessen steht. Kutter schließt den Vortrag: »Und heute? Sollen wir mit dem Religionsunterricht warten bis es besser geworden ist? Nein (. . .) das bloße Aufhören hat nie einen Sinn gehabt – aber prediget den lebendigen Gott und ›das übrige wird euch von selbst zufallen« (aaO. 16).
- 2 Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit.
- 3 Siehe Brief vom 6. II. 1928/I.

---

Brief 312    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 26. Januar 1929

---

Liebe Schwester!

Vielen herzlichen Dank für Ihren letzten Brief, der so ganz meine eigenen Empfindungen so freudig und eindringlich zum Ausdruck bringt. Als Antwort darauf sende ich Ihnen mit gleicher Post meinen Vortrag in Münster, Deutschland<sup>1</sup>. Ich halte nicht gern Vorträge, aber da der dortige Professor Karl Barth, der aus unserer Welt geboren ist, und von dem Sie gewiß auch schon gehört haben, mich darum gebeten hat, so habe ich zugesagt, weil er mir zugleich Gelegenheit gibt, mich mit ihm auseinanderzusetzen, da ich allerhand Bedenken gegen seine Theologie habe<sup>2</sup>. Nachher soll dann Jeremia ununterbrochen bis zu Ende geführt werden<sup>3</sup>, so Gott will. Die Welt muß jetzt zuschanden werden, damit eine freie Bahn für Gott werde.

Ihr treu verbundener

H. Kutter.

<sup>1</sup> Siehe Brief vom 6. II. 1928/1.

<sup>2</sup> Dazu siehe Brief vom 5. 2. 1925/3 sowie den folgenden Brief.

<sup>3</sup> Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit.



---

Brief 313    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 4. März 1929

---

Liebe Schwester!

Ich bin eben von einer kleinen Grippe erstanden, aber in zwei Worten möchte ich Ihnen wenigstens mitteilen, daß ich in Münster gewesen, meinen Vortrag gehalten und mit Barth dies und das durchgesprochen habe<sup>1</sup>. Ich habe aber gleich gesehen, daß ich das Ihnen und mir so wichtige Anliegen einer Frontveränderung in seiner Theologie in der kurzen Zeit nicht durchführen konnte. Das ist eine so intime Sache, daß man einander auch persönlich nahestehen muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, mißverstanden zu werden. Immerhin habe ich im Vortrag und in der darauf folgenden Diskussion vor seinen Studenten allerhand gesagt, was das Negative in seiner Stellung angreift und was von den Studenten verstanden worden ist. Barth hat mir wiederholt versichert, daß er ganz auf unserem Boden steht und mir scheint, daß seine Theologie auch anfängt, sich zu erweichen<sup>2</sup>.

Und nun geht es allmählich wieder Jeremia entgegen<sup>3</sup>. Haben Sie es immer noch so kalt im Osten oder fängt es an etwas wärmer zu werden wie hier im Westen?

Herzlich grüßt Sie Ihr

H. Kutter.

1 Siehe Brief vom 6. 11. 1928/1.

2 Siehe dagegen Brief vom 13. 9. 1927/4.

3 Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit.

Liebe Schwester!

Was Sie mir in Ihrem letzten Brief geklagt, das ist's ja gerade, was uns immer und immer wieder bewegen muß, das sind die Ängste und Nöte, durch die unser Schifflein sich den Weg bahnt<sup>1</sup>. Ängste und Nöte – ja, aber auch der Weg! Wo kein Wasser wäre, das am Schifflein emporspritzt, so wäre auch kein Weg, kein Fahren, kein Vorwärts, kein Ziel! Die zornigen Wasser sind ja gerade der Weg! Sie sind uns unentbehrlich. Gewiß, wenn wir auf die einzelnen Wellen schauen und ihr nutzloses und törichtes Ungestüm, dann mag uns Unmut und »Täubi«<sup>2</sup> am Herzen krallen: Wozu denn all das Drängen und Stoßen blinder Hindernisse! Aber wenn wir bedenken, daß gerade dieses Drängen feindseligen Wasserdruckes dem Schifflein ans andere Ufer hilft, – dann lachen wir und danken ihnen ihre Widerwärtigkeit, die uns ermöglicht, den Kurs hinüber innezuhalten.

Ich hab's bei Barth wieder recht deutlich eingesehen. Mit all seiner ungestümen Einseitigkeit, in welche er, was er von mir empfangen (unter uns gesagt), hineindrängt, möchte er gerne unsere freie Gottes-sache mit hinabreißen, er ist ganz überzeugt von seiner alleinigen Wahrheit, er drängt und reißt flußabwärts, aber er sieht nicht, daß wir hinüber, nicht hinab möchten. Drum schäumen unmutig die Wellen der Barthschen Theologie an unserem Schifflein empor und verneinen, das Hinüber sei eine unruhige und ungesunde Zwängerei gegenüber dem sicheren und milden Abwärtsfließen. Und ebenso wollen uns unsere lieben pietistischen Brüder aufhalten und uns zumuten, mitten im Wasser die Anker auszuwerfen und stille zu sein. Bei beiden gibts eben kein Hinüber, hinüber in die Reichgottesverheißung und ihre Verwirklichung! Es soll alles Theologie oder Glauben, Gemüts-versenkung und freundliches »Gleichgesinntsein« sein, nur nicht Kampf um das jenseitige Ufer!<sup>3</sup>

Aber wir kämpfen, wollen hinüber und Gott, dessen Wort nicht trügt,

hilft uns. Denn seine Worte werden erst im Trüben wahr, erst in der Offenbarung seiner Lebensherrlichkeit, wo »kein Tod mehr sein wird noch Schmerzen«<sup>4</sup>.

Seien Sie ganz getrost, liebe Schwester, sie hindern uns nicht, nein, sie bugsieren uns hinüber!

In inniger Geistesgemeinschaft Ihr

H. Kutter.

- 1 Im hier nicht abgedruckten Brief vom 28. 2. 1929 schrieb Maria Pilder: »Beide, die Pietisten und die Barthianer sind uns feind und hindern die Arbeit. Den einen sind wir unheilig und weltseelig, nicht genug bedacht auf unsere Heiligung und den andern zu aktiv und zu irdisch und kreatürlich eingestellt.« Im ebenso nicht abgedruckten Brief vom 4. 2. 1929 schrieb sie über Barth: »Barth mußte kommen. Er ist wie ein Schneepflug, der den verwehten Tunnel der Theologie wieder freilegen mußte« (. . .) »Aber Barth reißt nur nieder und zerstört nur, ohne aufzubauen.« (. . .) »Er hat laut, erschreckend laut Gott! gerufen – aber ihn dann immer ferner und ferner gerückt, bis er völlig unbegreiflich und unerreichbar wurde.« (. . .) »Eine »praktische Theologie«, die sich auf Barths Dogmatik aufbaut, kann man sich unmöglich ausdenken . . .« (vgl. dazu Brief vom 10. 12. 1929).
- 2 Siehe Brief vom 18. 3. 1926/3.
- 3 Siehe Brief vom 10. 12. 1929, 3. Abschnitt.
- 4 Offb 21,4.

---

Brief 315    An G. und U. Ludwig-Rohner  
Schaffhausen, 15. März 1929

---

Lieber Gottfried und Uersy!

Es ist der Vater – man mag sagen was man will von Alter oder Krankheit und Überstandenhaben, trotz allem, wenn der Vater nicht mehr da ist, dann spürt man den Tod wie nie sonst. So ging es mir, als ich am

Totenbett meines Vaters gestanden, und so wird es auch Euch gehen<sup>1</sup>. Wir nehmen innigsten Anteil an Eurem Leide. Uersy war so freundlich, uns einen eingehenden Bericht über die schweren Tage zu geben, die Euer lieber Vater durchzuringen hatte, und ich habe mich oft im Geiste an seinem Krankenbett eingefunden und seiner gedacht, ich hätte ihm auch beinah einmal geschrieben, wagte es aber dann doch nicht.

Nun heißt's, umgeben von den Schatten des Todes, vom Feinde bedrängt, tapfer für das Leben sich wehren! Wir wehren uns ja nicht, weil wir Helden sind, aber wir wehren uns, weil der Erstgeborene von den Toten dem Tode die Macht genommen hat!<sup>2</sup> Wir müssen uns wehren und Lebenskräfte anziehen, grad weil es gar nicht auf unsere eigenen frommen Künste ankommt, sondern auf die Tatsache des schon erfochtenen Sieges. Mitten in allem unvermeidlichen Schmerz Gott Ehre machen! Ich weiß, daß Ihr es tut, und da haben wir eine Gemeinschaft miteinander, die über alles andere geht.

Ich hoffe sehr, sobald es wärmer geworden, Euch wieder einmal zu sehen in Diessbach. Ich will es so lange aussprechen, dieses Hoffen, bis es sich verwirklicht!

Seid herzlich begrüßt! Von Euren mittragenden

Tante L.<sup>3</sup> und Onkel H.

1 Tod des Vaters von Gottfried Ludwig am 14. 3. 1929.

2 Vgl. Kol 1,18; Of 1,5 – Röm 6,9 und 8,38; 1. Kor 15,26.54 f; 2. Tim 1,10; Hebr 2,14.

3 Gottfried Ludwigs Frau Ursula, geb. Rohner war die Tochter von Otto Rohner, Bruder von Lydia Kutter-Rohner.

---

Brief 316 Von J. L. Hromádka  
Prag, 3. Juni 1929

---

Hochverehrter Herr Pfarrer!

Ihnen wohl unbekannt, aber mit Ihren Schriften und Ihrer gesegneten Arbeit tief befreundet, erlaube ich mir, mich an Sie mit der Bitte zu wenden, an unserer III. Christlichen Studentenkonferenz, 4.–11. Juli 1929 in Dolni Kubin (in der Slowakei)<sup>1</sup> teilzunehmen und dort einen Vortrag zu halten<sup>2</sup>. Ihre Schrift »Wo ist Gott?« wird in unseren Kreisen eifrig gelesen und besprochen. Ihre tschechische Übersetzung erscheint gegen Ende Juni mit meinem Vorwort in einem unsrer besten Verlage<sup>3</sup>. Ihre persönliche Anwesenheit würde tief in die Entwicklung unserer christlichen, aber auch nichtchristlichen Studentenschaft eingreifen und für unser ganzes öffentliches Leben von großem Nutzen sein. Soviel ich weiß, waren Sie noch nie in der Tschechoslowakei. Hier, an der Scheidegrenze zwischen Osten und Westen, zwischen der deutschen, slawischen und ungarischen Kultur herrschen wohl ganz andere Verhältnisse als in der Schweiz. Nach dem Kriege hat sich viel geändert, aber nach den ersten aufgeregten Friedensjahren (1919–1922) verlangt von uns die Gegenwart neue Einstellung – sowohl in der kirchlichen, als auch der nationalen und sozialen Frage. Die tschechoslowakische Studentenbewegung gehört in die erste Reihe derjenigen Strömungen, welche bei uns für die Umgestaltung der sozialen Ordnung, für die nationale Versöhnung und neue kulturelle Synthese arbeitet. An den christlichen Studentenkonferenzen nehmen verschiedene Gruppen teil: Tschechen, Slowaken, Deutsche, Russen, Ukrainer, Polen, Magyaren; Protestanten, Katholiken, Orthodoxe, Uniaten, Konfessionslose . . . Welch Völker- und Kirchengemisch! Aber wie wichtig, alle diese Gruppen zusammenzubringen und ihnen neuen Weg zu weisen! Wir hegen tiefe Hoffnung, Herr Pfarrer, Sie bei uns willkommen heißen zu können. Falls es Ihnen möglich ist, unsrer Einladung zu entsprechen, sind wir bereit, Ihnen persönliche Fühlungnahme mit bedeutenden Persönlichkeiten zu ver-



mitteln. Da die Konferenz auf dem slowakischen Boden stattfindet, verspricht sie besonders interessant zu sein.

Das Hauptthema der Konferenz lautet: Arbeiter – Student – Christentum. Und wir bitten Sie, über Ihre Erfahrungen mit den Arbeitern und über Ihre religiös-sozialen Prinzipien zu sprechen.

Ich versichere Sie, Herr Pfarrer, daß es sich auch für Sie lohnen wird, die Reise nach der Tschechoslowakei zu unternehmen. Für die Reise- und Unterkunftskosten wird selbstverständlich der Konferenzausschuß Sorge tragen.

Mit brüderlichen Grüßen bin ich Ihr ergebener

Dr. J. L. Hromádka,  
Professor an der theol. Hus-Fakultät  
Obmann des Konferenzausschusses.

1 Kreisstadt an der Orava (Nordslowakei).

2 Kutter hat diese Einladung abgesagt, siehe dazu Brief vom 1. 10. 1929.

3 Siehe dazu Brief vom 28. 7. 1930/5.

---

Brief 317 Von Albert Lempp  
München, 2. Juli 1929

---

Sehr verehrter Herr Pfarrer!

Haben Sie vielen Dank für das Vertrauen, mit welchem Sie mir Ihr neues Manuskript Jeremia<sup>1</sup> in die Hände legen. Ich sehe darin einen Beweis für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Ihnen und dem Chr. Kaiser Verlag, und ich hätte auch gerne mit Freuden zugegriffen, wenn die heutigen Verhältnisse günstiger wären, so aber sehe ich an die Sache nicht ganz leicht hin.

Sicher, das Manuskript hat mir einen sehr guten und begeisternden Eindruck gemacht, aber das war bei Plato<sup>2</sup> nicht weniger und trotz aller Werbemaßnahmen ist der Absatz doch nicht befriedigend. Nun fürchte ich, daß bei einem Buch über Jeremia für die Käufer immer zuerst das praktische Bedürfnis einer Auslegung in Frage kommt, und das finden sie bei allem Erhebenden Ihrer Arbeit nicht. Trotzdem würde ich die Übernahme in meinen Verlag wagen, wenn Sie sich damit einverstanden erklären, daß ich nur eine halb so große Auflage wie bei Plato, also nur 1000 Stück drucke. Das würde allerdings nach sich ziehen, daß bei der kleineren Auflage auch nur ein entsprechendes kleineres Honorar bezahlt werden kann, sonst wird der Preis so hoch, daß dieses wieder den Absatz geradezu abschnürt. Bei einer Auflage von 1000 Stück wäre also nur ein Honorar von 5% vom broschierten Ladenpreis möglich, also auch hier die Hälfte des Prozentsatzes wie bei Plato.

Es geht mir schwer ein, Ihnen überhaupt einen solchen Vorschlag zu machen, denn es ist klar, daß ein solches Honorar keineswegs ein Äquivalent für Ihre Arbeit darbietet. Da ich aber eine Absage, wenn irgend möglich umgehen möchte, so wage ich es doch, Ihnen diesen Vorschlag zu unterbreiten.

Das geplante Predigtbuch<sup>3</sup> müßte aber dann allerdings unterbleiben, obwohl ich mir von diesem im praktischen Amt leichter abzusetzen den Buche mehr versprochen hätte.

Ich erwarte nun Ihren gütigen Bescheid.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

A. Lempp.

1 Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit. Noch im selben Jahr 1929 erschienen.

2 Siehe Brief vom 16. 10. 1928.

3 Siehe Brief vom 10. 3. (von Thurneysen) 1928.

---

Brief 318    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 6. Juli 1929<sup>1</sup>

---

Liebe Schwester!

Endlich ist die Zusage des Verlegers erfolgt, so daß ich Ihnen melden kann, daß Jeremia herauskommt. Freilich hat der vorsichtige und ehrenwerte Herr Lempp<sup>2</sup>, der die Firma vertritt, starke Bedenken wegen des Absatzes, da er das Buch für eine theologische Studie über Jeremia hält! Er hat also den eigentlichen Sinn der Arbeit nicht so recht verstanden. Ich habe ihm gestern einen ausführlichen Brief geschrieben, um ihn eines besseren zu berichten. Zugleich habe ich ihm den Wunsch nahegelegt, das Buch nicht mit einer feierlichen und steifen theologischen Ausstattung der Form auszugeben, sondern ihm ein »weltliches« Kleid anzuziehen, damit der Leser nicht von vornherein abgeschreckt wird! Doch das sind Nebensachen, wichtiger ist die Frage nach dem Titel. Es muß irgendwie Jeremia und die moderne Geisteslage in einem prägnanten Begriff zusammengefaßt werden. Am besten wäre noch: »Jeremia und wir«, aber das geht wegen der Doublette »Plato und wir«<sup>3</sup> nicht. Auch ist ja nicht Jeremia der Mann gemeint, sondern der Prophet. Der Prophetismus als Notwendigkeit für unsere Zeit, illustriert an Jeremia – und das ist der Sinn des Buches; aber wie das nun in einen kurzen Titel fassen? – Ihre Bedenken, den Anfang betreffend<sup>4</sup>, habe ich nun dadurch einigermaßen zu beheben gesucht, daß ich die ersten 20 Seiten ganz abtrenne vom übrigen und sie wie eine Vorrede behandle. Ich lasse sie aber, wo sie sind, damit grad von Anfang an die Bedeutung der modernen Fragestellung hervortritt.

Und jetzt, da die Würfel gefallen sind, drängt es mich, Ihnen noch einmal herzlich zu danken für Ihre so wertvolle und liebevolle Hilfe. Sie haben mir immer wieder Mut gemacht, wenn meine Kraft an der Größe der Aufgabe erlahmen wollte. Freilich darf ich mir ja nicht verhehlen, daß es sich nur um einen sehr unvollkommenen Versuch handeln kann, dem prophetischen Zeugnis in unserer Zeit Bahn bre-

chen zu helfen, der zunächst wieder auf großes Mißverständnis und erbitterten Widerstand stoßen wird. Aber was mich tröstet ist die Gewißheit, bei der Sie mir immer so treulich beigestanden sind, daß die Sache selbst unerschütterlich ist, daß sich Gott, der selbst das Wollen und Vollbringen schafft<sup>1</sup>, in seiner unerforschlichen und barmherzigen Weisheit immer gerade der geringen Werkzeuge bedient, um seine Sache auszuführen, damit der Ruhm sei sein, nicht eines Menschen.

Wie oft gedenke ich Ihrer, wie es Ihnen wohl geht? Sind Sie schon in dem Sanatorium<sup>6</sup> und ruhen Sie sich wirklich aus, oder schafft Ihr vorwärtsdringender Geist in aller äußeren Untätigkeit weiter? Spannen Sie bitte alle Kräfte aus: Geist, Seele und Leib, halten Sie alle ernstesten und großen Gedanken jetzt ferne von Ihnen; auch als spielende Kinder sind wir Gottes, und es ist ganz gewiß nicht sein Wille, daß wir uns aufreiben. Ich muß mir das auch selbst immer vorsagen. Es ist so schwer, nichts zu machen und nur die Gewißheit, daß Gott ununterbrochen schafft und wir nur im Strom seines Schaffens dahingetragen werden, hilft darüber hinweg. Gerade in diesem Punkt ist mir meine liebe Frau eine unschätzbare Gefährtin. Sie hat die ruhige vertrauensvolle Kraft des stillen Wartens, des gläubigen Aufhorchens auf Gottes Stimme, während ich oft in ungeduldigem Ungestüm Mauern zerbrechen und Flüsse ablenken möchte! So müssen Sie es sich erklären, wenn sie an unserem Gedankenaustausch keinen aktiven Anteil daran hat; innerlich hat sie alles durchgekostet und mit ihrem heiteren poetischen Vermögen verarbeitet. Wie vielen Menschen hat sie nicht schon durch ihre sinnigen Gelegenheitsaufführungen Freude gemacht, in denen sie gerade unsere gemeinsamen Reichgotteshoffnungen in sinniger Weise mit eingeflochten<sup>7</sup>. Sie grüßt Sie sehr und freut sich, daß wir an Ihnen eine so liebe Mitarbeiterin gefunden. Wie schade, daß wir Sie nicht einmal bei uns sehen können!

Über Ihren Herrn Bischof<sup>8</sup> habe ich Ihnen, wenn ich mich recht erinnere, schon einmal geschrieben. Sobald er in der Schweiz angekommen, soll er mir bitte Meldung machen, damit wir uns irgendwo sehen. Von Herzen freu ich mich darauf.

Ich befinde mich für einige Tage in den Graubündner Bergen<sup>9</sup> und genieße das Nichtstun mit vollen Zügen. Wie herrlich ist es doch, mit der Bibel in der Tasche einen Berg hinaanzusteigen, sich ein schattiges Plätzchen auszusuchen und, umgeben von den Gottes Herrlichkeit preisenden Kreaturen, sein Wort zu sich sprechen zu lassen, das im-

mer wieder von allen Seiten auf die Vollendung aller Dinge hinweist! Wie herrlich, den Namen Jesus Christus über all unserer unruhigen Welt aufzupflanzen und die Gewißheit immer neu zu fassen, daß alle Mächte und Gewalten ihm untertan sind<sup>10</sup> und es immer deutlicher auch äußerlich werden sollen! In treuer Verbundenheit und mit herzlichem Gruß Ihr

H. Kutter.

- 1 Kutter datierte den Brief mit 6. Juni 1929, aber wahrscheinlich schrieb er ihn einen Monat später, am 6. 7.
- 2 Siehe Adr./Korr.-Liste.
- 3 Kaiser, München 1927. – Endgültiger Titel des Jeremiabuches: Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit.
- 4 Siehe Brief vom 4. 12. 1928.
- 5 Phil 2,13.
- 6 Im nicht abgedruckten Brief vom 10. 6. 1929 sprach Maria Pilder von einem Sanatoriumsaufenthalt zur Erholung im August. Sie war von Mitte Juli bis Ende September beurlaubt.
- 7 Lydia Kutter verfaßte schon in ihrer Jugendzeit für die Heimkinder in Wabern Theaterstücke. 1927 erschien von ihr bei Reinhardt in Basel: Fröhliche Geister. Das Buch enthält Lieder, Sprüche und Kasperlspiele.
- 8 Dr. Makkai (zur Person siehe Brief vom 6. 7. 1926/4) weilte in der letzten Augustwoche (laut den nicht abgedruckten Briefen Maria Pilders vom 10. 6. und 3. 9. 1929) in Basel »bei irgend einer Versammlung, die mit Dr. Kellers Arbeit verbunden ist«. Es dürfte sich um Adolf Keller (1874–1963) handeln, seit 1928 Leiter des sozialwissenschaftlichen Instituts in Genf (zur Person siehe Brief vom 30. 1. 1904/2). Vom 21.–24. 8. 1929 fand eine Sitzung des Exekutivkomitees der Europäischen Zentralstelle für kirchliches Hilfswerk in Basel statt. Dr. Makkai nahm aber – gemäß Protokoll – nicht daran teil.
- 9 In Seewis (Prättigau, GR), Pension Vilan.
- 10 Röm 8,38; Eph 1,21; Kol 1,16 und 2,15; 1. Petr 3,22.



Meine lieben Zwei!

Es war wieder einmal recht »onkelisch«, daß ich Euch nicht schon lang zu Eurem bedeutsamen neuen Lebensabschnitt<sup>2</sup> geschrieben! Nun gelangt heute Euer Brief zu mir hinauf, und nun sage ich Euch, trotz aller vorausgegangenen Verschwiegenheit, wie sehr ich mich gefreut bei der Nachricht, daß Gottfried gewählt worden! Denn mir schien schon lang, daß gerade Du, vor allen anderen, der rechte Mann für die Stadt seiest. Dein Wort ist ausgereift, und gerade das gereifte Reichgotteswort gehört in die Stadt. Die lieben Pietisten werden es bald merken, daß nicht ein Untergläubiger, sondern ein Übergläubiger über sie gekommen ist, und dann ziehen sie sich entweder ins tiefste Löchlein zurück, oder sie werden die Fahnenträger unter Deinen Soldaten! Ich freue mich für mein liebes Biel, das ja, seit Mett<sup>3</sup> dazugehört, fast meine Vaterstadt geworden, an dem ich aber weiland immer scheu vorübergefahren bin, daß nun auch in seiner Mitte das Evangelium von der weltumfassenden Bedeutung Christi erschallen soll und freue mich mit Euch, daß Ihr dürft. Bange ists ja nur unserem Fleisch, der Geist aber dankt und ist voller Zuversicht, daß der »angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen«<sup>4,5</sup>. Von ganzem Herzen Gottes Segen zum neuen Amt wünschend grüße ich Euch innigst Euer alter

Onkel Hermann.

1 Im Prättigau (GR).

2 G. Ludwig war von 1929–1961 Pfarrer in Biel (BE).

3 Mett war Kutters Heimatort und wurde 1919 der Stadt Biel eingemeindet.

4 Phil 1,6.

5 Ein Abschnitt ist weggelassen.

Liebe Schwester!

Wie willkommen war mir doch Ihr gestriger Brief! Schon wollte mich eine böse Besorgnis um Sie erfassen: ob Sie wohl durch ernstliches Unwohlsein am Schreiben verhindert seien – da kamen Ihre lebendigen und beschwingten Zeilen, die mir in Form und Inhalt den Beweis Ihrer fröhlichen Schaffenskraft vor Augen legten. Übrigens – nebenbei bemerkt – meine ich gar nicht, daß Sie nicht ganz und gar frei zu verfügen hätten über Ihre Korrespondenz, weiß ich doch, was für ein angespanntes Menschenkind Sie sind, nein, ich war nur dieses Mal etwas gespannt auf Ihren Bericht wegen unseres gemeinsamen Freundes, des Bischofs<sup>1</sup>, was er wohl von unserer Zusammenkunft in Basel<sup>2</sup>, der so kurzen und viel zu eng bemessenen, gehalten? Nun freuts mich so, daß er mich verstanden, ja sogar, daß er meint, in mir den Mann gefunden zu haben, der seinen Studenten und Pfarrern »zur klaren theoretischen Einstellung« mitzuhelfen vermöge!<sup>3</sup>

Aber da täuscht er sich. Sehen Sie, liebe Schwester, und bitte, sagen Sie es ihm auch: ich habe gleich von Anfang meiner Predigt an gespürt, daß das Zeugnis allein vor der Gemeinde meine Aufgabe sei. Paulus sagt: »ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen«<sup>4</sup>. Das gilt auch hier. Ich pflanze und lege Grund – wenn ich so unbescheiden reden darf – andere begießen und bauen auf. Die theoretische Vertiefung und Aneignung ist eine Aufgabe für sich neben dem Zeugnis, sie ist Hand in Hand mit dem Zeugnis wichtig und unentbehrlich; aber sie ist dem aufgetragen, der nicht – paradox zu sagen – im gespannten Superlativ und höchsten Affekt zu reden hat! Meine Aufgabe ist, Kohlen an das Tageslicht zu fördern, die Aufgabe der Theoretiker, sie an die einzelnen Käufer zu bringen usw.

Darum habe ich mich von Anfang an gegen alles Kursegeben, Vorträgehalten etc. gewehrt und die Einladungen dazu immer wieder ausgeschlagen<sup>3</sup>. Ich hätte vielleicht von Natur auch die Fähigkeit dazu ge-

habt, theoretische Klarheit für die Erkenntnis sollte ja auch immer in meinem Zeugnis vorhanden sein – aber trotzdem kann ich auf diesem temperierten Boden nicht Fuß fassen; ich will es auch nicht können, bevor genuin Göttliches von Gott selbst Kommendes unter uns mächtig geworden ist. Ich habe es letzten Februar in Münster<sup>1</sup> versucht, weil mir der Nebenzweck wichtig gewesen, mit Barth persönlich Fühlung zu bekommen, nachdem er mir so lange aus dem Weg gegangen, aber es ist mir – wie Sie aus der übersandten Probe ersehen können<sup>6</sup> – nur halb gelungen; das unmittelbare Zeugnis schlägt doch immer wieder durch – und das ist eigentlich nur in der Predigt am Platz. Zum Predigen aber gehört ein langes Leben mit der Gemeinde, während der Vortrag sich mit Tagen und Stunden begnügt. Also da kann ich leider nicht dienen, so verlockend auch die Aussicht gewesen, Sie bei dieser Gelegenheit persönlich kennenzulernen<sup>7</sup>.

Leben Sie wohl, seien Sie herzlichst begrüßt! von Ihrem in Gott verbundenen

H. Kutter.

1 Dr. Makkai: siehe Brief vom 6. 7. 1926/4.

2 Zur Konferenz in Basel: siehe Brief vom 6. 7. 1929/9. Im nicht abgedruckten Brief vom 26. 9. 1929 schrieb Maria Pilder: »Haben Sie Dank, daß Sie unserem gemeinsamen Freund so lieb entgegengekommen sind – der Herr Bischof hat mir viel von Ihnen und ihrer Begegnung erzählt.«

3 Maria Pilder wies Kutter im nicht abgedruckten Brief vom 11. 11. 1929 darauf hin, daß sie nicht von »theoretischer«, sondern »theozentrischer Einstellung« sprach in ihrem nicht abgedruckten Brief vom 26. 9. 1929: »Aber das, was Sie darüber geschrieben haben, gilt auch so.« – Dr. Makkai ließ durch Maria Pilder Kutter zu einer Pfarrerkonferenz nach Siebenbürgen für den Frühling 1930 einladen. Zur Absage Kutters siehe Brief vom 3. 6. 1929.

4 1. Kor 3,6.

5 Siehe Brief vom 6. 11. 1928/1.

6 Siehe Brief vom 26. 1. 1929.

7 Der Rest dieses Abschnittes und der nächste Absatz sind weggelassen (Einladung Maria Pilders nach Schaffhausen, Stellungnahme zu einem Seelsorgefall).

Liebe Schwester!

Ein bißchen ruheloses Wanderleben von einem Kind zum andern, wo meine liebe Frau wertvolle Hilfeleistung vollbringt, während ich nur um der Vereinfachung unseres eigenen Haushalts willen – der eben dann ganz aufgelöst wird – mitwandere, hat mich abgehalten, Ihnen auf Ihre beiden letzten Briefe rechtzeitig zu antworten. Nun bin ich in einer heimeligen Ecke bei meinem ältesten Sohne, Pfarrer in St. Gallen-Bruggen untergebracht, und will das Versäumte schnellstens nachholen!

Ich traute meinen Augen nicht, als ich Sie in Ihrem ersten Brief von einer Monatsreise erzählen hörte, von Besuchen, Konferenzen, Ansprachen und sonstiger Hirtenarbeit!<sup>2</sup> Wie wunderbar hat Ihnen doch Gott neue Kräfte gegeben! Mit großer Teilnahme habe ich hinterher die Reise im Geiste mitgemacht, wie schön ist es doch, im lebendigen gesprochenen Worte und im persönlichen Umgang an den Menschen wirken zu können – und daß Sie müde und erschöpft in Ihre liebe Regele Ferdinand 86-Räume heimgekehrt<sup>3</sup>, da hat gewiß ein herrliches Gefühl des Gottesfriedens, der uns ja immer am spürbarsten ist in der Arbeit für ihn, Ihre Seele erhoben und war alle leibliche Müdigkeit wettgemacht in der Freude über das vollbrachte Werk!

Es ist mir eine große Freude gewesen, lesen zu dürfen im darauf folgenden Brief, daß Ihnen auch die letzten Kapitel meines Büchleins das eine Zeugnis bedeuten, des unser Herz voll ist. Ich habe sie in großer Müdigkeit geschrieben, kurz bevor ich für eine geraume Zeit ganz Schluß machen mußte mit Arbeiten. Es geht uns halt so, nicht wahr: wir haben, solange wie wir Herz und Mund voll haben von etwas, das gesagt werden muß, gar keine Zeit, auf unsere Kräfte Rücksicht zu nehmen, um erst, wenn wir fertig sind, ihren Mangel zu spüren und anzufangen, klug mit ihnen hauszuhalten! Das tue ich jetzt.

Was Sie mir vom Beten mit anderen schreiben<sup>4</sup>, ist mir aus der Seele

geredet. Gemeinsam beten kann man nur da, wo Gottes Geist eine gemeinsame Arbeit so dringend auf alle Herzen legt, daß die Flammen des Gebetes ein Schaffen bedeuten, in dem alles sich Genieren und Selbstbespiegeln ganz wegfällt. Aber wo die Herzen nicht brennen, da soll man ehrlich sein und nicht künstliches Feuer erhalten wollen, besonders nicht, wenn es fromm und erbaulich sei! Das Erbauliche ist wohl einer der gefährlichsten Feinde der Wahrheit und Lauterkeit im Christenleben. Das Gebet im Kämmerlein ist heute das einzig wahrhafte – und wie köstlich und herrlich ist es doch! Wie gehen da in aller Stille die Engel Gottes aus und ein! Wir wollen uns diese lebendige Quelle nicht zertreten lassen!<sup>5</sup>

In herzlicher Gemeinschaft des Geistes Ihr

H. Kutter.

- 1 Wohnort von H. und L. Kutter-Scheller (siehe Adr./Korr.-Liste).
- 2 Im nicht abgedruckten Brief vom 1. 11. 1929 berichtete Maria Pilder von ihrer Oktoberreise in über 100 Gemeinden und ihrem Dienst an über 1000 Frauen und Mädchen.
- 3 Wohnort Maria Pilders in Klausenburg, Siebenbürgen, Rumänien.
- 4 Im nicht abgedruckten Brief vom 11. 11. 1929 schrieb Maria Pilder, sie habe – seit sie aus dem Pietismus herauswuchs – Schwierigkeiten mit der Teilnahme an Gebetsversammlungen und vermöge zur Zeit nur im stillen Kämmerlein zu beten. Im Dilemma, ob das – angesichts der biblischen Zeugnisse gemeinsamen Gebetes – so zu verantworten sei oder nicht, gelangte sie »aus tiefstem Herzen und aus einer schweren Gewissensnot« an Kutter.
- 5 Nach dem nicht abgedruckten Brief vom 6. 12. 1929 erreichte der vorliegende Brief die Adressatin nicht. Dessen Inhalt wiederholte Kutter daher: »Ich schrieb Ihnen auch über Ihre Auffassung des gemeinschaftlichen Gebetes, daß wir auch in diesem Punkte ganz einerlei Meinung seien. Das gemeinsame Beten ist nur da möglich, wo die gemeinsame Reichgottesarbeit eingesetzt hat; aber nur für die persönliche Erbauung miteinander beten heißt eigentlich, geistigen Müßiggang pflegen. Erst müssen wir wieder in Gottes Kräften erfunden werden, von Gottes Geist erfaßt sein, um im Gebet die Arbeit für Gott mitvollbringen zu helfen, wobei alle fromme Schaustellung oder alles Sich-voreinander-Schämen von der göttlichen Natürlichkeit des gemeinsamen Lebens in Gott ausgelöscht ist. So stehen aber die Christen heute nicht zueinander. Wir stehen in der Wartezeit, für die das Beten im Kämmerlein nach der Anweisung Jesu das einzig Richtige ist.«



Sehr geehrter und lieber Herr Stroh!<sup>1</sup>

Große Freude haben Sie mir mit Ihrem Brief<sup>2</sup> gemacht, ich spürte es während des Lesens, daß hier was ans Licht sich emporringt, das durchbrechen wird. Aber das ist ja gerade die große Not unsrer Zeit, daß wir nicht mehr mit bloßer Theologie – und mag sie eine noch so gute wie die Barth'sche sein – dem Verlangen der Zeit begegnen dürfen, sondern auch ihren ganz und gar untheologischen und unchristlichen Naturalismus mit hinaufnehmen müssen vor das Angesicht des Gottes, der »nicht nur der Juden Gott, sondern auch der Heiden Gott«<sup>3</sup> ist. Der christliche und lebendige Gott läßt sich nicht in die theoretische Antithese: Offenbarung im Gegensatz zur Theorie: Natur und Vernunft, einschließen. Er hat mit diesem Flächengegensatz zweier Standpunkte, zweier Ideen nichts zu schaffen, nein, er ist beider vertikale Voraussetzung, sozusagen, er schließt die unchristliche Welt ebenso in sein Erbarmen ein wie die christliche. Und er will selbst ohne Theologie den Menschen, seinen Menschenkindern, die er geschaffen, nahekommen. Eben das ist ja Jesus Christus, der Menschensohn. Hierin besteht eben seine Offenbarung, daß er selbst in der Menschen Mitte erscheint, bevor sie Zeit haben, sich eine Theorie, Theologie und Religion über ihn auszudenken! Wer Jesum verstanden hat, der hat verstanden, daß der Friede mit Gott nicht eine christliche Religionsatzung, sondern eine grundlegende, aller Psychologie vorausgehende und sie tragende, nicht bloß gefühlte und gewollte und durchdachte, nein, die Tatsache aller Tatsachen, die Grundvoraussetzung von allem, Gott selbst, den Menschen von vornherein in seine Gemeinschaft einschließend, ist. Die »Offenbarung« ist keine Theorie, sondern durch und durch Lebensgrundlage und Lebenspraxis, so daß auf ihrem Boden jedes Spekulieren und Nachdenken nur noch ein Spiel<sup>4</sup> sein kann. In Gott denken heißt es da, nicht über Gott denken. Natürlich auch über Gott, aber umschlossen von dem in Gott<sup>5</sup>.

Barth, der von mir ausgegangen ist, hat darum so wenig Interesse für die große Welt, für das Draußen, weil er die Offenbarung theoretisch und theologisch nicht lebendig faßt<sup>6</sup>. Natürlich kann das Evangelium nicht wie eine naturalistische historische Tatsache neben andern verstanden werden, da hat Barth ganz recht, wenn er dieser Nivellierung entgegentritt, aber darin hat er unrecht, daß er nicht zugibt, der Gott der Offenbarung gehöre ohne weiteres allen Menschen zu, die Offenbarung bestehe eben darin, daß nun in der Menschheit Gott selbst – nicht eine Theologie! – offenbar geworden, um der treibende Faktor ihrer weitem Entwicklung zu werden. Er betrachtet die Menschheit wie einen Steinbruch, aus dem Gott seine Steine bricht zu seinem neuen Gotteshaus, er sieht nicht, daß sie durchsäuert wird mit dem Geist des Evangeliums. Darum sind ihm staatliche und soziale Fragen gleichgültig. Er und seine Freunde sind festgefahren auf dem Calvinismus, ohne daß sie doch die calvinistische Aufgeschlossenheit für das tätige Leben teilen<sup>7</sup>. Im Grunde ist die Barth'sche Theologie psychologische Korrektur des Pietismus, ein theozentrischer Pietismus, und als solche hat sie gewiß eine wichtige Mission in unserem ganz und gar gesetzlichen und selbstgerechten Christentum in Religion und Theologie. Das war einmal unser gemeinsamer Ausgangspunkt. Nach meinem Dafürhalten ist er dabei stehen geblieben und fehlt ihm noch der Durchbruch zu Gott selbst. Freilich nicht ohne guten Grund, denn als Theologe darf er ihn nicht finden, wenn er nicht auch die Theologie als bloßes Spiel verstehen will, was der »wissenschaftliche Ernst« so ungern zuläßt!

So braucht sich auch die Theologie nicht zu beunruhigen. Sie hat ihre feste Offenbarungsposition<sup>8</sup>, das andere geht sie nichts an. Allein das ist eine gefährliche Ruhe, die von der Unruhe der Zeit jeden Augenblick weggespült werden kann. Wir dürfen gar nie ruhig sein. Wir müssen im Gegenteil der Welt vorangehen in der Unruhe. Denn sie ist ja von Gott bewegt in ihrer Unruhe. Gottes Reich will aufbrechen: das ist die Quelle aller Kämpfe, seitdem Christus Mensch geworden. Es geht um Gott gerade in unsrer Zeit mehr als je. Und wenn Sie auch von dieser Unruhe ergriffen sind, so danken Sie Gott dafür. Führen Sie nur immer alles, die innern und die äußern Kämpfe auf diese letzte Wurzel zurück, und machen Sie aus der Gottesfrage kein bloßes religiöses Problem, nein, suchen Sie »sein Wort«, wie Jesaja sagt, überall, dann sind Sie selig in Ihrer Unruhe. – Und machen Sie sich aus dem Kirchenproblem<sup>9</sup> keine Sorgen. Lassen wir dieses leere Gefäß einst-

weilen bestehn, erst, wenn es wieder mit Gottes Geist erfüllt wird, ist die Zeit, es besser zu gestalten, vorhanden. Aus der Gottesfrage löst sich auch die Kirchenfrage. Es gibt keine K.frage für sich.

Ich habe Ihnen nicht direkt auf Ihre Bedenken geantwortet, aber vielleicht doch geantwortet. Sie dürften mir jederzeit weiter schreiben, nur ganz ungeniert! Sie machen damit nur Freude Ihrem herzlich ergebenden!

H. Kutter.

1 Hans Stroh, ehemaliger Zürcher Theologiestudent.

2 Vom 5. 12. 1929 aus Wien (nicht abgedruckt).

3 Röm 3,29.

4 Barth schrieb an Thurneysen nach seiner Begegnung Ende Mai mit Kutter (Brief vom 30. 5. 1929), dieser habe gesagt, »daß alle meine Bemühungen um Dogmatik und Ethik etc. zwar als Spiel erlaubt, aber doch eigentlich unwichtig und unerwünscht seien, weil es »heute« . . . in Übereinstimmung mit der Apostelzeit darauf ankomme, »einfach von Gott« zu reden . . .« (zitiert nach E. Busch: Karl Barths Lebenslauf, 201). Siehe auch Brief vom 5. 2. 1925/3. Vgl. auch Kutters analoge Kritik an der sozialen Bewegung: »Auf die wissenschaftlichen Theorien der Sozialdemokratie kommt es gar nicht an. Kam es denn darauf an, wie sich die ersten Christen die neuen Impulse zurecht legten, deren Träger sie geworden?« (Sie müssen, 195).

5 Vgl.: Wo ist Gott? (Kober, Basel 1925), 16.

6 AaO. 17. Nach Kutter hängt der Weltverlust der Kirche eben mit ihrem Gottesverlust zusammen (4–10). Vgl. auch den Brief vom 13. 3. 1929. – Kirchenbewußtsein allein wäre gottlos und unmenschlich.

7 Am 29. 1. 1927 schrieb Barth an E. Brunner: » . . . als der 2. Römerbrief fertig wurde und ich nach Göttingen kam, (habe ich mich) auf einen langen, d. h. lebenslangen Stellungskrieg eingerichtet und allen Kutterschen Durchbruchserwartungen – nicht ohne Zusammenhang mit der veränderten eschatologischen Einstellung natürlich – den Abschied gegeben . . . Das ist etwas von dem, was mir bei Calvin schon in der Lebenshaltung im Gegensatz zu Luther so überaus eindrucksvoll ist: daß er sich (und das ist doch förmlich ein Kriterium eines echten; auch nicht im feinsten Sinne schwärmerisch eschatologischen Enthusiasmus) so grundsätzlich und folgerichtig auf die Zeit und die ganze Bedingtheit alles Zeitlichen einstellte, während zu Luthers (und Kutters!!) Ansatz eigentlich nur der Ausbruch einer großen Erweckung in Wittenberg und der Orten, der dann aber nicht kam, gepaßt hätte« (zitiert nach einem von Fritz Lauterburg – siehe Brief von 19. 5. 1925/1 – erstellten Verzeichnis).

8 Zur Sicht von Barth und Thurneysen: »Kutter sieht ganz einfach den nämlichen Abweg drohen, gegen den er sich seinerzeit den Religiössozialen gegenüber gewehrt hatte: damals den Verrat an die Politik, heute – bei uns – den Verrat an Theologie und Kirche« (Briefwechsel Barth–Thurney-

sen II, 311 f). Vgl. ferner Thurneysens programmatische Skizze (Brief vom 26. 3. 1925, aaO. 321 f).

- 9 Hans Stroh fragte in seinem Brief Kutter – aufgrund seiner Lektüre des Vortrages »Jesus Christus und wir« (dazu siehe Brief vom 6. 11. 1928/1), ob die protestantische Kirche wirklich so unbußfertig wie die katholische sei, ob wir darum mit gutem Gewissen der Kirche fernstehen dürften, um unseres Bruders willen, der Christus nicht mehr aus »Pfaffenmund« hören wolle, was denn praktisch zu tun sei, vor allem in Wien, wo die Lage auf ein Entweder-Oder zugespitzt sei: »die Kirchenferne mit blutendem Gewissen oder die Menschenferne mit erschlagenem Gewissen . . .«

---

Brief 323    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 22. Dezember 1929

---

Liebe Schwester!<sup>1</sup>

Mir ist Weihnacht mehr ein Feuer<sup>2</sup> als ein Licht! Was wir Jesus verdanken, ist noch nicht Licht und froher Kerzenglanz in glücklichen Augen und Herzen, sondern das Feuer der Unruhe, der Entscheidung, der aufrüttelnden brennenden Wahrheit, des schaffenden, tätigen Gottes, der Menschen und Verhältnisse immer dringlicher und schmerzlicher bewegt.

Das ist die große Weihnachtsfreude, die man ganz in der Stille bei sich bewegt, daß Gott der Welt keine Ruhe läßt, daß sie je länger je weniger glücklich zu sein vermag in sich selbst, daß Gott ihr verheißungsvoller – Freudenverderber geworden ist! – Dem wollte ja auch mein Büchlein<sup>3</sup> Ausdruck geben, der Gottesunruhe in der modernen Welt. Natürlich wehren sich all die großen Weihnachtsseligen, die sich nicht stören lassen wollen, mit aller Macht dagegen, und darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn »mein Volk« möglichst totgeschwiegen wird. Es bringt Unruhe, und das haßt man. Denken Sie nur

mit einer einzigen kurzen Erwähnung ist es in einem Blatt<sup>1</sup> erledigt worden, alle andern schweigen sich aus. Es muß ja so sein, so sehr sich mein Fleisch dagegen sträubt, so sehr muß ich Gott danken dafür, alles, was für Gott schaffen will, ist ja nie etwas anderes gewesen als ein Samenkorn für die Zukunft. Also ganz und gar nicht verloren, sondern im Gegenteil erst recht aufbehalten.

Möchte Ihnen eine kleine Gegengabe schicken, wenn Sie sie nicht schon besitzen: Bibellieder des alten Blumhardt<sup>2</sup>, deren kräftiger Reichgotteston Ihnen vielleicht willkommen ist. Wir haben ja so wenig Reichgotteston in unseren pietistischen Liedern!

Nun segne Sie Gott mit dem Reichtum seines Geistes zum Zeugnis des Geistes und der Wahrheit! Grüßen Sie herzlich den Herrn Bischof<sup>6</sup>, und seien Sie gewiß des Gedenkens Ihres treuverbundenen Bruders Hermann Kutter.

<sup>1</sup> Die einleitenden Sätze sind weggelassen.

<sup>2</sup> Vgl. Lk 12,49.

<sup>3</sup> Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit.

<sup>4</sup> Kutter meinte wahrscheinlich die sehr kurze Rezension der Neuen Zürcher Zeitung vom 8. 12. 1929, worin es heißt: »Man spürt, daß Kutter redet, wie er muß. An uns ist es zu hören, nicht zu kritisieren« (zitiert nach H. Kutter jun., aaO. 213). – Im Dezember 1929 erschienen dann doch zahlreiche Rezensionen zu »Mein Volk«, vor allem aus Deutschland, die Kutter anscheinend noch nicht zur Hand hatte. (Die von Kutter selbst angelegte Rezensionensammlung liegt auf der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich.)

<sup>5</sup> Prophetenlieder nach Jesaja nebst ausgewählten Psalmenliedern, Kurz'sche Buchhandlung, Reutlingen 1850. Oder: Lieder aus Bad Boll, 1927 (Auswahl von Blumhardt Vater und Sohn).

<sup>6</sup> Dr. Makkai: Siehe Brief vom 6. 7. 1926/4.



---

Brief 324 Von Albert Lempp  
München, 7. Januar 1930

---

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Ich komme erst heute dazu Ihre freundliche Karte vom 23. 12. 29 zu beantworten, wegen Ihres Buches »Mein Volk«<sup>1</sup>.

Es ist tatsächlich so, daß alle Exemplare vor Weihnachten ausgeliefert worden sind<sup>2</sup>, so daß wir am Schluß keine mehr hatten. Von diesen ausgelieferten Exemplaren sind aber über 300 nur in Kommission ausgeliefert, d. h., wenn sie nicht verkauft werden, können sie wieder von den Buchhandlungen zurückgeschickt werden. Wir haben nun diese Exemplare von den Buchhandlungen wieder zurückverlangt, um zu sehen, wieviel davon noch zur Verfügung steht. Wir glauben fast, annehmen zu dürfen, daß nicht mehr allzuviel zurückkommen und bereiten jedenfalls eine 2. Auflage vorläufig so weit vor, daß, falls sie tatsächlich notwendig wird, sofort damit begonnen werden kann, und zwar möchten wir ev. bis anfangs März damit herauskommen, damit das Buch für das Ostergeschäft wieder da ist. Natürlich nur unter der Voraussetzung, daß tatsächlich keine 300 Stück mehr davon von den Buchhandlungen zurückkommen.

Es ist nicht richtig, daß das Buch abgelehnt worden ist. Wir haben auch schon ein paar sehr gute Besprechungen, die in diesen Tagen an Sie abgeschickt werden, und ich hoffe, daß noch eine große Anzahl nachfolgt. Jedenfalls so viel ist sicher, daß der Erfolg dieses Buches weit über dem Plato-Buch<sup>3</sup> steht.

Ihre freundlichen Grüße an Herrn Salomon<sup>4</sup> und Georg Merz<sup>5</sup> darf ich aufs beste erwidern und indem ich Ihnen für Ihre Neujahrswünsche herzlichst danke, möchte ich auch Ihnen ein recht gutes und gesegnetes neues Jahr wünschen.

Ihr sehr ergebener

A. Lempp.

- 1 Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit.
- 2 Die 1. Auflage erschien in 1000 Exemplaren.
- 3 Plato und wir, Chr. Kaiser, München 1927.
- 4 Siehe Brief vom 16. 10. 1928/3.
- 5 Siehe Brief vom 11. 2. 1925/3.

---

Brief 325    Von Maria Pilder  
29. Januar 1930

---

Lieber Bruder!

Ich habe wieder eine Frage auf dem Herzen: Was ist Ihre Meinung zum Dienst der Frau am Worte?

Mein Beruf macht mir so oft bitter Not. Ich bin von der Kirche dazu bestellt, den Mädchen und Frauen Bibelstunden zu halten und evangelistische Vorträge. Es ist mir eine unsagbare Freude, wenn ein geschlossener Kreis junger Mädchen oder eine intime Gruppe Pfarrfrauen vor mir sitzen – oder wenn ich auch einer Kirche voll Frauen die frohe Botschaft verkünden darf. Aber es passiert mir sehr oft, daß die Pfarrer mich bitten, eine Bibelstunde für die ganze Gemeinde zu halten oder einen Vortrag für gemischtes Publikum. Sobald aber auch Männer vor mir sitzen (und es sind deren oft 2–3 Hundert!), wird mir mein Auftrag zu einer wehen Beklemmung, etwas kommt mir dann widernatürlich und unheilig vor. Es ist mir furchtbar schwer, wie wenn ich gegen die grundlegende Gottesordnung sündigte, wenn ich, die Frau, Männer bekehren muß, und, zumal wenn man mich zwingt, die Kanzel zu besteigen (weil man in einer vollen Kirche mich sonst nicht hört noch sieht), so leide ich förmlich Qualen dabei. Es ist mir immer als verletzt ich etwas Grundsätzliches damit!

Auf der einen Seite das klare Wort Pauli: »Die Frau schweige in der

Gemeinde«<sup>1</sup>, und dazu mein eigenes Frauenempfinden, das ihm recht gibt – und auf der andern Seite, Gottes offenbare Berufung in meinem Leben. Ich müßte ja lügen, wenn ich sagte, ich wäre Seiner Berufung nicht gewiß. Aber wo ist die göttliche Linie dieses Dienstes? Bibelstunden für Frauen und Mädchen ist gottgewollte Liebe – Gemeindebibelstunden aber nicht mehr? Ist Schriftauslegung vor dem Abendmahlische stehend weiblicher als auf der Kanzel? Oder ist uns Schriftauslegung überhaupt verboten?\*

Sehen Sie sich die Frauen an, die als Evangelistinnen dienen – die meisten sind so unweiblich, so abstoßend in ihrer Überlegenheit! Den meisten schadet ihr Beruf, sie verlieren etwas von der innersten Schönheit der Frau dabei, sie werden Zwitterwesen dabei! Die Frau müßte und dürfte eigentlich nur Gehilfin sein, die Arbeitsgefährtin des Mannes – wenn sie das nicht sein darf, dann muß sie einen Beruf haben, in dem sie dient, denn das ist ihr Wesen. Wenn die Frau irgendwie die Überlegene wird, irgendwie zur Herrschaft gelangt – so wird sie gräßlich! Ich denke an die meisten Diakonissenoberinnen, an die Vorsteherinnen der Mädchenschulen – wie unbarmherzig hart und kleinlich, wie unerträglich unduldsam werden die meisten . . . Ich weiß, ich bin schrecklich unmodern, und die Frauenrechtlerinnen würden mich prügeln, wenn sie meine Ansicht hörten – aber, wenn ich die Macht dazu hätte, würde ich die Frau immer in der zweiten Linie arbeiten lassen, immer so, daß sie einem Mann gehorchen muß, das würde sie in ihrer eigentlichen Art am besten erhalten.

Und mit uns unverheirateten Arbeiterinnen hat es noch einen Haken. Diejenigen, die im Auftrage Gottes im Weinberge arbeiten und seine Botschaft verkünden, müßten ganze Menschen sein, die mit hellwachen Augen, vollbewußt im Leben stehen. Aber die meisten von uns Unverheirateten sind eigentlich nur halbe Menschen, in denen die besten und tiefsten Lebensquellen unverbraucht versandet sind. O, all die Härte und sauer gallige Unduldsamkeit so vieler unverheirateter Arbeiterinnen – wie wenige mütterliche, verstehende, strahlende, überströmende Persönlichkeiten gibt es unter den ledigen christlichen Arbeiterinnen! Deshalb der viele Zank und Hader, all das kleinliche erbärmliche Wesen überall, wo viel unverheiratete weibliche Wesen zusammengestellt sind! Die arbeitenden Männer sind ganze Menschen, sie erleben und erleiden ein ganzes Menschenleben – und die meisten von uns wissen eigentlich kaum, was das Leben ist, sie leben in einer überspannten Geistigkeit, sie überfüttern sich mit Geistlich-

keit, weil sie nie ganz Mensch sein durften und werden deshalb so verdreht und unnatürlich, können deshalb so wenigen wirklich helfen.

Dies alles beschäftigt mich jetzt sehr, weil ich gerade jetzt auf solche Schwierigkeiten stoße. Ich möchte sehr gerne wissen, wie Sie zu dem ganzen Komplex dieser Frage stehen.

In herzlicher Verbundenheit grüßt Sie Ihre Maria Pilder.

I I. Kor 14,34 f.

---

Brief 326    An Maria Pilder  
Schaffhausen, 5. Februar 1930

---

Liebe Schwester!

Großes, unerschöpfliches, unerquickliches und gefährliches Problem, das in Ihrem letzten Brief<sup>1</sup> mir zur Beantwortung aufgestellt! Die Frauenfrage! Warum stehen sich die beiden Geschlechter, wie es scheint, in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber? Weil ihre Zweierheit nichts anderes ist als die gespaltene Einheit. Das bekämpft sich in unseliger Angst, was zur Einheit geschaffen war – um so unseliger, je inniger die Einheit gemeint gewesen. Es sind ja alle Gegensätze und Differenzen im ganzen Umkreis der Schöpfung umschlossen von der einen zusammenhaltenden Kraft des Schöpfers, sie können überhaupt nur voneinander verschieden sein, weil sie eins in Gott sind, der Grund ihrer Verschiedenheit ist die Einheit ihres Schöpfers. Und gerade ihre Verschiedenheit konstituiert ihre Einheit, sie ergänzen sich in der Verschiedenheit zur Einheit. Es gibt keine für sich selbst bestehende Eigenheit, alle Eigenheiten sind nur Offenbarungsformen der

Einheit. Nichts ist für sich, alles ist für alles! Sobald die Einheit gestört ist, gibt es auch keine Verschiedenheiten mehr, sondern nur noch tote Stücke und tödliche Haßzentren.

So ist es in der ganzen Natur, und so ist es ganz besonders in der Gott am nächsten stehenden Kreatur: dem Menschen. Mann und Frau sind eins in Gott. Ihre Differenzen gehen sie selbst gar nichts an, sondern Gott allein, sie sind Differenzen, in denen sich die Einheit Gottes spiegelt. Der Mann ist Geist und ist Tat, die Frau ist Seele und ist Rat. Sie soll sein expansives zentrifugales Streben vor falscher Unendlichkeit bewahren und ihm Heimat sein, in der er selbst ist. Sie soll seine Weisheit (Sophia) sein, die ihn auf seinen Wegen begleitet und – harmonisiert, sie soll ganz in ihm aufgehen, auf seinem Boden stehen, ihre Weisheit in seinen Aufgaben entfalten. Sie soll nie neben ihm sein, sondern stets in ihm usw., das Thema ist unerschöpflich!

Wer ist nun da das Größere und Wichtigere von beiden? Törichte Frage. Sie sind beide ja nur in Gott wichtig, eine zur göttlichen Lebenseinheit organisch und lebendig verbundene Zweiheit.

Wo nun diese Einheit zersprengt ist – in der sündigen Menschheit –, da handelt es sich nicht mehr um Mann und Frau, sondern nur noch um tote Trümmerstücke von beiden, die nicht mehr im Geistesverhältnis zueinander stehen, sondern bloß noch im animalen Naturverhältnis. Darum muß hier die zerstörende Einheit ganz besonders furchtbar sich zeigen, weil der Mensch ja nur im Geiste Gottes Mensch ist und ohne Geist zum Tier wird, ja unter das Tier hinuntersinkt, eben weil er nicht als Tier von Gott geschaffen wurde. Die bloße animale Natur ist ihm Unnatur. In diesem Zustand befindet er sich jetzt. Er ist gar nicht Mensch, er ist nicht Mann und Frau, sondern er ist eine animale Triebmaschine, die wohl die Lineamente der alten Bestimmung an sich trägt, aber ohne ihnen gehorchen zu können. Er weiß noch, was er sein sollte, aber er ist es nicht mehr. Daher seine gleichzeitig übertierische und untierische Leidenschaft. Die Frau kann nicht mehr im Manne, sondern nur noch neben dem Mann sein, und das ist der Grund, warum ihre Weisheit, die im Manne größer gewesen als die seinige, außerhalb ihrer natürlichen Sphäre als bloße weibliche Weisheit, die nicht im Mann und für ihn weise ist – Geschwätzigkeit und Kurzsichtigkeit, Eigensinn und Torheit geworden ist, während auf der andern Seite der einsame Mann seine universelle Aufgabe, die ihn vor gänzlichem Versinken in sich selbst bewahrt, nicht mehr beraten von der Weisheit, wie sie dem Weibe ge-



geben wurde, nur noch in extremer Leidenschaft – wie ein großer Lämmel! – zu lösen vermag.

Jetzt zu Ihrer Frage: Soll die Frau »schweigen in der Gemeinde?«<sup>2</sup> Nach dem Gesagten gehts ja nicht mehr um Mann und Frau in unserer Welt, sondern um Individuen mit männlichen und weiblichen Eigenschaften, die aber einem ganz anderen Zweck dienen, nämlich dem Selbsterhaltungstrieb, der Angst des Sichdurchsetzens! Individuen, die leben müssen, darum einen Beruf, eine Anstellung haben müssen. Mit anderen Worten: die Frauenfrage ist eine soziale Frage geworden und in unserer Welt, in der es nur auf das Existenzrecht des Individuums ankommt, in der alle Bande zersprengt sind und die Frau auch nur ein Hungerindividuum – da darf der Frau der Zugang zu den Erwerbsmöglichkeiten aller Art nicht vorenthalten werden. Denn die Frage ist nicht mehr die: was paßt für die Frau, sondern wie bekommt sie zu essen! Nur da, wo man Gott wieder zu verstehen anfängt und darum auch das göttliche Verhältnis von Mann und Frau erkennt, wo es also klar geworden, daß Mann und Frau jedes seine eigene Art hat und ihre Einheit in Gott das diametrale Gegenteil ist von der Einerleiheit, wie sie die Welt versteht, namentlich also da, wo man wieder von Gott aus orientiert ist und von Gott redet, – da kann einer redenden Frau das Reden vor Männern, wie es die Bibel – das gottberatene Buch – ablehnt, zur Gewissensfrage werden. Wenn es Sie also beunruhigt und quält, vor Männern auf der Kanzel zu stehen und Ihnen die Ungöttlichkeit dieses bloßen Nebeneinander von Mann und Frau, die ja die Frau mehr empfinden muß als der Mann, schwer auf dem Herzen liegt, so rate auch ich Ihnen, es nicht mehr zu tun. Mir ist auch immer das weibliche Pfarramt, die geistliche Beratung von Männern – nicht dem Manne<sup>3</sup> – zuwider gewesen. Und eine große Freude ist es mir, daß wir auch in diesem Punkt so genau übereinstimmen! Herzlich grüßt Sie Ihr in Gott verbundener

H. Kutter.

1 Siehe den vorangehenden Brief.

2 1. Kor 14,34 f.

3 Eben als »Seele und Rat« (siehe oben).

---

Brief 327    An Maria Pilder  
Mammern am Bodensee<sup>1</sup>, 28. Juli 1930

---

Liebe Schwester!<sup>2</sup>

Ja, es ist eben so: die Botschaft von der unbedingten, all unserer Sünde und Gerechtigkeit zuvorkommenden Gottesliebe, die beides tilgt durch ihre Gegenwart und das Interesse des Menschen von ihm selbst weg und auf sich selbst lenkt, das ist einfach die Wahrheit, und mag auch die ganze Hölle widerstehen! Meine eigenen jungen Freunde und Schüler haben es immer noch nicht verstanden, behauptet doch der eine von ihnen<sup>3</sup>, der mir besonders nahe stehen wollte, auf einer großen Pfarrerversammlung, ich sei in Gefahr Pantheist zu werden, wo doch gerade er vor allem wissen sollte, wie weit weg unsere Botschaft vom Pantheismus ist! Aber was tuts? Von Gott ausgehen, wie wir es wollen, ist so selbstverständlich die Wahrheit, daß aller Widerspruch nichts schadet.

Denken Sie, mein Büchlein: »Wo ist Gott?«<sup>4</sup> ist ins Tschechoslowakische übersetzt worden, »mit großem Erfolg« wie man mir schreibt<sup>5</sup>. Zu Hause wollen sie nichts wissen und die Fremde greift danach! – Aus Budapest kam die Anfrage, ob ich eine Übersetzung von »Mein Volk« ins Ungarische erlaube. Die Sache ging dann an den Verlag Kaiser und was nun daraus geworden ist, weiß ich nicht<sup>6</sup>. – Ich war mitten in der Arbeit an einem Buch »Andachten«, was von mir verlangt wurde<sup>7</sup>, als ich Fieber bekam und die Feder für Monate niederlegen mußte. Das tut alles nichts. In der unfreiwilligen Stille hier in dem prächtigen Mammern, auf meinen Liegestuhl gebannt, kann meine Seele stille werden, sich noch mehr für Gott öffnen und größere Kräfte gewinnen! Es muß alles zum Besten dienen, es geht ja nicht um uns, sondern um Gott. Das ist der Fels, auf dem wir stehen.

Sagen Sie doch Ihrem verehrten Bischof<sup>8</sup>, er solls nicht machen wie ich und drauflos wirtschaften, bis man plötzlich nicht mehr kann, denn sonst gibt's nachher eine lange Wartezeit, bis man wieder hergestellt ist. Gott hat mich jetzt ins Gericht genommen, und ich will ihn gerne

und ohne Murren machen lassen. Wie oft habe ich Ihrer in dieser langen Zwischenzeit gedacht und wie sehr werde ich Ihrer weiter gedenken!

Meine Frau erwidert Ihre Grüße aufs herzlichste, und ich bin von ganzer Seele Ihr in Gott verbundener Kampfgenosse!

Hermann Kutter.

- 1 Kutter mußte sich von Juni bis Oktober 1930 einer längern Liegekur in der Kuranstalt Mammern am Westende des Bodensees bei Kreuzlingen (TG) unterziehen.
- 2 Der erste Satz ist weggelassen.
- 3 Vielleicht E. Thurneysen? (Vgl. dazu Briefwechsel Barth–Thurneysen II: Briefe vom Oktober 1923 [undatiert], 191 und vom 1. 2. 1924, 219 f).
- 4 Kober, Basel 1926.
- 5 Im nicht abgedruckten Brief vom 22. 7. 1930 schrieb einer der Übersetzer von »Wo ist Gott?«, Josef B. Peschke, Pfarrer und ehemaliger Student in Zürich: »Ihr Buch hat bei uns einen großen Erfolg gehabt. Es ist für das beste, im letzten Jahre erschienene Buch bezeichnet worden.« – Peschke übersetzte auch Hromadkas Vorwort zur tschechischen Ausgabe für Kutter ins Deutsche (siehe auch Brief vom 3. 6. 1929/3).
- 6 Der Chr. Kaiser Verlag gab dem ungarischen Professor für praktische Theologie in Pápa, Gabor Incze, das Übersetzungsrecht. Im nicht abgedruckten Brief vom 25. 9. 1930 versprach Incze die Übersetzung ins Ungarische bis zum September 1931. Das Buch ist aber nicht erschienen.
- 7 Aus der Werkstatt, Gesammelte Andachtsblätter, Gotthelf-Verlag, Bern 1931, Zürich 1963<sup>2</sup>. Siehe dazu den Brief vom 27. 11. 1926/3.
- 8 Dr. Makkai: siehe Brief vom 6. 7. 1926/4.

---

Brief 328    An Meta Stoffel  
Flawil<sup>1</sup>, 26. November 1930

---

Liebes Fräulein Meta!

Herzlich gefreut hat es uns, von Ihnen so gute Kunde zu erhalten. Ich suche mir immer vorzustellen, aus welchem Fenster, welches der vielen Hotels, nach welchen Bergen und Tannenwäldern Ihr Blick Ausschau hält!<sup>2</sup> Dann stelle ich mich im Geiste bei Ihnen ein und sehe mit Ihnen in eine unvergleichlich größere Herrlichkeit hinein, die Gott uns bereitet hat. Es macht nichts, wenn wir sie nicht mit Augen sehen, wenn wir noch im »Glauben« wandeln müssen, nicht im »Schauen«<sup>3</sup>. Der Glaube ist auch eine Herrlichkeit für sich, wie sie jedes treue Herz empfindet, was eben damit, daß es vertraut, Freude machen darf, dem es vertraut. In der Ferne sind wir unseren Lieben innerlich näher als in ihrer Gegenwart, man sieht sie wohl nicht, aber dafür schlägt das Herz umso inniger für sie! So geht es uns auch Gott gegenüber. Es freut uns, daß wir ihm Freude machen dürfen in der Ferne durch unser Vertrauen mitten im Dunkel der irdischen Tage. Da kämpfen wir für sein Reich, mit Herz, Seele und Geist, machen können wir ja nichts, aber glauben können wir, das ist alles was nötig ist. Wenn nur wenige sind, die ihn von ganzem Herzen lieben, so kann er in der Welt schaffen; was in Arosa in aller Stille geglaubt und vertraut wird, das kann in China oder sonst in der Welt mehr zum Frieden beitragen als das diplomatische Gescheitun! Wir müssen dafür sorgen, daß der Glaube an die Gottesverheißungen für alle Welt nicht ausgeht, daß unsere Glaubenslichtlein brennen, dann sind wir auch für die Weltgeschichte wichtig. So sind auch Sie ein wichtiger Posten für Gott und haben ein großes Werk zu tun! Das ist auch mein Trost in der gegenwärtigen äußeren Untätigkeit. Im ganzen geht es mir ordentlich, langsam vorwärts.

Und nun seien Sie aufs herzlichste begrüßt von uns, die Ihrer in treuer Freundschaft gedenken.

Ihr mitglaubender

H. Kutter.

- 1 Wohnort von Heinrich und Luise Kutter-Trüb, wo Kutter nach seiner Kur wohnte.
- 2 Meta Stoffel weilte in Arosa (GR), wie aus dem nicht abgedruckten Brief Kutters an ihre Schwester vom 22. 12. 1930 hervorgeht.
- 3 2 Kor 5,7.

---

Brief 329    An Maria Pilder  
              Flawil, 4. Dezember 1930

---

Liebe Schwester!¹

Wie es mir geht? Langsam besser. Muß immer noch viel liegen und der Schlaf läßt immer noch zu wünschen übrig, aber das gehört zum normalen Verlauf meiner Krankheiten, deren Ende mir der Arzt in Mammern² nicht vor dem Frühling in Aussicht stellte. Seit fast zwei Monaten wohne ich nun im Hause meines Sohnes³, Apotheker im St. Gallischen Dorf Flawil. Da haben wir ein sehr ruhiges und angenehmes Quartier gefunden, meine Kinder mit zwei Großkindlein im ersten Stock, wir im zweiten mit abwechselnd irgend einem Enkelein unserer anderen Kinder in der Ferne. Meine Adresse ist also jetzt: Flawil, Apotheke, St. Gallen.

Aber nun zu Ihnen. Mit größtem Interesse habe ich von Ihrem bedeutsamen Abstecher nach Jugoslawien gelesen⁴. Wie freute ich mich für die armen Glaubensgenossen, daß sie starkes, aufrichtendes Reichgotteswort aus Ihrem Munde bekommen durften! Wenn ich an die Schweizer Behäbigkeit und Philistrosität dem Evangelium gegenüber denke und sie vergleiche mit dem freudigen Glauben der Leidensgemeinden rings um Sie herum, in Jugoslawien, in Rumänien, dann beneide ich Sie fast ein wenig, daß Sie in aufgerissene Furchen säen dürfen, wo wir hier Wege-, Stein- und Dornenboden⁵ haben! Aber so



oder anders: Wir haben auf nichts anderes zu schauen als auf Gottes Verheißung. Fragen wir uns selbst in unseren gegenwärtigen scheinbar so trostlosen Zuständen, so versinkt alles vor unseren Füßen. Und das ist gut, denn nun dürfen wir ganz ernst machen mit dem Hinüberstehen zu Gott. Er macht's! Immer da am meisten, wo wir nichts sehen als Widerstand über Widerstand. Wir gehen großen entscheidenden Gerichtstagen entgegen. Die Christenheit ist am Ende ihrer Kraft angelangt. Aber wer das mit Gott durchkostet, der weiß auch, daß solche Gerichtstage die fruchtbarsten sind. Gar nicht mehr fragen wie, wann, wodurch, sondern einfach nicht nachlassen in seiner Arbeit und Gott alles zutrauen, das ist das Köstlichste, diese Illusionslosigkeit und Nüchternheit im Glauben an Gott, der seinen Verheißungen treu bleibt!

Grüßen Sie in diesem Sinne auch Ihren lieben Bischof<sup>6</sup>. Ich denke Ihrer Arbeit stets im Gebet. In Gott verbunden Ihr

H. Kutter.

Herzliche Grüße auch von meiner Frau.

1 Drei einleitende Sätze sind weggelassen.

2 Siehe Brief vom 28. 7. 1930/1.

3 Heinrich Kutter (siehe Adr./Korr.-Liste).

4 Im nicht abgedruckten Brief vom 26. 11. 1930 an Kutter schrieb Maria Pilder: »Kaum war ich von meiner 5-wöchigen Herbstreise zurückgekehrt, so erhielt ich einen Ruf nach Jugoslawien. Dort lebt eine Kirche von 70 000 Reformierten in äußerster Bedrängnis, und die riefen mich zu sich hinüber, um ihre Frauen nach unserem siebenbürgischen Muster in biblische Frauenverbände zu organisieren.«

5 Vgl. Mk 4,1-12 par.

6 Dr. Makkai: Siehe Brief vom 6. 7. 1926/4.

Liebe Schwester!

Liebe betrübte Seele! Nicht wahr, darum haben wir die Psalmen so gerne, weil sie uns beides geben: die Betrübnis und den Schmerz der Seele und ihr unerschütterliches Gottvertrauen! Sie sind immer in und mit Gott betrübt, nicht wie die christlichen Heiligen: betrübt ohne Gott und getröstet mit Gott, nein, an der Brust ihres göttlichen Vaters ihren Schmerz ausweinend! Wir wissen es ja: die Gottzugehörigkeit macht uns nicht zu Stoikern und Helden, im Gegenteil, je lieber uns Gott ist, desto tiefer empfinden wir auch die Gottlosigkeit der Welt. So geht es Ihnen jetzt<sup>1</sup>. Aber seien Sie getrost: Ihr Schmerz ist ein göttlicher Schmerz, Sie leiden darum so sehr unter dem Stumpfsinn der Menschen, weil die zarte tiefe Liebeswelt Gottes in Ihnen wohnt, weil Jesus, »der in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen geopfert hat zu dem, der ihm konnte von dem Tode aushelfen«<sup>2</sup>, Sie in die Gemeinschaft seiner Schmerzen aufgenommen hat! Und eben, weil wir in diesen Jesusschmerzen sein dürfen, wissen wir auch, daß wir ebenfalls teilnehmen an der Gottesgewißheit Jesu. Darum sind wir gerade in aller Schwachheit stark, weil wir in und mit Gott schwach sind. Was hat alle Enttäuschung, alle Mutlosigkeit mitten in der gottlosen Welt zu bedeuten, wenn wir Gott haben! Wie nebensächlich ist es doch, wenn alles rings um uns her unsere Botschaft nicht versteht, wenn wir von politischen und wirtschaftlichen Bedrängnissen umgeben sind, es macht sehr viel für unsere fühlende Seele, aber nichts für den in Gott wurzelnden Glauben. Es bleibt dabei: Gott wird den Sieg behalten (Röm 3,4; 1 Kor 15), ob wir erleben oder nicht, ist uns ja eigentlich ganz gleichgültig. Wir sind wohl schwach wie der Psalmsänger, aber auch stark mit ihm (Ps 73). Lesen Sie einmal mit betendem Herzen den ganzen 2. Korintherbrief, dieses hohe Lied des Trostes, und freuen Sie sich in der Freude, die dem Christen vergönnt ist: in der Freude der Erscheinung Jesu (1.

Petrusbrief). – Ich freue mich mit. Äußerlich geht es noch nicht besser, aber täglich auf Gott warten ist köstlich.

Seien Sie mit dem lieben Bischof<sup>3</sup> herzlich in der gemeinsamen Gottesstärke begrüßt! von Ihrem

H. Kutter<sup>4</sup>.

<sup>1</sup> Der Brief von Maria Pilder, auf den Kutter hier antwortet, ist nicht mehr vorhanden. Was ihren Schmerz (mit-)verursacht haben mag, entnehmen wir dem nicht abgedruckten Brief vom 26. 11. 1930: »Hier bei uns ist alles so dunkel, die äußere Lage ganz verzweifelt und hoffnungslos, der russische Kommunismus steht mit all seinen Schrecken drohend vor der Türe. Unsere Regierung ist wie von Gott verlassen. Sie züchtet schier zielbewußt die Verzweiflung, Tausende sind brot- und arbeitslos, und die wirtschaftlichen Verhältnisse werden immer kopfloser. Dazu scheinen alle Schranken zu brechen, die Unmoral und Zuchtlosigkeit wächst erschreckend. Das kommende Jahr wird ein Gerichtsjahr.«

<sup>2</sup> Hebr 5,7.

<sup>3</sup> Dr. Makkai: Siehe Brief vom 6. 7. 1926/4.

<sup>4</sup> Am 22. 3. 1931 ist Hermann Kutter gestorben.



*Barth, Karl*, \* 1886 in Basel, † 1968 ebenda, Theologiestudium in Bern, Berlin, Marburg, Tübingen von 1904–1909, zwei Jahre Hilfsprediger in Genf, 1911–1921 Pfarrer in Safenwil (AG), Professuren in Göttingen, Münster und Bonn, 1935 Zwangsemeritierung wegen Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Berufung nach Basel, hier Professor von 1935–1962. Sonning-Preis 1963. Verfasser von (u. a.): *Der Römerbrief* (1919<sup>1</sup>, 1922<sup>2</sup>); *Die Lehre vom Wort Gottes* (1927); *Fides quaerens intellectum* (1931); *Die kirchliche Dogmatik* (1932–1967); *Theologische Existenz heute* (1933); *Credo* (1935); *Gotteserkenntnis und Gottesdienst* (1938); *Die kirchliche Lehre von der Taufe* (1942); *Eine Schweizer Stimme* (1945); *Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert* (1947); *Einführung in die evangelische Theologie* (1962).

Barth wächst theologisch in der neuprotestantischen Tradition (Harnack, Herrmann) auf. Wie sein Freund Thurneysen steht er unter dem Einfluß der Religiös-Sozialen: theologisch-theoretisch näher bei Kutter, bezüglich des praktischen Ernstmachens durch Ragaz beeinflusst. Ferner beeinflussen ihn die beiden Blumhardt mit ihrer realistischen Reich-Gottes-Hoffnung.

Die »kopernikanische Wende« in seinem Denken erfolgt mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges: Die bürgerlich-christliche Kultur und ihre Ideologie entlarven ihre Brüchigkeit. Barth verliert die Achtung vor seinen liberalen Lehrern, die den Krieg z. T. ungehemmt unterstützen. Er beginnt eine radikale Kritik an jeglichem »Bindestrich-Christentum« und dessen Theologie. Damit distanziert er sich allmählich von der religiös-sozialen Bewegung (ausdrücklich in Tambach 1919), aber nicht von der sozialen Problematik (Eintritt in die SPS 1915, Einsatz für die Fabrikarbeiter in Safenwil).

Briefe von Kutter: Nrn. 158, 164, 171, 175, 176, 182, 183, 190, 200, 204, 206, 217, 219, 231, 256, 258, 292, 308.

Briefe an Kutter: Nrn. 189, 203, 254, 257, 307.



*Bavier-Rittmeyer*, Luise Elwine, \* 1858 St. Gallen, † 1942 Chur, ihr Sohn Battista war als Student der Forstwissenschaft bei Kutter seit 1901 in Pension, wodurch sich eine herzliche und seelsorgerliche Verbundenheit des Ehepaars Kutter mit der Witfrau Bavier ergab. Briefe von Kutter: Nrn. 81, 82.

*Brunner*, Emil, \* 1889 Winterthur, † 1966 Zürich, Konfirmand und Vikar von Kutter in Zürich, Aufenthalt in den angelsächsischen Ländern (Grundlage seiner späteren weitreichenden ökumenischen Beziehungen); Pfarrer in Obstalden (GL), Anschluß an die dialektische Theologie, enge Freundschaft mit Barth während dieser theologischen Wende; 1924–1953 Professor für systematische Theologie in Zürich und Predigtstätigkeit am Fraumünster; Aufenthalt in Amerika und Japan, Mitarbeit in der Oekumene, Anschluß an die Oxfordgruppenbewegung. Bekannt weit über den deutschsprachigen Raum hinaus. Verfasser von (u. a.): *Erlebnis, Erkenntnis und Glaube* (1921<sup>1</sup>); *Die Mystik und das Wort* (1924); *Unser Glaube* (1925); *Der Mittler*, (1927<sup>1</sup>); *Das Gebot und die Ordnungen* (1932<sup>1</sup>); *Natur und Gnade* (1934<sup>1</sup>); *Der Mensch im Widerspruch* (1937<sup>1</sup>); *Wahrheit als Begegnung* (1938); *Offenbarung und Vernunft* (1941); *Gerechtigkeit* (1943); *Dogmatik I–III* (1946, 1950, 1960); *Das Mißverständnis der Kirche* (1951); *Das Ewige in Zukunft und Gegenwart* (1953). Briefe an Kutter: Nrn. 188, 240, 244.

*Carr*, Edward Ellis, Mitbegründer (s. u. Rufus Weeks) und Mitherausgeber des »Christian Socialist«, Mitorganisator der ersten Konferenz der »Christian Socialist Fellowship« 1906, Reverend in Danville (Illinois). Näheres über ihn ist nicht bekannt (nach Ch. H. Hopkins: *The Rise of the Social Gospel in American Protestantism 1865–1915*. 1942<sup>2</sup>, 236 f). Carr besuchte Kutter im September 1907 in Zürich. Briefe an Kutter: Nrn. 130, 136.

*Chamberlain-von Bülow*, Eva (1867–1942), zweite Tochter von Richard Wagner und seiner 1870 geheirateten Frau Cosima, 1867 noch verheiratet mit dem Dirigenten und Pianisten Hans von Bülow. Brief von Kutter: Nr. 223. Brief an Kutter: Nr. 269.

*Chamberlain*, Houston Stewart, \* 1855 Portsmouth (GB), † 1927 Bayreuth, naturwissenschaftliche Studien in Genf, Dresden, Wien, 1892 freier Schriftsteller, 1908 heiratet er in zweiter Ehe Eva von Bülow (Tochter von Richard Wagner und Cosima von Bülow), Wagnerverehrer.

Verfasser von (u. a.): Richard Wagner (1896); Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899<sup>1</sup>, 1940<sup>26</sup>); Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk (1905).

Verbindung der von Gobineau und Lagarde übernommenen Rassen-theorie mit irrationalistischer Lebensphilosophie und Sozialdarwinismus, ideologischer Vorläufer von Rosenberg und Hitler und philosophischer »Klassiker« des Nationalsozialismus. Auch Christus wird für die arische Rasse vereinnahmt (Wegbereitung für die Deutschen Christen). Kutter lernte Chamberlain durch dessen Kant-Buch kennen, worauf er mit ihm den Briefwechsel eröffnete (vgl. auch Brief vom 1. 3. 1906).

Briefe von Kutter: Nrn. 110, 138, 141, 145, 147, 220, 221, 229.

Briefe an Kutter: Nrn. 140, 144, 218.

*Diederichs*, Eugen (1867–1930), gründete 1896 seinen Verlag in Venedig und Leipzig, später verlagert nach Jena, für schönggeistige und geisteswissenschaftliche Literatur.

Brief von Kutter: Nr. 181 a.

Briefe an Kutter: Nrn. 139, 142, 146, 178, 180, 186, 194, 195, 216, 282.

*Federer*, Heinrich, \* 1866 Brienz, † 1928 Zürich, zuerst katholischer Kaplan (bis 1913), dann Schriftsteller und Journalist, Heimatschilderungen vor religiösem Hintergrund: Lachweiler Geschichten (1911); Sisto e Sesto (1913); Das letzte Stündlein des Papstes (1914); Papst und Kaiser im Dorf (1924).

Federer eröffnete den Briefwechsel mit Kutter aufgrund der »Reden an die deutsche Nation« (1916), siehe Brief vom 22. 11. 1916.

Briefe von Kutter: Nrn. 191, 198, 199, 227, 239, 264, 268, 276, 280, 299, 300.

Briefe an Kutter: Nrn. 226, 247, 260, 266, 267, 270, 272, 286, 289, 297.

von Greyerz, Otto (1863–1940), Studium der Germanistik und der Sprachwissenschaften in Bern, Göttingen, Berlin und Paris. 1888–1891 Lehrer an der deutschen Schule in Konstantinopel, 1892–1907 dann am städtischen Gymnasium in Bern, bis 1915 am Landerziehungsheim Glarisegg (TG), seit 1914 Privatdozent und 1915–1933 Professor für Literatur und Sprache der deutschen Schweiz und für Methodik des höheren Unterrichts an der Universität Bern.

Verfasser von (u. a.): Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts (1899); Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung (1914); Mundartdichtungen: »Der Chlupf«, »Z'Schmocker Lisi«; Herausgeber historischer Schweizerlieder und Begründer des Heimatschutztheaters.

Zur Bekanntschaft mit Kutter: siehe Briefe vom 27. 12. 1883/2 und 12. 12. 1902/1.

Briefe von Kutter: Nrn. 1, 2, 3, 7, 8, 79, 86, 193.

Briefe an Kutter: Nrn. 85, 192.

Heath, Richard (1831–1912), überzeugter englischer »Christlicher Sozialist« aus Limpsfield, Verfechter der Anliegen der Landarbeiter, Freund von Walter Rauschenbusch und Théodore Monod, Übersetzer von »Sie müssen« ins Englische (dazu vgl. Brief vom 13. 3. 1907/3), Verfasser von »The Captive City of God«; Heath wandte sich am 23. 6. 1907 an Kutter mit dem Übersetzungsangebot von »Sie müssen«, das ihn tief beeindruckte.

Brief an Kutter: Nr. 124.

Herrmann, Wilhelm (1846–1922), Studium in Halle, Amanuensis von A. Tholuck, dann stark von der Theologie A. Ritschls beeindruckt. 1875 Habilitation. Seit 1879 Ordinarius in Marburg. Prägender Systematiker in der evangelischen Theologie vor 1914. K. Barth und R. Bultmann waren seine Schüler.

Hauptwerke: Der Verkehr des Christen mit Gott, im Anschluß an Luther dargestellt (1886, <sup>7</sup>1921); Ethik (1901, <sup>6</sup>1921); Schriften zur Grundlegung der Theologie (neu hg. von P. Fischer-Appelt, 1966/67, 2 Bände).

Brief an Kutter: Nr. 211.

*Hromádka*, Josef L., \* 1889 in Hodslavice (Mähren), † 1969 in Prag, Studium der Theologie in Wien, Basel, Heidelberg und Aberdeen und der Philosophie in Prag von 1907–1912. Noch kurz vor dem Ende des ersten Weltkrieges als Feldgeistlicher eingezogen, nach kurzem Pfarramt 1920–1939 und 1947–1950 Professor für systematische Theologie an der 1918 errichteten Johan Hus-Fakultät in Prag. 1927 Mitbegründer der Zeitschrift »Christliche Revue« (Organ des Diskussionsforums »Akademischer CVJM«), während des Krieges Emigration in die USA, Rückkehr nach Prag 1947; 1948 an der konstituierenden Vollversammlung des OeRK Wahl in den Zentralausschuß des OeRK, »roter Theologe« zwischen den Fronten« in der Zeit des kalten Krieges (Vorbereitung und Führung des marxistisch-christlichen Dialogs), 1954–1968 Mitglied des Exekutivausschusses des OeRK, seit 1957 engagiert bei der Christlichen Friedenskonferenz, 1961 deren Präsident, 1958 Leninpreis für internationale Freundschaft und Frieden, 1968 Enttäuschung über den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen, 1969 Rücktritt vom Präsidium der Christlichen Friedenskonferenz aus Protest gegen den Abbau der Demokratisierung.

Verfasser von (u. a.): *Der Katholizismus und der Kampf um das Christentum* (1925); *Grundsätze der Evangelischen Kirche der Tschechischen Brüder* (1927); *Wege eines protestantischen Theologen* (1927); *Masaryk* (1930); *Christentum im Denken und Leben* (1931); *Luther* (1935); *Calvin* (1936); *Theologie und Kirche* (1949); *Kirche und Theologie im Umbruch der Gegenwart* (1956); *Evangelium der Atheisten* (1960); *Sprung über die Mauer* (1961); *Das Evangelium auf dem Wege zum Menschen* (1961); *Auf der Schwelle des Dialogs zwischen Christen und Marxisten* (1965).

Brief an Kutter: Nr. 316.

*Kober*, Alfred (1885–1963), übernahm nach Abschluß einer Buchhändler-Lehre und dem Studium der Rechte (1908 Promotion zum Dr. jur.) das Verlags- und Sortimentsgeschäft seines Vaters in Basel (»Kober C. F. Spittlers Nachfolger«, gegründet 1816). Die Herausgabe erbaulicher Schriften wurde während der Zeit des ersten Weltkrieges abgelöst durch die Drucklegung der Bücher Hermann Kutters und Paul Häberlins. Seit den zwanziger Jahren konzentrierte sich Kober auf die Veröffentlichung der Schriften von Bô Yin Râ (Joseph

Anton Schneiderfranken). Um seinen Verlag durchhalten zu können, betätigte sich Kober ab 1933 als Journalist an der Basler »National-Zeitung« und verlegte seine Arbeit später ganz auf die politische Publizität (Außen- und Innenpolitik).

Mit der Herausgabe von »Bilderbuch Gottes« begann 1917 eine zehnjährige Zusammenarbeit von Kutter und Kober, die sich zu einer freundschaftlichen Beziehung entwickelte.

Außer dem »Bilderbuch Gottes« erschienen bei Kober: Im Anfang war die Tat (1924), Wo ist Gott? (1926) und Not und Gewißheit (1927).

Briefe an Kutter: Nrn. 205, 207, 214, 228, 243.

*Kuhn*, Martha (1882–1964), anfänglich Diakonissin; trat dann jedoch aus dem Diakonissendienst aus und wurde Lehrerin; treues Gemeindeglied der Neumünstergemeinde.

Briefe von Kutter: Nrn. 281, 303.

*Kutter*, Gertrud (Meieli), siehe Staehelin-Kutter, Gertrud.

*Kutter-Trüb*, Heinrich, Hermann Kutters zweitältester Sohn (geb. 22. 9. 1896 in Vinelz). Nach dem Besuch des Gymnasiums in Zürich Studium der Naturwissenschaften an der Universität Zürich (1916–1919, mit häufigem Unterbruch durch Militärdienst), danach Studium der Pharmazie an der ETH mit Diplomabschluß als Apotheker (1924). Heirat 1926 mit Luise Trüb. Von 1928–1959 Apotheker in Flawil (SG) und Leiter des Laboratoriums der Wattefabrik FLAWA. Daneben intensive wissenschaftliche Untersuchungen über Ameisen (Forschungsreisen nach Norditalien [1914], Tunesien [1927] und Kamerun [1936/37]) und über die Erbsenschädlinge im St. Gallischen Rheintal (1931–1936 mit Doktorabschluß an der ETH Zürich). Für seine Ameisenforschung (ca. 70 Publikationen) erhielt Heinrich Kutter 1948 von der Universität Lausanne und 1967 von der Universität Bern den Dr. h. c.

Briefe von Kutter: Nrn. 151, 170.



*Kutter-Scheller*, Hermann (1893–1980), ältester Sohn von H. und L. Kutter-Rohner, Studium der Theologie, verheiratet mit Lucie geb. Scheller (1918), Pfarrer in Beggingen (SH), Bruggen (SG) und Basel, Verfasser von »Hermann Kutters Lebenswerk« (1965).

Briefe von Kutter: Nrn. 160, 167, 169, 173, 230, 233, 245, 265, 296.

*Kutter-Scheller*, Lucie, geb. 1888, seit 1918 verheiratet mit Kutters ältestem Sohn Hermann.

Briefe von Kutter: Nrn. 230, 235, 245, 246.

*Kutter-Rohner*, Lydia, \* 1868 Bern, † 1936 Bruggen (SG). Tochter des Jakob Rohner von St. Margrethen (SG) und der Ida geb. Wild (St. Gallen). Die Eltern standen seit 1859 der Mädchenerziehungsanstalt »Viktoria« in Wabern bei Bern vor. Nach dem frühen Tod der Mutter (1884) wurde Lydia zur rechten Hand ihres Vaters († 1891), Verfasserin zahlreicher Theaterstücke für die Kinder der »Viktoria«, 1891 Verlobung und 1892 Heirat mit Hermann Kutter, einem Studienfreund ihres Bruders Otto Rohner-Wagner (siehe Brief vom 21. 8. 1891/5); nach dem Tod ihres Mannes (1931) wohnte sie noch bis 1936 bei ihrem Sohn Heinrich Kutter-Trüb in Flawil (SG).

Briefe von Kutter: Nrn. 10–70, 74–78, 80, 101, 102, 104, 128, 137, 143, 148, 152, 153, 159, 161, 162, 165, 166, 168, 185 224, 234, 238, 250, 252, 253.

*Kutter-König*, Marie Albertina (1833–1923), Mutter von Hermann Kutter. Ausbildung zur Lehrerin, Gemeindeseelsorgerin in Radelfingen (BE), Aufsichtslehrerin an der Neuen Mädchenschule in Bern, 1860 Heirat mit Wilhelm Rudolf Kutter (1818–1888), Ingenieur und Sekretär der Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Bern.

Briefe von Kutter: Nrn. 5, 6, 9, 172, 174.

*Kutter*, Verena, siehe Pestalozzi-Kutter, Verena.

*Lempp*, Albert (1884–1943), erlernte um 1900 den Buchhandel, erwarb 1911 Buchhandlung und Verlag Chr. Kaiser in München; im

Laufe der Jahre wurde diese Buchhandlung eine der führenden von München. Dem Verlag gelang der entscheidende Durchbruch mit der Übernahme von Barths 2. Römerbrief (1921). Er wurde der Verlag der dialektischen Theologie und der Bekennenden Kirche.

Briefe an Kutter: Nrn. 285, 287, 306, 317, 324.

*Ludwig*, Gottfried (1889–1970), studierte Theologie in Bern, Marburg, Heidelberg und Berlin, wurde nach einem Aufenthalt in England 1914 Pfarrer in Diessbach bei Büren (BE) und war 1929–1961 Pfarrer in Biel. 1919 hatte er sich mit Ursula Rohner, einer Tochter von Kutters Schwager Pfarrer Otto Rohner verheiratet und wurde ein guter Freund von Kutter. Ludwig gehörte über fünfzig Jahre dem Blauen Kreuz an, war während vierzig Jahren Präsident des bernischen Pastorationskomitees für Taubstummenseelsorge und mit Albert Schädelin Initiant der »Theologischen Arbeitsgemeinschaft im Kanton Bern«.

Briefe von Kutter: Nrn. 251, 288, 291, 315, 319.

*Overbeck*, Franz Camille, \* 1837 Petersburg, † 1905 Basel, 1864 Privatdozent in Jena, 1870–1897 Professor für Neues Testament und ältere Kirchengeschichte in Basel.

Verfasser von (u. a.): Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie (1873); Studien zur Geschichte der alten Kirche (1875); Zur Geschichte des Kanons (1880); Über die Anfänge der patristischen Literatur (1882); Über die Anfänge der Kirchengeschichtsschreibung (1892); Christentum und Kultur (Nachlaß, 1919).

In seiner wissenschaftlichen »rein historischen Betrachtung des Christentums« versucht er den Nachweis, daß das moderne, der Welt zugewandte und in die Geschichte sich ausdehnende Christentum das Ende des Urchristentums mit seiner Weltverneinung und Naherwartung bedeutet. Als wichtiger Vorläufer der formgeschichtlichen Forschung erkennt er den – seine These stützenden – wichtigen Unterschied von urchristlicher Literatur (Neues Testament, Apostolische Väter) und patristischem Schrifttum hinsichtlich ihrer literarischen Form. Zudem erkennt er als erster (1873) die entscheidende Bedeutung der Naherwartung im Urchristentum (als dessen spezifische Eschatologie).

Als agnostischer, profaner Kirchenhistoriker stellt O. die zeitgenössische Theologie, Kirche und Christenheit in Frage: er bestreitet ihre ursprüngliche Christlichkeit. Darin stimmt er mit Kierkegaard überein. Beide beeinflussen die Entstehung der dialektischen Theologie.

Kutter hat Overbeck in seiner Basler Studienzeit gehört und sich bei seinen Studien über Clemens Alexandrinus an ihn gewandt.

Briefe von Kutter: Nrn. 71, 72, 73. ♀

*Pestalozzi-Kutter*, Verena (1894–1982), älteste Tochter von H. und L. Kutter-Rohner, 1918 verheiratet mit Gymnasiallehrer Theodor Pestalozzi.

Briefe von Kutter: Nrn. 149, 150.

*Pilder*, Maria (1888–1966), Tochter katholischer Eltern (Alfred und Alojsia Pilder-Meissner in Diósgyőr), Lehrerausbildung in Budapest, während des ersten Weltkrieges Arbeit mit blinden Mädchen, Konversion zum reformierten Glauben und autodidaktische theologische Studien, nach dem Krieg Lehrerin am reformierten Gymnasium in Klausenburg, Mitarbeit an kirchlichen Zeitschriften; später wird Maria Pilder »reisende Sekretärin« der reformierten Kirche Siebenbürgens und schreibt offizielle Missionsartikel in der »Refórmatus Szemle« (Reformierte Rundschau), 1928–1934 Lehrerin in einer Diakonissenschule, ab 1935 weitere theologische Studien und Veröffentlichungen, 1943 Sekretärin des reformierten Frauenbundes in Budapest, 1948–1953 theologische Mitarbeiterin im synodalen Bureau der reformierten Kirche Ungarns (Übersetzung von K. Barth's »Kirchliche Dogmatik im Grundriß«, Budapest 1948), 1953–1956 vertritt sie den Ökumeniker Professor Imre Kádár, Lehrer an der reformierten theologischen Fakultät Budapest, Korrespondenz mit berühmten Theologen; Veröffentlichungen (u. a.): Tagebuch von Agnes Szász (1917); Tönende, goldene Harfe (1919); Paulus der Apostel (Übersetzung von H. Kutters einleitendem Kapitel im »Bilderbuch«, siehe Brief vom 6. 7. 1926/1); Lektionen für die Sonntagsschule. 6 Bände (1927); Reformation als Entscheidung (1937); Siehe, die Magd des Herrn (1941).

Briefe von Kutter: Nrn. 263, 271, 274, 278, 279, 284, 293, 295, 301,

304, 305, 310–314, 318, 320, 321, 323, 326, 327, 329, 330.  
Briefe an Kutter: Nrn. 262, 273, 275, 309, 325.

*Ragaz*, Leonhard, \* 1868 in Tamins (GR), † 1945 in Zürich. Nach dem Theologiestudium in Basel, Berlin, Jena Pfarramt am Heinzenberg, dann Gymnasiallehrer und anschließend Pfarrer in Chur, 1902–1908 Münsterpfarrer in Basel, dann bis 1921 Professor für systematische und praktische Theologie in Zürich, seit 1913 SPS-Mitglied. 1921 Rücktritt von der Professur: Sozial- und Volksbildungsarbeit im Zürcher Arbeiterquartier Aussersihl.

Verfasser von (u. a.): »Du sollst!« Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung (1906); Das Evangelium und der soziale Kampf der Gegenwart (1906<sup>1</sup>, 1907<sup>2</sup>); Die neue Schweiz (1917<sup>1</sup>); Weltreich, Religion und Gottesherrschaft (1922); Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt, Vater und Sohn – und weiter! (1922<sup>1</sup>, 1925<sup>2</sup>); Von Christus zu Marx – von Marx zu Christus (1929); Sinn und Werden der religiös-sozialen Bewegung (1931); Dient das Milizheer dem Frieden? (1933); Die Gleichnisse Jesu (1944); Die Bergpredigt Jesu (1945); Die Bibel – eine Deutung (7 Bände, 1947–1950); Mein Weg (2 Bände, 1952).

Herausg.: Neue Wege, Blätter für rel. Arbeit (1906–1945).

Ragaz wächst im bäuerlichen, stark genossenschaftlich organisierten Kanton Graubünden auf. Diese Umwelt seiner Jugend hat eine prägende Bedeutung für seine spätere Entwicklung. Aus ihr stammt, »was man meinen demokratisch-kommunistischen, genossenschaftlichen Anarchismus nennen mag, mein(en) Abscheu vor allem Etatismus, Bürokratismus, Militarismus . . . Auch erklärt es meine stärkste Leidenschaft, die Leidenschaft für die Freiheit« – und das gilt für ihn als Christ und als Sozialist in bezug auf die Kirche und die Partei.

Als Münsterpfarrer in Basel solidarisiert sich Ragaz mit streikenden Maurern (1903). Die soziale Frage wird ihm zur Gottesfrage: vom kirchlichen Parteizank und der liberalen Reformpartei – welche er durch ritschlianische Theologie erneuern wollte – wendet er sich hin zum Sozialismus. 1906 Mitbegründer der religiös-sozialen Bewegung und später ihr Anführer, zugleich mitbeteiligt an der Herausgabe der Blätter für religiöse Arbeit: »Neue Wege«, welche dann bis 1945 das Hauptorgan der Religiös-Sozialen unter Ragazens Leitung sind.



Neue Namen werden ihm in dieser Wende wichtig: Neben Kierkegaard (Kirchenkritik, persönliche Leidenschaft) tritt Tolstoi, neben Carlyle (englischer Christlich-Sozialer) Marx, der Ragaz als Visionär und Prophet eindrücklich ist, dazu Kutters »Sie müssen« und dann Blumhardt, den er 1904 kennenlernte. Aus dessen Reich-Gottes-Hoffnung für die Erde nährt sich Ragazens Opposition »gegen die ganze heutige Welt«.

In entgegengesetzter Richtung zu Barth geht Ragaz 1921 den »Weg des Franziskus« weg von Theologie und Kirche ins Zürcher Arbeiterquartier Aussersihl als Erwachsenenbildner an der Gartenhofstraße und freier Schriftsteller, ein harter Weg nicht frei von Enttäuschungen. In den letzten Jahren seines Lebens treibt er vor allem biblische Studien (Gleichnisse, Bergpredigt).

Ragazens politisches Engagement gilt der Friedensbewegung: 1912 Teilnahme am Friedenskongreß der sozialistischen Internationale im Basler Münster; Friedensbemühungen während des ersten Weltkrieges; Befürwortung eines Schweizer Beitritts zum Völkerbund; 1936 Austritt aus der SPS, weil sie ihre Stellung zur militärischen Landesverteidigung revidiert; während des zweiten Weltkrieges vertritt Ragaz seinen radikalen Pazifismus nicht mehr prinzipiell. – Die Schuld am Landesstreik 1918 gibt Ragaz dem brutal-militaristischen Verhalten des Bundesrates und General Willes. Er kritisiert diesen »bürgerlichen Bolschewismus«, aber auch jenen der Komintern und engagiert sich wirkungsvoll gegen einen Beitritt der SPS zur 3. Internationale.

Briefe von Kutter: Nrn. 84, 87, 89–100, 103, 105–109, 111–115, 117, 119–121, 125–127, 129, 131, 134, 135, 154, 155.

Briefe an Kutter: Nrn. 83, 88, 122.

*Rohner, Lydia*, siehe Kutter-Rohner, Lydia.

*Schweitzer, Albert*, \* 1875 Kayzersberg (Oberelsaß), † 1965 Lambarene (Gabun), 1902 Privatdozent für Neues Testament in Straßburg, Medizinstudium, 1913 Gründung eines Tropenspitals im damaligen französischen Kongo, in Lambarene. Die Weiterführung dieses Projekts wird sein Lebenswerk. Bekanntster Bachinterpret, Friedensnobelpreis 1952.



Verfasser von (u. a.): Von Reimarus zu Wrede (1906<sup>1</sup>); seit 1913<sup>2</sup>: Geschichte der Leben-Jesu-Forschung (1960<sup>7</sup>); Kultur und Ethik (1923<sup>1</sup>); J. S. Bach (1905<sup>1</sup>); Zwischen Wasser und Urwald. Erlebnisse eines Arztes im Urwald von Äquatorialafrika (1921<sup>1</sup>).  
Brief an Kutter: Nr. 133.

*von Speyr-Müller, Julie* (1827–1897), Taufpatin Kutters, Kusine seines Vaters Wilhelm Kutter.  
Brief von Kutter: Nr. 4.

*Staehelin-Kutter, Gertrud* (Meieli), geb. 1901 in Zürich als jüngste Tochter Hermann Kutters, mit dem sie bis zu seinem Tode besonders eng verbunden war. 1921 Heirat mit Ernst Staehelin (1889–1980), der seit 1927 als Professor für Kirchengeschichte in Basel wirkte. Sie starb 1980 kurz nach ihrem Gatten.  
Briefe von Kutter: Nrn. 283, 302.

*Stapel, Wilhelm* (1882–1954), Dr. phil., 1912–1916 Redaktor des ›Kunstwart‹, 1917–1919 Geschäftsführer des Hamburger Volksheims, 1919–1938 Herausgeber der Zeitschrift ›Deutsches Volkstum‹; einer der wichtigsten Wortführer der konservativ-antidemokratischen Opposition gegen die Weimarer Republik, propagierte mit seiner Lehre vom Volksnomos ein deutsch-völkisches Christentum.

Hauptwerk: Der christliche Staatsmann. Eine Theologie des Nationalismus (1932).

Lit.: A. Mohler: Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1932 (1972<sup>2</sup>), 410 f; K. Sontheimer: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik (1962<sup>3</sup>); W. Tilgner: Volksnomostheologie und Schöpfungsglaube (1966), 89 ff.

Briefe an Kutter: Nrn. 177, 179, 181, 184, 187, 197, 209, 212, 213, 215, 261, 290, 294.

*Stoffel, Meta* (1888–1975), Tochter des Ehepaares J. und M. Stoffel-Schenkel, welches 1917 von Bellinzona nach Zürich an die Hedwigstr. 4 umzog. Drei Jahre nach dem Tode des Vaters zog Meta mit

ihrer Schwester Elsa 1932 nach Italien, wo sie eine Pension leiteten.

Brief von Kutter: Nr. 328.

*Stroh*, Hans, ehemaliger Zürcher Theologiestudent, offenbar aus Wien stammend. Mehr konnte über ihn nicht nachgewiesen werden.

Brief von Kutter: Nr. 322.

*Thurneysen*, Eduard, \* 1888 in Walenstadt (SG), † 1974 in Basel. Studium der Theologie in Basel und Marburg, 1913–1920 Landpfarrer in Leutwil (AG) und bis 1927 in Bruggen (SG), dann bis 1959 Münsterpfarrer in Basel und seit 1935 dazu Professor für praktische Theologie ebenda.

Verfasser von (u. a.): Dostojewski (1921); Christoph Blumhardt (1926); Die Bergpredigt (1936); Der Brief des Jakobus (1941); Der Brief des Paulus an die Philipper (1943); Die Lehre von der Seelsorge (1946); Seelsorge im Vollzug (1968). Herausgabe des Briefwechsels zwischen ihm und K. Barth von 1913–1921 und 1921–1930 (1973 f). – Mitherausgeber von »Zwischen den Zeiten« (1923–1933) und »Theologische Existenz heute« (1933–1939).

Briefe von Kutter: Nrn. 156, 157, 163, 196, 202, 208, 210, 222, 225, 236, 237, 241, 248.

Briefe an Kutter: Nrn. 201, 232, 242, 249, 255, 259, 277, 298.

*Weeks*, Rufus (1831–1911), »Von Beruf Versicherungsagent war er von ganzer Seele einem auf Christus begründeten Sozialismus zugehan«, so Ragaz, der 1907 diesen amerikanischen »Christian Socialist« aus Tarrytown (N. Y.) kennenlernte (L. Ragaz: Mein Weg, Band I, 1952, 264 f). Weeks war Organisator und geistiger Leiter der »Christian Socialist Fellowship«, deren erste Konferenz 1906 stattfand (vgl. Mattmüller, Ragaz II, 18/11), ferner initiierte er die Gründung der Zeitschrift »The Christian Socialist« (1903), die zum Organ dieser Bewegung wurde (dazu siehe Brief vom 13. 3. 1907/2).

Weeks übersetzte »Sie müssen« 1908 ins Amerikanische – deswegen hatte er 1905 Kutter besucht. Ein teilweiser Vorabdruck der Über-

setzung durch Weeks im »Christian Socialist« vom 15. 1. 1908 (»Kutter Special: God and the Social Democracy«) war ein voller Erfolg (siehe Brief vom 18. 2. 1908).

Briefe an Kutter: Nrn. 116, 118, 123, 132.

*Gesamtverzeichnis der erhaltenen Briefe von und an Hermann Kutter*

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	April	nicht vor 16.
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Mai	3.
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Mai	8.
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Mai	vor 24.
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Mai	24.
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Juni	2.
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Juni	nach 2. (?)
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Juni	20.
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Juni	30.
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Juli	5.
an –	–	1883	August	–
an Otto v. Greyerz	–	1883	September	8.
an Otto v. Greyerz	–	1883	September	vor 30.
an Otto v. Greyerz	–	1883	September/ Oktober	Monats- wechsel
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Oktober	27.
an Otto v. Greyerz	Basel	1883	Dezember	27. ×
an Otto v. Greyerz	Basel	1884	März	3. ×
an Otto v. Greyerz	Berlin	1887	Februar	22. ×
an Marie Kutter- König	Dresden	1887	Februar	25.
an Julie v. Speyr- Müller	Vinelz	1887	Mai	24. ×
an Marie Kutter- König	Vinelz	1887	Oktober	23. ×
an Marie Kutter- König	Vinelz	1887	November	20.
an Marie Kutter- König	Vinelz	1888	Januar	22.
an Marie Kutter- König	Vinelz	1888	März	25. ×
an Marie Kutter- König	Vinelz	1888	April	23.
an Marie Kutter- König	Vinelz	1888	Mai	6.

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Otto v. Greyerz	Vinelz	1888	Mai	22.	×
an Otto v. Greyerz	Vinelz	1888	Mai	27.	×
an Marie Kutter- König	Vinelz	1888	Juni	25.	
an Marie Kutter- König	Vinelz	1891	Mai	16.	×
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	Juli	30.	×
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	5.	×
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	7.	×
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	9.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	20.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	21.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	21.	×
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	22.	×
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	29.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	30.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	August	31.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	September	1.	×
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	September	2. (2 Briefe)	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	September	3.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	September	12.	×
an Clara Lauterburg- Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	September	13.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891	September	14.	



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum	pb
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891 September 15.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891 September 16.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891 September 16.	×
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891 September 17.	
an Lydia Rohner	(»Felsen- burg«)	1891 September 18.	×
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 September 23.	×
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 September 24.	×
an Clara Lauterburg- Rohner	Bad Boll	1891 September 25.	
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 September 26.	×
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 September 29.	×
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 September 30.	
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 Oktober 1.	×
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 Oktober 1.	
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 Oktober 3.	×
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 Oktober 4.	×
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 Oktober 5.	
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 Oktober 6.	
an Lydia Rohner	Bad Boll	1891 Oktober vor 9.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Oktober 22.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Oktober 23.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Oktober 24.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Oktober 25.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Oktober 26.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Oktober 27.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Oktober 29.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Oktober 30.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Oktober (31. 10. ?)	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 1.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 3.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 4.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 5.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 6.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 7.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 9.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum	pb
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 10.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 12. (2 Briefe)	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 19.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 24.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 25.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 26.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 28. (2 Briefe)	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 30.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 November 30.	
von Leonhard Ragaz	Zürich	1891 November 30.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 1.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 2.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 3.-4.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 4.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 5.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 6.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 7.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 9.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 11.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 12.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 17.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 18.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 19.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 21. (2 Briefe)	
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 23.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1891 Dezember 24.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Januar 8.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Januar 9. (2 Briefe)	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Januar 11.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Januar 12.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Januar 13.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Januar 14.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Januar 15.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Januar 16.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Januar 21.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 12.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 15.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 16.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 19. (2 Briefe)	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 22.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum	pb
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 23.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 23.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 24.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 26.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 27.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 Februar 29.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 <sup>o</sup> März 1.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 1.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 3.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 5.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 12.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 12.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 14.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 15.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 16.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 18.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 19.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März vor 20.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 20.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 22.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 23. (2 Briefe)	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 März 24.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 2.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 4.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 5.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 6.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 7.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 8.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 9.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 12.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 14.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 14.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 15.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 16.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 18.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 23.	×
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 24.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 25.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 26.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892 April 28.	×

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Rohner	Vinelz	1892	April	30.	
an Lydia Rohner	Vinelz	1892	April	30.	x
an Lydia Rohner	Vinelz	1892	Mai	7.	
an Clara Lauterburg- Rohner	Vinelz	1892	August	1.	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1892	Oktober	5.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1893	April	11.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1893	April	12.	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juni	5.	x
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juni	6.	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juni	7. (2 Briefe)	x
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juni	9.	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juni	16.	x
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juni	16.	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juni	19.	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juni	vor 29.	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juni	29.	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juli	4.	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juli	7.	x
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juli	8. (2 Briefe)	
an Lydia Kutter- Rohner	Vinelz	1893	Juli	14.	
an Lydia Kutter- Rohner	Biel	1893	September	21.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum	pb
an Lydia Kutter-Rohner	Zürich	1893 September 22.	
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1893 September 23.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1893 September 28.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1893 September 29.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1893 September 30.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1893 Oktober 1.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1893 Oktober 3.	
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1893 Oktober 4.	
an Lydia Kutter-Rohner	St. Antoni	1894 Juni 28.	
an Lydia Kutter-Rohner	Beatenberg	1894 September 21.	
an Lydia Kutter-Rohner	Zürich	1894 November 15.	
an Lydia Kutter-Rohner	Vinelz	1895 November 6.	
an Lydia Kutter-Rohner	Vinelz	1895 November 7.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Vinelz	1895 November 8.	
an Lydia Kutter-Rohner	Vinelz	1895 November 11. (2 Briefe)	
an Lydia Kutter-Rohner	Vinelz	1895 November 12.	
an Lydia Kutter-Rohner	Freiburg (D)	1896 Juli 28.	
an Lydia Kutter-Rohner	Viktoria (Bern)	1896 August 8.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1896 Oktober 6. od. 7.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1896 Oktober 7.	×



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1896	Oktober	8.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1896	Oktober	9.	
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1896	Oktober	10.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1896	Oktober	11.	
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1896	Oktober	12.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Bad Boll	1896	Oktober	13.	
an Lydia Kutter-Rohner	Vinelz	1897	April	7.	
an Franz Overbeck	Vinelz	1897	November	20.	×
an Franz Overbeck	Vinelz	1897	November	26.	×
an Franz Overbeck	Vinelz	1898	Oktober	17.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Adelboden	1899	August	nicht nach	
				12.	
an Lydia Kutter-Rohner	Adelboden	1899	August	12.	×
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	8.	
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	10.	
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	11.	
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	13.	×
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	15.	
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	16.	
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	18.	
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	18.	×
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	19.	×
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	22.	
an Lydia Kutter	Helgoland	1900	August	23.	
an Lydia Kutter-Rohner	Helgoland	1900	August	27. (2 Briefe)	
an Lydia Kutter-Rohner	Helgoland	1900	August	28.	
an Lydia Kutter-Rohner	Helgoland	1900	August	30.	
an Lydia Kutter-Rohner	Helgoland	1900	August	31.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
an Lydia Kutter- Rohner	Berlin	1900	September 3.	
an Lydia Kutter- Rohner	Viktoria (Bern)	1901	April 11.	
an Lydia Kutter- Rohner	St. Antoni	1901	April 15.	
an Lydia Kutter- Rohner	Bad Boll	1901	Oktober 22.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1902	Juli 4.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1902	Juli 10.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1902	Juli 12.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1902	Juli 15.	
an Louise Bavier- Rittmeyer	Zürich	1902	November 10.	
von Otto v. Greyerz	Bern	1902	Dezember 10.	
an Otto v. Greyerz	Zürich	1902	Dezember 12.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1903	Februar 4.	
an Lydia Kutter- Rohner	St. Antoni	1903	April 16.	×
an Lydia Kutter- Rohner	St. Antoni	1903	April 19	
an Lydia Kutter- Rohner	St. Antoni	1903	April 21	
an Louise Bavier- Rittmeyer	Zürich	1903	Juni 8.	×
an Louise Bavier- Rittmeyer	Zürich	1903	Dezember 7.	×
von Leonhard Ragaz	Basel	1903	Dezember 21.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1903	Dezember 22.	×
von Otto v. Greyerz	Bern	1903	Dezember 31.	×
an Otto v. Greyerz	Zürich	1904	Januar 4.	×
an Leonhard Ragaz	Basel	1904	Januar 30.	×
von Leonhard Ragaz	Basel	1904	Februar 2.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1904	Februar 6.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1904	Februar 9.	×

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Leonhard Ragaz	Zürich	1904	Februar	17.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1904	Juni	17.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1904	Juni	20.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1904	Juni	23.	×
von Stanislaus Walach	Mithelsdorf (A)	1904	Juli	9.	
von B. Semtner	Eichberg (Schlesien)	1904	Juli	11.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1904	Juli	16.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Bivio	1904	August	6.	
an Lydia Kutter- Rohner	Parpan	1904	August	9.	
an Louise Bavier- Rittmeyer	Parpan	1904	August	17.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1904	September	14.	×
an Louise Bavier- Rittmeyer	Zürich	1904	September	20.	
von Gottfried Traub	Dortmund	1904	November	11.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1904	Dezember	23.	×
an Otto v. Greyerz	Zürich	1905	Januar	5.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1905	Februar	2.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1905	April	6.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juni	11.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juni	14.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juni	20.	
an Leonhard Ragaz	Seewis	1905	Juni	21.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juni	22.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juni	24.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juni	26.	
an Hermann Kutter jun.	Seewis	1905	Juni	28.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juni	28.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juni	29.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juli	1. (2 Briefe)	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juli	3.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juli	4.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1905	Juli	5.	
von Rufus Weeks	Oberhofen	1905	Juli	15.	
an Leonhard Ragaz	Bergün	1905	Juli	17.	×
von F. Reitsma	Nordwolde (NL)	1905	Juli	18.	
an Lydia Kutter- Rohner	Bergün	1905	Juli	20.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Bergün	1905	Juli	23.	
von Rufus Weeks	New York	1905	August	8.	
an Leonhard Ragaz	Bergün	1905	August	18.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1905	September	22.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1905	Oktober	26.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1905	Oktober	27.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1905	November	3.	×
an Otto v. Greyerz	Zürich	1906	Januar	5.	
an Houston Chamberlain	Zürich	1906	März	1.	×
an Louise Bavier- Rittmeyer	Zürich	1906	April	27.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1906	Juni	28.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1906	Juni	30.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1906	Juli	2.	×
von Rufus Weeks	New York	1906	Juli	12.	
an Lydia Kutter- Rohner	St. Moritz	1906	August	7.	
an Lydia Kutter- Rohner	Silvaplana	1906	August	25.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1905	August	31.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1905	September	20.	×
von Rufus Weeks	New York	1905	September	27.	×

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Paul Gounelle	Malo les Bains (F)	1905	November	22.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1905	Dezember	20.	×
von Elie Gounelle	Roubaix (F)	1907	Januar	2.	
von Berndt	Stockholm	1907	Januar	4.	
Lundqvist					
von Berndt	Stockholm	1907	Januar	11.	
Lundqvist					
an Marie Kutter- König	Zürich	1907	Februar	14.	
von Berndt	Stockholm	1907	Februar	15.	
Lundqvist					
von Paul Gounelle	Malo les Bains (F)	1907	Februar	21.	
von F. Reitsma	Nordwolde (NL)	1907	Februar	21.	
von Berndt	Stockholm	1907	Februar	22.	
Lundqvist					
von A. Albers	Leipzig	1907	Februar	26.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1907	März	8.	
von Berndt	Stockholm	1907	März	11.	
Lundqvist					
von Rufus Weeks	New York	1907	März	13.	×
von Berndt	Stockholm	1907	März	22.	
Lundqvist					
von A. Albers	Leipzig	1907	April	6.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1907	April	11.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1907	April	13.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1907	April	15.	×
von Rufus Weeks	New York	1907	April	18.	
von A. Albers	Leipzig	1907	April	19.	
von A. Albers	Leipzig	1907	April	27.	
von A. Schindler	Basel	1907	April	30.	
von P. Hitz	Luzern	1907	Mai	7.	
von Leonhard Ragaz	Luzern	1907	Mai	9.	×
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1907	Juni	23.	
von Rufus Weeks	Limpsfield (GB)	1907	Juni	30.	



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1907	Juli	4.	
von Karl Sick	Basel	1907	Juli	8.	
von Rufus Weeks	Paris	1907	Juli	8.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1907	Juli	12.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1907	Juli	13.	
von Rufus Weeks	Chester (GB)	1907	Juli	nach 15.	×
von Friedrich Ritscher	Langenbruck	1907	Juli	31.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1907	August	8.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1907	August	16.	
an Louise Bavier- Rittmeyer	Zürich	1907	August	20.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1907	September	6.	
von Erwin(?) Bohnenblust	Zürich	1907	September	11.	
von Edward Carr	Rom	1907	September	15.	
von Paul Gounelle	Malo les Bains (F)	1907	Oktober	17.	
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1907	Oktober	17.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1907	November	8.	×
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1907	November	25.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1907	Dezember	5.	×
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1907	Dezember	11.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1907	Dezember	14.	
von Richard Heath	Garden City (GB)	1907	Dezember	15.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1907	Dezember	19.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Pratteln	1908	Januar	2.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Pratteln	1908	Januar	4.	×
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1908	Januar	24.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1908	Februar	7.	×
von Edward Carr	Chicago	1908	Februar	8.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1908	Februar	13.	×
von A. Albers	Leipzig	1908	Februar	15.	
von J. Bitterlich	St. Louis	1908	Februar	17.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1908	Februar	21.	
von Rufus Weeks	Tarrytown (New York)	1908	Februar	22.	×
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1908	März	4.	
von Rufus Weeks	Tarrytown (New York)	1908	März	12.	
von Berndt Lundqvist von	Stockholm	1908	März	19.	
Wilfred Monod	Paris	1908	März	20.	
von Walther Rauschenbusch	Marburg (Hessen)	1908	April	15.	
von Rufus Weeks	New York	1908	April	22.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1908	Mai	4.	
von Richard Heath	Trevereux Hill (GB)	1908	Mai	17.	
von Albert Schweitzer	Strassburg	1908	Juni	14.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1908	Juli	4.	×
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1908	Juli	5.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1908	Juli	10.	
an Lydia Kutter- Rohner	Bern	1908	Juli	14.	
von Wilfred Monod	Paris	1908	Juli	14.	
an Lydia Kutter- Rohner	Riffelalp	1908	Juli	16.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Findelen	1908	Juli	18.	
an Lydia Kutter- Rohner	Findelen	1908	Juli	21.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1908	Juli	22.	
an Leonhard Ragaz	Findelen	1908	Juli	23.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Findelen	1908	Juli	25.	
an Lydia Kutter- Rohner	Findelen	1908	Juli	27.	
an Lydia Kutter- Rohner	Findelen	1908	Juli	31.	
an Lydia Kutter- Rohner	Riffelalp	1908	August	1.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1908	August	1.	
von Berndt Lundqvist	Zürich	1908	Oktober	2.	
an Gretchen Lauter- burg	Zürich	1908	Oktober	23.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1908	September	18.	
von Berndt Lundqvist	Stockholm	1908	September	29.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1908	Oktober	5.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1908	Oktober	6.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1908	Oktober	9.	
von Rufus Weeks	New York	1908	November	9.	
von Fausto Conti	Nervi (I)	1908	November	12.	
an Gretchen Lauterburg	Zürich	1908	November	23.	
an Howard Eugster- Züst	Zürich	1909	Februar	2.	
von G. Huizinga	Cleveland (Ohio)	1909	März	17.	
von Edward Carr	Chicago	1909	März	18.	×

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1909	Juli	23.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1909	Juli	25.	×
von L. Spengler	New York	1909	September	24.	
von Charles Wendte	Boston	1909	September	24.	
	(USA)				
(von Walter Pangritz/an Leonhard Ragaz	Zittau	1909	Oktober	9.)	
von Walter Lehmann	Thun	1909	November	26.	
von Walter Lehmann	Thun	1909	Dezember	7.	
an Fritz und Gretli Lauterburg	Zürich	1909	Dezember	25.	
an Houston Chamberlain	Zürich	1909	Dezember	27.	×
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1910	Januar	2.	
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1910	Januar	26.	
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1910	Januar	27.	
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1910	Februar	5.	
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1910	März	5.	
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1910	März	nach 5.	
von P. Ilgen	St. Louis (Missouri)	1910	März	6.	
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1910	März	19.	
von Richard Heath	Letchworth (GB)	1910	April	24.	
von Eugen Diederichs	Jena	1910	April	27.	×
von Houston Chamberlain	St. Marghe- rita (I)	1910	Mai	4.	×
an Houston Chamberlain	Zürich	1910	Mai	5.	×

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Mai	6.	
von Hermann Walther	Berlin	1910	Mai	7.	
an Eugen Diederichs	Zürich	1910	Mai	7.	
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Mai	9.	
von Richard Heath	Letchworth (GB)	1910	Mai	9.	
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Mai	12.	x
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Mai	14.	
an Eugen Diederichs	Zürich	1910	Mai	16.	
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Juni	3.	
von Richard Heath	Alfriston (GB)	1910	Juni	3.	
an Eugen Diederichs	Zürich	1910	Juni	4.	
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Juni	11.	
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Juni	15.	
an Fritz Lauterburg	Jena	1910	Juni	20.	
von Eugène Hanssin(?)	Kristiania (Norwegen)	1910	Juli	1.	
an Studer-Weibel	Zürich	1910	Juli	9.	
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	Juli	14.	x
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	Juli	15. (2 Briefe)	
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	Juli	16.	
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	Juli	17.	
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	Juli	20.	



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	Juli	22.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	Juli	23.
an Studer-Weibel	Torrentalp	1910	Juli	23.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	Juli	25.
an Lydia Kutter- Rohner	Leukerbad	1910	Juli	26.
an Hermann Kutter jun.	Torrentalp	1910	Juli	28.
an Heinrich Kutter	Torrentalp	1910	Juli	29.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	Juli	30.
an Clara Lauterburg- Rohner	Torrentalp	1910	August	1.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	August	2.
an Hermann Kutter jun.	Torrentalp	1910	August	4.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	August	5.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	August	6.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	August	8.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	August	11.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	August	13.
an Lydia Kutter- Rohner	Torrentalp	1910	August	15.
an Louise Bavier- Rittmeyer	Torrentalp	1910	August	17.
an Lydia Kutter- Rohner	Kandersteg	1910	August	21.
an Lydia Kutter- Rohner	Wengeralp	1910	August	25.
von Eugen Diederichs	Jena	1910	September	6.

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Houston Chamberlain	Bayreuth	1910	Oktober	5.	x
an Houston Chamberlain	Zürich	1910	Oktober	10.	x
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Oktober	11.	
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Oktober	18.	
von Eugen Diederichs	Jena	1910	Oktober	28.	x
von Josef Prumsy	Wien	1910	Oktober	29.	
an Houston Chamberlain	Zürich	1910	November	7.	x
von Eugen Diederichs	Jena	1910	November	8.	
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1910	Dezember	3.	
von Albert Wolfer	Zürich	1911	Januar	8.	
von Eugen Diederichs	Jena	1911	Januar	18.	
an Gretchen Lauterburg	Zürich	1911	April	8.	
von Richard Heath	Letchworth (GB)	1911	Mai	8.	
von Richard Heath	Oxnich (GB)	1911	Mai	18.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1911	August	9.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1911	August	10.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1911	August	14.	x
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1911	August	17.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1911	August	18.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1911	August	19.	
von Richard Heath	Limpsfield (GB)	1911	September	19.	
an Verena Kutter	Zürich	1911	Oktober	19.	x

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
an Verena Kutter	Zürich	1912	Februar	8.
an Verena Kutter	Zürich	1912	April	20.
von Adolf Damaschke	Berlin	1912	April	20.
von R. H. (?)	Zürich	1912	Mai	2.
von H(ans) Bader	Zürich	1912	Mai	22.
an Lydia Kutter- Rohner	Lavin	1912	August	4. (2 Briefe)
an Lydia Kutter- Rohner	Lavin	1912	August	5. (2 Briefe)
an Lydia Kutter- Rohner und Verena Kutter	Lavin	1912	August	6.
an Lydia Kutter- Rohner	Lavin	1912	August	7.
an Lydia Kutter- Rohner	Lavin	1912	August	8.
an Lydia Kutter- Rohner	Lavin	1912	August	11.
an Lydia Kutter- Rohner	Lavin	1912	August	13.
an Hermann Kutter jun.	Sent	1912	August	16.
an Lydia Kutter- Rohner	Sent	1912	August	16.
an Verena Kutter	Sent	1912	August	16. ×
an Lydia Kutter- Rohner	Sent	1912	August	17.
an Lydia Kutter- Rohner	Sent	1912	August	19.
von Awetis ter Gasparian	Van (Türkei)	1912	September	23.
an Hermann Kutter jun.	Zürich	1912	November	19.
an Hermann Kutter jun.	Zürich	1912	Dezember	4.
von Karl Barth	Safenwil	1912	Dezember	22.
an Heinrich Kutter	Zürich	1913	Januar	27. ×
an Hermann Kutter jun.	Zürich	1913	Februar	3.

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Maria Kutter-König	Zürich	1913	Februar	3.	
an Lydia Kutter-Rohner	Morgarten	1913	April	22.	
an Lydia Kutter-Rohner	Morgarten	1913	April	25.	×
an Hermann Kutter jun.	Zürich	1913	Mai	5.	
an Hermann Kutter jun.	Zürich	1913	Juni	23.	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1913	Juni	26.	
an Hermann Kutter jun.	Zürich	1913	Juni	28.	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1913	Juli	7.	
an Lydia Kutter-Rohner	Melchsee Frutt	1913	August	6.	
an Verena Kutter	Melchsee Frutt	1913	August	vor 7. (2 Briefe)	
an Lydia Kutter-Rohner	Delft-Alp (?)	1913	August	7.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Sent	1913	August	10.	
an Lydia Kutter-Rohner	Sent	1913	August	13.	
an Lydia Kutter-Rohner	Sent	1913	August	15.	
an Verena Kutter	Sent	1913	August	18.	
an Lydia Kutter-Rohner	Sent	1913	August	21.	
an Lydia Kutter-Rohner	Sent	1913	August	23.	
an Otto Rohner-Wagner	Zürich	1913	September	15.	
an Leonhard Ragaz	Zürich	1913	November	21.	×
an Leonhard Ragaz	Zürich	1913	Dezember	1.	×
an Eduard Thurneysen (?)	Zürich	1913	Dezember	22.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Eduard Thurneyen	Zürich	1914	Januar	18.	×
an Eduard Thurneysen	Zürich	1914	April	7.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Feldis	1914	April	15.	
an Karl Barth	Zürich	1914	Juli	20.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Parpan	1914	August	3.	×
an Hermann Kutter jun.	Zürich	1914	August	11.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Seewis	1914	August	17.	
an Lydia Kutter-Rohner	Seewis	1914	August	20.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Seewis	1914	August	23.	×
an Eduard Thurneysen	Zürich	1914	Oktober	19.	×
an Verena Kutter	Zürich	1914	November	10.	
an Otto v. Greyerz	Zürich	1914	Dezember	15.	
an Marie Kutter-König	Zürich	1914	Dezember	24.	
von Eugen Diederichs	Jena	1914	Dezember	28.	
an Lydia Kutter-Rohner	Jena	1915	März	8.	
an Karl Barth	Jena	1915	März	19.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Marburg	1915	Mai	7.	×
an Ulrich Gutersohn	Zürich	1915	Mai	17.	
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1915	Mai	28.	
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1915	Mai	29.	
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1915	Mai	31.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1915	Juni	1.	
an Lucy Scheller	Degersheim	1915	Juni	3.	



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Degersheim	1915	Juni	5.	
an Lydia Kutter- Rohner	Degersheim	1915	Juni	8.	
an Hermann Kutter jun. (von Emil Brunner)	Zürich	1915	Juni	8.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Degersheim	1915	Juni	17.	×
an Hermann Kutter jun.	Degersheim	1915	Juli	13.	×
an Lucy Scheller	Zürich	1915	Juli	19.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zernez	1915	August	vor 11.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zernez	1915	August	11.	
an –	(Zürich)	1915	August	14.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zernez	1915	August	14.	
an Lydia Kutter- Rohner	Cresta	1915	August	17.	
an Lydia Kutter- Rohner	Cresta	1915	August	23.	
an Lydia Kutter- Rohner	Cresta	1915	August	26.	
an Lydia Kutter- Rohner	Cresta	1915	September	1.	
an Lydia Kutter- Rohner	Cresta	1915	September	2.	
an Lydia Kutter- Rohner	Cresta	1915	September	4.	
an Lydia Kutter- Rohner	Cresta	1915	September	9.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1915	September	18.	
an Marie Kutter- König	Seewis	1915	September	18.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1915	September	20.	
an Heinrich Kutter	Seewis	1915	September	21.	×

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1915	September	30.	
an Karl Barth	Zürich	1915	Oktober	12.	×
an Ulrich Gutersohn	Zürich	1915	November	1.	
an Marie Kutter- König	Zürich	1915	November	3.	×
von Marie Schön (?)	Berlin	1915	November	16.	
an Hermann Kutter jun.	Zürich	1915	Dezember	13.	×
an Lucy Scheller	Zürich	1915	Dezember	22.	
an Marie Kutter- König	Zürich	1915	Dezember	23.	×
an Karl Barth	Zürich	1916	Februar	2.	×
an Karl Barth	Zürich	1916	Februar	23.	×
von Eugen Diederichs	Jena	1916	März	7.	
von Wilhelm Stapel	Dresden- Blasewitz	1916	April	6.	×
von Eugen Diederichs	Jena	1916	April	7.	×
von Wilhelm Stapel	Blasewitz	1916	April	11.	
von A. Geyer	Jena	1916	April	14.	
von Wilhelm Stapel	Blasewitz	1916	April	14.	
von Wilhelm Stapel	Blasewitz	1916	April	21.	×
von Eugen Diederichs	Jena	1916	Mai	10.	
von Eugen Diederichs	Jena	1916	Mai	22.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Münster (LU)	1916	Juni	23.	
von Eugen Diederichs	Jena	1916	Juli	1.	
von Wilhelm Stapel	Blasewitz	1916	Juli	12.	×
an Eugen Diederichs	Zürich	1916	Juli	16.	×
an Karl Barth	Zürich	1916	Juli	26.	×
an Karl Barth	Zürich	1916	Juli	28.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Tschamut	1916	August	8.	
von Wilhelm Stapel	Blasewitz	1916	August	8.	×

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
an Lydia Kutter- Rohner	Tschamut	1916	August 9.	
an Lydia Kutter- Rohner	Tschamut	1916	August 13.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Tschamut	1916	August 15.	
an Hermann Kutter jun.	Cresda	1916	September 9.	
von Eugen Diederichs	Jena	1916	Oktober 5.	×
von Wilhelm Stapel	Blasewitz	1916	Oktober 6.	×
von Eugen Diederichs	Jena	1916	Oktober 20.	
von Emil Brunner	Obstalden	1916	Oktober 27.	×
von Eugen Diederichs	Jena	1916	November 2.	
von Eugen Diederichs	Jena	1916	November 4.	
von Karl Barth	Safenwil	1916	November 5.	×
an Karl Barth	Zürich	1916	November 6.	×
von Anna von Nordheim	Bad Nenndorf	1916	November 11.	
von Samuel –	Zürich	1916	November 12.	
von Eugen Diederichs	Jena	1916	November 16.	
von Karl Utz	–	1916	November 21.	
an Heinrich Federer	Zürich	1916	November 22.	×
von Ulrich Gutersohn	Degersheim	1916	November 22.	
von A. Albers	München	1916	Dezember 10.	
von Otto v. Greyerz	Bern	1916	Dezember 12.	×
von Otto v. Greyerz	Bern	1916	Dezember 13.	
von Anna Luise Ulrich	Zürich	1916	Dezember 16.	
an Otto v. Greyerz	Zürich	1916	Dezember 19.	×
von Eugen Diederichs	Jena	1916	Dezember 19.	×
von (?) Lier	Marburg	1916	Dezember 20.	
von Hugo Göring	Weimar	1917	Januar 7.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
von Eugen Diederichs	Jena	1917	Januar	14.
von Eugen Diederichs	Jena	1917	Januar	26.
an Lucy Scheller	Zürich	1917	Februar	1.
von J. Vezl-v. Braun	Würzburg	1917	Februar	29.
von Eugen Diederichs	Jena	1917	Februar	23.
an Heinrich Kutter	Zürich	1917	März	2.
von J. Bindschedler	Augsburg	1917	März	7.
von J. Vezl-v. Braun	Würzburg	1917	März	16.
von Gottfried Ludwig	Diessbach	1917	März	17.
an Heinrich Kutter	Zürich	1917	April	3.
von Eugen Diederichs	Jena	1917	April	4.
an Karl Barth	Zürich	1917	April	10.
von Gottfried Lud- wig	Diessbach	1917	Mai	15.
an Karl Barth	Zürich	1917	Mai	19.
von Eugen Diederichs	Jena	1917	Mai	21. x
an Eduard Thurneysen	Zürich	1917	Mai	24. x
von Eugen Diederichs	Jena	1917	Juni	7.
von Gottfried Ludwig	Diessbach	1917	Juni	17.
von Wilhelm Stapel	Hamburg	1917	Juni	24. x
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1917	Juli	9.
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1917	Juli	24.
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1917	Juli	27.
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1917	Juli	30.
an Lydia Kutter- Rohner	Scanfs	1917	August	3.
von Fritz Reitz	Obstalden	1917	August	8.

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Scanfs	1917	August	10.	
an Heinrich Federer	Scanfs	1917	August	14.	x
an Heinrich Kutter und Theodor Pesta- lozzi	Scanfs	1917	August	14.	
an Hermann Kutter jun.	Scanfs	1917	August	15.	
an Lydia Kutter- Rohner	Scanfs	1917	August	17.	
an Verena Kutter	Scanfs	1917	August	17.	
an Heinrich Federer	Rigi- Scheidegg	1917	August	24.	x
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1917	August	28.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1917	September	13.	
an Marie Kutter- König	Zürich	1917	September	18.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1917	September	25.	
an Karl Barth	Zürich	1917	Oktober	1.	x
von Berndt Lund- qvist	Stockholm	1917	Oktober	4.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1917	Oktober	29.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1917	November	14.	
von Wilhelm Stapel	Hamburg	1917	November	16.	
von Eugen Diederichs	Jena	1917	November	26.	
von Eugen Diederichs	Jena	1917	Dezember	6.	
von Adolf Damaschke	Berlin	1917	Dezember	7.	
von Eugen Diederichs	Jena	1917	Dezember	18.	
an Eugen Diederichs	Zürich	1917	Dezember	24.	



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Eduard Thurneysen	Leutwil	1917	Dezember	24.	×
an Eduard Thurneysen	Zürich	1917	Dezember	25.	×
von Karl Barth	Safenwil	1917	Dezember	27.	×
an Karl Barth	Zürich	1917	Dezember	28.	×
von Alfred Kober-Staehelin	Basel	1917	Dezember	28.	×
an Karl Barth	Zürich	1918	Januar	18.	×
an Karl Barth	Zürich	1918	Januar	25.	
von Eugen Diederichs	Jena	1918	März	1.	
von Alfred Kober-Staehelin	Basel	1918	April	12.	×
an Hermann und Lucy Kutter-Scheller	Zürich	1918	April	25.	
von Alfred Kober-Staehelin	Basel	1918	April	29.	
an Heinrich Kutter	Zürich	1918	Juli	10.	
an Heinrich Kutter	Zürich	1918	Juli	17.	
an Lucy Kutter-Scheller	Zürich	1918	Juli	18.	
an Lydia Kutter-Rohner	Frutt	1918	August	1.	
an Lydia Kutter-Rohner	Frutt	1918	August	4.	
an Lydia Kutter-Rohner	Melchsee-Frutt	1918	August	6.	
an Heinrich Kutter	Melchsee-Frutt	1918	August	6.	
an Lydia Kutter-Rohner	Frutt	1918	August	vor 8.	
an Lydia Kutter-Rohner	Melchsee-Frutt	1918	August	8.	
an Eduard Thurneysen	Melchsee-Frutt	1918	August	8.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Melchsee-Frutt	1918	August	10.	
an Lydia Kutter-Rohner	Frutt	1918	August	11.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Frutt	1918	August	12.	
an Heinrich Kutter	Melchsee- Frutt	1918	August	16.	
an Lydia Kutter- Rohner	Melchsee- Frutt	1918	August	19.	
an Lydia Kutter- Rohner	Arosa	1918	August	31.	
an Heinrich Kutter	Zürich	1918	September	3.	
an Heinrich Kutter	Zürich	1918	September	20.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1918	September	26.	
von A. Albers	München	1918	November	10.	
von A. Albers	München	1918	November	15.	
von Karl Barth	Safenwil	1918	Dezember	1.	
von Houston Chamberlain	Bayreuth	1918	Dezember	18.	
von Eugen Diederichs	Jena	1918	Dezember	18.	
von Wilhelm Stapel	Hamburg	1919	Januar	16.	×
von Michael Conrad	München	1919	Januar	21.	
von Fritz Robesy	Brünn	1919	Januar	24.	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1919	Februar	24.	×
von Eugen Diederichs	Jena	1919	März	4.	
von A. Albers	München	1919	März	9.	
von Wilhelm Herrmann	Marburg	1919	März	12.	×
von A. Albers	München	1919	März	14.	
von Wilhelm Stapel	Salzwedel	1919	März	18.	×
von R. Pestalozzi	Zürich	1919	April	1.	
von Wilhelm Stapel	Hamburg	1919	Mai	11.	×
von A. Albers	München	1919	Mai	14.	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1919	Juni	10.	
an Hermann Kutter- Scheller	Zürich	1919	Juni	28.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1919	Juli	8.	×

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Zermatt	1919	Juli	30.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zermatt	1919	August	1.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zermatt	1919	August	7.	
von Georg Merz	München (?)	1919	August	12.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zermatt	1919	August	15.	
an				(2 Briefe)	
Lydia Kutter- Rohner	Zermatt	1919	August	17.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zermatt	1919	August	19.	
an					
Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1919	August	30.	
von Wilhelm Stapel	Friedrich- roda (Thüringen)	1919	Oktober	5.	×
von Eugen Diederichs	Jena	1919	November	11.	×
an Karl Barth	Zürich	1919	Dezember	12.	×
von Houston Chamberlain	Bayreuth	1919	Dezember	18.	×
an Karl Barth	Zürich	1919	Dezember	27.	×
an Houston Chamberlain	Zürich	1920	Januar	8.	×
an Houston Chamberlain	Zürich	1920	Februar	9.	×
an Theodor und Verena Pestalozzi- Kutter	Zürich	1920	Februar	14.	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1920	März	24.	×
an					
Eva Chamberlain	Zürich	1920	Juni	4.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Degersheim	1920	Juni	14.	
an Theodor und	Degersheim	1920	Juni	15.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
Verena Pestalozzi-Kutter					
an Hermann und Lucy Kutter-Scheller	Degersheim	1920	Juni	16.	
an Heinrich Kutter	Degersheim	1920	Juni	18.	
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1920	Juni	18.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1920	Juni	19.	
an Verena Pestalozzi-Kutter	Degersheim	1920	Juni	19.	
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1920	Juni	22.	
an Lucy Kutter-Scheller	Degersheim	1920	Juni	24.	
an Eduard Thurneysen	Degersheim	1920	Juni	24.	×
von Heinrich Federer	Zürich	1920	Juni	28.	×
an Hermann Kutter-Scheller	Degersheim	1920	Juni	30.	
an Heinrich Federer	Degersheim	1920	Juli	1.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1920	Juli	1.	
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1920	Juli	3.	
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1920	Juli	6.	
an Lydia Kutter-Rohner	Degersheim	1920	Juli	12.	
von Eugen Diederichs	Jena	1920	Juli	14.	
von A. Albers	München	1920	Juli	15.	
an Lucy Kutter-Scheller	Zürich	1920	Juli	16.	
von Alfred Kober-Staehelin	Basel	1920	Juli	29.	×
an Lydia Kutter-Rohner und Verena Pestalozzi-Kutter	Zermatt	1920	August	6.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Zermatt	1920	August	9.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zermatt	1920	August	11.	
an Lydia Kutter- Rohner	Zermatt	1920	August	15.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1920	September	8.	
an Heinrich Kutter	–	1920	September	22.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1920	Oktober	30.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1920	November	13.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1920	Dezember	9.	
an Houston Chamberlain	Zürich	1920	Dezember	23.	x
an Heinrich Barth	Zürich	1921	Februar	24.	
von A. Dänge (?)	Riga	1921	April	21.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1921	Mai	10.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1921	Mai	10.	
von Anna Chamberlain	München	1921	Juni	17.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1921	August	11.	
an Lydia Kutter- Rohner	Griesalp	1921	August	10.	
an Lydia Kutter- Rohner	Griesalp	1921	August	14.	
an Hermann und Lucy Kutter-Scheller	Zürich	1921	September	16.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1921	Oktober	18.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1921	Oktober	29.	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1921	November	22.	



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Anna Chamberlain	München	1921	Dezember	29.	
von Alfred Kober-Staehelin	Basel	1922	Januar	17.	
von Alfred Kober-Staehelin	Basel	1922	Februar	18.	
an Hermann und Lucy Kutter-Scheller	Zürich	1922 <sup>a</sup>	März	27.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Thalheim	1922	Mai	8.	
an Karl Barth	Zürich	1922	Mai	24.	×
von Eduard Thurneysen	Bruggen	1922	Juni	6.	×
an Hermann Kutter-Scheller	Zürich	1922	Juni	27.	×
von Martha Müller-Karrer	Wollishofen	1922	Juli	16.	
von Luise Trüb	Baussbronn	1922	August	4.	
von Paul Luge	Leibnitz (A)	1922	September	9.	
an Hermann Kutter-Scheller	Andeer	1922	September	12.	
an Lydia Kutter-Rohner	Andeer	1922	September	13.	
an Lucy Kutter-Scheller	Andeer	1922	September	15.	
an Lydia Kutter-Rohner	Andeer	1922	September	21.	×
an Lucie Kutter-Scheller	Andeer	1922	September	21.	×
an Gottfried Ludwig	Andeer	1922	September	21.	
an Lydia Kutter-Rohner	Andeer	1922	September	25.	
an Lydia Kutter-Rohner	Andeer	1922	September	29.	
an (?) Eberhard	Andeer	1922	September	30.	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1922	Oktober	29.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Biesbach	1922	November	3.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
an Lydia Kutter- Rohner	Biesbach	1922	November 7.	
an Lydia Kutter- Rohner	Biesbach	1922	November 11.	
an Lydia Kutter- Rohner	Schaffhausen	1922	Dezember 16.	
von A. Albers	Hannover (?)	1922	Dezember 25 (?)	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1923	Januar 1.	×
von Ludwig Held von	München	1923	Januar 6.	
Alfred Kober- Staehelin	Basel	1923	Januar 19.	
von Heinrich Federer	Zürich	1923	Februar 12.	
an Lydia Kutter- Rohner	Schaffhausen	1923	Februar vor 21.	
von Heinrich Federer	Zürich	1923	Februar 18.–22.	
an Alfred Kober- Staehelin	—	1923	März 28.	
an Lydia Kutter- Rohner	Bruggen	1923	April 6.	
an Lydia Kutter- Rohner	Bruggen	1923	April 7.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Beggingen	1923	April 12.	
an Heinrich Federer	Zürich	1923	Mai 14.	×
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1923	Mai 31.	
von Robert Rösler- Frey	Luzern	1923	Juni 19.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1923	Juni 28.	
von Karl Joël	Basel	1923	Juli 9.	
an Lucy Kutter- Scheller	Zürich	1923	Juli 18.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1923	Juli 21.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1923	Juli	31.	
an Lydia Kutter- Rohner	S. Bernar- dino	1923	August	11.	
an Lydia Kutter- Rohner	S. Bernar- dino	1923	August	15.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1923	August	16.	
an Lydia Kutter- Rohner	S. Bernar- dino	1923	August	21.	
von A. Albers	München	1923	September	10.	
von Emil und Greti Brunner-Lauterburg	Obstalden	1923	September	11.	×
von Heinrich Federer	S. Bernar- dino	1923	September	11.	
an Heinrich Kutter	Andeer	1923	September	20.	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1923	Oktober	4.	×
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1923	Oktober	11.	
von Ernst Staehelin- Kutter	Thalheim	1923	November	13.	
von Eduard Thurneysen	Bruggen	1923	November	15.	×
an Lydia Kutter- Rohner	Schaffhausen	1923	November	16.	
von Heinrich Federer	—	1923	Dezember	29.	
von E. Schweitzer	Goslar	1923	Dezember	29.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1924	Januar	7.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1924	Januar	22.	×
von Emil Brunner	Obstalden	1924	Januar	25.	×
von Gottfried Ludwig	Diessbach	1924	Januar	31.	
an Gottfried Ludwig	Diessbach	1924	Februar	1.	
von Fritz Schade	Münster (D)	1924	Februar	9.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1924	Februar	16.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Alfred Kober- Stachelin	Basel	1924	Februar	20.	
von Alfred Stückelberger	Zürich	1924	März	5.	
von Alfred Kober- Stachelin	Basel	1924	März	13.	
an (?) Mettler	Zürich	1924	April	12.	
von Wilhelm Stapel	Altona- Bahrenfeld	1924	Mai	4.	
von Alfred Kober- Stachelin	Basel	1924	Mai	15.	
an Hermann Kutter- Scheller	Zürich	1924	Mai	31.	
von A. Albers	München	1924	Juni	13.	
an Hermann und Lucy Kutter-Scheller	Zürich	1924	Juni	27.	×
an Verena Pesta- lozzi-Kutter	Zürich	1924	Juli	5.	
von Alfred Kober	Basel	1924	Juli	9.	
von A. Albers	—	1924	Juli	13./14.	
von Heinrich Federer	S. Bernar- dino	1924	Juli	17.	
von Alfred Kober- Stachelin	Basel	1924	Juli	17.	
an Lucy Kutter- Scheller	Zürich	1924	Juli	18.	×
von Lucy Kutter- Scheller	Beggingen	1924	Juli	21.	
von M. Hausam(m)ann	Zürich	1924	Juli	22.	
von Wilhelm Stapel	Salzwedel	1924	August	2.	
von A. Albers	München	1924	August	3.	
von Wilhelm Stapel	Vitte (Hiddensee, D)	1924	August	29.	
von Heinrich Federer	S. Bernar- dino	1924	September	5.	
von Alfred Kober- Stachelin	Basel	1924	September	6.	
von A. Albers	München	1924	November	14.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Heinrich Federer	—	1924	November	24.	×
von Alfred Kober-Staehelin	Basel	1925	Januar	10.	
von Alfred Kober-Staehelin	Basel	1925	Januar	17.	
an Eduard Thurneysen	Zürich	1925	Februar	5.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Zürich	1925	Februar	11.	
von Eduard Thurneysen	Bruggen	1925	Februar	11.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Zürich	1925	Februar	13.	×
von Heinrich Federer	—	1925	März	30.	
von Richard Proctor(?)	Sydney (Australien)	1925	April	28.	
an Lydia Kutter-Rohner	Zürich	1925	Mai	12.	
an Gottfried Ludwig	Diessbach	1925	Mai	19.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Zürich	1925	Mai	20.	×
an Lydia Kutter-Rohner	Zürich	1925	Mai	25.	×
von Karl Barth	Göttingen	1925	Juni	13.	×
von Eduard Thurneysen	Bruggen	1925	Juni	15.	×
an Karl Barth	Zürich	1925	Juni	16.	×
an Hermann Kutter-Scheller	Zürich	1925	Juni	26.	
von Karl Barth	Göttingen	1925	Juli	2.	×
an Karl Barth	Zürich	1925	Juli	5.	×
von Karl Barth	Göttingen	1925	Juli	13.	
an Lucy Kutter-Scheller	Zürich	1925	Juli	17.	
von Heinrich Federer	Bad Schinznach	1925	Juli	17.	
von Albert Schädelin	Adelboden	1925	August	1.	



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
an Lydia Kutter- Rohner	Pany	1925	August	10.
an Lydia Kutter- Rohner	Zürich	1925	August	14.
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1925	September	5.
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1925	September	10.
von Luise Trüb	Winterthur	1925	September	10.
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1925	September	12.
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1925	September	14.
an Theodor und Verena Pestalozzi- Kutter	Seewis	1925	September	18.
an Heinrich Kutter	Seewis	1925	September	21.
von Heinrich Federer	Mesocco	1925	September	24.
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1925	September	25.
von Hans(?) Zindel	Zürich	1925	Oktober	14.
von Heinrich Federer	Mesocco	1925	Oktober	16.
von David Wieser	Stammheim	1925	Oktober	20.
von Heinrich Federer	Locarno	1925	Oktober	31.
von Richard Proctor(?)	Melbourne	1925	November	6.
von Eduard Thurneysen	Bruggen	1925	November	6. x
von Heinrich Federer	Locarno	1925	November	11. x
von Heinrich Federer	Locarno	1925	November	nach 11.
von Anna Frey	Zürich	1925	Dezember	7.
an Lucy Kutter- Scheller	Zürich	1925	Dezember	22.
an Lucy Kutter- Scheller	Zürich	1925	Dezember	25.

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Heinrich Federer	Locarno	1926	Januar	10.	
von Wilhelm Stapel	Altona-Bahrenfeld	1926	Januar	24.	×
von Heinrich Federer	Locarno	1926	Januar	25.	
von Heinrich Federer	Locarno	1926	Februar	16.	
von Maria Pilder	Klausenburg (Rumänien)	1926	März	18.	×
an Maria Pilder	Zürich	1926	März	23.	×
an Heinrich Federer	Zürich	1926	März	29.	×
an Hermann Kutter-Scheller	Zürich	1926	März	30.	×
von Heinrich Federer	Locarno	1926	März	30.	×
von Maria Pilder	Klausenburg	1926	März	30.	
von Gottfried Ludwig	Diessbach	1926	April	1.	
an Maria Pilder	Zürich	1926	April	3.	
von Heinrich Federer	Locarno	1926	April	25.	×
von Theodor Pestalozzi-Kutter	Schaffhausen	1926	April	4.	
an Fritz Lieb	Zürich	1926	April	6.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1926	April	18.	
an (?) Eberhard	Schaffhausen	1926	April	22.	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1926	April	23.	
von Heinrich Federer	Locarno	1926	April	23./4. u. 12. Mai	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1926	Mai	7.	
von Heinrich Federer	Locarno	1926	Mai	8.	
von Eugen Zólyomi	Zürich	1926	Mai	8.	
von Gerhard Breining	Tübingen	1926	Mai	11.	
von Hermann Leins	Tübingen	1926	Mai	11.	
an Heinrich Federer	Schaffhausen	1926	Mai	14.	×
von Eva Chamberlain	Bayreuth	1926	Mai	22.	×

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Heinrich Federer	Locarno	1926	Mai	22.	×
von Hermann Leins	Tübingen	1926	Juni	3.	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1926	Juni	3./4.	
von A. Albers	München	1926	Juni	27.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1926	Juli	1.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1926	Juli	6.	×
an Heinrich Federer	Schaffhausen	1926	Juli	11.	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1926	Juli	15.	
von Alfred Kober-Stachelin	Basel	1926	Juli	16.	
an Lucy Kutter-Scheller	Schaffhausen	1926	Juli	18.	
von Ambrosius Czakó	Wien	1926	Juli	23.	
von Heinrich Federer	Locarno	1926	Juli	23.	
an Elsa Stoffel	Schaffhausen	1926	Juli	27.	
von Alfred Kober-Stachelin	Basel	1926	Juli	29.	
von Heinrich Federer	Weissenburg	1926	August	2./6.	×
von Maria Pilder	Klausenburg	1926	August	6.	×
an Maria Pilder	Schaffhausen	1926	August	15.	×
von Alfred Kober-Stachelin	Basel	1926	August	17.	
von Heinrich Federer	Weissenburg	1926	August	26.	
von Hermann Leins	Tübingen	1926	August	26.	
von O.(?) Noack	Tübingen	1926	August	26.	
von Alfred Kober-Stachelin	Basel	1926	August	27.	
von A. Albers	München	1926	August	28.	
				(2 Briefe)	
von Ambrosius Czakó	Wien	1926	August	30.	
von Heinrich Federer	Weissenburg	1926	August	30.	
von Alfred Kober-Stachelin	Basel	1926	August	31.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
von Heinrich Federer	Weissenburg	1926	September 1.	
von Karl (?)	Goslar	1926	September 2.	
an Lydia Kutter-Rohner	Weissenburg	1926	September 5.	
von D. Boschkow	Sofia	1926	September 6.	
von Heinrich und Luise Kutter-Trüb	Sofia	1926	September 11.	
an Lydia Kutter-Rohner	Schaffhausen(?)	1926	September(?) 12.(?)	
von Ambrosius Czakó	Wien	1926	September 12.	
von Gerhard Jacobi	Halle (Saale)	1926	September 14.	
von Alfred Kober-Staehelin	Basel	1926	September 14.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1926	September 15.	×
an Gottfried und Ursula Ludwig-Rohner	Schaffhausen	1926	September 16.	
an Heinrich Kutter-Trüb	Schaffhausen	1926	September 21.	
an Heinrich Federer	Schaffhausen	1926	Oktober 6.	×
von D. Boschkow	Sofia	1926	Oktober 22.	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1926	Oktober 25.	
von Ambrosius Czakó	Wien	1926	November 6.	
von Heinrich Federer	Zürich	1926	November 25.	
von Eduard Thurneysen	Bruggen	1926	November 27.	×
von Martha Kuhn	Zürich	1926	Dezember 1.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1926	Dezember 11.	×
von A. Albers	München	1926	Dezember 11.	
von Ernst Staehelin-Kutter	Olten	1926	Dezember 17.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1926	Dezember 19.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1926	Dezember 20.	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1926	Dezember 20.	
von Gottfried Ludwig	Diessbach	1926	Dezember 20.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
an Heinrich und Luise Kutter-Trüb	Schaffhausen	1926	Dezember	21.
von A. Albers	München(?)	1926	Dezember	—
von L. Frijling	Zwolle (NL)	1926	Dezember	22.
an (?) Studer	Schaffhausen	1926	Dezember	23.
von Gertrud Kaven (?)	Dresden	1926	Dezember	23.
von Hans Zindel	Nussbaumen	1926	Dezember	24.
von A. Albers	München(?)	1926	Dezember	25.
an Ernst Lauterburg- Rohner	Schaffhausen	1926	Dezember	30.
an L. Frijling	Schaffhausen	1927	Januar	3.
an Hans Zindel	Schaffhausen	1927	Januar	3.
von V. Chvátal (Tschechosl.)	Soběslavi	1927	Januar	7.
an Maria Pilder	Schaffhausen	1927	Januar	11. ×
an Heinrich Federer	Schaffhausen	1927	Januar	24. ×
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1927	Januar	25. ×
von James Gutmann	New York(?)	1927	Januar	28.
von Martha Kuhn	Zürich(?)	1927	Januar	28.
von Heinrich Federer	Zürich	1927	Januar	28.
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1927	Februar	4.
von S. Orelli	Zürich	1927	Februar	10.
von Maria Pilder	Klausenburg	1927	Februar	11.
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1927	Februar	14.
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1927	Februar	19.
von Gertrud Kaven	Dresden	1927	Februar	21.
von Gottfried Ludwig	Diessbach	1927	Februar	26.
von Heinrich Federer	Zürich	1927	Februar	28.
an Luise Kutter- Trüb	Schaffhausen	1927	März	4.
von Eduard Thurneysen	Bruggen	1927	März	4.



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Lydia Kutter- Rohner	Schaffhau- sen(?)	1927	März	8.	
von Eugen Diederichs	Jena	1927	März	9.	×
von Heinrich Federer	Zürich	1927	März	10.	
von Eugen Diederichs	Jena	1927	März	17.	
von Lukas Stückelberger	Winterthur	1927	März	19.	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1927	April	1.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1927	April	1.	
von Heinrich Federer	Zürich	1927	April	4.	
von Hans Gutmann	New York(?)	1927	April	6.	
von (?) Köhler	Lugano	1927	April	6.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1927	April	10.	×
von Albert Lempp	München	1927	April	26.	×
von A. Albers	München	1927	April	30.	
von Heinrich Federer	Zürich	1927	Mai	1.	
an Heinrich und Luise Kutter-Trüb	Schaffhausen	1927	Mai	6.	
an Heinrich und Luise Kutter-Trüb	Schaffhausen	1927	Mai	13.	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1927	Mai	24.	
von Meta Stoffel	—	1927	Mai	—	
an Meta (?) Stoffel	Schaffhausen	1927	Mai	24.	
an Lydia Kutter- Rohner	Bern	1927	Mai	28.	
an Meta Stoffel	Schaffhausen	1927	Juni	10.	
von Maria Pilder	Leipzig(?)	1927	Juni	18.	
von A. Albers	Portofino (I)	1927	Juni	19.	
von Heinrich Federer	Weissenburg	1927	Juli	10.	×
von Alfred Kober- Stachelin	Basel	1927	Juli	16.	
von Heinrich Federer	Weissenburg	1927	Juli	19.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Alfred Kober- Stachelin	Basel	1927	August	8.	
von Otto Salomon	München	1927	August	11.	
von Albert Lempp	München	1927	August	17.	x
von Gertrud Strasser	Bern	1927	August	17.	
von A. Albers	München	1927	August	21.	
von Albert Lempp	München	1927	August	31.	
von Heinrich Federer	Weissenburg	1927	September	1.	
von Albert Lempp	München	1927	September	6.	
von Heinrich Federer	Weissenburg	1927	September	8. (2 Briefe)	
von A. Albers	München	1927	September	8.	
von Marie Niever- gelt	Zürich	1927	September	12.	
an Gottfried und Ursula Ludwig- Rohner	Seewis	1927	September	13.	x
von A. Albers	München	1927	September	17.	
von Albert Lempp	München	1927	September	22.	
von A. Albers	München	1927	September	25.	
von A. Albers	München	1927	Oktober	1.	
von Otto Salomon	München	1927	Oktober	21.	
von A. Albers	München	1927	Oktober	27.	
von Heinrich Federer	Zürich	1927	Oktober	29.	
an Gottfried Ludwig	Schaffhausen	1927	November	9.	
von Heinrich Federer	Zürich	1927	November	9.	x
von Wilhelm Stapel	Altona- Bahrenfeld	1927	November	14.	x
an Elsa Stoffel	Schaffhausen	1927	November	24.	
von Gottfried Ludwig	Diessbach	1927	November	26.	
von Ernst Stachelin- Kutter	Basel	1927	November	27.	
von Otto v. Greyerz	Bern	1927	November	27.	
an Gottfried Ludwig	Diessbach	1927	November	29.	x
von Heinrich Federer	Zürich	1927	Dezember	2.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von A. Albers	München	1927	Dezember	11.	
an Karl Barth	Schaffhausen	1927	Dezember	15.	×
an Elsa Stoffel	Schaffhausen	1927	Dezember	16.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1927	Dezember	16.	
von Wilhelm Stapel	Altona-Bah- renfeld	1927	Dezember	17.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1927	Dezember	22.	×
von Heinrich Federer	Schaffhausen	1927	Dezember	23.	
an (?) Stoffel	Schaffhausen	1927	Dezember	30.	
an (?) Eberhard	Schaffhausen	1927	Dezember	31.	
an (?) Studer	Schaffhausen	1928	Januar	2.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	Januar	9.	
von Wilhelm Stapel	Altona- Bahrenfeld	1928	Januar	10.	×
von Bertha Witmer	Bern	1928	Januar	19.	
von Heinrich Federer	Zürich	1928	Januar	20.	
an Heinrich Federer	Schaffhausen	1928	Januar	20.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	Februar	1.	×
von Albert Lempp	München	1928	Februar	1.	
von Konrad Zoller	Etsdorf	1928	Februar	4.	
an Elsa und Meta Stoffel	Schaffhausen	1928	Februar	6.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	Februar	6.	
von Otto Salomon	München	1928	Februar	13.	
von Albert Lempp	München	1928	Februar	18.	
von Hermann Kutter-Scheller	Bruggen	1928	Februar	21.	
von Heinrich Federer	Zürich	1928	Februar	22.	
an Hermann Kutter- Scheller	Schaffhausen	1928	Februar	23.	×
von Otto Salomon	München	1928	Februar	23.	
von Heinrich Federer	Zürich	1928	Februar	28.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Luise Kutter- Trüb	Schaffhausen	1928	März	5.	
von E. Lutz	Bern	1928	März	7.	
an Gottfried Ludwig	Diessbach	1928	März	10.	
von Heinrich Federer	Zürich	1928	März	10.	×
von Eduard Thurneysen	Basel	1928	März	10.	×
an Heinrich Federer	Schaffhausen	1928	März	12.	×
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	März	17.	
von Heinrich Federer	Zürich	1928	März	19.	
an Heinrich Federer	Schaffhausen	1928	März	20.	×
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1928	März	21.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	März	23.	×
von A. Albers	München(?)	1928	März	29.	
von L. Ritter	Tübingen	1928	April	2.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1928	April	5.	
von Margrit Odermatt	Basel	1928	April	6.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	April	25.	
an Meta Stoffel	Schaffhausen	1928	Mai	1.	
von Gertrud Kaven	Dresden	1928	Mai	1.	
von A. Albers	München(?)	1928	Mai	2.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	Mai	5.	
von A. Albers	München(?)	1928	Mai	8.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	Mai	8.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	Mai	12.	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1928	Mai	20.	×
an Mettler	Schaffhausen	1928	Mai	25.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	Mai	31.	×
von Maria Pilder	Klausenburg	1928	Juni	7.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	Juni	14.	
an Hermann Kutter- Scheller	Tonfano	1928	Juni	26.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1928	Juli	11.	
an Ernst und Clara Lauterburg-Rohner	Schaffhausen	1928	Juli	16.	
von A. Albers	München	1928	Juli	22.	
an Gottfried Ludwig- Rohner	Diessbach	1928	Juli	25.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	Juli	25.	
von Johanna Wirth(?)	Zürich	1928	August	19.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	August	20.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	August	26.	×
von Helene Bräuer- Koenig	Grosswech- senheim	1928	September	9.	
an Heinrich Kutter- Trüb	Schaffhausen	1928	September	21.	
von Albert Lempp	München	1928	Oktober	16.	×
von Karl Barth	Münster	1928	November	6.	×
von Fritz Schade	Münster	1928	November	6.	
an Karl Barth	Schaffhausen	1928	November	9.	×
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	November	10.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	November	13.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	November	17.	
von Fritz Schade	Münster	1928	November	24.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1928	November	26.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	Dezember	4.	×
an Maria Pilder	Schaffhausen	1928	Dezember	13.	×
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1928	Dezember	17.	
von Fritz Schade	Münster	1928	Dezember	18.	
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1928	Dezember	19.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1928	Dezember	20.	
an Hermann und Lucy Kutter-Scheller	Schaffhausen	1928	Dezember	24.	



Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
an Elsa und Meta Stoffel	Schaffhausen	1928	Dezember 25.	
an (?) Eberhard	Schaffhausen	1928	Dezember 31.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	Januar 4.	×
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1929	Januar 19.	
von Heinrich Federer	Zürich	1929	Januar 20.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	Januar 26.	×
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1929	Januar 29.	
von J. Hromádka	Prag	1929	Februar 3.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1929	Februar 4.	
von Eduard Wechsler	Berlin	1929	Februar 9.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1929	Februar 28.	
von Georg Merz	München	1929	März 2.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	März 4.	×
von (?) Wilm	Bethel	1929	März 9.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	März 13.	×
an Gottfried und Ursula Ludwig- Rohner	Schaffhausen	1929	März 15.	×
an Luise Kutter- Trüb	Schaffhausen	1928	März 17.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1929	März 25.	
an (?) Stoffel	Schaffhausen	1929	April 20.	
von A. Albers	München	1929	Mai 5.	
von A. Maurer	Zürich	1929	Mai 15.	
an Meta Stoffel	Schaffhausen	1929	Mai 20.	
an Lydia Kutter- Rohner	Schaffhausen	1929	Mai 23.	
von J. Hromádka	Prag	1929	Juni 3.	×
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	Juni 7.	
an Heinrich Barth	Bruggen	1929	Juni 10.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1929	Juni 10.	
an Meta Stoffel	Bruggen	1929	Juni 18.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	Juni	24.	
an Hermann Kutter- Scheller	Seewis	1929	Juni	27.	
von Albert Lempp	München	1929	Juli	2.	×
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	Juli	6.	×
von Albert Lempp	München	1929	Juli	12.	
von Maria Pilder	Kronstadt	1929	Juli	14.	
an Gottfried und Ursula Ludwig- Rohner	Seewis	1929	Juli	26.	×
von Otto Salomon	München	1929	Juli	29.	
von Hans Zindel	Nussbaumen	1929	August	2.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	August	6.	
an (?) Stoffel	Schaffhausen	1929	August	6.	
von Otto Salomon	München	1929	August	10.	
von Hans Zindel	Nussbaumen	1929	August	16.	
von Otto Salomon	München	1929	August	19.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	August	21.	
von Fam. Streuli- Nauer	Colonia Alvaro da Silveira, Martinho Campos (Brasilien)	1929	August	31.	
an Elsa Stoffel	Seewis	1929	September	1.	
an Maria Pilder	Seewis	1929	September	3.	
an Lydia Kutter- Rohner	Seewis	1929	September	4.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1929	September	26.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	Oktober	1.	×
von Ernst Frei	Olten	1929	Oktober	9.	
von Otto Salomon	München	1929	Oktober	9.	
von Otto Salomon	München	1929	Oktober	24.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1929	November	1.	
von Otto Salomon	München	1929	November	7.	
von Adolf Keller (T. Cromble)	Genf (Ashkirk, Schottland)	1929	November	nach 9. (9.)	
von Maria Pilder	Klausenburg	1929	November	11.	
von Albert Lempp	München	1929	November	13.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum		pb
von Hermann Kutter-Scheller	Bruggen	1929	November 19.	
von Albert Lempp	München	1929	November 20.	
an Heinrich Kutter- Trüb	Basel	1929	November 22.	
von A. Albers	München	1929	November 23.	
an Maria Pilder	Bruggen	1929	November 29.	x
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1929	November 29.	
von T. Cromble	Ashkirk (Schottland)	1929	November 30.	
von Hans v. Derschuer(?)	Wolfach(D)	1929	Dezember 1.	
von Hans Stroh	Wien	1929	Dezember 5.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	Dezember 6.	
an Hans Stroh	Schaffhausen	1929	Dezember 10.	x
von Hans v. Derschuer(?)	Wolfach(D)	1929	Dezember 13.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1929	Dezember 18.	
an Ernst und Clara Lauterburg-Rohner	Schaffhausen	1929	Dezember 22.	
an Gottfried und Ursula Ludwig- Rohner	Schaffhausen	1929	Dezember 22.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1929	Dezember 22.	x
an Martha Kuhn	Schaffhausen	1930	Januar 2.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1930	Januar 4.	
von Albert Lempp	München	1930	Januar 7.	x
von Otto Salomon	München	1930	Januar 8.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1930	Januar 21.	
von Albert Lempp	München	1930	Januar 22.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1930	Januar 22.	
von Otto Salomon	München	1930	Januar 25.	
an Maria Pilder	Schaffhausen	1930	Januar 29.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1930	Januar 29.	x

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Maria Pilder	Schaffhausen	1930	Februar	5.	×
von Oswald Floeck	Prag	1930	Februar	11.	
von Maria Pilder	Klausen- burg(?)	1930	Februar	20.	
an Luise Kuter-Trüb	Schaffhausen	1930	März	5.	
von Hans Zindel	Nussbaumen	1930	März	6.	
an Hans Zindel	Schaffhausen	1930	März	7.	
von Gottfried Ludwig	Biel	1930	März	8.	
von E. Lutz	Bern	1930	Juni	13.	
von E. Lutz	Bern	1930	Juni	19.	
an Elsa Stoffel	Schaffhausen	1930	April	8.	
von E. Lutz	Bern	1930	April	9.	
an Hans Stroh	Mammern	1930	Juni	11.	
an Hermann Kutter- Scheller	Mammern	1930	Juni	27.	
von Albert Lempp	München	1930	Juli	10.	
an Maria Pilder	Mammern	1930	Juli	12.	
von: Karl Barth, Gerty und Rudolf Pestalozzi, Charlotte v. Kirschbaum	Rom	1930	Juli	19.	
von Josef Jeschke	Basel	1930	Juli	22.	
an Maria Pilder	Mammern	1930	Juli	28.	×
an Maria Pilder	Mammern	1930	September	4.	
an Hermann und Lucy Kutter-Scheller	Mammern	1930	September	17.	
an Heinrich Kutter- Trüb	Mammern	1930	September	19.	
von Maria Pilder	Klausenburg	1930	September	24.	
von Gabriel Incze	Pápa (Ungarn)	1930	September	25.	
an Ursula Ludwig- Rohner	Flawil	1930	Oktober	17.	
von Hans Zindel	Nussbaumen	1930	Oktober	29.	
an Hans Zindel	Flawil	1930	Oktober	30.	
von Franz Baum	Kotzenau (Schlesien)	1930	November	9.	
an Meta Stoffel	Flawil	1930	November	26.	×
von Maria Pilder	Klausenburg	1930	November	26.	

Adressat/ Korrespondent	Ort	Datum			pb
an Maria Pilder	Flawil	1930	November	28.	
von Otto Salomon	München	1930	November	28.	
an Maria Pilder	Flawil	1930	Dezember	4.	x
an Elsa Stoffel	Flawil	1930	Dezember	8.	
an Elsa Stoffel	Flawil	1930	Dezember	22.	
von Alfred Kober- Staehelin	Basel	1930	Januar	28.	
an Maria Pilder	Flawil	1930	Februar	16.	x
von (?) de Quervain	Zürich	1930	Februar	19.	

## Nachtrag

---

Im Nachlaß von Meieli und Ernst Staehelin-Kutter († 1980) fand sich eine Mappe mit Briefen von Hermann Kutter an seine Tochter und seinen Schwiegersohn, die uns Frau Sibylle Rotach-Staehelin freundlicherweise überlassen hat. Die meisten dieser Briefe sind rein persönlichen und familiären Inhalts. Wir publizieren zwei dieser Briefe (Nr. 283 und Nr. 302).

Erhalten sind 47 Briefe an Meieli Staehelin-Kutter und vier Briefe an Ernst Staehelin.



---

## PERSONENREGISTER

---

Für das Register weggelassen sind – wo nicht von besonderer Aussagekräftigkeit – Autoren und Herausgeber von Werken, auf die in den Anmerkungen verwiesen wird. Nicht registriert sind Adressaten von sich häufig wiederholenden Grußformeln sowie von beiläufig genannten Gemeindegliedern.

Verlagsnamen wurden aufgenommen, soweit diese in Text oder Anmerkungen außerhalb von Literaturhinweisen vermerkt sind.

*Kursiv* gedruckte Zahlen bezeichnen Adressaten bzw. Empfänger von den hier veröffentlichten Briefen. Das Zeichen ff meint die Seiten bis ans Ende des jeweiligen Briefes incl. Anmerkungen.

- |  |  |
|--|--|
| Achilles 326                                       | Barth Franziska 349, 361, 363,<br>430 f, 479, 570  |
| Adler Max 395 f                                    | Barth Fritz 153, 187, 197 f  |
| Aeschbacher Robert 153 f                           | Barth Heinrich 198, 392, 439   |
| Alexander VI., Papst 500, 504                      | Barth-Rade Helene 360 f  |
| Altherr Alfred 188 f, 195                          | Barth Karl 9, 22 f, 25 f, 153,<br>198, 242, 305, 313, 314 f,<br>325 f, 331 f, 332, 335, 347,<br>348 f, 360 ff, 363, 379 f, 381-<br>383, 384, 385, 388 f, 390, 406,<br>410 f, 414, 423, 429 f, 430 f,<br>438 f, 442, 449, 460-465,<br>467 f, 473 f, 474 f, 475 f,<br>477 ff, 481 f, 483, 521, 535 f,<br>542, 543, 560, 568 f, 569 f,<br>578-581, 591, 594-596, 614,<br>616, 620 f, 623, 625 |
| Andres Hans 198                                    | Barth Markus 325 f   |
| Anselm von Canterbury 500,<br>504                  | Barth Peter 360 f, 404, 406  |
| Arndt Johann 299                                   | Baumgartner Walter 320   |
| Arnold Eberhard 540                                | Baur Hans 188 f  |
| Avenarius Ferdinand 333 f, 337,<br>344 f, 351, 406 |  |
| Baader Franz von 480                               |  |
| Bach Johann Sebastian 263, 273,<br>359, 623 f      |  |
| Bader Hans 180, 242, 245, 301,<br>317, 406, 411    |  |
| Bäschlin Gotthilf August 389                       |  |
| Barth Christoph 379 f, 384 f                       |  |
| Barth Felix 375                                    |  |

- Bavier Battista 614  
 Bavier-Rittmeyer Luise E. 174 f,  
     176, 614  
 Bebel August 170, 183 f  
 Beethoven Ludwig van 557 f  
 Benz Gustav 260 f  
 Bernhard von Clairvaux 299,  
     459 f, 500, 504  
 Bernoulli Carl Albrecht 449 f  
 Bernstein Eduard 16  
 Bérulle Pierre de 532 f  
 Besson Henri 116 f  
 Bethmann Hollweg Theobald  
     von 355  
 Bismarck Fürst Otto von 291  
 Biville Raoul 265-267  
 Bliss William 240  
 Blösch Karl Emil 153  
 Blum Emil 540  
 Blumhardt Christoph Friedrich  
     12-14, 16, 18, 23, 52, 56, 58,  
     63, 68, 73, 76-83, 85-87, 90 f,  
     97, 112 f, 122, 129, 140, 143 f,  
     147 f, 150, 154 f, 157-161,  
     168-170, 172, 213, 242, 362,  
     379 f, 411, 438 f, 464, 484,  
     521, 598, 613, 622 f, 625  
 Blumhardt Johanna 216  
 Blumhardt Johann Christoph  
     58, 122, 129, 598, 613, 622  
 Böhme Jakob 294  
 Börne Ludwig 396  
 Bolliger Adolf 199, 202-204,  
     207 f, 217-220, 303  
 Bonus Arthur 338 f  
 Borgia Cesare 504  
 Borgia Lucrezia 504  
 Bousset Wilhelm 341  
 Bovet Ernst 368  
 Bô Yin Râ 617  
 Brémond Henri 532 f  
 Bröger Karl 409  
 Bruder Otto 567  
 Brun Carl 165  
 Brun Rudolf 325  
 Brunner Emil 9, 25, 308, 318 ff,  
     358 f, 392, 431 f, 439, 443 ff,  
     450 f, 464, 467 f, 478, 480,  
     596, 614  
 Brunner-Lauterburg Margrit  
     445 f  
 Budde Karl 153  
 Bülow Fürst Bernhard von  
     183 f  
 Bülow Hans von 614  
 Buhhofer Rudolf 375  
 Bultmann Rudolf 439, 616  
 Burckhardt Felix 486  
 Burligiger Jeremias 172, 205  
 Calvin Johann 32 f, 361, 566,  
     595 f, 617  
 Carlyle Thomas 219, 221, 623  
 Carr Edwards Ellis 235, 260,  
     265 ff, 270 f, 276 f, 614  
 Casalis-Thurneysen Dorothee  
     383 f, 441 f  
 Casalis Georges 383  
 Cerisier J. E. 265-267  
 Chamberlain-von Bülow Eva  
     280, 283, 287, 413, 419 f,  
     427 f, 509, 614 f  
 Chamberlain Houston Stewart  
     24, 225 f, 279 f, 282 f, 283,  
     286 ff, 289 f, 292 f, 365, 412 f,  
     414 ff, 416 f, 419-421, 427 f,  
     509, 615  
 Christ Paul 275

- Circe, Zauberin 62, 64  
 Classen Walter 338 f, 356, 358  
 Clemens Alexandrinus 14, 97,  
 153, 162–164, 621  
 Cohen Hermann 451  
 Coudren Charles von 532 f  
 Czako Ambró 516–518  
  
 Darwin Charles Robert 129,  
 487  
 Dawes Charles Gates 458  
 Debarge Louis 365  
 Debs Eugene von 260  
 Dickens Charles 339  
 Diederichs Eugen (Diederichs-  
 Verlag) 24, 281 f, 284, 290 f,  
 334 f, 340 ff, 344, 346, 346 f,  
 347, 351–354, 354 f, 356, 358,  
 372, 373 f, 375, 407, 408 ff,  
 426 f, 438 f, 527, 615  
 Dieterle Samuel 441 f, 467 f,  
 482–484  
 Dietz (Verlag) 191  
 Diomedes, König von Argos  
 416  
 Dittrich Ottmar Johann Peter  
 340 f  
 Dittus Gottliebin 58  
 Dorner Isaak August 119 f  
 Dostojewski Fjodor M. 625  
 Duhm Bernhard 153  
  
 Eberle Hedwig 423 f  
 Engels Friedrich 16, 396  
 Epprecht Robert 362, 483  
 Eugster-Züst Howard 18,  
 85–87, 92, 129, 144, 159  
 Eugster Jakob 258–261  
  
 Faber Johannes 206, 209 f, 213,  
 220  
 Fechner Gustav-Theodor 219,  
 221  
 Federer Heinrich 25, 364 f,  
 377 f, 378 f, 423 f, 424 f,  
 442 f, 459 f, 485 ff, 494 f, 497,  
 498 ff, 506 ff, 510 f, 513 f,  
 519 f, 524 f, 526, 532 f, 537 f,  
 553 f, 556, 557 f, 562, 615  
 Federer Heinrich (Onkel des  
 Dichters) 554  
 Federer Josef Anton Sebastian  
 554  
 Fendrich Anton 340, 342  
 Fénelon (François de Salignac  
 de la Mothe) 500, 504  
 Fichte Johann Gottlieb 16, 24,  
 340–342, 344–346, 395, 405,  
 407, 450  
 Fischer Kuno 279 f  
 Flemmig Georg 540  
 Förster Friedrich Wilhelm  
 344–346  
 Forel Auguste 325  
 Frantz Konstantin 346  
 Franziskus von Assisi 623  
 Fröhlich-Kutter Elisabeth 93  
  
 Gantenbein Burkhard 197 f  
 George Henry 16  
 Gerber Perret-Gentil Fritz 99,  
 101  
 Gerhard Johann 68  
 Gideon, Richter 306  
 Glaukos aus Lykien 416  
 Gobineau Joseph Arthur von  
 615  
 Gönczy L. 492

- Goethe Johann Wolfgang von  
     300, 366, 368, 398, 429, 569 f  
 Gogarten Friedrich 432, 439,  
     478, 480  
 Gollwitzer Helmut 521  
 Gounelle Elie-Joël 257, 259,  
     267 f, 321  
 Gounelle Paul 257, 267  
 Graf Johann Jakob 202  
 Grand Jon 299, 301  
 Greyerz Karl von 371  
 Greyerz Otto von 12, 24, 31 ff,  
     34 ff, 37 ff, 46 ff, 48 ff, 58,  
     171 f, 180 ff, 184 f, 361,  
     365 ff, 368 ff, 387, 616  
 Greyerz Walo von 182 f.  
 Günther Agnes 408 f  
 Günther Albrecht Erich  
     407–409  
 Günther Rudolf 409  
 Gunkel Hermann 320  
 Gutersohn Ulrich 317  
  
 Häberlin Paul 617  
 Händel Georg Friedrich 263  
 Hagmann Johann Georg 242,  
     245  
 Harnack Adolf von 119 f, 163,  
     292, 613  
 Hartmann Benedikt 232, 237,  
     253  
 Hatzfeld Sophie Josepha von  
     396  
 Hauck Albert 379  
 Hauri Nathanael 146 f, 205–210,  
     213 f, 218, 220  
 Heath Richard 240 f, 253,  
     254 ff, 267, 270, 616  
 Hebbel Christian Friedrich 334  
  
 Heberlein (Industrieller) 439  
 Hegel Georg Wilhelm Friedrich  
     294  
 Heine Heinrich 31, 33, 396  
 Held Heinrich 511  
 Henriette Maria, Königin 533  
 Herpel Otto 411, 540  
 Herrmann Wilhelm 185, 395 f,  
     613, 616  
 Hindenburg Paul von 511, 550  
 Hiob 393  
 Hitler Adolf 615  
 Holmes Haynes 260, 265  
 Hopf Otto 159 f  
 Horneffer August 341  
 Horneffer Ernst 341  
 Hromádka Josef L. 583 f, 606,  
     617  
 Huchet (frz. Pfarrer) 321  
 Hübner Alexander von 156  
 Hürlimann W. 482, 484  
 Hüttinger Karl 76 f  
 Hüttinger-Oettli Mina 77  
  
 Ibsen Henrik 20  
 Imre L. 492  
 Incze Gabor 606  
 Jäger-Nägeli Verena 537 f  
 Jäggli Arthur 406  
 Jakobus 625  
 Jean Paul 339  
 Jeremia, Prophet 27, 62, 563 f,  
     566, 570–579, 584–586, 588,  
     598–600  
 Jesaja, Prophet 452–454, 547,  
     559, 595, 598  
 Jesus Christus 12–14, 16, 38,  
     42 f, 45, 47, 49, 55, 61, 66 f,  
     70, 73, 79, 87–89, 91,

100–102, 104, 107 f, 111–114,  
119, 126–129, 133 f, 142, 166,  
174, 182 f, 185, 187, 193, 201,  
217, 244, 246, 252, 274, 288,  
296, 309, 315, 320, 336, 361,  
367, 395, 415, 420, 425, 429,  
434, 440, 453–457, 471,  
491–493, 500–502, 506 f,  
519 f, 523 f, 528–530, 541 f,  
545–547, 558 f, 561, 564 f,  
569, 571, 573, 576, 588 f,  
593–595, 597, 610, 615, 622,  
624 f

Joel Karl 449 f, 660

Jordi Arnold 33

Joss Gottlieb 222

Kádár Imre 621

Kaftan Julius 86, 291, 355

Kaiser-Verlag 543, 584, 605,  
619 f

Kant Immanuel 11, 16, 26, 36,  
225 f, 279 f, 285 f, 289, 316 f,  
322, 395 f, 398, 420, 445 f,  
449 f, 534, 540, 552, 554 f,  
615

Kasser Heinrich 148

Keller Adolf 186 f, 588

Keller Gottfried 334, 337, 339

Kierkegaard Sören Aabye 20,  
284, 446, 621, 623

Kilchner Ernst 450

Kind-Wild Rösi 74

Kingsley Charles 140, 255 f

Kober-Staehelin Alfred (Kober-  
Verlag) 374 f, 386 f, 389 ff,  
402, 408 f, 426 f, 449, 525,  
617 f

Köhler Ludwig 245

Kolbenheyer Erwin Guido 539 f

Kopernikus Nikolaus 436

Kranzfeld Toni 353 f

Kropatschek Friedrich 291

Kuhn Martha 526, 562 f, 618

Kuhne Louis 145 f

Kurtz Johann Heinrich 153 f

Kutter Gertrud vgl. Staehelin-

Kutter Gertrud

Kutter Hanna vgl. Wenger-Kut-  
ter Hanna

Kutter-Trüb Heinrich 173,

297 f, 324 f, 329, 352, 391,  
527, 608 f, 618 f

Kutter-Scheller Hermann (Kut-  
ter Hermann jun.) 9, 58, 140,

143 f, 149, 151, 173, 299 f,  
302, 307 f, 313, 316, 318 ff,  
322 f, 328 f, 348 f, 354, 375,  
429 f, 433 ff, 437, 452 ff, 496,  
503, 552, 592 f, 619

Kutter-Scheller Lucie 429 f,  
433–435, 437, 452 ff, 455 ff,  
503, 593, 619

Kutter-Trüb Luise 608, 618

Kutter-Rohner Lydia 13, 33, 39,  
52 f, 53 ff, 59 ff, 62 ff, 64 ff,  
66 ff, 69 ff, 71 ff, 74 f, 76 f,  
78 ff, 80 f, 82 ff, 84 ff, 87 ff,  
90 f, 92 f, 94 f, 95 ff, 98 ff,  
101 ff, 104 f, 105 f, 106 f,  
108 f, 109 f, 110 ff, 113 f,  
114 f, 116 f, 117 f, 118 ff,  
121 f, 123 f, 124 f, 126, 127 f,  
128 f, 130, 131 f, 132 f, 133 f,  
135, 136, 137, 138 f, 139 f,  
140 f, 142 f, 143 f, 145 f,  
147 f, 148 f, 149 f, 150 f,  
152 f, 154, 155 f, 157 f, 158 ff,



- 160 f, 165, 166, 167, 167 ff,  
 169 f, 172 f, 176 f, 211 f, .  
 212 f, 215 f, 262 f, 276, 278 f,  
 285 f, 293 f, 298 f, 299 ff, 306,  
 309, 310 ff, 315 f, 316 f, 321,  
 352 ff, 421 f, 435 f, 441, 469,  
 470 f, 472, 475, 498, 521, 582,  
 587 f, 592, 619, 621  
 Kutter Magdalena 422, 458  
 Kutter-König Marie 10, 40 f,  
 42 f, 44 f, 50 f, 62, 73 f, 98,  
 124, 146, 172, 326 f, 330 f,  
 619  
 Kutter Marie (Schwester von  
 Hermann Kutter) 64, 172  
 Kutter Ursula 422, 429 f, 434 f,  
 458  
 Kutter Verena vgl. Pestalozzi-  
 Kutter Verena  
 Kutter Veronika 435, 437, 458  
 Kutter Wilhelm Rudolf 10, 12,  
 40 f, 48, 56, 58, 582, 619, 624  
  
 Lagarde Paul Anton de 615  
 Lanfrank 500, 504  
 Lange Joachim 150 f  
 Larsen Johannes Anker 486 f  
 Lassalle Ferdinand 395 f  
 Lattmann H. 211 f  
 Lauterburg-Rohner Clara 63 f,  
 73, 223 f, 446, 470  
 Lauterburg-Rohner Ernst 64,  
 154, 470  
 Lauterburg-Brauchli Fritz 71,  
 469 f, 596  
 Lauterburg-Losenegger Maria  
 153 f  
 Lauterburg Moritz 223 f  
 Lauterburg Otto 261  
  
 Lejeune Robert 476, 483 f  
 Lempp Albert 531, 533 f, 555 f,  
 567, 584 f, 586, 599, 619  
 Lenin Wladimir Iljitsch 401  
 Lerber Theodor von (Lerber-  
 schule) 11, 125, 130–132  
 Lieb Fritz 449 f, 478, 480  
 Liebknecht Karl 348  
 Liechtenhan Rudolf 237, 242,  
 245, 388 f, 404, 406  
 Löschner Valentin Ernst 150 f  
 Loman Abraham Dirk 140  
 Ludlow John Malcolm Forbes  
 257  
 Ludwig Gottfried 469 f, 535,  
 541 f, 581 f, 589, 620  
 Ludwig-Rohner Ursula 535,  
 581 f, 589, 620  
 Lüdemann Hermann 152 f, 294,  
 388 f, 536  
 Luther Hans 511  
 Luther Martin 244, 357, 376,  
 395, 596, 616 f  
  
 Makkai Sándor 513, 517, 565 f,  
 587 f, 590 f, 605 f  
 Maksay A. 492  
 Marca Giuseppe a 532  
 Marr Heinz 356, 358  
 Marti Karl 152 f  
 Martin Johannes 263  
 Martin-Burckhardt Maria 263  
 Marx Karl 16, 395 f, 622 f  
 Masaryk Tomáš Garrigue 617  
 Maurenbrecher Max 342  
 Maurice Frederick Denison 240,  
 255–257  
 Medicus Fritz 449 f

- Merz Georg 439, 464, 468, 534,  
 599  
 Migne Jacques-Paul 164  
 Monod Théodore 256 f, 616  
 Monod Wilfred 257, 259,  
 265–267  
 Mozart Wolfgang Amadeus 263,  
 300  
 Müller Albert 186 f  
 Müller Ernst 223  
 Müller-Grote Gustav (Grote-  
 Verlag) 486 f, 537 f  
  
 Nagy A. 492  
 Nagy G. 492  
 Napoleon Bonaparte, Kaiser  
 400  
 Natorp Paul 451  
 Naumann Friedrich 199,  
 219–221, 245, 270, 291, 336,  
 339, 342  
 Neander Johann August Wil-  
 helm 329  
 Nebukadnezar 63  
 Neumann Angelo 288  
 Niebergall Friedrich 489 f  
 Nietzsche Friedrich 20, 182,  
 341, 450  
 Niklaus von der Flüe 377 f  
  
 Ochino Bernardino 153 f  
 Odysseus 62, 64  
 Oetinger Friedrich Christoph  
 129  
 Oettli-Diethelm Anna 58, 77  
 Oettli Samuel 56–58, 76 f, 92 f,  
 122, 126, 137, 139  
 Ollier Johann Jacob 532 f  
  
 Orelli Conrad von 86, 122,  
 186 f, 189 f, 193 f  
 Otto Rudolf 218  
 Overbeck Franz 14, 97, 162,  
 163, 164, 450, 620 f  
 Ovinck Bernard Jan Hendrik  
 451  
  
 Papageno (Zauberflöte) 213  
 Parmenides 552  
 Pascal Blaise 267, 444, 446  
 Passy Paul 265–267  
 Pastor Ludwig, Freiherr von  
 Campersfelden 504  
 Paulus 44, 116, 182, 244, 308,  
 324, 415, 420, 493, 503, 512,  
 541 f, 590, 600 f, 621, 625  
 Peschke Josef B. 606  
 Pestalozzi-Eidenbenz Gerty 468  
 Pestalozzi Johann Heinrich 450  
 Pestalozzi Karl 339  
 Pestalozzi Rudolf 362, 468, 569,  
 677  
 Pestalozzi Theodor 372, 429 f,  
 495, 503, 568 f, 621  
 Pestalozzi-Kutter Verena 173,  
 295 f, 296 f, 323, 495, 503,  
 568 f, 621  
 Petrus 244  
 Pfannkuche August 199 f  
 Pfarre Alfred 400 f  
 Pfister Oskar 242, 245, 247 f  
 Pflüger Paul 86, 211 f, 266–268,  
 277, 301  
 Phaidon 553  
 Phaidros 553  
 Pilder Alfred 621  
 Pilder-Meissner Alojsia 621  
 Pilder Maria 27, 491 f, 493 f,

- 511 ff, 514 f, 516 f, 517 f, 522,  
 523 f, 529 ff, 543 ff, 551,  
 558 f, 563 f, 565 f, 570 ff,  
 575 f, 576 f, 578, 579, 580 f,  
 586 ff, 590 f, 592 f, 597 f,  
 600 ff, 602 ff, 605 f, 608 f,  
 610 f, 621  
 Plato II, 26, 55, 242, 279 f, 289,  
 317, 322, 446, 451, 514,  
 532-534, 538, 540-542,  
 551-560, 562 f, 567, 585 f,  
 599 f  
 Platzhoff-Lejeune Edouard  
 219-221  
 Preiswerk Adolf 212 f  
 Preiswerk-Zellweger Marguerite  
 86  
 Preiswerk-Zellweger Richard  
 85 f  
 Preuss Hugo 490  
  
 Quervain Alfred de 286  
 Quinche Auguste 146 f  
 Quintilianus Marcus Fabius 329  
  
 Raabe Wilhelm 334, 337, 339,  
 343  
 Rade Martin 323, 341, 349, 361,  
 387, 404  
 Ragaz-Engi Anton 217  
 Ragaz Bartholome 275 f  
 Ragaz Christine 199, 210, 214 f  
 Ragaz-Nadig Clara 222, 263,  
 339  
 Ragaz Leonhard 9, 21-23, 86,  
 177 f, 179 f, 186 f, 188 ff,  
 190 ff, 192 ff, 194 f, 195 f,  
 197 ff, 200, 201, 202, 203 f,  
 205 ff, 207 f, 209 ff, 211, 213,  
 214 f, 216 ff, 218 ff, 222,  
 222 f, 223 f, 226, 227 f, 229 f,  
 230 ff, 232 f, 233 f, 236 f,  
 241 f, 243 ff, 247 f, 249 ff,  
 258 f, 260 f, 261 f, 263, 264 f,  
 268 f, 269 f, 274 f, 275, 276,  
 280, 286, 302 f, 306 f, 314 f,  
 339, 357-362, 365, 368, 371 f,  
 380, 389, 411, 442, 462, 481,  
 483 f, 536, 613, 622 f, 625  
 Rauschenbusch Walter 240, 255,  
 257, 260, 336, 339, 616  
 Ravachol (Anarchist) 135  
 Reimarus Hermann Samuel 272,  
 624  
 Rich Arthur 252  
 Ritschl Albrecht 68 f, 89, 120,  
 218, 221, 237, 257, 265, 616,  
 622  
 Ritter Adolf 172, 204 f, 250, 252  
 Röbling Paul 284  
 Rohner Anna 70  
 Rohner-Wild Ida 619  
 Rohner-Wild Jakob 54, 57, 619  
 Rohner-Zurbrügg Jakob 70, 101  
 Rohner-Brassel Johannes 70  
 Rohner Lydia vgl. Kutter-Roh-  
 ner Lydia  
 Rohner-Wagner Otto 64, 68 f,  
 316, 353, 582, 619 f  
 Rohr Karl Emanuel 40 f, 153  
 Rosenberg Alfred 615  
 Ruskin John 255, 257  
 Ryhiner Wilhelm 169 f  
  
 Salis Arnold von 211 f  
 Salomo König 65  
 Salomon Otto 567, 599  
 Salzer (Verlag) 510

- Sandreuter Karl 362  
 Savonarola Girolamo 504  
 Schädelin Albert 180, 535 f, 620  
 Schafft Hermann 540  
 Schelling Friedrich Wilhelm Joseph von 16, 294, 552, 554  
 Schiller Friedrich 213, 338 f, 407  
 Schlatter Adolf 32, 34  
 Schleiermacher Friedrich Daniel Ernst 36, 68, 100, 117–120, 323, 445 f  
 Schmidt Paul Wilhelm 206 f  
 Schmiedel Paul Wilhelm 199, 220, 246  
 Schneiderfranken Joseph Anton 617 f  
 Schön Friedrich 287 f  
 Schönholzer Gottfried 219 f  
 Schopenhauer Arthur 182, 339  
 Schubert Franz 557  
 Schütz Paul 439  
 Schultheis Heinrich 411  
 Schulthess-Rechberg Gustav von 264 f  
 Schultz Clemens 358  
 Schweitzer Albert 272 ff, 623 f  
 Schweizer Alexander 119 f  
 Seeckt Otto 486 f  
 Sigg Jakob 475 f, 483  
 Simeon, der Greis 385  
 Smend Rudolf 153  
 Sohm Rudolf 342, 574  
 Sokrates 450, 552  
 Speyr Johanna von 78, 80  
 Speyr-Müller Julie von 39 ff, 624  
 Stade Bernhard 153  
 Staehelin-Kutter Ernst 323, 439, 478, 480, 528 f, 624, 678  
 Staehelin-Kutter Gertrud (Meieli) 173, 216, 323, 329, 423 f, 439, 528 f, 560 f, 624, 678  
 Stapel Wilhelm 24, 333 f, 335, 335 ff, 342 ff, 350 ff, 353, 356 ff, 376, 392 f, 397 f, 399 ff, 403 ff, 409, 488 ff, 539 f, 548 ff, 624  
 Stéck Rudolf 139 f, 153  
 Steinlin-Wild Emma 74  
 Steinlin Walter 74, 77, 80, 138 f  
 Stephan Horst 323  
 Stern Theodor 144, 146–148  
 Stier Ewald 341, 372  
 Stöcker Adolf 221, 270 f, 291, 336, 339  
 Stoffel Elsa 625  
 Stoffel Meta 607 f, 624  
 Stroh Hans 594 ff, 625  
 Stückelberger Lukas 180, 238, 245  
 Stückelberger-Tischhauser Martha 236, 238  
 Sutermeister Friedrich 154 f  
 Szász Agnes 621  
 Tamino (Zauberflöte) 213  
 Tavaszy Sándor 492  
 Taylor Graham 260  
 Thalmann Susanna 146–148  
 Tholuck Friedrich August Gottreu 329, 616  
 Thomas a Kempis 299  
 Thurneysen Dorothee vgl. Cassalis-Thurneysen Dorothee  
 Thurneysen Eduard 9, 25 f, 303 f, 304, 305, 312 f, 335, 349, 359, 361 f, 374 f, 381 f, 382 f, 384 f, 387, 390, 391,

- 394, 406, 410 f, 418, 422 f,  
 429 f, 431 f, 438 f, 440, 441 f,  
 446, 447 f, 448 f, 451, 460 ff,  
 463 ff, 469, 473 f, 474 f,  
 475-481, 482 f, 520 f, 531,  
 536, 555 f, 560, 585, 596 f,  
 606, 613, 625  
 Thurneysen Katharina 441 f  
 Thurneysen Margrit 382  
 Thurneysen Matthias 441 f  
 Timaios 552 f  
 Tischhauser Christian 210, 212 f  
 Tischhauser-Jucker Emanuel  
 180, 210 f, 213 f, 228, 234,  
 238, 242, 245, 262-265, 276,  
 301  
 Tischhauser-Jucker Hanny 234  
 Tischhauser Maria 210, 213  
 Tolstoi Leo Nikolajewitsch 20,  
 462, 623  
 Troeltsch Ernst 341  
  
 Verheggen (Pfarrerfamilie) 298  
 Vershoven Wilhelm 342  
 Vincentius von Paul 532 f  
 Vischer Wilhelm 439  
  
 Wächter Alfred von 146 f  
 Wächter-von Soden Rosa von  
 146 f  
 Wagner Adolf Heinrich Gott-  
 hilf 291  
 Wagner Cosima 280, 282 f, 288,  
 413, 614 f  
 Wagner Richard 24, 280, 283,  
 287 f, 614 f  
 Walder Albert 196, 199, 201  
 Walther Hermann (Verlag) 195,  
 205, 208  
  
 Weber Elise 169 f  
 Weber Ludwig 291  
 Weber Max 291, 342  
 Wechsler Eduard 316, 323  
 Weeks Rufus W. 216, 234 f,  
 238 ff, 253 f, 260, 266, 268,  
 269 ff, 276, 614, 625 f  
 Weiss Johannes 341  
 Wellhausen Julius 153  
 Wendland Johannes 204, 207,  
 218  
 Wenger-Kutter Albert 41, 148,  
 154, 173  
 Wenger-Kutter Hanna 40 f,  
 147 f, 154, 173  
 Wernle Paul 173, 219, 221, 237,  
 313 f  
 Wernly-Kind Lucy 57, 153  
 Wernly Theophil 54, 57, 60  
 Wichern Johann Hinrich 291  
 Wieser Gottlob 406, 438 f  
 Wild Karl 74, 125  
 Wild-Brunner Wilhelmine 74  
 Wild Zilla 124 f  
 Wilhelm II., Kaiser 24, 291  
 Wilhelm von St. Thierry 14, 97,  
 460  
 Wille Ulrich 623  
 Wilson Woodrow 400 f  
 Wrede William 272, 624  
  
 Xenophon 450  
  
 Zellweger Otto 75, 85 f, 92,  
 144, 146 f, 149, 155, 361-363,  
 374 f,  
 Zimmermann Alfred 209  
 Zündel Friedrich 58, 122, 170  
 Zwingli Ulrich 21



---

## BILDERNACHWEIS

---

### Bild

- 1: Photographie (1883/84) aus dem Besitz von Pfr. H. Kutter jun.,  
abgebildet in: Der Schweizerische Zofingerverein 1819–1969, Bern  
1969, Abb. 61.
- 2, 7, 9, 10, 13, 18, 19, 24, 25: Originale im Besitz von Dr. Heinrich  
Kutter, Egg (Kt. Zürich).
- 3, 4, 8, 12, 20: Photographien aus dem Besitz von Pfr. H. Kutter jun.,  
abgebildet in: H. Kutter jun., Hermann Kutters Lebenswerk, Zü-  
rich 1965.
- 5, 6: Originale im Besitz von Oberstudienrat Rolf Weber, Bad  
Boll.
- 14: Original im Besitz des Richard Wagner-Museums/Nationalar-  
chiv der Richard Wagner-Stiftung Bayreuth.
- 15, 16: Originale im Besitz des Eugen Diederichs Verlags in Köln.
- 17: Original im Besitz von Pastor i. R. Henning Stapel, Hamburg.
- 21: Original im Besitz von Pfr. Hans Heinrich Brunner, Zürich.
- 22: Original im Besitz des Karl Barth-Archivs in Basel.
- 23: Original im Besitz des Rex Verlags in Luzern.



## Kirche im Krieg

*Der deutsche Protestantismus am Beginn des Zweiten Weltkrieges.*

*Herausgegeben von Günter Brakelmann unter Mitarbeit von Dieter Beese, Ubbo de Boer,*

*Sigrid Kirsch, Thomas Koebe, Gisela Mösel und Johannes Romann.*

*(Bd. 1/2) 336 Seiten. Kt. (ISBN 3-459-01234-X)*

Kein zweites Buch kann uns so gut, knapp, gründlich und vor allem verständlich in das Thema »Kirche im Zweiten Weltkrieg« einführen wie der jetzt vorliegende Sammelband, Quellenband bzw. das Lese- und Studienbuch von Brakelmann und einigen seiner Mitarbeiter. In elf Kapiteln sind Materialien verschiedenster historischer Ebenen sorgfältig ausgewählt. Eine kurze Einleitung erschließt die Quellen. Jedem Kapitel folgt ein Abschnitt »Gedanken und Wertungen«, *entwurf*

## Atomwaffen und Ethik

*Der deutsche Protestantismus und die atomare Aufrüstung 1954-1961.*

*Dokumente und Kommentare. Herausgegeben von Christian Walther unter Mitarbeit von*

*Wolf Werner Rausch und Andreas Pawlas. (Bd. 3) 188 Seiten. Kt. (ISBN 3-459-01356-7)*

Wer sich in der theologischen Diskussion vergegenwärtigen will, was zu diesem Thema schon alles im deutschen Protestantismus und in der Ökumene gedacht worden ist, sollte an diesem Band nicht vorbeigehen. Die ganze Breite des Spektrums von sehr differenzierter Betrachtung der Verantwortung im Atomzeitalter bis zu radikaler Ablehnung der Atomwaffen wird in dem Band dokumentiert. *Deutschlandfunk*

## Die Schuld der Kirche

*Dokumente und Reflexionen zur Stuttgarter Schulderklärung vom*

*18./19. Oktober 1945. Herausgegeben von Martin Greschat, in Zusammenarbeit mit*

*Christiane Bastert. (Bd. 4) 320 Seiten. Kt. (ISBN 3-459-01427-X)*

Eine Gruppe jüngerer Zeitgeschichtler legt erstmalig eine umfassende Darstellung der Entstehung der Schulderklärung sowie der Wirkungen und Reflexionen auf dieses öffentliche Wort vor. Vieles bisher Unveröffentlichte ist in diese Dokumentation eingegangen. Einführende Texte und Kommentare helfen dem Leser zum Verständnis der zentralen Bedeutung der Schulderklärung sowie zur eigenen Urteilsbildung.

Rolf Stöver

## Protestantische Kultur zwischen Kaiserreich und Stalingrad

*Porträt der Zeitschrift »Eckart« 1906-1943. (Bd. 5) 204 Seiten. Kt. (ISBN 3-459-01455-5)*

Der »Eckart«, ab 1924 als »Blätter für evangelische Geisteskultur« eine der wesentlichen Kulturzeitschriften, stellt für uns heute ein unschätzbares Dokument geistesgeschichtlicher, religiöser und politischer Tendenzen und Entwicklungen dar. In Texten und Interpretationen entsteht hier ein spannungsvolles Porträt des »Eckart«.



( 71.80 )



